Magazin

: : für : :

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Vierzehnter Band.

Vierzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.

1912.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1912.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 14. Band. St. Louis, Mo. Januar 1912.

Vorwort.

Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. — 2. Kor. 13, 8.

Es gibt ein feines Bild von dem edlen und frommen Grafen von Zinzendorf, unter welchem ein Facsimile der Grundschrift des Grafen angebracht ist, das heißt: „So schreibt eine Hand, die nur der Wahrheit fröhnt." Nur der Wahrheit zu dienen, nur ihr allein, das muß gewiß auch das Streben aller derer sein, die in unserer theologischen Zeitschrift das Wort ergreifen, das Streben des Redakteurs und das Streuen seiner Mitarbeiter. Aber — jeder wird sich ja doch dabei bewußt bleiben, daß bei allem redlichen Willen und Streben, der Wahrheit zu dienen, doch nolens volens Irrtum mit unterläuft. Jeder ist sich bewußt: ich bin nicht unfehlbar, sondern bin menschlich beschränkt und darum irrtumsfähig. Kein billig denkender Kritiker wird an die Autoren oder den Redakteur die Forderung der Unfehlbarkeit und Irrtumslosigkeit machen; jeder Leser wird sich doch wohl auch sagen: Auch ich bin nicht unfehlbar, auch ich kann in dem oder jenem Punkte im Irrtum sein. Aus dieser allgemein menschlichen Fehlbarkeit soll dann die gegenseitige Verträglichkeit hervorgehen, von welcher Paulus schreibt, Gal. 6, 1 ff. schreibt: „Lieben Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilt würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, die ihr geistlich seid; und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest. Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen u. s. w." Hier ist offenbar von sittlichen Fehltritten die Rede, in die einer geraten mag. Wie viel mehr sollten intellektuelle Irrtümer, Fehler der Erkenntnis und des Wissens ertragen werden, nicht so, daß man stillschweigend alles hingehen läßt, was doch zu tadeln ist, sondern so, daß man nach obiger apostolischer Regel mit sanftmütigem Geist dem Irrenden seinen Fehler und Irrtum nachweist.

Studien mancher Art können einen ernsten Forscher veranlassen, ererbte alte Vorstellungen und Traditionen fahren zu lassen und Hypothesen zur Lösung mancher ernsten Probleme aufzustellen, die einem an=

deren, der diese Studien nicht gemacht hat, durchaus nicht einleuchten und vielleicht geradezu gefährlich erscheinen. Da kann vertrauensvolles Entgegenkommen zur Verständigung und Berichtigung des Irrtums führen, er mag sein, auf welcher Seite er wolle. Dagegen mißtrauisches, rauhes abweisendes Gebahren führt nur mehr zur Entfremdung und dient nicht der Wahrheit, die ans Licht gebracht werden soll. Paulus stellt 1. Kor. 14, 29 ff. folgende Regel auf: „Weissager laßt reden, zwei oder drei, und die anderen lasset richten. So aber eine Offenbarung geschieht einem andern, der da sitzt, so schweige der erste. Ihr könnt wohl alle weissagen, einer nach dem andern, auf daß sie alle lernen und alle ermahnet werden. Und die Geister der Propheten sind den Propheten untertan.“ Das ist also eine Regel, die bei persönlichen Zusammenkünften in den Christengemeinden gelten sollte. Da sollte durch Rede und Gegenrede der eine von dem andern lernen, der eine vom andern sich belehren lassen. Da sollten die Herzen offen stehen für den lebendig sprudelnden Quell der Weissagung. Nicht, daß jedes Wort sollte unwidersprochen hingenommen werden, sondern es sollte jedem andern freistehen zur Berichtigung und zur Ergänzung das beizufügen, was ihm not dünkte. Auch nicht, daß dem andern das Wort verboten oder abgeschnitten werden sollte, der etwa Dinge vorbrachte, die nicht sofort Beifall und Zustimmung fanden. Sondern nach Art unserer Debatten in den Konferenzen sollte durch Rede und Gegenrede, die im Geiste der Liebe und brüderlicher Hochachtung zu geschehen hatte, die Wahrheit ans Licht gestellt werden.

Was nun dort, nach apostolischer Weisung im Geist der Ordnung und des Friedens geschehen konnte und sollte, das soll doch gewiß auch in einem theologischen Blatt, das nur der Wahrheit dienen will, möglich sein und nach Kräften erstrebt werden.

Unser Kirchenkörper zählt mehr als 1000 Pastoren; alle haben ihren Studiengang hinter sich; jeder hat seine eigenen Erfahrungen und Anschauungen, jeder seine besonderen Kenntnisse, die sich ergeben aus seiner ganzen Lebensgeschichte und aus dem milieu, aus dem er hervorging. Auch die eigenen Geistesanlagen und deren Entwickelung bestimmen den Gesichtskreis der Erkenntnis und der innersten Geistes- und Gemütsrichtung. Nun ist es praktisch ein Ding der Unmöglichkeit, daß wir persönlich zusammenkommen und nach obiger apostolischer Ermahnung uns durch persönliche Besprechung über wichtige Fragen der Wahrheit gegenseitig dienen zur Förderung in der Erkenntnis. Auch die Konferenzen geben dazu keine Gelegenheit. Da mögen in verschiedenen Distrikten Beschlüsse gefaßt werden, die in anderen Mißbilligung finden. Soll nun mit der Verhandlung gewartet werden bis übers Jahr, wo jeder Distrikt wieder nur für sich tagt und wieder keine gemeinsame Verhandlung möglich ist? Bietet nicht gerade da das Magazin ein Medium, in welchem Fragen verhandelt werden können, die zur Zeit diskutiert und in verschiedenen Kreisen verschieden behandelt und beantwortet werden. Sollen nicht die Gründe für und wider allseitig

erwogen werden auch über die Distriktsgrenzen hinaus? Auch Referate werden leider meist zu flüchtig abgemacht und geben oft wenig Gelegenheit zu rechter Förderung der Erkenntnis. Wie nötig ist es da, ein Organ zu besitzen, in welchem es möglich ist, allerlei Gedanken, Anschauungen und Erfahrungen zu veröffentlichen, die für ein allgemeines Lesepublikum ungeeignet sind, weil ihm die nötige wissenschaftliche Vorbildung zu deren Verständnis abgeht. Wie sehr sollte jedem unserer Pastoren dieses unser Organ zu einem willkommenen und unentbehrlichen Verkehrsmittel werden mit Brüdern der gleichen Kirche, die man vielleicht nie im Leben persönlich kennen lernt, weil die räumlichen Distanzen ein zu großes Hindernis bilden. Kein engherzig pedantischer Geist sollte unser Blatt beherrschen und Brüder abschrecken auch ihre Gedanken mitzuteilen. Unser Blatt soll als ein offener Sprechsaal betrachtet werden, in welchem es allen Synodalgliedern freisteht, das Wort zu ergreifen über Dinge, die überhaupt der Diskussion offen stehen. Ganz einerlei, ob der Redakteur mit allem, was gesagt wird, übereinstimmt oder nicht; er ist nicht der Generalcensor aller im Synodalkreis auftauchenden Gedanken. Es gibt im Leben ja gar viele verschiedene Meinungen sowohl in der Theorie als in dem praktischen Amtsleben; es gibt Majoritäten und Minoritäten in großen Kirchenkörpern. Das Blatt muß allen offen stehen zur Diskussion; es ist ein unverbrüchlicher Grundsatz, der leider im praktischen Leben sehr oft vernachlässigt wird: audiatur et altera pars, man lasse auch die andere Seite zum Wort kommen. Das erfordert die Gerechtigkeit und Billigkeit, ohne Ansehen der Person jedem das Recht offener Aussprache einzuräumen, der in anständiger Sprache und objektiv seine Sache vertreten kann, ganz einerlei ob es von anderer Seite mißbilligt wird oder nicht. Es steht ja dann jedem anderen frei, dem was ihm nicht gefällt, mit einer in würdiger Sprache gehaltenen Antwort entgegenzutreten. Das gibt einen regen Austausch der Gedanken und kann, wenn beide Teile vom Geist demütiger Liebe sich leiten lassen, nur zum Frieden, zum Aufbau und besserer Verständigung unter einander dienen. Tradition und Wissenschaft in allen Ehren; höher aber muß uns stehen die brüderliche Einigkeit und Verbundenheit im Geist der Liebe und des Friedens. Dieses gegenseitige Verständnis und Einigkeit kann aber doch wohl nur dann erreicht werden, wenn die Amtsbrüder offen sich aussprechen über Fragen aller Art, die ihnen am Herzen liegen.

Homiletische und exegetische Studien findet man doch meist am besten in tüchtigen Bibelwerken und Kommentaren. Was das „Magazin“ davon gelegentlich bringen kann, sind nur kurze Bruchstücke, die nirgends hinreichen.

Wenn aber bei der heutigen Unrast im Gebiet der Theologie, der Bibelforschung, der Religionswissenschaft, im praktischen Amtsleben und dergleichen allerlei neue, ungewöhnliche Gedanken auftauchen und Perspektiven sich eröffnen in Fragen, die man vor 50 Jahren noch ganz

anders beurteilte als heute, und die man auf streng konservativer Seite längst durch die kirchliche Tradition oder durch Gesetzesparagraphen als unveränderlich feststehend betrachtete, so ist gewiß unser „Magazin“ ein geeignetes Organ dafür, auch solche Fragen in Fluß zu bringen und einen regen Gedankenaustausch darüber zu veranlassen. Wir gehören ja nicht zu dem krystallisierten Menschenvolk, das stets nur eine Form ertragen kann und jede Neuerung oder Aenderung mit einem non possumus zurückweist. Leicht mag da einer auch einmal durch irgend welche Literatur sich bewogen fühlen, fremdreligiöse Männer und Literaturen zu hoch einzuschätzen. Bei unserem heutigen Streben, auch außerchristlichen Wahrheitssuchern volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, kann es geschehen, daß man sich in deren Wertschätzung versteigt. Ist es ja doch nur wenigen möglich, die Werke und Aussprüche alter Religionsstifter aus ihren Quellenwerken zu studieren, sondern wir sind auf die Uebertragungen gelehrter Sprachforscher angewiesen, die oft dem alten Heidentum mehr Sympathie entgegenbringen als dem heute bei der Zunft der Gelehrten so niedrig eingeschätzten Christentum. Ist's da ein Wunder, wenn etwa ein Buddha aus Versehen beinahe gleichberechtigt neben Christus gestellt wird? Sollen wir die Diskussion über solche Fragen grundsätzlich ausschließen? Wir glauben nicht. Es dürfte sich aber empfehlen, kein eigenes Urteil äußern zu wollen in solchen schwierigen Fragen, die man nur aus sekundären und tertiären Quellen studieren kann, und lieber nur referierend zu berichten, was da oder dort gesagt oder publiziert wurde. Auch die bloß referierende Mitteilung kann ja doch zu regem Gedankenaustausch Anlaß geben.

Wie vielseitig könnte das Material des „Magazins“ sich gestalten, wenn sich eine ganze Anzahl unserer jüngeren Brüder daran machte, Aufsätze und Mitteilungen einzusenden, die zum allgemeinen Besten dienen könnten. Mit mancherlei Gaben und einem Geiste dargereicht, könnte da jeder darbieten, was aus seinem Wissens- und Leseschatze ihm zur Verfügung steht. Beim Lesen von Büchern und Zeitschriften steigen doch Gedanken auf, die geistig weiter verarbeitet werden bei dem nachdenksamen Leser. Und wie manches davon möchte geeignet sein für weitere Mitteilung, wenn man sich nur Zeit und Mühe nicht verdrießen läßt, auch für das große Ganze einen kleinen Beitrag zu liefern. Regelmäßige Leser des „Homiletic Review“ z. B. könnten leicht das eine oder andere Thema aufgreifen und es in deutscher Sprache und Beleuchtung dem Leserkreise des „Magazins“ zur Begutachtung vorlegen: „Auf daß alle lernen und alle ermahnt werden!“ Auf, zu rechter Mitarbeit; nicht warten, bis vom Redakteur ein Bettelbrief kommt!

In diesem Zusammenhang mag nun noch etwas beigefügt werden, was zur Aufklärung von Mißverständnissen dienen kann. Aufsätze, die keinen Namen des Verfassers zeigen, stammen regelmäßig vom Redakteur selbst. Honorierte Aufsätze sind solche Originalarbeiten, die noch nicht anderswo als Referate verlesen oder in anderen Blättern ge-

druckt waren, sondern ausdrücklich für Publikation im Magazin geschrieben wurden, sei es aus eigenem freien Antrieb oder auf ausdrückliche Bitte der Redaktion. Aufsätze, die nur wenige Druckseiten (2—3) füllen, werden auf Beschluß des Verlagsdirektoriums nicht honoriert, da solche doch wohl als ein kleines Opfer zum Besten und im Interesse des Ganzen betrachtet werden dürfen.

Wir hoffen mit diesem Vorwort zur Verständigung und zu munterer Mitarbeit am Werke einen kleinen Beitrag geliefert zu haben.

Mit brüderlichem Gruß

Louis J. Haas.

Paulus und Johannes.

Von Prof. em. E. Otto.

Es ist für eine vorherrschend gewesene und noch durchaus nicht unvertretene Richtung in der modernen Theologie ein Dogma, daß der Verfasser des vierten Evangeliums auf den Schultern des Apostel Paulus stehe und seine Auffassung der Person Christi, überhaupt den Inhalt seiner Ideen, ausschließlich dem Einflusse Pauli oder des Paulinismus verdanke; Johannes, wie der Verfasser des Evangeliums der Kürze wegen immer benannt werden mag, bilde die Synthese zwischen Urchristentum und Paulinismus. Es ist ja auch, cum grano salis behandelt, etwas richtiges an dieser Auffassung. Die göttliche Wahrheit, der Inhalt des Evangeliums, „das Wort," von dem das Johannesevangelium redet, und das wir meinen, wenn wir singen: „Das Wort sie sollen lassen stahn" ist eine Einheit, ein einheitlich Ganzes; aber dieser Inhalt stellt sich dar in einer Mannigfaltigkeit, und dieselbe läßt sich wohl zusammenfassen in Gruppen; es liegt auch in der Natur der Sache, daß für Mitteilung und Aneignung dieses Inhaltes es wie beim Bauen und Pflanzen der Zeit bedarf, so daß die geschichtliche Betrachtung imstande ist, die eine Darstellung dieses Inhaltes einer früheren, die andere einer späteren Zeit zuzuweisen, und so ist an der Gruppierung der Typen in der Reihenfolge, Urchristentum, Paulinismus, Johanneismus, nichts auszusetzen. Allein in dem Unternehmen, die Eigenart jeder dieser Typen und ihr Verhältnis zu einander zu charakterisieren, kann nach zweifach verschiedener Richtung hin gefehlt werden und ist gefehlt worden, indem entweder mit Verkennung und Vernachlässigung des alle Stufen verbindenden Gemeinsamen die Eigentümlichkeit zum Gegensatze überspannt wird, oder indem mit Verkennung der wurzelhaften Originalität des Einen die Ideengemeinschaft mit dem Andern zur Abhängigkeit von demselben gemacht wird. Die geschichtliche Konstruktion gleicht dann mehr dem mechanischen Verfahren beim Bau eines Hauses; da ein unteres Stockwerk hingesetzt wird, ein zweites darauf von anderem Material und Stil und ein drittes, zu dem man nur nach Vollendung des zweiten gelangen kann, und das nur eine

nachahmende Wiederholung des ersten ist, während das Gleichnis organischen Wachstums in der Pflanze zum Vorbilde dienen sollte, wo aus der gemeinsamen Wurzel selbständige Sprößlinge älterer und jüngerer Art entsprießen. Die Quellschriften, auf welche die Geschichtskonstruktion angewiesen bleibt, lassen sich dann wohl in der angestrebten Richtung deuten und verwenden, aber die Exegese wird doch immer von der Tendenz beeinflußt. Augustins treffende Bemerkung von dem „latet“ und „patet,“ die er auf das Verhältnis zwischen Altem und Neuem Testamente anwendet, muß auch für die Auffassung des Verhältnisses zwischen den Darstellungsformen christlicher Wahrheit im Neuen Testamente vor Augen behalten werden.

Die in den Spuren Chr. v. Baur's einhergehende kritische Geschichtsbetrachtung ist zunächst von der Tendenz beeinflußt gewesen, die Differenz zwischen dem Christentume der Urapostel und dem des Paulus in dem Sinne zu erweitern, daß Paulus zu dem ursprünglichen Ideenkreise ganz neue Ideen hinzugebracht habe, von denen das Urchristentum nichts wußte. Dann wird weiter die Schlußfolgerung gezogen: Der Zebedäussohn, der Jünger Johannes, war einer der Säulenapostel, der Hauptvertreter jener rein auf jüdischem Boden sich bewegenden Auffassung, die von paulinischen Ideen unbeeinflußt war; der Verfasser des vierten Evangeliums dagegen zeigt paulinische Ideen, folglich kann er nicht mit dem Urapostel identisch sein. So ergeben sich naturgemäß drei von einander verschiedene Auffassungsweisen der christlichen Wahrheit, die sich im Laufe der Zeit entwickelt haben, die sich zu einander verhalten wie Thesis, Antithesis und Synthesis, oder was dasselbe ist, drei verschiedene Betrachtungsweisen der Person Jesu. Die Verkündigung der Urapostel hat zu ihrem Gegenstande den historisch menschlichen Jesus, „den Mann von Gott, unter euch bewiesen mit Taten und Worten,“ Paulus verkündigt den verklärten, den idealen Christus, „den Herrn, der der Geist ist,“ und Johannes läßt in dem irdisch menschlichen Jesus von Nazareth die Erscheinung des Ewigen erkennen. Daran ist ja unzweifelhaft viel richtig und findet seinen Anhalt in der Schrift. Die Pfingstrede Petri nebst den verwandten Ansprachen desselben an das Volk und an den hohen Rat infolge der Heilung des lahmen Bettlers darf ja zweifellos als authentische Darstellung der ursprünglichen Auffassung christlicher Wahrheit angesehen werden; sie zeigt nicht den Standpunkt Petri allein, sondern den Gedankenkreis der gesamten Urgemeinde; mögen die Reden wörtlich so gehalten sein oder nicht, der Geist des Urchristentums spricht sich in ihnen aus. Nun muß man berücksichtigen, die Gestalt dieser Reden ist durch die momentane Situation beeinflußt und beherrscht, es sind nicht Lehrreden, sondern Verteidigungsreden, es gilt in ihnen, wunderbare und der Mißdeutung ausgesetzte Tatsachen ins rechte Licht zu stellen; dort ist es die Glossolalie, die als ordinäre Trunkenheit verdächtigt war, hier die Wunderheilung, die als ein Gaukelstück angesehen werden mochte; aber diese Nötigung zur Apologie fand nicht bloß bei den beiden genannten Ver-

anlassungen statt, sondern die ganze Situation der Gemeinde war eine analoge. Als Juden treten die Jünger ihren Volksgenossen gegenüber, der ganze Gesichtskreis der Erfahrungen und Anschauungen ist ihnen und ihrem Volke gemein, bloß durch die eine Erfahrung unterscheiden sie sich von ihm: Jesus ist auferstanden und die wunderbaren Erscheinungen der Geisteswirkung sind seine Wirkung. Es handelt sich deshalb in der ersten christlichen Verkündigung nicht darum, die prophetische Wirksamkeit Jesu einfach fortzusetzen in der Weise wie er in seinen Gleichnisreden vorbildlich gezeigt hat, sondern naturgemäß wendet sich die Richtung des Blickes vom Evangelium selbst zu seinem Träger, vom Inhalte der Verkündigung zum Beweise ihrer Wahrheit; nicht, um es so auszudrücken, der Vater im Himmel ist der Hauptgegenstand der Verkündigung, sondern Jesus, der Christ. Aber auf der andern Seite gilt es auch in dieser ersten christlichen Verkündigung nicht, diesen Jesus dem Volke als einen bisher Unbekannten vor Augen zu führen, die verborgene Seite seines Wesens, seine göttliche Herkunft und Würde zu bezeugen, sondern die Bekanntschaft mit dem Leben und Wirken Jesu wird im ganzen vorausgesetzt auch bei den relativ Fernerstehenden. „Ihr wisset wohl von der Predigt" u. s. w. sagt Petrus auch im Hause des Heiden Cornelius. Was das Volk nicht weiß, und was allein die Jünger wissen, ist nur die Tatsache, daß er auferweckt ist und sich nun trotz seiner gegenwärtigen Abwesenheit als lebendig gegenwärtig erweist in den Geisteswirkungen. Die Folgerung, die sich aus dieser Tatsache ergibt, ist die, daß das von Menschen über ihn gefällte Urteil umgestoßen und er kraft göttlichen Urteils als Messias erklärt, „zum Herrn und Christ gemacht" worden ist. Was damit gesagt ist, welche Folgerungen daraus, daß Jesus der Messias ist, zu ziehen sind, darüber stellt die urapostolische Predigt keine erläuternde Erörterung an, sie sagt nicht zum Volke: ihr müßt eure bisherigen Vorstellungen und Erwartungen korrigieren, sondern sie verweist einfach auf die Schrift, was die Schrift vom Wesen und Wirken des Messias ausgesagt, der ganze Komplex der prophetischen Erwartungen ist auf Jesum zu übertragen. Jesus ist der Messias, das ist eine Angelegenheit, die zunächst nur das jüdische Volk angeht, und so richtet sich auch die apostolische Verkündigung zunächst nur an dieses: „so wisse nun das ganze Haus Israel gewiß." In der Ueberzeugung, daß Jesus der Messias sei, lag zunächst noch kein Impuls, das Wort von ihm in die Heidenwelt zu tragen, die Unterwerfung, respektive Bekehrung der Heidenwelt ward erst als ein Werk des Messias selbst in seiner Wiederkunft erwartet, kein Impuls lag darin, die Formen des jüdischen Gottesdienstes, sofern sie mit der Schrift in Einklang standen, zu durchbrechen, kein Bedürfnis, von dem Fluche dieses Gesetzes erlöst zu werden. Die Forderung, die sich aus der Tatsache, daß Jesus der Christ sei, ergab, war: „Tut Buße und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu zur Vergebung der Sünden." Die Forderung der Sinnesänderung bezieht sich natürlich zuerst auf das große Verbrechen, das als Gesamtschuld auf dem Volke lastet, da

sie den Heiligen und Gerechten verleugnet und den Mörder losgebeten haben, diese Tat müssen sie anders beurteilen und bereuen lernen, aber doch beschränkt sich die Forderung nicht auf diese eine Tat, sondern wendet sich an jeden Einzelnen in der Weise, wie von jeher die prophetische Predigt Herzensbuße und Aenderung des ganzen Lebens verlangt hat; beides zusammen, sowohl die geforderte allgemeine Lebensreinigung als auch im besondern die Anerkennung des gekreuzigten Jesu als des Messias soll seinen Ausdruck finden in der Taufe ἐπὶ τῷ ὀνόματι Ἰ. Χ. Die Folge, die sich an die Erfüllung dieser Bedingungen knüpft, ist dann die Vergebung der Sünden und die Anwartschaft auf Anteil an den Gütern des zu erwartenden messianischen Reichs. Das Heil ist wesentlich als zukünftiges gedacht, wenn Gott mit der Wiedersendung Christi die Zeiten der Erquickung kommen lassen wird, die Vergebung der Sünden und die Gaben des Geistes kommen weniger als die eigentlichen Heilsgüter selbst in Betracht, als vielmehr als Vorbedingung und Bürgschaft für dieselben.

In dieser Auffassungsweise und Wiedergabe der christlichen Wahrheit ist ja allerdings noch manches unausgesprochen, was wir zur Substanz des christlichen Glaubens rechnen, es fehlt eine eigentliche Christologie, man kann noch nicht daraus herauslesen: „ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr" u. s. w.; aber daraus folgt doch keineswegs, daß man den Standpunkt der Urgemeinde sich rein auf dem Boden des Judentums befindlich zu denken habe, als ob ohne treibenden Impuls von außen, ohne die von Paulus ausgehende Agitation, die Urgemeinde immer bloß eine Sekte des Judentums geblieben sein würde, unfähig, aus ihrem eigenen Schoße tiefere Auffassungen der christlichen Wahrheit hervorgehen zu lassen. Einmal ist doch zu berücksichtigen, daß in einer Rede nicht alles, was man weiß und fühlt, ausgesprochen werden kann, und vor allem, daß der von Jesu ausgehende geistige Einfluß mit seinem Scheiden von ihnen nicht abgeschlossen ist, als ob er ihnen ein begrenztes Maß von religiösen Vorstellungen hinterlassen hätte, mit dem sie nun zu wirtschaften hätten, ohne über dasselbe hinausgehen zu können. Die notwendige Folge davon, daß der Standpunkt der christlichen Urgemeinde auf das Niveau einer jüdischen Sekte herabgedrückt wird, muß immer sein, daß auch die Schätzung der Person Jesu herabgesetzt wird. War er selbst nur eine der edlen Erscheinungen des Judenvolks, sei es auch die edelste, dann wäre es freilich begreiflich gewesen, wenn er den Seinen nur ein beschränktes geistiges Erbe hinterlassen hätte.

Dann müßte notwendiger Weise, um die christliche Religion zu dem zu machen, was sie geworden ist, eine zweite Offenbarung, an die erste sich allerdings anschließend aber nicht rein aus ihr hervorgegangen, hinzutreten, welche ganz neue Gesichtskreise eröffnete. Diese Rolle, sozusagen, eines zweiten Offenbarungsträgers wird nun häufig dem Apostel Paulus zugeschrieben. Und in der Tat können ja manche seiner

Aeußerungen als Anhalt für diese Auffassung verwendet werden. Mit welcher Energie behauptet er nicht seine apostolische Selbständigkeit! „Paulus, ein Apostel nicht von Menschen noch durch Menschen, sondern durch Jesum Christum und Gott dem Vater." „Ich tue euch kund, daß das Evangelium, das von mir gepredigt ist, nicht menschlich ist, denn ich habe es von keinem Menschen empfangen noch gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi." Aber sind nicht diese Aeußerungen auch aus der Situation zu erklären? Paulus stellt sich hier in Gegensatz zu Leuten, die ihn in den Augen seiner Gemeinde diskreditieren, ihn als einen Apostel zweiten Ranges hinstellen wollen, dessen Verkündigung nicht die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst trage, sondern auf ihre Uebereinstimmung mit den Behauptungen Anderer geprüft und danach korrigiert werden müsse; das und nicht mehr ist es, was er bestreiten will. Wenn er sagt: „nicht von Menschen, sondern von Jesu Christo," so fällt es ihm doch nicht ein, damit die wahre Menschheit Jesu bestreiten zu wollen. Ist aber diese für ihn selbstverständliche Voraussetzung, so kann er auch nicht in Abrede stellen wollen, daß die Kunde von ihm, das Wissen um ihn auf menschliche Weise ihm vermittelt ist. Ob Paulus Jesum persönlich gekannt, ob seine Lehrjahre zu den Füßen Gamaliels mit den Tagen des öffentlichen Wirkens Jesu in Jerusalem zusammengetroffen sind, wird unentschieden bleiben, 2. Kor. 5, 16 entscheidet es nicht, aber jedenfalls hat Saulus seiner Zeit von allem Kenntnis genommen, was damals in Jerusalem für und gegen Jesum gesagt ward, auch sicherlich, was derselbe gelehrt und über sich selbst ausgesagt haben sollte. Aber allerdings die Deutung der geschichtlich erfahrenen Tatsachen ist ihm auf eine wunderbare von ihm selbst als Wunder betrachteten Weise zuteil geworden: „es gefiel Gott, seinen Sohn in mir zu offenbaren." Die neue Erkenntnis, vermöge deren er von nun ab eine ganz andere Anschauung von Jesu gewonnen hat, ist ihm nicht durch Belehrung aus Menschenmund beigebracht, sie ist auch nicht das Resultat eines psychologischen Naturprozesses, der sich analog dem körperlichen Verdauungsprozesse unbewußt im Menschen vollzieht, und vermöge dessen anfänglich un- oder mißverstandene Sinneserfahrungen zu richtigen Urteilen verarbeitet werden, sondern sie war die Wirkung eines Gotteswunders. Daß die Wunderwirkung der göttlichen Gnade, durch welche die Erkenntnis der Herrlichkeit Christi in ihm aufging, ihren Gipfelpunkt, sozusagen, in einer Vision erreichte, wie sie die Apostelgeschichte beschreibt, das zu bezweifeln ist kein innerer Grund vorhanden, und es ist unberechtigt, einen schroffen Gegensatz zwischen der Erklärung Pauli im Galaterbriefe und dem Berichte der Apostelgeschichte zu statuieren, weil dort von einer Offenbarung Gottes *in* ihm und hier von einer *an* ihn gerichteten äußeren Offenbarung die Rede sei. Beide Darstellungsweisen schließen das nicht aus, sondern ein, daß der vom geschichtlichen Jesus ausgehende Eindruck auf das Gemüt des Apostels, wie er ihm durch das Zeugnis der Gemeinde in Wort und Wandel vermittelt war, die unentbehrliche Basis bildet, auf der sich die Umstim-

mung seines Denkens vollziehen konnte. Unberechtigte Ueberspannung des Gegensatzes ist es daher, wenn in Bezug auf ihre Erkenntnisquelle zwischen Paulus und den Uraposteln solch ein Unterschied statuiert wird, jene haben Jesum auf natürlich historischem Wege, durch ihren Umgang mit dem Lebenden und die leibliche Begegnung mit dem Auferstandenen kennen gelernt, dieser habe Jesum sofort und allein als ein Geisteswesen kennen gelernt. Man darf nicht vergessen, daß Jesus sich auch seinen ersten Jüngern „nach dem Geiste" geoffenbart hat, und daß für Paulus das Wissen um den Wandel Jesu im Fleisch die Voraussetzung seiner geistigen Erfahrungen war.

Wie in Bezug auf die Erkenntnisquelle der Gegensatz leicht überspannt wird, so dann auch über den Inhalt des Zeugnisses, und da muß gesagt werden, daß Paulus oft zum Vater und Protektor einer Theologie gemacht worden ist, die die berühmte Unterscheidung zwischen der Religion Jesu Christi und damit auch der Urgemeinde und „der christlichen Religion" veranlaßt hat, und die das Verständnis Jesu als einer wirklich geschichtlich menschlichen Person, an dem doch eben auf Grund des Zeugnisses Pauli festgehalten werden soll, mindestens erschwert. Es ist wahr, Pauli Zeugnis von Jesu geht an Emphase über das Petri in seiner Pfingstpredigt hinaus. Dort wird einfach auf das Lebensbild Jesu zurückgewiesen, wie er sich vor aller Augen in Wort und Wandel als Mann von Gott erwiesen hat, hier wird das aus der geschichtlichen Erscheinung noch nicht erkennbare erst durch den Geist ins Licht gestellte Wesen Jesu ausdrücklich bezeugt. Jesus ist (Gal. 4, 4) Gottes Sohn, der seine Gestalt erhalten hat (ὁρισθέντος, Röm. 1, 4) als Sohn Gottes in Macht, er ist (Kol. 1, 15) das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, ja Paulus nennt ihn sogar (Röm. 1, 5), wenn auch die Auslegung der Stelle streitig sein mag, Gott. Daneben steht ja allerdings immer gleich die Bezeugung der wahrhaften Menschheit: „geboren vom Weibe," „geworden aus dem Samen Davids," „herstammend von den Vätern nach dem Fleische." Die Sprache frommer Andacht und Begeisterung in systematische Definition umzuwerten ist der Theologie schlecht gelungen, die Lehre von den zwei Naturen, zu deren Begriff es doch gehört, jede für sich persönlich zu sein, und die doch zusammen nur eine Person ausmachen sollen, hat das Wunder der Person Jesu nicht verständlich gemacht. Am meisten ist die Stelle Phil. 2, 5 zu solcher dogmatischen Konstruktion verwertet. Danach soll Paulus gelehrt haben, die präexistente Persönlichkeit Christi habe eigentlich den Vorzug völliger Gleichheit mit Gott benutzen können, um damit wie ein Sieger mit seinem Beutestücke zu prangen, sie habe aber von dem Vorzuge keinen Gebrauch gemacht, sondern habe sich erniedrigt und habe Menschengestalt angenommen, wobei es denn nur fraglich blieb, ob diese göttliche Person in ihrer Menschwerdung die göttlichen Eigenschaften der Allmacht, Allgegenwart u.s.w. noch behalten und im Geheimen geübt, oder, da dabei wahre Menschheit schlechterdings undenkbar wurde, auf dieselben wirklich und völlig verzichtet habe, woraus dann freilich hervorging, daß

mit der Menschwerdung die göttliche Natur Jesu eben aufhörte. Das ist keine lebensfähige Glauben erweckende Konstruktion des Bildes Christi und eine Mißhandlung der vielgequälten Schriftstelle. Das Subjekt, von dem dieselbe redet, ist nicht der präexistente Christus in seiner göttlichen Natur, die zweite Person der Trinität, sondern der auf Erden wandelnde Mensch Jesus, der obwohl er im Grunde seines Wesens, wie sich's in seinem Leben, Sterben und Auferstehen entfaltet hat, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes war, und dem daher unbegrenzte Möglichkeiten offenstanden, in göttlicher Herrlichkeit aufzutreten, doch nicht mit eigenmächtiger Willkür nach solcher Selbstverherrlichung getrachtet, sondern in seiner Gesinnung den Seinen ein Vorbild liebender Selbstverleugnung gegeben hat. Die Stelle hat gar keine dogmatische, sondern eine praktische Tendenz und enthält eine Mahnung zu selbstverleugnender entgegenkommender Bruderliebe. Ebenso ist es mit 2. Kor. 8, 9, wo mit Unrecht übersetzt wird: „ob er gleich reich ist" statt: „ob er wohl reich war;" nicht auf den himmlischen Christus, weder in seiner nachirdischen noch in seiner vorirdischen Herrlichkeit wird hingewiesen, um ein anspornendes Vorbild zu selbstverleugnenden Wohltätigkeitssinne hinzustellen, sondern auf den auf Erden wandelnden Jesus. Unleugbar spricht sich in den Reden Pauli von Jesu in höherem Grade die überwältigende Bewunderung vor der göttlichen Herrlichkeit desselben aus, als in der Pfingstpredigt Petri Ausdruck finden konnte, aber man soll nicht meinen, daß er das Bild Jesu nur immer als das des Verklärten, wie er ihm in der Wolke erschienen, vor Augen gehabt habe, daß er ihn als ein himmlisches Wesen angesehen hätte, das schon vor seiner Menschwerdung in der Weise menschlich persönlichen Handelns Entschlüsse ausgeführt habe, sondern der auf Erden wandelnde Jesus, der Gekreuzigte, ist der Gegenstand seiner Verkündigung. So darf von einem Gegensatze in der Christologie zwischen der paulinischen und der urapostolischen Verkündigung nicht die Rede sein, sondern nur von einer größeren Konsequenz und Energie auffseiten der ersteren, mit der aus der historischen Erscheinung Jesu auf sein Wesen Schlußfolgerung gezogen wird. Wie die altkirchliche Dogmatik Paulum zum eigentlichen Gewährsmann ihrer Christologie gemacht hat, die Züge zum Bilde Jesu weniger aus dem Evangelium denn aus den Briefen Pauli entnehmend, und wie die kritische Theologie ihr gern darin sekundiert, indem sie die Differenz zwischen Paulinismus und Urchristentum zu erweitern sucht, so findet die gleiche Erscheinung auf dem Gebiete der Soteriologie statt. In der Tat ist ja auf diesem Gebiete der größere Unterschied anzuerkennen. Eins sind Petrus und Paulus natürlich in der Gewißheit: „es ist in keinem Andern Heil," aber warum und inwiefern Jesus zum Heile nötig sei, das nimmt sich doch von den beiden Standpunkten her verschieden aus. Zunächst die Auffassung der Sünde, die die Erlösung notwendig macht. Nach Petri Pfingstpredigt ist dieselbe wesentlich Tat- oder wirkliche Sünde; da ist zuerst das gemeinsame große Verbrechen in der Tötung Jesu und dann die Verge-

hungen jedes Einzelnen, natürlich nach der tieferen Auffassung der Propheten und Jesu die bösen Gedanken und Begierden eingeschlossen. Diese Sünde muß gesühnt werden, und das geschieht durch Buße. Zu solcher Versöhnung mit Gott durch Sinnesänderung würde Jesus, wenn man seinem Worte gehorcht hätte, sein Volk geführt haben, und das Reich Gottes wäre dann unter seiner Führung gekommen, daher hat sein Tod die Vollendung seines Versöhnungswerkes und die Errichtung des Gottesreiches zunächst gehindert, aber doch nur mit Gottes Wissen und Zulassung, um für eine viel herrlichere Erfüllung den Weg zu bereiten. Wenn nun Israel seine Sünden bereut, dann kann alles wieder gut werden, und der Auferstandene wird mit höheren Kräften ausgestattet, vollbringen, was dem Lebenden versagt war. Die Form und Norm, nach welcher sich das Leben des bekehrten Volkes in der Wartezeit bis auf die Wiederkunft Christi gestalten wird, ist gegeben im altväterlichen Gesetze, an das der Bekehrte nach wie vor durch den Bund der Beschneidung gebunden bleibt, natürlich nicht in der Weise der Pharisäer mit buchstäbischem Gehorsam, um damit eine Selbstgerechtigkeit aufzubauen, sondern in Herzensgehorsam, mit dem die Zöllnerdemut unablöslich verbunden ist; aber wenn auch diese Umstimmung der Gesinnung und des Wandels, wie sie in der Forderung der μετάνοια ausgesprochen ist, keine Eigengerechtigkeit schafft, vermöge deren ein Rechtsanspruch auf die Teilnahme am Reiche erhoben werden könnte, so ist sie doch die eigentliche Sühne, die Gott verlangt, an welche sich die Vergebung, sozusagen, von selbst, kraft des wunderbaren Gnadenrates Gottes anschließt, die Versöhnung des Sünders mit Gott vollzieht sich im Herzen des Sünders selbst. Hiermit steht die urchristliche Verkündigung voll im Einklange mit der alttestamentlich prophetischen. Jes. 1, 18; Ps. 51, 19 u. a. und mit der Lehre Jesu selbst. Hat nun Paulus eine andere Versöhnungslehre gehabt? Alle wahre Bekehrung geschieht ja nicht nach Schablone, sondern ist ein Selbsterlebnis, in welchem die individuelle innere Beschaffenheit und die besonderen Lebenserfahrungen des Einzelnen ihren mitwirkenden Einfluß üben, und so wird die Darstellung des erlebten Hergangs samt der an andere gestellten Forderung, sich gleichem Erlebnisse zu eröffnen, immer individuelles Gepräge an sich tragen; dies ist ja vor allem bei Paulus der Fall, aber das gibt nicht das Recht, ihm eine ganz heterogene Erlösungstheorie zuzuschreiben. Daß dies seitens der herrschenden Kirchenlehre geschehe, ist wenigstens der Eindruck, den viele Zeitgenossen haben, und dem sie die Entfremdung zu gutem Teile zuschreiben, die unserm Zeitalter den Vorwurf zunehmender Irreligiosität zuziehe. Nach Paulus soll die Sünde eine Naturbeschaffenheit des Menschen sein, auf das gegenwärtige Geschlecht durch seinen Stammvater herabbeschworen, um dieser Sünde willen, die mit einer Störung in der übersinnlichen Welt zusammenhängt, ruht der Zorn Gottes auf der Menschheit, nach seiner Barmherzigkeit möchte Gott gerne vergeben, aber seine Gerechtigkeit verlangt eine aequivalente Strafe für die unendliche Verschuldung, wie sie die

Menschheit nicht ertragen kann, darum: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.“ Die Sühne, die Gott verlangt und angeordnet hat, liegt sonach nicht im Menschen, der sein zerschlagenes Herz Gott zum wohlgefälligen Opfer bringt, sondern in der Tat Christi: „Tränen machen mich nicht rein, du mußt retten, du allein,“ was der Mensch zu tun hat, ist allein, daß er an diese Tat Christi und an ihre Wirkung glaubt. Fürwahr es ist kein Wunder, wenn das Urteil des zweiten Petrusbriefes so oft wiederholt wird, daß in den Briefen Pauli manche Dinge schwer zu verstehen seien, die von den Leichtfertigen und Unverständigen verkehrt werden. Scheint es doch, als werde der ganze Schwerpunkt in den Forderungen der christlichen Wahrheit verlegt, das Heil des Menschen nicht von seiner sittlichen Stellung zu Gott, sondern von einer theoretischen Anerkennung von Tatsachen, die einer überweltlichen Geschichte angehören, abhängig gemacht. Sentimentale Jesusschwärmerei, Gewohnheitschristentum, das nie vom Zweifel heimgesucht ist, orthodoxistische Rechthaberei mögen den Sinn der paulinischen Rechtfertigungslehre verkehren, rationalistischer Geradsinn mag die Zumutung, etwas glauben zu s o l l e n, ablehnen, da der Weg zum Fürwahrhalten nur durch Erkenntnis führe und ein sacrificium intellectus eine Veruntreuung anvertrauten Gutes sei. An dem allem ist Paulus in gewissem Sinne allerdings nach dem Urteile des Petrusbriefes schuld, sintemal „etliche Dinge in seinen Briefen schwer verständlich sind,“ aber sein Sinn ist es nicht, und die Weise seiner Darstellung ist doch auch aus der Situation zu erklären. Es sind nicht erste Mitteilungen der Heilstatsachen wie in Petri Pfingstpredigt, was uns in den Briefen entgegentritt, sondern Ausdeutung und Anwendung derselben, und die jedesmalige erste Mitteilung an die einzelnen Gemeinden muß dem Tenor der urapostolischen Verkündigung verwandter gewesen sein, als sich dies aus den Briefen allein erkennen läßt; es ist zunächst nicht der im Himmel thronende, sondern der gekreuzigte Christus, den er zu verkündigen hat, und darum ist der Rückblick auf den historischen Jesus von Nazareth allemal die Basis, auf welche die Gedankengänge des Apostels in seinen Briefen zurückgehen. Anderseits ist es doch selbstverständlich, daß der Ideenkreis, über welchen, wie zugestanden werden mag, die Anschauungen der Urapostel noch nicht hinausgingen, in sich selbst die Triebkraft zu Weiterentwickelung und Vertiefung enthalten mußte. Wie sollte nicht die andächtige Erinnerung an das Lebensbild Jesu die Einsicht in ihnen gefördert haben: wir haben ihn damals, so lange er unter uns war, noch nicht recht erkannt, er ist mehr, als wir auch in den Stunden gehobenster Stimmung von ihm gehalten haben; wie sollte nicht die Empfindung der neuen Lebenskraft, die auf den Einfluß seines Geistes zurückzuführen war, das Bewußtsein in ihnen zeitigen: er hat uns mehr gegeben, als das Gesetz uns jemals geben konnte.

Es ist, möchte man sagen, ein wahrer Segen, daß wir die Apostelgeschichte haben, die einerseits zeigt, daß Paulus auch den Juden ein Jude sein konnte, und andrerseits den geistigen Entwickelungsgang der

Urgemeinde aufzeigt, der sie paulinischen Ideen zugänglicher macht. Ein gründlicher Mißgriff ist es gewesen, wenn die Kritik aus der Apostelgeschichte eine Tendenzschrift hat machen wollen, deren im Wesentlichen fingierter Inhalt dazu dienen sollte, den faktischen radikalen Gegensatz zwischen Paulinismus und Urchristentum zu überbrücken oder zu verwischen. Zu dem Zwecke, heißt es, mußte eine Lebensgeschichte der beiden Apostel erzählt werden, vermöge deren der eine Apostel gewissermaßen zur Copie des andern gemacht wird. Taten und Schicksale der beiden Apostel stehen in merkwürdigem Parallelismus, es gibt keine Wunderwirkung des Petrus im ersten Teile, die nicht im zweiten dem Paulus gleichfalls zugeschrieben würde. Beide beginnen ihre Heilwunder mit der Herstellung eines Lahmen, (3, 2; 14, 8) Petrus wirkt Wunder durch seinen Schatten, Paulus durch seine Schweißtücher, Petrus besiegt den Magier Simon, Paulus den Elymas, Petrus erweckt die Tabea, Paulus den Eutychus u. s. w. Das soll nun alles Tendenz beweisen, zu dem Zwecke, auf das von Anfang an analoge und harmonische Zusammenwirken der beiden Apostel schließen zu lassen. Nach solcher Tendenz könnte dann freilich kein Schriftsteller geschrieben haben, der nach den in Luk. 1, 1—3 ausgesprochenen Grundsätzen zu verfahren sich vorgenommen. Gerade das Gesamtergebnis der Apostelgeschichte, wonach eine innere Entwickelung der Urgemeinde zugleich mit dem Fortgang ihrer äußeren Schicksale stattgefunden hat, und andrerseits auch Paulus bei all seiner Originalität doch unentwurzelt mit dem Mutterboden in Verbindung geblieben ist, daß sie demnach den Verlauf der Dinge darstellt, wie er aus inneren psychologischen Gründen sich vollzogen haben muß, ist ein Zeugnis für ihre wesentliche Glaubwürdigkeit.

Wie es nun ein Irrweg der Kritik gewesen ist, wenn sie zwischen Urchristentum und Paulinismus einen Riß gemacht hat, als habe Pauli Evangelium einen ganz andern Quell und Inhalt, und als müsse nach seiner Meinung der Fluch, den er über den Verkünder eines andern Evangeliums ausspricht (Gal. 1, 9) die Urapostel treffen, so ist dieser Irrweg die Veranlassung zu dem gerade entgegengesetzten, der in Beurteilung des Verhältnisses zwischen Paulus und Johannes eingeschlagen wird. Die Frage über die Abfassung des Johannesevangeliums ist noch nicht abgeschlossen; ist gleich im allgemeinen wohl die Kritik etwas von früher gemachten Schlüssen zurückgegangen, durch die die Entstehung des Evangeliums in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts verlegt wurde, so gilt es für viele doch ausgemacht, daß das Evangelium nicht das Werk eines ursprünglichen Augenzeugen des Lebens Jesu sein könne, sondern eines Schriftstellers, der den geschichtlichen Stoff, den er aus der mündlichen oder schriftlichen Tradition über das Leben Jesu empfangen und abweichend geordnet habe, in das Licht von Ideen gestellt habe, die gleichfalls nicht dem Urchristentum selbst entstammten, sondern von anderwärts her herangetragen wurden. Es ist die philonische Philosophie mit ihrer Logoslehre, in deren Beleuchtung die Tatsachen gestellt werden. „Der Stoff der evangelischen Geschichte

erfährt eine Umprägung, in deren Folge sie überall die Herrlichkeit des seiner Gottheit vollbewußten und sie vollkräftig enthaltenden Logos darstellt; die johanneische Lehre ist der popularisierte, vereinfachte und durch seine Anwendung auf eine historische Erscheinung durch Kombination mit der synoptischen Tradition modifizierte Alexandrinismus." Tatsächlich werden es immer Wenigere, die in dem allen ursprüngliches Christentum, zumal die in den drei ersten Evangelien vorliegende Selbstbeurteilung Jesu wieder zu erkennen vermögen. (Holtzmann, Einleitung ins N. T.)

Dieser Beurteilung gegenüber ist zweierlei einerseits zuzugestehen andrerseits einzuwenden. Einmal, der Evangelist setzt bei seinem Leserkreise eine Bekanntschaft mit der evangelischen Geschichte, wie sie bei den Synoptikern vorliegt, voraus, und wenn er auch zuweilen als Berichterstatter auftritt und Hergänge erzählt, die in jener Tradition nicht enthalten sind, so ist doch sein Hauptzweck nicht Berichterstattung, sondern Beleuchtung; aber weder läßt sich die kühne Behauptung haltbar machen, daß er seine Kenntnis der evangelischen Geschichte erst dieser Tradition verdanke, noch auch läßt sich die Annahme durchführen, daß er als Berichtiger und Ergänzer der synoptischen Tradition auftreten wolle. Den Beweis, daß er die synoptischen Evangelien selbst oder nur eines von ihnen gelesen haben müsse, wird man schuldig bleiben.

Zum andern wird zum Beweis für den Spätlingscharakter des vierten Evangeliums auf die Abhängigkeit seines Verfassers vom Paulinismus hingewiesen. Das Räsonnement ist dies: Die Abhängigkeit eines Vertreters des Urchristentums, wie es der Zebedäussohn gewesen ist, von Philo, wie sie der Prolog zu beweisen scheint, erscheint als ein etwas unvermittelter Sprung, es bedurfte einer Vorbereitung dazu, diese muß die Bekanntschaft mit den Briefen Pauli geliefert haben; ist die Beeinflussung durch Paulus nachweisbar, so wird die durch Philo denkbarer, nachweisbar aber soll erstere unbedingt sein. Dem gegenüber ist zu gestehen: der Verfasser des vierten Evangeliums ist ein Heidenapostel gewesen so gut wie Paulus, nur jemand, der mit Leib und Seele an der Lösung der Aufgabe Teil genommen hat, die Jesus hinterlassen: „ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle, und dieselben muß ich herführen," konnte die Gedanken Jesu so auffassen und in Worte kleiden, wie dies im vierten Evangelium geschehen ist. Es ist ja auch gar nichts gegen die Annahme einzuwenden, daß das persönliche Auftreten Pauli in Jerusalem, seine Reden und seine tatsächlichen Erfolge einen größeren Einfluß auf die Apostel gemacht haben, als sich dies aus den vorliegenden schriftlichen Berichten erkennen läßt. Sicherlich findet ja zwischen Paulus und Johannes die größte geistige Verwandtschaft statt, auch vielfach der Gebrauch der gleichen religiösen Terminologie, aber beweist denn dies die Abhängigkeit des einen vom andern, daß der eine erst müßte Jahre lang dem Einflusse des andern unterstanden haben, ehe er die Anschauung von Christi Person und Werk gewinnen konnte, die in seinen Schriften sich ausprägt? So heißt es

bei Holtzmann: „Fest steht, daß der Verfasser nicht ohne Quellen gearbeitet hat.“ Wir möchten wissen, wodurch das festgestellt ist. Wenn man unter „nicht ohne Quellen arbeiten“ das versteht, daß der Geist eines Schriftstellers nicht ganz allein aus seiner eigenen Originalität zu erklären ist, sondern auch aus dem, was seine Vergangenheit und seine Mitwelt ihm mitgeteilt haben, dann ist ja das selbstverständlich auch auf Johannes anzuwenden, aber es ist dann auch gar nichts besonderes damit gesagt; wenn es aber heißen soll, was man doch gemeinhin darunter versteht, daß der Schriftsteller Kenntnisse und Anschauungen, die er mitteilt, sich erst aus Schriften oder durch Erkundigung habe verschaffen müssen, dann ist es eben in der Anwendung auf Johannes nicht mehr als eine Hypothese, die manche Eigentümlichkeiten, die man am vierten Evangelium beobachtet, erklären würde, mit andern aber in Widerspruch steht, die aber selber erst des Nachweises bedarf. „Wagt doch selber ein Gnostiker wie Marcion,“ heißt es weiter, „keine ganz freie Bearbeitung der evangelischen Geschichte.“ Als ob dies ein Beweis wäre. Dabei ist wieder das zu Beweisende zur Voraussetzung gemacht, daß der Verfasser des vierten Evangeliums wie Marcion ein Mann des zweiten Jahrhunderts gewesen, ohne anerkannte apostolische Autorität, der sich habe hüten müssen, mit seinem freigeschaffenen Evangelium gegen anerkannte Traditionen und Anschauungen zu verstoßen. „Wie für Marcions,“ heißt es dann weiter, „so macht sich auch für die johannische Gedankenwelt als unterste Grundlage und Voraussetzung, zum Teil auch als Quelle für ihre Ausdrucksmittel, der Paulinismus geltend.“ Das will doch heißen: das vierte Evangelium hätte nicht geschrieben werden können, wenn nicht Paulus vorher gelebt und gewirkt hätte. Es ist natürlich müßig mit Wenn und Aber zu operieren und zu fragen: hätte Johannes schreiben können, wenn Paulus nicht geschrieben hätte, hätte Calvin auftreten können, wenn Luther nicht gewesen wäre? Das Wenn ist eben nicht eingetreten. Daß ein Mensch, auch der originalste und genialste von der geistigen Luft beeinflußt wird, in der er atmet, ist natürlich und ist auch auf das Verhältnis Johannis zum Paulinismus anzuwenden. Aus manchen Zügen des Evangeliums läßt es sich ja, wenn nicht nachweisen, so doch wahrscheinlich machen, daß dasselbe das Gepräge eines Schriftstellers trägt, dem die Erfahrungen langer Jahre von herrlichen Siegen und beklagenswerten Hemmungen auf dem Gebiete der Heidenmission zu Gebote stehen, zu dessen Zeit der Paulinismus seine Wirksamkeit längst schon geübt hatte. In diesem Sinne kann man ja gern zugestehen, daß für die johanneische Gedankenwelt der Paulinismus Voraussetzung war. Aber was mit dem Satze eigentlich gemeint ist, und was man gern bewiesen haben möchte, daß der Verfasser des vierten Evangeliums auf heidenchristlichem Boden aufgewachsen, von Jugend auf christliche Vorstellungen nur in der Form des Paulinismus in sich aufgenommen habe, daß er der Belehrung durch die paulinischen Briefe bedurft habe, nur um zur rechten Auffassung von Christi Person und Werk zu gelangen, das ist zu viel behauptet, und wird

durch gehäuftetste Beweisstellen nicht gerechtfertigt. Wir setzen aus einer Menge angeführter Beweisstellen die ersten her, die Anfangsworte hinzufügend, um das Nachschlagen zu ersparen. Die übrigen beweisen auch nicht mehr wie die angeführten:

Joh. 1, 12 Wie viele ihn aber aufnahmen u. s. w. = Gal. 3, 26 Ihr seid alle Gottes Kinder u. s. w.

Joh. 1, 14 Das Wort ward Fleisch u. s. w. = 1. Kor. 3, 18 Nun aber spiegelt sich u. s. w.; 4, 6 Gott, der da hieß u. s. w.

Joh. 1, 17 Das Gesetz ist durch Mose gegeben u. s. w. = Röm. 6, 14 Die Sünde wird nicht herrschen in euch u. s. w.

Joh. 3, 6 Was vom Fleisch geboren ist u. s. w. = Röm. 8, 5 Welche der Geist Gottes treibt u. s. w.

Joh. 3, 16 Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w. = Röm. 8, 32. 39 Ist Gott für uns u. s. w.

Joh. 4, 36. 38 Wer da schneidet u. s. w. = 1. Kor. 3, 6. 8 So ist nun weder der da pflanzet etwas u. s. w.

Joh. 5, 25 Es kommt die Stunde u. s. w. = 1. Kor. 15, 22 ff. Denn gleichwie sie in Adam u. s. w.

Die Stellen beweisen Ideengemeinschaft aber nicht Abhängigkeit, und es heißt dem Evangelisten geistige Originalität und Energie und dem von der Person Jesu ausgehenden Einflusse zu wenig nachhaltige Kraft zutrauen, wenn man nicht die Möglichkeit eiräumen will, daß Johannismus und Paulinismus wie zwei aus gemeinsamer Wurzel entsprossene Schößlinge, eins so original wie das andere auf gleichem Mutterboden erwachsen, jedes in seiner Weise den in der Knechtsgestalt verhüllten Reichtum der Gottesgestalt zur Darstellung gebracht haben.

Der „Fall Jatho".*)

I.

Der Fall Jatho ist zum Abschluß gekommen. Die berufene Instanz der evangelischen Landeskirche Preußens hat Lehrzucht geübt, und festgestellt, daß in dieser Kirche nach wie vor die Bekenntnisschriften für die Lehre maßgebend sind, und weiter, daß die religiösen und philosophischen Anschauungen, die Pfarrer Jatho auf seiner Kanzel vortrug, mit dem Evangelium und den Bekenntnisschriften nichts mehr zu schaffen haben. Die Folge ist, daß Jatho aus seinem Pfarramt scheidet.

*) Diesen Aufsatz entnehmen wir den „Kirchl. soz. Blättern" Sept. 1911. Diese erscheinen monatlich im Interesse der Kirchlich-sozialen Konferenz, für Mitglieder der Konferenz 75 Pf. halbjährlich, sonst 1 Mk.; auch als monatliche Beilage zur „Reformation". Schriftleitung und Versandstelle: Berlin N. W. 87, Tile-Wardenbergstraße. — Wir empfehlen diesen Aufsatz unseren Lesern zur ganz besonderen Beachtung; er kommt aus positiv-gläubigen Kreisen in Deutschland und kann zur Orientierung dienen in den Geisteskämpfen der Gegenwart.

Der Fall ist so wichtig und bedeutsam, daß es wohl der Mühe wert scheint, ihn auf seine grundsätzliche und praktische Bedeutung anzusehen. Was hat uns die Entscheidung zu sagen?

Zunächst bleibt die Tatsache zu verzeichnen: es ist überhaupt einmal wieder Lehrzucht geübt worden. Der Liberalismus wird nicht müde in seinen Bestrebungen, an die Stelle des objektiven Bekenntnisses als Grundlage und Grenze der kirchlichen Verkündigung die subjektive Wahrhaftigkeit zu setzen. So widersinnig es ist, in der christlichen Kirche, die doch eine Geschichte, einen geistigen und geistlichen Grund, einen religiösen und sittlichen Zweck hat, die Anarchie zu proklamieren — immer wieder wird der Versuch gemacht. Professor Baumgarten rückt selbst von Jatho ab. Aber dennoch — Jatho soll bleiben. Was er redet, ist irrelevant. Wenn er nur das, was er redet — mag es Buddhismus, Islam oder Plato sein — persönlich glaubt.

Diese Tendenz, es in das Belieben des einzelnen zu stellen, ob er das Christentum aus der christlichen Verkündigung ausschalten will, ist nunmehr einleuchtend für jeden Pfarrer und für jeden Laien, offiziell zurückgewiesen. Es ist festgestellt worden, daß nur derjenige in der Landeskirche als Geistlicher wirken darf, dem es seine subjektive Wahrhaftigkeit gestattet, auch das objektive Evangelium im Sinne der Bekenntnisschriften zu verkünden.

Diese Entscheidung ist ohne Zweifel erfreulich und trägt gewiß in etwas zur grundsätzlichen Klärung der Lage bei. In der Praxis allerdings wird es nun neue Schwierigkeiten geben. Denn jedermann weiß, daß es eine ganz erhebliche Anzahl von evangelischen Geistlichen gibt, die dem Bekenntnis sehr fern stehen. Wohl war Jatho ein ganz besonders konfuser Herr, und seine Theologie — ein paar Brocken Spinoza, ein paar Brocken Darwin, gemischt mit christlichen Reminiszenzen — wurde selbst von den Verteidigern als hoffnungsloser Irrgarten preisgegeben. Aber Abweichung vom Bekenntnis in milderen Formen ist außerordentlich verbreitet. Eine Periode des tiefen Verfalls der Lehrzucht liegt hinter uns. Zu derselben Zeit, wo Rom so sehr den Mut seiner Ueberzeugung hatte, daß es selbst vor dem Modernisteneid nicht zurückschreckte, fand die Neurasthenie evangelischen Kirchenregiments diesen Mut so wenig, daß es einmal über das andere selbst die unveräußerlichsten Grundlagen der Lehre preisgab.

Was wird man nun tun? Sollen fortan die besonders krassen Fälle der Lehrwillkür, und nur diese, dem Spruchkollegium unterbreitet, oder wird allgemein darauf gedrungen werden, daß bei aller libertas in dubiis (Freiheit in Zweifelsfragen) doch als unitas in necessariis (Einigkeit im Notwendigen) nur Evangelium im Sinne der Apostel und Reformatoren Bürgerrecht auf unseren Kanzeln gewinnen kann?

Es leuchtet ein, daß jeder überstürzte Versuch, die Kirche von heute auf morgen von den ungläubigen Geistlichen radikal zu säubern, sehr bald scheitern müßte. Der Widerspruch der liberalen Presse und öffentlichen Meinung wäre noch nicht das schlimmste. Aber auch bessere

Gemeinden würden nach den Versäumnissen einer Jahrzehnte alten laxen Praxis den Umschwung nicht verstehen. Ohnehin lehrt ja eine lange Erfahrung, daß die Frage, ob gläubig oder ungläubig, sehr oft aus den Worten eines Predigers gar nicht entschieden werden kann, sondern nur aus dem Sinn, den man ihnen unterlegt. Man wird also in der Tat mit Vorsicht vorgehen und sich darauf beschränken müssen, in solchen Fällen zuzugreifen, wo es die Zweifler und Leugner in lärmender und obligatorischer Weise auf Erregung von Aergernis absehen und für ihre Heterodoxien Hausrecht in der Kirche verlangen.

Gewiß bedeutet das zunächst nur die Herstellung äußerer Ruhe. Und das Höchste ist diese nicht. Aber relativen Wert hat auch schon die Herstellung des Dekorums. Das Bessere muß auf die Zukunft verschoben werden. Nach einer langen Periode der Versäumnisse darf man nicht gleich die Forderungen zu hoch spannen.

Aber ein Anderes kann heute schon und von Stund an geschehen. Und dieses Andere sollte mit allem Ernste Anwendung finden. Es muß mit ganz anderer Strenge, als bisher, die Stellung der jungen Theologen, speziell der Examinanden zu den wichtigsten Lehrstücken geprüft und kein Kandidat zum Amt zugelassen werden, der nicht begründete Hoffnung gibt, ein gläubiger Verkündiger des Evangeliums zu werden. Ein bischöflich seelsorgerliches colloquium muß der Erforschung des Wissensschatzes hinzugefügt werden. Und die Frage, ob der das Hirtenamt Begehrende nach Herz und Kopf sich „mit der gesamten Christenheit auf Erden" auch zum zweiten Artikel des Apostolikums bekennt, muß schwerer ins Gewicht fallen, als alle formalen Kenntnisse.

Es muß unmöglich werden, daß Männer wie Jatho und Traub überhaupt in ein christliches Pfarramt gelangen. Und es ist viel mildere und weisere Praxis, einen jungen Mann, dem die Welt und andere Berufsarten noch offen stehen, an der Pforte zurückzuweisen, als später einen älteren Mann, der vielleicht Haus und Familie hat, seines Amten entheben. Es muß aufhören, daß jemand nur deshalb Pfarrer wird, weil er in soundsoviel Semestern soundsoviel theologischen Wissensstoff erworben hat.

Der Fall Jatho sagt aber nicht nur dem Kirchenregiment etwas, sondern auch der gläubigen Theologie und den gläubigen Laien. Und es ist wichtig, sich das klar zu machen.

Die schlimmste Wirkung, welche der ganze Fall üben konnte, wäre sicherlich die, daß der Gang der Dinge bei den Gläubigen und Positiven pharisäische Gefühle auslöste. Der Kirche zum Segen kann das Erlebnis nur dienen, wenn es zur Buße treibt, zur Selbstanklage und Frage, ob und inwieweit an und in der Kirche irgend etwas vorhanden ist, das so viele ihrer Glieder in das Lager der liberalen Kritiker und Skeptiker hinübergetrieben hat und fortwährend hinübertreibt.

Bei solchen Ueberlegungen aber wird man immer wieder auf den großen schmerzlichen Irrweg unserer ganzen kirchengeschichtlichen Ent-

wicklung stoßen, auf die Stellung der Positiven zur Heiligen Schrift.

In ihrem ersten großen Lebensabschnitt war es der Irrtum der Christenheit, zu glauben, daß Jesus eine sichtbare Kirche gegründet habe und schon die äußere Zugehörigkeit zu ihr geistliches Heil bedeute. Luther zerbrach diese sichtbare Stütze. Aber er richtete einen neuen greifbaren und sichtbaren Halt für die Christen auf: das Formalprinzip der Heiligen Schrift. Und dann gingen seine Anhänger und Epigonen weit über ihn hinaus. Man erfand Theorieen der Verbalinspiration, und „Glaube“ sollte der haben, der alle tatsächlichen Angaben der Bibel für wahr hielt.

Jetzt ist auch diese Stütze von der liberalen Schriftkritik zerbrochen. Wir haben einen kirchengeschichtlichen Wendepunkt erreicht, an dem das Schriftprinzip in seinen bisherigen Gestalten allgemein verlassen worden ist und die evangelische Christenheit sich immerhin zögernd mit der neuen Erkenntnis abfindet, daß Jesus nicht eine sichtbare Kirche gebaut, und nicht eine sichtbare Schrift gebracht, sondern das unsichtbare Reich Gottes verkündigt hat. Nicht die sichtbare Kirche, nicht die sichtbare Schrift sind Gegenstände des Glaubens, sondern der unsichtbare Jesus und sein ewiges Reich. Dies Reich aber besteht und wird bestehen und von einer Generation auf die andere übergehen, auch wenn alle sichtbaren Stützen schwinden. Das Geschlecht unserer Tage hat den Uebergang aus einer Epoche in die andere zu vermitteln. Verwirklicht sein wird die neue Epoche, sobald es der evangelischen Christenheit in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß das krampfhafte Sich-Anklammern an die Schrift nicht Glaube, sondern Unglaube bedeutet. Was sichtbar ist, das ist zeitlich, also Gegenstand des Wissens. Was aber unsichtbar ist, das ist ewig, also Gegenstand des Glaubens.

Das Ansehen der Kirche braucht unter dieser Auffassung so wenig zu leiden, wie das Ansehen der Heiligen Schrift. Wir können unsere Kirche nur noch heißer lieben, als bisher, wenn wir sie als menschliche Institution bewerten, aber als Mittel für die höchsten Zwecke. Und das Ansehen der Heiligen Schrift braucht nicht unter dem Zugeständnis, daß fehlsame Menschen die Verfasser der biblischen Bücher waren, zu leiden, wenn wir nur festhalten, daß sie die große Geschichtsquelle für die Beziehungen Gottes zur Menschheit bleibt, und sodann, daß sie uns jene gewaltige Glaubensstärkung vermittelt, die darin liegt, daß die heiligen Männer aller Zeiten, aller Orte und aller Nationen in ihren Beziehungen zu Gott auch völlig identische Erfahrungen gesammelt haben.

Richtig ist, daß für die neue Stellung der gläubigen Evangelischen zur Schrift einstweilen noch die handliche Formel fehlt. Man sollte sie suchen. Wenn ein Wahlsieg gewonnen werden soll, so bedarf es einer populären Wahlparole. Wenn Siege im Reiche Gottes errungen werden sollen, muß das Losungswort klar sein. Diese Zeilen sollen nichts anderes sein, als die Bitte eines gläubigen Laien an die gläubige Theologie, das neue Losungswort klar herauszuarbeiten.

Wenn der Fall Jatho die evangelische Theologie antriebe, das neue Meisterwort zu suchen und zu finden, die neue Grenzbestimmung zwischen Autorität und Freiheit, so würden wir alle Ursache haben zur Dankbarkeit gegen den Herrn der Kirche, der schon so oft, was irrende Menschen böse zu machen gedachten, zum Segen und Fortschritt für den Bau seines Reiches gewandt hat.

Dietrich von Oertzen.

II.

Der Theologie kann es nur willkommen sein, wenn Männer von so tiefgehendem religiösen und kirchlichen Verständnis, wie Dietrich von Oertzen, ihr Fragen und Probleme stellen. Ich gehe darum gern auf den letzten Abschnitt des vorstehenden Aufsatzes in Kürze ein und versuche eine Antwort. Den scharfen Gegensätzen, „nicht eine sichtbare Schrift hat uns Christus gebracht, sondern das unsichtbare Reich Gottes ... nicht die sichtbare Schrift ist Gegenstand des Glaubens, sondern der unsichtbare Jesus ...“ vermag ich nicht beizupflichten. Auch Oertzen selbst mildert sie, wenn er Kirche und Schrift als „Mittel für die höchsten Zwecke“ verstehen lehrt und in der Schrift zugleich die große Geschichtsquelle für die Beziehungen Gottes zur Menschheit und die Sammlung der identischen religiösen Erfahrungen der Männer Gottes findet. — In der Tat, die Schrift ist nicht Selbstzweck, wohl aber das unumgängliche Mittel, ohne das sich der Zweck der christlichen Religion, die Verbindung der Menschheit mit Gott, nicht erreichen läßt, sie ist die Brücke, ohne die niemand aus der sichtbaren Welt zu dem unsichtbaren Jesus kommt. Denn was wüßten wir von dem Reiche Gottes und von Jesus ohne das Zeugnis der Schrift, die unsere einzige Erkenntnisquelle für beide ist und bleibt! Aber auch die Motive und inneren seelischen Bewegungen zur Unterwerfung unten diesen Christus und zum Eingang in sein Reich erwachsen uns nur, wenn der Inhalt der Bibel uns nahe tritt. Alle ohne Zusammenhang mit der Schrift erwachsenen religiösen Regungen haben keine Macht und keine Möglichkeit, sich als spezifisch christliche zu legitimieren. Wir hätten aber kein Recht, die Aussagen der Schrift über die unsichtbare Welt als zuverlässig anzunehmen, wir würden niemals durch ihre Vermittlung mit Gott in Beziehung kommen, wenn sie nicht aus dem Geiste Gottes geboren und mit dem Geist stetig verbunden wäre. Religiös gefährlich wird der „Schriftglaube“ erst in dem Moment, wo er nicht zugleich Glaube an den Heiligen Geist ist. Darum ist die schlimmste Verderbnis in der Schriftlehre nicht im 17., sondern im 19. Jahrhundert eingetreten, als man die Schrift immer stärker von ihrer Verknüpfung mit dem Geiste löste, sie als rein geschichtliches Produkt auffaßte und demnach ihr religiöse Autorität in mehr oder minder großem Umfange zusprach. Nun gewannen erst alle die geschichtlichen Detailprobleme auch religiöses Interesse und beunruhi=

gendes Gewicht. Ein Ausweg ist nur so möglich, daß uns die Schrift wieder allein zum Mittel wird, um durch Gottes Geist über Gott selbst belehrt und mit ihm verbunden zu werden. Das „Sichtbare“ in der Schrift kommt für uns als religiöse Menschen nur in Betracht, soweit sich aus ihm Unsichtbares erkennen und erfahren läßt. Das Geschichtliche als Vermittlerin und als Hülle des Ewigen, der „historische Jesus“ als Erscheinungsform des übergeschichtlichen Christus, der unser eigen werden will. Wir wollen uns weiter an der Schrift „anklammern,“ aber wie an ein Seil und an eine Leiter, um zu Gott emporzuklimmen. Die einzelnen Sprossen laden nicht zum Verweilen, sondern zum Uebersteigen ein. Das ist zwar noch keine „Formel,“ aber ein praktischer Rat, der von allen religiös gerichteten Lesern der Bibel unter der Leitung des Geistes längst befolgt ist und sie über alle Schwierigkeiten hinweggehoben hat. Aber auch für die Theologie wird diese Betonung und Voranstellung des Ewigen, Unsichtbaren, Metaphysischen, das uns allerdings nur durch das Transparent der Offenbarungsgeschichte und der sie wiedergebenden Schrift zugänglich ist, gerade auch in der Lehre von der Schrift befreienden Charakter haben.

D. R. H. Grützmacher, Rostock.

Die Schattenseiten des Umlagesystems.

Von Pastor L. von Lanyi, Morrison, Mo.

Die positive Seite des projektierten Umlagesystems ist schon vielfach beleuchtet worden. Alles, was man glaubte zu Gunsten dieses Systems sagen zu dürfen, ist gesagt worden. Auch hat es an Bemühungen nicht gefehlt, das Umlagesystem als die beste Methode, die synodalen Haushaltungskosten aufzubringen, anzupreisen. Die negative Seite des Umlagesystems wurde dagegen verhältnismäßig noch wenig beleuchtet. Es wird wohl jeder zugestehen, daß es zur richtigen Beurteilung einer Sache unerläßlich ist, das Für und Wider derselben hinreichend kennen zu lernen. Darum ist es nicht allein gerecht, sondern auch notwendig, daß der negativen Seite gleicherweise Aufmerksamkeit geschenkt und auf die Schattenseiten des Umlagesystems hingewiesen wird. Erst dann, wenn man beides, das Für und das Wider, ernstlich und gründlich erwogen und gegenseitig verglichen haben wird, wird man imstande sein, eine weise Entscheidung zu treffen, welche dem „Heiligen Geist und uns“ gefallen wird.

Im September-Heft dieser Zeitschrift haben wir versucht nachzuweisen, daß das projektierte Umlagesystem die im Neuen Testament für das Darreichen der Liebesgaben festgestellten drei Grundsätze: Freiwilligkeit, Liebe und Selbsteinschätzung, nicht gebührend zur Geltung kommen läßt und darum mit dem Neuen Testament im Widerspruch steht,

unbiblisch ist. Weil es sich demnach mit dem Umlagesystem also verhält, dasselbe unbiblisch ist, darum hat es seine Schwächen und Schattenseiten, auf die wir nun hinweisen wollen.

Schon der Name dieses Systems, welcher es als eine Besteuerung ankündigt, wirft einen Schatten auf dasselbe. Alles, was Gegenstand unseres Verständnisses wird, muß einen Namen haben. Man erkennt daran, was eine Person oder Sache ist, und was sie wirkt; man kann sie daran von andern unterscheiden. Der Name einer Person oder Sache kündigt das Wesen und die Eigenschaften derselben an. Der Name dieses Systems ist: U m l a g e system. Umlage ist Steuer. Umlage und Steuer sind zwei synonyme Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache, nämlich für eine Abgabe, welche eingefordert wird und geleistet werden muß. Auf Weigerung, eine solche Abgabe zu leisten, folgt Strafe. Das Wort „Umlagesystem" schließt zweifellos den Begriff der Besteuerung mit ein, zumal in der „Vorlage für das Umlagesystem" auch für eventuelle Bestrafung gesorgt ist.

Der 7. Punkt dieser Vorlage lautet: „Bei den Distriktskonferenzen erstatten die betreffenden Vizepräsides im einzelnen Bericht über das Verhältnis, in dem die Gemeinden des Distrikts ihre Umlagebeiträge aufgebracht haben. Diese Berichte werden dem gedruckten Protokoll einverleibt." Das Einverleiben dieser Berichte in das gedruckte Protokoll zielt offenbar darauf hin, solche Gemeinden, welche die betreffenden Umlagebeträge nicht aufbringen, resp. nicht einkollektieren und abliefern, zu beschämen. Eine solche öffentliche Beschämung ist aber gewiß eine empfindliche Bestrafung.

Nichtsynodale Gemeinden haben eine noch empfindlichere Bestrafung zu gewärtigen, denn der 4. Punkt der Vorlage lautet: „Nichtsynodale Gemeinden werden hierin den synodalen gleichgehalten. Bei der Besetzung solcher Gemeinden soll in taktvoller Weise die Aufbringung der Umlage zur Bedingung der Besetzung durch die Synode gemacht werden." Demnach darf eine nichtsynodale Gemeinde nur dann besetzt werden, wenn sie die Umlage aufbringt oder sich zur Aufbringung derselben ernstlich verpflichtet; im Weigerungsfalle, solches zu tun, darf sie durch die Synode nicht besetzt werden. Dieses Nichtbesetztwerden ist aber ohne Frage eine recht empfindliche Bestrafung.

Man sagt zwar, daß man unter dem Umlagesystem nicht eine Steuer verstehe, die auferlegt wird, und die unter allem Umständen bezahlt sein muß, aber man bleibt die Erklärung schuldig, warum man diesem System, wenn es kein Besteuerungssystem sein soll, einen Namen gegeben hat, der den Begriff der Besteuerung in sich schließt und gerade auf das Gegenteil von dem hinweist, was dasselbe, wie man nachträglich erklärt, nicht sein soll. Wenn das Umlagesystem zu keinem obligatorischen Steuersystem ausgestaltet werden soll, warum hat man dann in der Vorlage für eventuelle Bestrafung, wie wir gezeigt haben, Sorge getragen?

Die „Vorlage für das Umlagesystem," welche die Generalkonferenz

angenommen hat, ist unseres Wissens die einzige offizielle Kundgebung betreffs des Umlagesystems. Alle anderen in dieser Sache abgegebenen Erklärungen und Berichtigungen sind mehr privater Natur, weil ihnen die Sanktion seitens der Generalkonferenz fehlt. Somit kann und darf das Umlagesystem nur auf Grund des Wortlautes der genannten Vorlage aufgefaßt und beurteilt werden. Diese rechtfertigt die Schlußfolgerung, daß das Umlagesystem eine planmäßige Besteuerung sein soll. Je unbefangener man die Vorlage studiert, desto mehr wird man von der Richtigkeit dieser Schlußfolgerung überzeugt, denn man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß die Vorlage keineswegs das Gepräge einer Empfehlung, sondern vielmehr das einer Vorschrift und Verordnung hat, was ebenfalls darauf hindeutet, daß es sich um eine Einrichtung handelt, welche obligatorisch werden soll.

Während wir die Vorlage studierten, drängte sich uns die Frage auf, ob es wohl Gott gefällt, wenn man auf Mittel und Wege sinnt, Geldmittel für Gottes Werk flüssig zu machen. „Mein ist das Silber und mein das Gold, spricht Jehova der Heerscharen." Hag. 2, 8. Weil Gott all das Silber und Gold besitzt, so wünscht er gewiß nicht, daß **wir** Mittel und Wege suchen, seine Reichtümer flüssig zu machen. Viel näher liegend ist es, zu glauben, daß er, es zu tun, seiner Macht und Weisheit vorbehalten hat, uns jedoch das hohe Vorrecht zuteil werden läßt, die Mittel, welche er nach seiner Weisheit flüssig macht, als ein uns von ihm anvertrautes Pfund so treu, weislich, planmäßig und sparsam anzuwenden, wie wir glauben, daß es ihm gefallen wird.

Das Umlagesystem ist ein ungerechtes System.*) Es ist ungerecht, weil bei derBerechnung der Umlage **ein jeder** Kommunikant **gleichmäßig** besteuert wird und **man gar keine Rücksicht auf seine finanzielle Leistungsfähigkeit und Kraft nimmt.** Ungerechtigkeit trägt das System auf der Stirne. Nicht einmal die Welt erlaubt sich eine gleichmäßige Steuer zu

*) Im Nachfolgenden nehmen wir stets einen Dollar als Umlageanteil „**pro Kommunikant**" an. Wir tun es der leichteren Uebersicht wegen und weil allgemein angenommen wird, daß dieser Anteil nahezu soviel betragen dürfte.

Manche meinen zwar, daß sich die Berechnung des Umlageanteils nicht nach der Zahl der Kommunikanten, die tatsächlich am heiligen Abendmahl teilnehmen, sondern nach der Zahl der Kommunionberechtigten richtet. Wie man jedoch die so klare Verfügung, daß „der Anteil pro Kommunikant wird berechnet," auf Kommunionberechtigte beziehen kann, ist uns ein Rätsel. Aber angenommen, jedoch nicht zugegeben, daß die Vorlage eigentlich die Kommunionberechtigten und nicht die Kommunikanten im Auge habe, so wäre damit für das Umlagesystem gar nichts gewonnen. Die Zahlen der Kommunionberechtigten sind nicht ganz zuverlässig, denn sie werden manchmal nur oberflächlich angegeben, weil es oft unmöglich ist, die Zahl der Kommunionberechtigten, die in der mitunter weiten Umgegend des Gemeindesitzes zerstreut wohnen, genau und zuverlässig zu kontrollieren und auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Darum können diese vagen Zahlen als Grundlage einer richtigen und maßgebenden Berechnung nicht dienen. Das hat die Generalkonferenz jedenfalls klar erkannt und darum die Kommunionberechtigten in der Vorlage gar nicht erwähnt, sondern unmißverständlich verfügt, daß der Umlageanteil „**pro Kommunikant**" berechnet wird.

erheben, die einfach pro Kopf berechnet würde, sondern sie erhebt Steuern, die in einem gewissen Verhältnis zu dem Besitz und Vermögen der Besteuerten stehen, und nicht nur, weil sie Bürger sind. Darum zahlt der Reiche mehr Steuer als der Arme. Das Umlagesystem verlangt dagegen von dem Aermsten genau denselben Umlageanteil wie von dem Reichsten. Darum ist das Umlagesystem ein sehr ungerechtes System.

Man will sich betreffs der gleichmäßigen Berechnung der Umlage hinter den der Gemeinde Christi fremden Grundsatz verschanzen: „Gleiche Pflichten für gleiche Rechte." Wenn dieser der Gemeinde Christi fremde Grundsatz in unserer Synode zur Geltung käme, so würde das einen Rückschritt bedeuten, der in rapider Abnahme des geistlichen Lebens und der Liebe zutage treten würde. Auf das Umlagesystem direkt angewandt, würde dieser Grundsatz so lauten: „Gleiche Abgaben für gleiche Rechte." Vom neutestamentlichen Standpunkt aus betrachtet — und dieser Standpunkt muß für evangelische Christen maßgebend sein — richtet sich der Wert der Gabe niemals nach der Höhe derselbigen, sondern vielmehr darnach, wieviel Entbehrung, Selbstverleugnung, Verzichtleistung und Liebe es erfordert, eine bestimmte Gabe darzureichen. So belehrt uns unser Herr Jesus selbst in seinem Urteil über das Witwenscherflein. Wenn demnach die von jedem Kommunikanten geforderte Umlage nicht nur nominell, sondern wirklich und im biblischen Sinne gleich sein sollte, dann müßte das Entrichten des Umlagebetrages jedem Kommunikanten die gleiche Entbehrung, Selbstverleugnung, Verzichtleistung und Liebe auferlegen.

Im „Friedensboten" vom 30. April 1911 ist unter dem Titel „Zur Agitation" folgender Passus zu lesen: „Unter Umlagesystem verstehen wir nicht etwa eine Steuer, die jedem unserer Glieder auferlegt wird, und die unter allen Umständen bezahlt sein muß; wir versuchen nur die Größe der Aufgabe unserer Kirche zu erfassen (und diese Aufgabe wird mit jedem Jahr größer und nicht kleiner) und dann auszurechnen, wie viele Gaben vonnöten sind, der Aufgabe, vor die uns Gott gestellt hat, gerecht zu werden, und sollten alle Glieder der Kirche ihr Teil daran tun, daß die Arbeit derselben ohne Hemmnis und mit Erfolg vor sich gehe. Unser Komitee will nun weiter nichts tun, als den einzelnen Gliedern klarlegen, welches ihr Teil an der Erfüllung dieser Pflicht ist. Unser Ziel ist, die Glieder unserer Kirche zu der Erkenntnis zu bringen, daß wir alle 'Mitarbeiter Christi' sind, und wie wir in intelligenter Weise unsere Stellung ausfüllen können." Wenn nun unser Agitationskomitee, wie es in dem Passus sagt, weiter nichts tun will, als den einzelnen Gliedern klarlegen, welches ihr Teil an der Erfüllung dieser [finanziellen] Pflicht ist, so unternimmt es etwas Unmögliches. Auf Grund der Statistik und der Rechenkunst kann das Komitee zwar berechnen, welches der nominell gleiche Umlageanteil „pro Kommunikant" wäre, aber es ist nicht imstande den wirklich gerechten Anteil festzustellen. Um das nur annähernd tun zu können, müßte es einen genauen

Einblick in die finanziellen und privaten Verhältnisse eines jeden Kommunikanten haben, weil sich der Wert der Gabe, von dem für evangelische Christen maßgebenden neutestamentlichen Standpunkte aus betrachtet, niemals nach der nominellen Höhe derselben, sondern nach der Verzichtleistung, die sie auferlegt und nach dem Beweggrund, welchem sie entspringt, richtet. Eine solche Einsicht in die finanziellen und privaten Verhältnisse eines jeden Kommunikanten kann das Agitationskomitee niemals gewinnen und darum wird es auch nie imstande sein, den gerechten Umlageanteil proporzionell zu berechnen, wie es eigentlich geschehen müßte, wenn man das Umlagesystem von dem berechtigten Vorwurf, daß es sehr ungerecht ist, befreien wollte.

Der Umlageanteil pro Kommunikant und pro Jahr würde jetzt höchstens einen Dollar betragen. Für den Begüterten, dessen jährliche Einnahme etliche Tausende beträgt, wäre der eine Dollar ein lächerlich kleiner Betrag, für den Armen und Gebrechlichen, der kaum soviel zu erwerben vermag, um sein Leben fristen zu können, aber eine große Gabe. Folgende Beispiele mögen die Ungerechtigkeit des Umlagesystems illustrieren.

Hier ist eine arme aus fünf Kommunikanten bestehende Familie, die sich kümmerlich ernähren muß. Das Jahreseinkommen dieser Familie beträgt 350 Dollars. Diese Familie müßte jährlich als ihren Anteil an der Umlage 5 Dollars oder den 70sten Teil ihres jährlichen Einkommens entrichten. Dieser Familie steht gegenüber eine andere, die auch aus fünf Kommunikanten besteht, die aber über ein Vermögen von 25,000 Dollars verfügt und eine Jahreseinnahme von 3000 Dollars besitzt. Diese begüterte Familie müßte jährlich auch nur 5 Dollars als ihren Anteil an der Umlage bezahlen, was den 600sten Teil ihrer Jahreseinnahme ausmachen würde. Wohlgemerkt: die arme Familie müßte von ihrer Armut den 70sten, die die begüterte von ihrem Reichtum aber nur den 600sten Teil ihrer Jahreseinnahme hergeben.

So wie die Sache nun einmal liegt, hat ein jeder Kommunikant den gleichen Umlageanteil zu entrichten, einerlei, ob es eine arme Witwe ist, die in einem Hinterstübchen ihr Leben kümmerlich fristet, oder ein Privatier, dem seine Mittel es erlauben, auf hohem Fuße zu leben. Man darf sich damit nicht tröften wollen, daß man ja den Umlageanteil von armen Kommunikanten nicht fordern würde, denn die Vorlage sieht solches nicht vor, sondern sie verfügt einfach, daß der Umlageanteil „pro Kommunikant" berechnet wird und nimmt auf die finanzielle Leistungsfähigkeit der einzelnen Kommunikanten keine Rücksicht. Das Umlagesystem ist kein gerechtes System, weil es die Reichen begünstigt. Der materielle Vorteil dieses Systems liegt offenbar auf der Seite der Begüterten und Reichen. Die Reichen und Begüterten sollen, wie uns die Heilige Schrift belehrt, viel geben, weil sie viel haben. Das Umlagesystem gibt den Begüterten einen deutlichen Wink, wie sie sich mit einem einzigen Dollar für ein ganzes Jahr von ihrer finanziellen Verpflichtung frei machen können.

Man kann sich damit nicht trösten, daß man vielleicht denkt: „Wozu von der Sache soviel Wesens machen. Einerseits handelt es sich doch nur um einen einzigen Dollar, den wohl jeder Kommunikant im Laufe eines Jahres wird aufbringen können; anderseits wird man auf diese Weise auch von denjenigen, die sonst nichts geben, wenigstens etwas bekommen." Damit würde die Ungerechtigkeit, welche im Umlagesystem liegt, nicht aus der Welt geschafft werden. Es steht geschrieben: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk." Spr. 14, 38. Wenn nun Gerechtigkeit ein Volk erhöhet, so folgt daraus, daß Ungerechtigkeit ein Volk erniedrigt. Darum kann es sich hier in erster Linie nicht um den einen Dollar handeln, sondern vielmehr um die Froge, ob beim Umlagesystem das Gerechtigkeitsprinzip zur Geltung kommt. „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Gal. 6, 2. Das kann nur dann geschehen, wenn die Starken den Schwachen ihre Last mit tragen helfen, damit niemand zu schwer oder zu leicht trage, sondern eines jeden Last seiner Kraft angemessen sei. Aber da kommt schon die Einwendung: „Wer so über das Umlagesystem denkt, der versteht die Sache noch nicht recht. Es ist ja gar nicht so gemeint, daß jeder Kommunikant den einen Dollar jährlich bezahlen müßte. Es gilt den Gemeinden. Die Meinung ist, daß jede Gemeinde soviele Dollars bezahlen soll, als sie Kommunikanten berichtet, und es ist ganz ihre Sache, die geforderte Summe unter ihren Gliedern aufzubringen. Sie kann von den reichen Gliedern mehr und von den armen weniger als einen Dollar fordern, oder sie kann von jedem Gliede gleichviel kollektieren. Darin hat sie volle Freiheit, zu tun, wie es ihr beliebt; sie soll nur zusehen, daß sie die verlangte Summe aufbringt." Ein solcher Einwand ist jedoch nicht stichhaltig. Die Vorlage für das Umlagesystem muß als offizielle Kundgebung der Generalkonferenz so verstanden werden, wie sie lautet. An dem Wortlaut derselben zu deuteln, verbietet die Achtung, die man der Generalkonferenz schuldig ist. In der Vorlage steht nun ausdrücklich, daß der Umlageanteil **„pro Kommunikant"** berechnet wird. Darum ist es unrichtig, jene Berechnung bald auf Kommunikanten, bald auf Glieder, bald auf Gemeinden zu beziehen. Durch die Verfügung, daß der Umlageanteil „pro Kommunikant" berechnet wird, wird jeder Kommunikant, einerlei, ob er der Gemeinde gliedlich angehört oder nicht, belastet und nicht die Gemeinde als solche. Durch den Zusatz, daß das Resultat dieser Berechnung sämtlichen Pastoren und Gemeinden mitgeteilt wird, mit der dringenden Bitte, daß jede Gemeinde den ihr nach solcher Berechnung gebührenden Anteil aufbringe, wird den Pastoren und den Gemeinden nur die Funktion des Einkollektierens des Umlageanteils von jedem Kommunikanten, übertragen. Nur so kann man das Aufbringen bezüglich der Pastoren und Gemeinden verstehen. Würde durch die Berechnung die Gemeinde als solche belastet werden, dann müßte es in der Vorlage etwa so heißen: „Gegen das Ende eines jeden Jahres wird die voraussichtliche Höhe der von den einzelnen Synodalbehörden für ihre Arbeiten benötigten Sum-

men festgestellt, der Anteil pro Gemeinde nach der Anzahl der von ihr berichteten Kommunikanten berechnet und das Resultat sämtlichen Pastoren und Gemeinden mitgeteilt." So heißt es aber nicht.

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß jede Gemeinde als solche belastet werde und so viele Dollars jährlich zu entrichten habe, als sie Kommunikanten berichtet, so würde sich das Umlagesystem auch in solchem Falle als eine ungerechte Besteuerung erweisen.

Wir haben sehr gut, gut und mittelmäßig situierte und arme Gemeinden. Die sehr gut situierten Gemeinden sollten eigentlich viel mehr geben als ihr Umlageanteil betragen würde. Ihren Umlageanteil könnten sie jedoch, ohne sich anstrengen zu müssen, entrichten. Die gut situierten Gemeinden würden ihren Umlageanteil auch noch aufbringen, aber die mittelmäßig situierten würden damit schon ihre Not haben und für die armen würde es schier unerschwinglich sein.

Hier ist eine Gemeinde, die 34 stimmberechtigte Glieder zählt, viermal im Jahr das heilige Abendmahl feiert und 194 Kommunikanten berichtet. Ihr Haushalt, des Pastors Gehalt mit eingerechnet, kostet pro Jahr 450 Dollars. Diese Gemeinde müßte 194 Dollars als ihren Umlageanteil und 450 Dollars für ihren Haushalt, also zusammen 644 Dollars aufbringen, was rund 19 Dollars pro Glied machen würde. Dort ist wieder eine andere Gemeinde, die 45 stimmberechtigte Glieder hat, zweimal im Jahr das heilige Abendmahl feiert und 83 Kommunikanten berichtet. Ihr Haushalt, der Gehalt des Pastors mit eingerechnett kostet jährlich 470 Dollars. Diese Gemeinde müßte 83 Dollars als ihren Umlageanteil und 470 für den eigenen Haushalt, also im ganzen 553 Dollars aufbringen, was sich auf rund 12 Dollars pro Glied stellen würde. Demnach würde jedes Glied der letzteren und größeren Gemeinde um 7 Dollars jährlich weniger zu zahlen haben als jedes Glied der ersteren und kleineren Gemeinde. Wenn wir aber nur die Zahl der berichteten Kommunikanten ins Auge fassen, ohne auf den Gemeindehaushalt Rücksicht zu nehmen, so müßten die 34 Glieder der ersteren Gemeinde als ihren Umlageanteil 194 Dollars und die 45 Glieder der letzteren nur 83 Dollars aufbringen. Das würde aber gewiß keine gerechte Belastung sein.

Hier ist wiederum eine Hauptgemeinde, die 50 stimmberechtigte Glieder hat, 100 Kommunikanten berichtet, ihrem Pastor aber nur 350 Dollars zahlt, weil er das übrige von der Filialgemeinde bekommt. Der Gemeindehaushalt kostet, des Pastors Gehalt mit eingerechnet, 500 Dollars und ihr Umlageanteil würde 100 Dollars betragen. Demnach würde diese Gemeinde im ganzen 600 aufzubringen haben, was 12 Dollars pro Glied machen würde. Dort ist eine andere alleinstehende Gemeinde, die auch 50 stimmberechtigte Glieder hat und 100 Kommunikanten berichtet, ihrem Pastor jedoch jährlich 500 Dollars gibt. Ihre Haushaltkosten, des Pastors Gehalt mit eingerechnet, betragen 700 Dollars und ihr Umlageanteil 100 Dollars. Somit stellt sich die Gesamt-

ausgabe dieser Gemeinde auf 800 Dollars oder auf 16 Dollars pro Glied. Beide Gemeinden sind gleich groß, berichten die gleiche Anzahl Kommunikanten und die Glieder beider Gemeinden stehen finanziell auf gleicher Stufe, nur daß die alleinstehende Gemeinde im ganzen um 200 Dollars mehr aufbringen müßte als die Hauptgemeinde. Von einer gerechten Belastung könnte auch in diesem Fall keine Rede sein. Diese wenigen Beispiele zeigen genugsam, wie ungerecht das Umlagesystem ist, einerlei ob die Berechnung des Umlageanteils pro Kommunikant oder pro Gemeinde geschehen würde.

Das Umlagesystem ist jedoch auch ein ungerechtes System, weil es die Designation der Gaben abschafft und somit den Gebern die Freiheit nimmt, selbst zu bestimmen, für welchen Zweck die Gaben verwendet werden sollen. Wenn man die Gebelust nicht dämpfen will, so darf man keinem Geber die Freiheit, seine Gaben nach seinem eigenen und freien Ermessen zu designieren, nehmen oder verkümmern. Alle Geber, besonders aber diejenigen, welche aus Liebe und ihrer finanziellen Kraft entsprechend zu geben pflegen, haben ein natürliches Verlangen, den Zweck, welchem ihre Gaben dienen sollen, selbst zu bestimmen und empfinden jede Beschränkung der Freiheit, ihre Gaben selbst zu designieren, als eine ungerechtfertigte Bevormundung.

Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß triftige Gründe für eine planmäßige Verteilung der Gaben, welche für unser Gesamtwerk eingehen, sprechen, damit alle Zweige unseres Synodalwerkes sich gesund entwikkeln und keiner in seiner Entwickelung zurückbleibe. Aber so sehr auch eine solche systematische Verteilung der eingegangenen Gaben wünschenswert sein mag, dennoch sollte dieselbe nicht durch Vorschrift, Verfügung oder Verordnung angestrebt werden. Das ist ein falscher Weg, der nicht zum erwünschten Ziel führt. Die Designationsfreiheit der Geber soll unangetastet bleiben. Man bemühe sich vielmehr durch Belehrung die Geber davon zu überzeugen, daß es für das Gedeihen unseres Gesamtwerkes ersprießlicher wäre, wenn die einzelnen Geber, die doch nur selten mit den Bedürfnissen der einzelnen Zweige unseres synodalen Werkes vertraut sind, von ihrer Designationsfreiheit selber keinen Gebrauch machen, sondern das Verteilen der Gaben auf die einzelnen Zweige denen überlassen würden, die den Stand unseres Gesamtwerkes und die Bedürfnisse eines jeden seiner Zweige gründlich kennen und das Vertrauen der Synode besitzen. Auf diese Weise würde man viel mehr ausrichten und erreichen, als mittels Vorschriften und Verordnungen. Man würde Unwillen und Verdruß vermeiden und die Gaben würden mit fröhlichem Herzen dargereicht werden. Die Leute haben keine Neigung, sich in Beziehung auf das Geben für Gottes Werk Vorschriften machen zu lassen, aber sie lassen sich durch Belehrung und erzieherische Taktik überzeugen und gewinnen. In dieser Richtung ließe sich eine nutzbringende agitatorische Tätigkeit entfalten.

Man hat Ursache zu befürchten, daß viele Geber, wenn die Designation der Gaben durch das Umlagesystem abgeschafft werden sollte,

dies als eine Art Bevormundung empfinden dürften, die sie sich nicht werden gefallen lassen wollen und ihre Gaben entweder zurückhalten oder in solche Kanäle fließen lassen werden, welche dieselben dem Zwecke zuführen, für den sie bestimmt werden.

Das Umlagesystem ist ferner nicht nur ein ungerechtes, sondern auch ein riskantes System, weil man bei demselben es riskieren muß, daß es Gemeinden veranlassen mag, das zu tun, was sie nicht tun sollten.

Die Synode hat schon im Jahre 1872 durch Beschluß ihre Mißbilligung entschieden ausgesprochen gegen den Gebrauch weltlicher Lockmittel, Tanz, Bierpicnics, etc., zur Aufbringung von Geldern für kirchliche Zwecke, „da die Gaben für solche Zwecke aus freier Liebe fließen sollen." Ferner empfahl die Synode den Gemeindevorstehern und Pastoren, „es in der Ausübung ihres heiligen Berufes in diesem Punkt nicht an Ernst und Treue fehlen zu lassen." (Prot. 1872, S. 9.) Trotzdem ist es kein Geheimnis mehr, daß in vielen Gemeinden, Geldmittel für kirchliche Zwecke durch Veranstaltungen verschiedener Unterhaltungen aufgebracht werden, wobei die Pastoren, unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse stehend, mehr oder minder veranlaßt werden, die Hand dazu zu bieten. Wenn Gemeinden schon jetzt, wo noch keine Umlage ausgeschrieben wird, zu solchen entschieden unevangelischen und der Gemeinde Christi fremden Mitteln Zuflucht nehmen, wie mag es in dieser Hinsicht erst werden, wenn das Umlagesystem eingeführt und die Umlage entrichtet werden sollte! Es ist ganz gewiß ein Unrecht durch solche Mittel für kirchliche Zwecke Geld aufzubringen, denn auf solche Weise werden die Leute angeleitet und erzogen, nicht aus freier Liebe und direkt zu geben, sondern sich dabei der Kanäle des Vergnügens zu bedienen, so daß sie eigentlich nur für das Vergnügen, welches ihnen solche Unterhaltungen bieten, etwas Geld opfern, dafür aber gegen Gemeinde und Kirche im Herzensgrunde je weiter desto gleichgültiger werden, bis in ihnen das wahre religiöse Bedürfnis stirbt und sie als Weltmenschen unter der Marke des Christentums dahingehen. Die Gefahr ist vorhanden, daß durch die Einführung des Umlagesystems diesem unevangelischen, für die Entwicklung des geistlichen Lebens so gefährlichen Tun, Vorschub geleistet und es allgemein werden würde zum Schmerz und Kummer derer, die es mit der Nachfolge Jesu Christi noch ernst meinen, deren warnende und mahnende Stimme aber übertönt werden würde von der rauschenden Begeisterung solcher, die das Vergnügen mehr lieben denn Gott.

Bei der Etablierung des Umlagesystems müßte man es auch riskieren, daß sich Gemeinden fänden, die auf den Gedanken kämen, das heilige Abendmahl, statt wie bisher zwei- bis viermal, in Zukunft nur einmal jährlich zu feiern, um so die Zahl der Kommunikanten und damit auch den Betrag der Umlage herabzudrücken. Man sage nicht, dies sei unmöglich. Wir sind im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten." Wenn es, wie man hört, Gemeinden gibt, die trotz ausdrücklichen

Verbotes der Synode, bei Schulfesten der Gemeinde Tanzbelustigungen stattfinden zu lassen (Prot. 1883, S. 33, 7), solches dennoch zu tun sich nicht scheuen, warum sollten sie sich dann scheuen, die Feier des heiligen Abendmahls einzuschränken, zumal nirgends in der Schrift gesagt ist, wie oft man an demselben teilnehmen soll.

Man müßte sich auch darauf gefaßt machen, daß die Einführung des Umlagesystems die herrschende Notlage vieler Pastoren noch drückender gestalten würde. Es ist bekannt, daß viele Gemeinden, obwohl ihre Glieder „gut ab" sind, dennoch die Pastoren für die gegenwärtig herrschenden Existenzbedingungen nicht nur zu kärglich besolden, sondern ihnen obendrein den so kärglichen Sold sehr unregelmäßig geben. Das dürfte nach der Etablierung des Umlagesystems noch viel schlimmer werden. Wie nahe liegt es doch, daß Gemeinden auf den Einfall kommen könnten, den Sold des Pastors unter dem Vorwand, man müsse die Umlage entrichten, herabzudrücken in der stillschweigenden Erwartung, daß dann die Pastoren, der Not gehorchend, gegen das Umlagesystem protestieren werden, bis es wieder abgeschafft wird. Für die Pastoren, die nur den Durchschnittssold oder noch weniger erhalten, ist die Einführung des Umlagesystems bedeutungsvoll und sie sollten keine indifferente Stellung hierin einnehmen.

Schließlich darf man nicht außer acht lassen, daß durch das Umlagesystem sehr viele Kommunikanten, welche viel mehr als einen Dollar pro Jahr geben könnten, veranlaßt werden möchten, zu geizen, unter dem Vorwand, daß sie ja soviel geben, als man ihnen auf Grund der Umlageberechnung angerechnet habe. Würde man sie aber ermahnen und belehren wollen, daß man nach der Schrift geben soll, je nachdem man Gedeihen hat, könnten sie sich darauf berufen, daß durch das Umlagesystem dieser Grundsatz außer Kraft gesetzt worden sei, weil nach diesem System der Umlageanteil zwar „pro Kommunikant," aber nicht proportional, sondern gleichmäßig berechnet wird. Man müßte es also schon riskieren, daß das Umlagesystem in vielen Herzen die Freigebigkeit dämpfen und die Neigung zur Geldliebe und zum Geiz verstärken würde.

Man müßte sich auch darauf gefaßt machen, daß die Etablierung des Umlagesystems gar viele Herzen mit Unwillen erfüllen und in Beziehung auf die Synode teilnahmlos und gleichgültig machen würde.

Das Umlagesystem ist jedoch nicht nur ein ungerechtes und riskantes, sondern auch ein undurchführbares System. Weil es der Synode noch nicht gelungen ist, es dahin zu bringen, daß alle von ihr angeordneten obligatorischen Kollekten in jeder Synodalgemeinde veranstaltet werden, so ist nicht daran zu denken, daß sie das Umlagesystem obligatorisch machen und durchführen könnte.

Was fordert die Synode von ihren Gemeinden durch die Anordnung der obligatorischen Kollekten? Sie fordert, daß in jeder Synodalgemeinde an einem vorher bekannt zu gebenden Sonntage jedem, der in der Kirche anwesend ist, die Gelegenheit gegeben werde, für einen

zuvor bestimmten Zweck eine freiwillige, von ihm selbst bestimmte Liebesgabe darzureichen, wenn es ihm also zu tun beliebt. Bei der Anordnung der obligatorischen Kollekten, läßt die Synode die drei neutestamentlichen Grundsätze: Freiwilligkeit, Liebe und Selbsteinschätzung gebührend zur Geltung kommen und das ist biblisch. Auch das Einhalten gewisser Ordnung durch Bekanntmachung des Zweckes, welchem die Kollekte dienen und des Sonntages, an welchem sie veranstaltet werden soll, ist biblisch, denn es steht geschrieben: „Alles geschehe anständig und in Ordnung." 1. Kor. 14, 40.

Aber dennoch gibt es noch viele Gemeinden, welche alle diese anständigen, ordnungsmäßigen, biblischen Sammlungen nicht gewissenhaft veranstalten, wie die Statistik zeigt. Dadurch wird in den Herzen die Gebelust nicht nur nicht geweckt, sondern eher gedämpft. Die Synode aber läßt es geschehen zum Verdruß derer, die willige Geber sind, denen aber durch solche Nachlässigkeit vieler Gemeinden, die Freude am Geben getrübt und das Geben zuweilen verleidet wird. Unter solchen Umständen ist keine Aussicht vorhanden, daß das Umlagesystem durchgeführt werden könnte. Eher steht zu erwarten, daß viele Gemeinden selbst dann es stillschweigend ignorieren werden, wenn sich die überwiegende Mehrzahl der Distrikte für dasselbe aussprechen würde.

Die Erfahrung lehrt, daß solche Verordnungen und Gesetze, welche dem allgemeinen Willen des Volkes nicht entsprechen, umgangen und übertreten werden, Unzufriedenheit und Unwillen erregen, das Vertrauen zu den Gesetzgebern abschwächen und zuweilen das Gegenteil von dem zeitigen, was ein solches Gesetz erreichen will. Irgend eine Verordnung oder Maßnahme, hinter der der allgemeine Wille der Gesamtheit nicht steht, ist undurchführbar. Nun ist es noch keine ausgemachte Sache, daß die Einführung des Umlagesystems dem allgemeinen Willen der Gesamtheit der 1300 Synodalgemeinden und der 1000 Synodalpastoren entspricht. Das könnte nur durch das Referendum festgestellt und vermittelt werden. Da kommt aber schon der Einwand, daß sich bereits dreizehn Distrikte für die Etablierung des Umlagesystems ausgesprochen haben und das beweise es genügend, daß die Majorität der Synodalen dafür sei. Diesem Einwand kann man unschwer begegnen. Erstens weiß man gar nicht, wie groß die Majorität war, mit der sich jene Distrikte für dieses System ausgesprochen haben. Zweitens müssen wir bedenken, daß die Umlagesystemangelegenheit als etwas Neues und Unbekanntes vor die Distrikte kam, und daß viele Pastoren und vielleicht die meisten Gemeindevertreter sich damals mit dieser Angelegenheit noch nicht eingehend beschäftigt gehabt haben und darum nicht vorbereitet waren, darüber zu argumentieren. Aus diesem Grunde und weil die Einführung dieses Systems empfohlen wurde und dasselbe auf den ersten Blick hin annehmbar zu sein schien, dürfte sich die Majorität für dasselbe gefunden haben. Zweitens wissen wir, daß die Gemeinden ihre Vertreter nicht instruiert haben, wie sie in der Umlagesystemfrage stimmen sollen. Darum konnten die Gemeindevertreter auch nicht wis-

sen, ob sie im Sinne der Gemeinden hierin gehandelt haben. Es kommt aber schließlich doch auf die Gemeinden als solche an, ob sie dieses System annehmen oder abweisen. Die ganze Umlagesystemangelegenheit ist von immenser Wichtigkeit und Tragweite und greift so tief in das synodale Leben hinein, daß man unter den kritischen kirchlichen Verhältnissen der Gegenwart von der Einführung dieses Systems ganz absehen sollte, insonderheit weil so triftige Gründe dagegen sprechen und es von vornherein keine Aussicht hat, durchgeführt zu werden und voraussichtlich zum synodalen Zankapfel werden würde. Vieles deutet darauf hin, daß wir uns als Synode gegenwärtig in einer kritischen Lage befinden, wie andere Kirchenkörper auch. Darum fordert die Weisheit, daß alles, was Unwillen, Verdruß und Opposition hervorrufen könnte, möglichst vermieden werde, damit wir aus dieser Krisis hervorgehen möchten, ohne Schaden genommen zu haben.

Zur Verteidigung des Umlagesystems wird nachdrücklich darauf hingewiesen, daß manche Kirchenkörper und Denominationen, das Umlagesystem etabliert haben und dasselbe praktisch und vorteilhaft finden. Das wollen wir nicht in Abrede stellen, aber wir machen darauf aufmerksam, daß damit keineswegs der Beweis erbracht ist, daß das Umlagesystem wirklich eine biblische und darum auch eine segenbringende Einrichtung sei. Ist denn alles Gold, was glänzt und alles, was angepriesen wird, der Annahme wert? Manche Denominationen und Kirchenkörper haben Einrichtungen, welche sie für gut und segenbringend erklären, ohne welche sie gar nicht sein möchten, wir aber weisen solche Einrichtungen ganz entschieden zurück. Da sind z. B. die Revivals, die Ordination der Frauen zum Predigtamt und der sogenannte individuelle Abendmahlskelch. Wo diese Einrichtungen bestehen, da wird ihr Lob gesungen. Würde man jedoch eine solche Einrichtung in den Grenzen unserer Synode einführen wollen, so würde man auf heftigen Widerstand stoßen, weil bei uns die Ueberzeugung allgemein ist, daß gegen solche Einrichtungen biblische und andere triftige Gründe sprechen. Ebenso verhält es sich mit dem Umlagesystem. Diejenigen, die es haben oder haben möchten, preisen es an, aber biblische und andere Gründe sprechen dagegen.

Irgendwelche Maßnahme oder Einrichtung, sie mag dem menschlichen Verstande noch so gut, praktisch und segenbringend erscheinen, ist, wenn sie mit dem Neuen Testament im Widerspruch steht, in Gottes Augen weder gut, noch praktisch, noch segenbringend, noch annehmbar. Der scheinbare Erfolg und Segen einer solchen Einrichtung, der zutage treten mag, muß sich früher oder später als wirklicher Mißerfolg und Unsegen offenbaren und herausstellen, denn Gott kann das nicht segnen, was mit seinem Willen im Widerspruch steht.

Wie sieht es nun mit dem Umlagesystem bei anderen aus? Haben andere Kirchenkörper ein Umlagesystem, das unserem projektierten gleichkommt und wie bewährt es sich?

Die Methodistenkirche hat ein Umlagesystem. In keinem Fall wird diese Umlage jedoch als ein Muß aufgefaßt, sondern mehr als Richtschnur. Es wird in keinerlei Weise bei den einzelnen Gliedern Druck ausgeübt. Es geht durchwegs nach der Regel, daß der Einzelne nach Vermögen geben soll. Dieser Information zufolge, die wir aus einer zuverlässigen und kompetenten Quelle erhalten haben, unterscheidet sich dieses Umlagesystem von unserem projektierten wesentlich durch die Regel, daß der Einzelne nach Vermögen geben soll, wogegen bei uns gleichmäßige Berechnung des Umlageanteils stattfinden soll.

Von prominenter und kompetenter Seite der Presbyterianer-Kirche wurde uns mitgeteilt, daß diese Kirche mit folgenden Schwierigkeiten betreffs des Umlagesystems zu kämpfen habe: „Die Komiteen, welche die Berechnung machen, kennen nicht immer die lokalen Verhältnisse der Gemeinden und viele Gemeinden widersetzen sich der Umlage, weil sie sich hierin keine Vorschriften machen lassen wollen. Die kleinen und armen Gemeinden empfinden die Umlage als eine schwere Last. Das Odium aber trägt der Pastor, weil er immer als Kollektor fungieren muß. Der Hauptfehler ist, daß die Komiteen eilen und die Gemeinden dagegen langsam schreiten, und der Pastor ist, wie zwischen zwei Mühlsteinen." Das ist der Beherzigung wert und sollte besonders von den Pastoren ad notam genommen werden. Auf dieselben Schwierigkeiten würden auch wir stoßen, wenn das Umlagesystem bei uns Eingang fände.

Die Kongregationalisten und Baptisten, deren Opferwilligkeit für Gottes Werk allgemein bekannt und anerkannt ist, können kein Umlagesystem nach unserem Muster einführen, weil dem die Unabhängigkeit und Souveränität der Einzelgemeinden, welche als unantastbar gilt, im Wege steht. Die Kongregationalisten und Baptisten bilden keinen eigentlichen Kirchenkörper, sondern nur einzelne souveräne Gemeinden. Darum sollte man von Kongregationalisten- oder Baptisten-Gemeinden, aber nie von einer Kongregationalisten- oder Baptisten-Kirche reden. Auf Grund dessen versteht es sich von selbst, daß ihre Konferenzen, Associationen, Konventionen und Kongresse nur beratende, niemals aber gesetzgebende Körperschaften sein können. Sie mögen den Gemeinden sagen: Wir empfehlen dies und das, aber weiter können sie nicht gehen. Jede Gemeinde ist souverän und kann tun, wie es ihr beliebt, die Empfehlung annehmen oder verwerfen. Darum haben auch die Konstitutionen solcher Körperschaften den Zusatz, daß sie ihre Beschlüsse weder als gesetzgebend noch als irgendwie bindend für die Gemeinden betrachten. Wenn also z. B. die Kongregationalisten ein gewisses Umlagesystem adoptiert haben, so unterscheidet es sich von unserem projektierten System. Die Sache darf nur so verstanden werden, daß die betreffende Körperschaft den einzelnen Gemeinden ein planmäßiges Sammeln und Verteilen der Liebesgaben empfohlen, aber nicht angeordnet hat. Die Gemeinden haben dann ganz freiwillig durch eigene freie Entschließung diese Empfehlung angenommen. Die Bereit-

willigkeit, eine solche Empfehlung anzunehmen, ist die Folge langjähriger Erziehung und Erfahrung. Die Kongregationalisten und Baptisten kennen von jeher in ihren Gemeinden nur die sogenannte individuelle Gliederzählung und haben von jeher alle ihre Gemeindeglieder, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der gesellschaftlichen Stellung, in dem Vorrecht des Gebens für Gottes Werk unterwiesen und zum regelmäßigen Geben ermuntert und angeleitet.

Bei uns ist in dieser Hinsicht viel versäumt worden. Die individuelle Gliederzählung fängt jetzt erst an, sich ganz bescheiden Bahn zu brechen. In Beziehung auf die Unterweisung in dem Gottesdienst und Vorrecht des Gebens für Gottes Werk ist auch sehr viel versäumt worden, insonderheit in Bezug auf die heranwachsende Jugend und die Frauen. Wieviel Gemeinden mögen wir wohl haben, denen Jünglinge und Jungfrauen, Väter und Mütter, Greise und Matronen unterschiedlos gliedlich angehören und für Gemeinde- und Synodalhaushalt regelmäßig und nach Vermögen ihre Gaben darreichen? Und doch sollte es in jeder Gemeinde so bestellt sein. Was man jedoch Jahrzehnte hindurch zu tun versäumt hat, das kann nicht wie im Handumdrehen durch Vorschrift oder durch Etablierung des Umlagesystems wieder wett gemacht werden, sondern es muß eine auf neutestamentlichen Grundsätzen beruhende Erziehung in Wirksamkeit treten, die zwar Zeit, Liebe, Weisheit, Geduld und Hingabe erfordert, dafür aber unter dem Beistand und der Hilfe des Herrn köstliche Früchte zeitigen und mit herrlichem Erfolg gekrönt sein wird.

Wir brauchen kein Umlagesystem. Wir sollten es gar nicht haben wollen, denn es ist unbiblisch, ungerecht, riskant und undurchführbar. Unsere biblischen obligatorischen Kollekten, wenn gewissenhaft erhoben, genügen vollkommen. Anstatt durch Etablierung des Umlagesystems modernen Geschäftsmethoden und weltlichen, dem Volke Gottes fremden Grundsätzen Tor und Tür in die Kirche zu öffnen, sollte man ernstlich darauf hinwirken, daß unsere obligatorischen Kollekten in *allen* unseren Gemeinden prompt und *gewissenhaft* erhoben und *alle* Glieder angeleitet werden, sich an denselben regelmäßig zu beteiligen.

Unsere höchste und tiefste Not liegt nicht, wie es scheinen möchte, im Geldmangel, sondern im Eindringen des „laodicäischen" Geistes und des Mammonismus in unsere Reihen und im Mangel an innerem Leben. Darum tut uns vor allem eine biblische Erweckung und Belebung not. Die mehr oder minder erstorbenen Glieder und Gemeinden müssen erwachen, aufstehen und zurückkehren zur ersten Liebe der Geheiligten in Christo. Dann wird es an Geldmitteln für Gottes Reich nie fehlen, denn Gott selbst wird sein Silber und Gold, das er unter uns noch brach liegen hat, als Frucht unseres inneren Lebens reichlich flüssig machen.

Ist die Stellung unserer Synode zu den geheimen Gesellschaften haltbar?

Referat, erstattet bei der Buffalo-Kreispastoralkonferenz und in ihrem Auftrag publiziert. Von Pastor G. Berner.

Zur Erklärung.

Die nachstehende Behandlung der Logenfrage war in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht für den Druck bestimmt. Sie ist das Ergebnis einer Studie, die zunächst zu meiner eigenen Aufklärung gemacht wurde. Die Veranlassung dazu gab die Herbstkonferenz des Buffalo-Pastoralkreises. Auf ihrem Programm stand „Das synodale Logenverbot.“ Darüber hatte Pastor C. G. Haas zu referieren. Seine Arbeit beschränkte sich darauf, möglichst objektiv die Gründe namhaft zu machen, die für und gegen das Verbot sprechen. Im Anschluß daran nahm die Konferenz auch Kenntnis von meiner Studie. Das Resultat der Besprechung gipfelte in der Annahme des Antrags an den New York-Distrikt, mit dem die vorliegende Arbeit schließt, wie in dem Beschluß, das Ganze in dem „Evang. Magazin“ zu veröffentlichen. Darauf ging ich unter dem Vorbehalt ein, die mehr skizzenartige Studie zu vervollständigen und in eine für den Druck geeignete Form zu bringen.

Diejenigen Leser, die mein Buch „Im Netz der Loge“ kennen, werden sich wohl über den hier vertretenen Standpunkt zu der Logenfrage wundern und vielleicht den Kopf schütteln. Für sie sind die folgenden Zeilen besonders bestimmt.

Seit das Buch geschrieben wurde, sind nahezu zwanzig Jahre vergangen. In dieser Zeit ging mit meiner Welt- und Lebensanschauung in mancher Hinsicht eine Veränderung vor. Es wurde mir immer klarer, daß nur Theorien und Ideale Wert haben, die sich realisieren lassen, ganz besonders, wenn ihr Ziel die Verwirklichung des Schriftwortes ist: „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war.“ Diese Erkenntnis schließt eine mildere, freundlichere und gerechtere Auffassung und Beurteilung der geheimen Gesellschaften in sich. Zwar glaube ich heute mehr als je, daß das ursprüngliche Christentum, auch in der Gegenwart richtig verstanden und praktisch verwertet, weder der geheimen Gesellschaften, noch anderer weltlicher Unterstützungsvereine bedarf und sie durch seine Lebenskraft ohne äußere Zwangsmaßregeln von selbst ausscheidet. Dasselbe schwebt aber einstweilen noch in höheren Regionen. Der Faktor, mit dem gerechnet werden muß, ist die Kirche. Sie hat die ihr gestellte Aufgabe, das Licht der Welt und Salz der Erde zu sein, in mancher Beziehung ziemlich unzulänglich erfüllt. Anstatt mit dem ihr anvertrauten reichen geistigen Kapital im Sinn und Geist ihres Stifters treu hauszuhalten, ging ein großer Teil desselben in unfruchtbarem Gezänke über Lehr- und Glaubensfragen auf, die mit dem ursprünglichen Christentum wenig oder gar nichts zu schaffen haben. Auch als Wohltätigkeitsanstalt hat die Kirche noch ziemlich viel von dem barmherzigen Samariter zu lernen.

Die Unterlassungssünden der Kirche sind es, die hauptsächlich die geheimen Gesellschaften hervorgerufen haben. Sie hat darum alle Ursache, zu klagen: „Die ich rief die Geister, werd ich nun nicht los.“ Am allerwenigsten können sie durch gesetzliche Maßregeln abgeschüttelt werden. Das wirksamste Mittel gegen das Logenwesen ist die Rückkehr zu dem ursprüng-

lichen Christentum. Dadurch werden die geheimen Gesellschaften von selbst entbehrlich, immerhin für die Glieder der Kirche.

Diese Erklärung mag genügen. Im übrigen sei noch bemerkt, daß in dem vorliegenden Referat die Stellung unserer Synode zur Logenfrage behandelt wird, nicht meine persönliche. G. Berner.

Die Paragraphen 5, 7, 25 und 27 der Nebengesetze unserer Synode verbieten Pastoren und Lehrern die gliedliche Verbindung mit geheimen Gesellschaften. Auf synodale Gemeinden erstreckt sich aber das Verbot nicht. Eine Gemeinde als solche kann freilich zu keiner Loge gehören. Der Anschluß ist nur den einzelnen Gliedern möglich. Diese trifft auch das Verbot nicht. Der Ortsgemeinde ist die Freiheit eingeräumt, ihren Mitgliedern den Anschluß an geheime Gesellschaften zu gestatten oder zu verbieten. Bestände eine Gemeinde, soweit ihre stimmberechtigten Mitglieder in Betracht kommen, durchweg aus Logenleuten, eine Synodalgemeinde könnte sie dennoch sein. Weder ihr Bekenntnisstand, noch ihre Sittsamkeit, noch ihr Verhältnis zur Synode würden dadurch in Frage gestellt. Laut § 22 der Nebengesetze greift ja die Synode nur dann in Gemeindeangelegenheiten ein, „die weder den Bekenntnisstand, noch die christliche Zucht, noch das Verhältnis einer Gemeinde zur Synode betrifft, wenn eine Gemeinde darum nachsucht." Kann nun irgend jemand einen Fall nennen, wonach eine Synodalgemeinde zur Rechenschaft gezogen worden wäre, weil einer dieser drei Punkte dadurch verletzt worden sei, daß Mitglieder derselben sich mit geheimen Gesellschaften verbunden haben?

Daraus ergibt sich der merkwürdige Satz: Die Logenmitgliedschaft verträgt sich weder mit dem Bekenntnisstand, noch mit der Moral synodaler Pastoren und Lehrer, noch mit ihrem Verhältnis zur Synode, und disqualifiziert sie zur Verwaltung des evangelischen Predigt- und Lehramtes in der Synode; aber eine Synodalgemeinde, die ihren Mitgliedern die Verbindung mit geheimen Gesellschaften gestattet, setzt sich deshalb zu keinem der drei Punkte in Widerspruch.

Die Paragraphen 5 und 7 stellen an einen Synodalpastor, um zunächst bei diesem stehen zu bleiben, die Forderung, daß er sich zu § 2 der Statuten bekennt, seinen Glauben durch einen gottseligen Wandel beweist, und die Pflichten, die ihm die Verwaltung des evangelischen Predigtamtes auferlegt, treu und gewissenhaft erfüllt. Dazu wäre er aber nur dann befähigt, wenn er zu keiner geheimen Gesellschaft gehörte; denn bei seiner Aufnahme in die Synode darf er weder Mitglied einer solchen sein, noch auch nachher sich einer anschließen. In demselben Augenblick, wo er sich mit einer Loge verbände, ginge offenbar eine geheimnisvolle Metamorphose mit ihm vor, durch die er die Befähigung und die Berechtigung zur Verwaltung des Predigtamtes in der Synode verlöre und seine Mitgliedschaft einbüßte, nicht als Mitglied einer Synodalge-

meinde, Gott bewahre! sondern als Synodalpastor. Verbunden mit einer Synodalgemeinde, bliebe er, im weiteren Sinne des Wortes, immer noch Mitglied der Synode. Und wenn dann eines schönen Tages der ausgeschlossene Pastor als Delegat seiner Gemeinde auf der Distriktskonferenz oder sogar auf der Generalkonferenz erschiene, müßten ihm nicht Sitz und Stimme gewährt werden?

Alle Normen müssen einem bestimmten Zweck dienen, wenn sie irgend welchen Wert haben sollen. Was soll nun mit dem Logenverbot bezweckt werden? Soll es etwa ein Zeugnis gegen das Logenwesen sein, besonders gegen den Logenkultus und den Logeneid? Soll es vielleicht den Laien in der Synode die Frage nahe legen: Kann uns zuträglich sein, was unsern Pastoren verboten ist? Oder soll dasselbe nur eine Schutzmauer für die pastorale Integrität sein?

Man mag, wie es jetzt vielerseits privatim geschieht, das Verbot begründen und erklären wie man will, und durch allerlei künstliche Deutungen die eigentümliche Stellung der Synode, die sie durch dasselbe zu den geheimen Gesellschaften dokumentiert, dem Verstand plausibel zu machen suchen: zur Ruhe wird dadurch die Frage nicht kommen. Der hausbackene Verstand kann es nicht begreifen, daß die Logenmitgliedschaft einen Pastor zur Verwaltung des Predigtamtes in der Synode untauglich machen, dagegen für einen Laien eine harmlose und unschädliche Sache sein soll. Wenn das Verbot durchaus stehen bleiben soll, dann dehne man es auch auf die Gemeinden aus.

Wem steht darüber die Entscheidung zu? Der Mehrheit der Distriktssynoden und in letzter Instanz der Generalsynode? Die Antwort ist in dem Referat enthalten, das in der September-Nummer des „Evang. Magazins“ auf einen Beschluß des Missouri-Distrikts hin erschien. Danach wäre auch in der Logenfrage nicht die Generalsynode die letzte Instanz, sondern die Heilige Schrift. Dafür spricht offenbar § 2 der Statuten, wonach die Synode „die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments für das Wort Gottes und für die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens“ erklärt. Bei der Auslegung derselben sind ihr die Bekenntnisschriften der lutherischen und reformierten Kirche maßgebend, soweit sie miteinande übereinstimmen. Wo das nicht der Fall ist, überläßt die Synode die Auslegung der betreffenden Schriftstellen dem Gewissen und Scharfsinn des Einzelnen.

Das soll doch wohl die Glaubens- und Lebensnorm aller Mitglieder der Synode sein, ob Pastor oder Lehrer, Gemeinde oder Gemeindeglied. Damit erklärt die Synode: Vor dem unfehlbaren Forum der Heiligen Schrift kann nur ein Glaube und ein Leben bestehen, wofür sie allein die Regel und Richtschnur ist.

In dem Mittelpunkt der Heiligen Schrift steht aber Christus. Von ihm zeugt die Schrift, wie er selbst sagt. Seitdem sind aber Jahrhunderte vergangen. Zu den alttestamentlichen Schriften, die

Christus im Auge hatte, sind die neutestamentlichen gekommen. Nimmt man dazu die Geschichte der christlichen Kirche, insbesondere die unvergleichliche Heil- und Lebenskraft des Evangeliums Jesu Christi bis auf den heutigen Tag, dann gestaltet sich das Zeugnis von Christo erst recht zu einem unabweisbaren und überwältigenden. Wer diesem Zeugnis glaubt und diesen Glauben durch einen gottseligen Wandel bekundet, der tut, was die Heilige Schrift von einem Jünger Jesu fordert.

Die Frage erhebt sich nun: Schließt die Logenmitgliedschaft dieses Glaubensleben aus oder nicht? Nach der Erklärung, die dem Verbot in § 5 gegeben wird, bezieht es sich nur auf solche geheime Gesellschaften, „die einen besonderen Kultus oder ein besonderes Ritual haben und ihre Mitglieder für immer durch Eide verbinden." Selbstverständlich können damit nur Kultusse oder Rituale und Eide gemeint sein, die mit der Heiligen Schrift als der alleinigen und untrüglichen Richtschnur des Glaubens und Lebens unvereinbar sind, und wodurch die Forderungen, welche die Heilige Schrift an den Glauben und an das Leben eines Christen stellt, nicht etwa nur erschwert, sondern geradezu verneint werden. Ist das wirklich der Fall? Und wenn dem so ist, wann und wo wurde diese Tatsache von der Synode nach einer gründlichen Untersuchung des Logenwesens amtlich festgestellt? Wie hätte man sich ferner das Vorgehen einer der ältesten Synodalgemeinden in St. Louis zu erklären, die schon vor Jahren das Logenverbot aus ihrer Konstitution gestrichen hat?

Wie kommt es eigentlich, daß die Logenfrage, die, mag es zugegeben werden oder nicht, auch die Synodalgemeinden sehr nahe berührt, unter uns eine Art Gespenst geworden ist, dem man so viel als möglich aus dem Wege geht? Warum ist man so furchtsam? Wenn, wie da und dort gesagt wird, das Verbot ein Zeugnis gegen das Logenwesen sein, und wenigstens die Pastoren und Lehrer vor diesem bewahren soll, warum wird dann das Verbot nicht vor aller Welt begründet und mit dem Lichte des göttlichen Wortes beleuchtet? *)

Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer. Eine öffentliche Erörterung der Frage wird vermieden, weil man fürchtet, sich dadurch mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch zu setzen, welche die geheimen Gesellschaften anerkennt und begünstigt. Man ist ängstlich besorgt, daß die Gemeinden beunruhigt werden möchten. Durch eine öffentliche Behandlung möchte ein Feuer entstehen, für das die vorhandenen Löschmittel nicht ausreichten. Oder beruht das Schweigen vielleicht auf andern Gründen?

Auch auf Distriktskonferenzen wird mit dem Verbot ungemein vorsichtig umgegangen und alles vermieden, woran die Logenbrüder unter den Delegaten Anstoß nehmen könnten. Seit der letzten Generalkonfe-

*) Meines Wissens wurde die Frage seit der letzten Generalsynode nur von dem "Messenger of Peace" einmal behandelt.

renz sind zwei Jahre vergangen. Indessen haben alle Distrikte zweimal getagt. Soweit ihre Protokolle vorliegen, haben sich zehn für das Verbot und einer hat sich dagegen erklärt. Die übrigen haben noch keine Stellung dazu genommen.

Zwei von den zehn Distrikten verlangen noch ausdrücklich, daß das Verbot auch strikt ausgeführt werden soll. Damit wollen sie wohl sagen, daß ein Gesetz, das nicht vollzogen wird, kein Gesetz ist, und einem Feuer gleicht, das nicht brennt, und einem Licht, das nicht leuchtet.

Wie kamen nun die elf Distrikte, die Stellung zu der Frage genommen haben, zu ihren Entscheidungen? Darüber schweigen die Protokolle. Sie teilen bloß die nackten Beschlüsse mit. Wie diese entstanden und womit sie begründet wurden, das weiß man nur in den betreffenden Distrikten. Ein Protokoll berichtet, daß der Beschluß zu Gunsten des Verbots „einstimmig" gefaßt worden sei. Demnach müssen auch alle Delegaten dafür gestimmt haben. Wer hat sie dazu beauftragt? Ihre Gemeinden, nachdem diese die Frage im Lichte der Heiligen Schrift ordentlich geprüft und Stellung dazu genommen hatten?

Diese Frage ist ungemein wichtig. Man wolle doch keinen Augenblick außer acht lassen, daß unser ganzes Synodalwesen in seiner äußeren Erscheinung auf der Ortsgemeinde ruht. Sie ist in allen Fragen, welche sie direkt berührt und in engem Zusammenhang mit ihrem Gedeihen stehen, die erste Instanz. Sie beruft ihren Pastor. Sie überträgt ihm dadurch die Verwaltung des Predigtamtes in ihrer Mitte. Sie bezahlt ihn für seine Dienste. Ihr gehört seine ganze Zeit und Kraft, wenn sie ihn dafür entsprechend honoriert. Dabei kommt auch die Synode nicht zu kurz. Der Pastor, der seiner Gemeinde gemäß § 7 der Nebengesetze treu dient, wird in der Regel gerade dadurch auch seiner Kirchengemeinschaft die besten Dienste leisten und überall seinen Mann stellen.

Die Ortsgemeinde ist es vor allem, in der sich die treue Verwaltung des evangelischen Predigtamtes zu manifestieren hat. In ihr ist der Pastor mehr als sonst jemand diejenige Persönlichkeit, die ihr Licht leuchten lassen soll vor den Leuten, daß sie ihre guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen. In der Ortsgemeinde muß es sich daher vornehmlich herausstellen, ob die Logenmitgliedschaft eines Pastors der treuen Verwaltung des Predigtamtes hinderlich ist oder nicht. Darüber steht ihr in erster Instanz die Beurteilung zu.

Mit diesem Faktor wird nolens volens gerechnet werden müssen. Dazu zwingt die Synode ihre demokratische Verfassung, zumal in der Gegenwart, wo der Volkswille im Staats- und Kirchenleben sich mehr als je geltend zu machen weiß. Sich über die Stimmung und den Willen der Gemeinden in Fragen, die mit ihrem Wohl und Wehe in enger Verbindung stehen, mit pastoraler Souveränität hinwegsetzen und mit Gewalt gegen den Strom schwimmen zu wollen: das wäre eine ziemlich gewagte Prozedur und nur dann gerechtfertigt, wenn Glaubens- und Lebensgüter, die den gesunden Herz- und Pulsschlag des religiösen und

kirchlichen Lebens bedingen, in der Gefahr schwebten, uns entrissen zu werden.

Setzt sich die Synode dieser Gefahr aus, wenn das Logenverbot gestrichen wird? Ja oder nein? Wer die Frage bejaht, behauptet zugleich, daß synodale Gemeinden, die ihren Mitgliedern den Anschluß an geheime Gesellschaften gestatten, in dieser Gefahr schweben und in dem Grade ihren christlichen und evangelischen Charakter verlieren, als sich ihre Mitglieder mit Logen verbinden. Oder ist vielleicht der gesunde Herz- und Pulsschlag einer Synodalgemeinde durch andere Glaubens- und Lebensgüter bedingt, als in der Gesamtsynode?

Ohne Zweifel wünschen alle Mitglieder der Synode herzlich, daß das Logenproblem in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes gelöst werde. Das wird zweifellos geschehen, wenn gebührende Rücksicht auf den in der Heiligen Schrift wurzelnden Willen der Gemeinden, Pastoren und Lehrer genommen wird und derselbe durch die Entscheidung so adäquat als möglich zum Ausdruck kommt. Auf keinen Fall sollte die Frage über die Köpfe der Gemeinden hinweg entschieden werden, zu mal sie dieselbe näher angeht, als die Gesamtsynode.

Die Logenfrage kam bekanntlich durch den Synodalpräses vor die jüngste Generalkonferenz. Diese wies sie dann mit der Empfehlung an die Distrikte, sie „in den Kreis ihrer Beratungen zu ziehen und bis zur nächsten Generalkonferenz durch bestimmte Beschlüsse, soweit sie Pastoren und Lehrer betrifft, Stellung zu nehmen."

Der Synodalpräses berichtete, daß ihm „vor zwei Jahren etliche Pastoren gemeldet wurden, welche die Paragraphen 5 und 7 der Nebengesetze mißachten sollen." Er habe es dann für seine Pflicht gehalten, zwei Distriktspräsides, zu deren Distrikten die angezeigten Pastoren gehören, davon in Kenntnis zu setzen, mit der Bitte, sich darum zu bekümmern. Einer habe geantwortet, „daß er auf bloße Gerüchte hin in der Sache nichts tun könne; er wünsche eine schriftliche Anklage in Händen zu haben." Der andere habe geschrieben, „er wolle sich um die Sache bekümmern und die Delinquenten zur Ordnung bringen." In beiden Distrikten seien die Bemühungen zu diesem Ziele eingeleitet.

Demnach wäre dem Synodalpräses die Meldung mit Umgehung der Distriktspräsides gemacht, aber dennoch Notiz davon genommen worden. Von wem die ordnungswidrige Denunziation ausgegangen ist, ob von Pastoren oder Gemeinden, wurde nicht berichtet. Wenn Pastoren die Anzeige gemacht haben, dann ist die Frage wohl in der Ordnung, was sie dazu bewogen hat. War es der Eifer um den guten Ruf und die Wohlfahrt der Synode? Oder bestimmten sie dazu nur persönliche Gründe? In jedem Falle hätten sie unanfechtbarer, brüderlicher und würdiger gehandelt, wenn sie gemäß § 122 der Nebengesetze entweder selbst klagbar geworden wären, oder ihre Distriktspräsides veranlaßt hätten, im Namen ihrer Distrikte Klage zu erheben. Wer sich berufen glaubt, Beschwerden gegen Mitbrüder zu

erheben, sollte sich wohl hüten, daß er selbst den Weg der Ordnung nicht verläßt. Das haben die Denunzianten nicht beachtet. Dadurch, daß sie die Anzeige bei dem Synodalpräses gemacht, haben sie selbst die synodale Ordnung übertreten. — Kam aber die Anzeige von den betreffenden Gemeinden oder etlichen ihrer Glieder, dann fragt es sich, womit sie begründet war: ob bloß durch den Hinweis auf die Logenmitgliedschaft der „angezeigten Pastoren," oder auch dadurch, daß dieselbe berechtigten Anstoß gegeben habe und die Gemeinde schädige. Im übrigen fällt sie unter dasselbe Gericht, wie die Meldung der Pastoren.

Somit stehen wir abermals vor der Frage, was das Verbot eigentlich bezwecken soll? Soll dadurch sowohl die Ortsgemeinde als auch die Synode vor Schaden bewahrt werden? Offenbar. Wenn ihm nicht die Anschauung zugrunde läge, daß die Verbrüderung eines Pastors mit einer geheimen Gesellschaft eine schädliche Wirkung habe, dann wäre es ja zwecklos und überflüssig. Worin aber besteht der Schaden, den sie anrichten soll? Das ist der eigentliche Kern der Sache. Von der Beantwortung dieser Frage hängt notwendigerweise das Schicksal des Verbots ab.

Es wird wohl zugegeben werden, daß von Schädigung einer Gemeinde wie der Synode durch die Logenmitgliedschaft eines Pastors nur dann die Rede sein kann, wenn dadurch öffentlich Anstoß gegeben wird. Das kann zwar auch durch eine Verletzung allgemeiner Anstandsregeln geschehen. Deshalb wird aber kein verständiger Mensch die Berufstreue und Ehrbarkeit eines Mannes in Frage stellen. Das Logenverbot gehört auch sicherlich nicht in die Kategorie bloßer Anstands- und Sittengesetze. Die Erklärung, welche ihm § 5 gegeben wird, verrät deutlich genug, daß es im Interesse der pastoralen Wirksamkeit verfügt wurde, die, soll sie eine gesegnete sein, durch einen Glaubensstandpunkt und ein Glaubensleben bedingt ist, die mit der Heiligen Schrift übereinstimmen. Damit, wird jedenfalls angenommen, seien der Logenglaube, der Logenkultus und der Logeneid unvereinbar. Auf beide Standpunkte könne sich ein gewissenhafter evangelischer Pastor nicht stellen, der klare Begriffe habe von dem Wesen und der Aufgabe des Christentums. Verbinde sich ein Synodalpastor mit einer geheimen Gesellschaft, dann tue er etwas, das sich mit dem Glaubensstandpunkt der Synode nicht vertrage, und er gebe dadurch öffentlich Anstoß und Aergernis und richte Schaden an.

Merkwürdigerweise hütet man sich aber wohl, diese Theorie auch auf die Gemeinden auszudehnen. Demselben Pastor, den die Logenmitgliedschaft ausschließt aus der Synode, ist nicht verboten, eine Gemeinde zu übernehmen und zu bedienen, zu der auch Logenbrüder gehören, vielleicht ziemlich viele. Dabei wird nicht von ihm erwartet, daß er gegen die Logen zeugen und deren Anhänger in der Gemeinde bewegen soll, sich von denselben loszusagen. Noch hat sich je ein Distrikt geweigert, eine Gemeinde in die Synode aufzunehmen, weil Logenbrüder zu ihr gehören. Auch wird weder auf Distriktskonferenzen, noch auf der

Generalkonferenz, noch sonstwo eine Miene gemacht, die Gemeinden aus Gottes Wort zu belehren, daß sich nach der Ueberzeugung der Synode die Logenmitgliedschaft zwar mit dem evangelischen Christentum, aber nicht mit der Verwaltung des Predigtamtes in der Synode vertrage.

Wie kann nun angesichts dieser eigentümlichen Stellung der Synode zu den geheimen Gesellschaften die Verbrüderung eines ihrer Pastoren mit einer Loge ein Vergehen sein, das nur durch seinen Ausschluß gesühnt werden kann? Das begreife unter den Umständen wer will. Sein Vergehen besteht in Wirklichkeit nur darin, daß er eine den gegenwärtigen synodalen Verhältnissen nicht mehr angemessene und zweckentsprechende Norm übertritt, die darum auch nicht durchgeführt wird.

Das Logenverbot ist so alt als die Synode. Nur seine Erklärung in § 5, wie seine Wiederholung in § 7 und seine Ausdehnung auf die Lehrer sind jüngeren Datums. Zur Zeit der Entstehung der Synode waren aber die tonangebenden Kreise der Deutschen Amerikas der Kirche sehr unfreundlich gesinnt. Deutsche Turner und Freidenker, deutsche Logen und Vereine, besonders die deutsche politische Presse betrachteten sich als die berufenen Apostel und Organe des destruktiven Strauß'schen Unglaubens und machten dafür weidlich Propaganda. Das positive Christentum war als rückständiger Kultus verpönt. Die Kirche wurde als die größte Verdummungsanstalt des Jahrhunderts verschrieen. Wer mit ihr verbunden war und die Gottesdienste besuchte, wurde entweder bemitleidet oder ausgelacht, und bei jeder Gelegenheit gehänselt. Nur die Frei-Protestantischen Gemeinden und Kirchen, in denen die menschliche Vernunft hoch über die göttliche Offenbarung gestellt wurde, fanden vor diesen Geistern noch einigermaßen Gnade. Mit ihnen verbanden sich namentlich diejenigen deutschen Logenbrüder, die aus der Flut des Unglaubens noch einen schwachen religiösen Rest gerettet hatten. Die Pastoren dieser Gemeinden gehörten gewöhnlich deutschen Logen an und spielten darin die erste Violine. Der Frei-Protestantismus und das deutsche Logenwesen waren dergestalt mit einander verflochten und verquickt, daß beide Namen so ziemlich gleichbedeutend waren.

So etwa lagen die Verhältnisse zur Zeit der Entstehung unserer Synode und noch viele Jahre nachher. Darauf mußte Rücksicht genommen werden. Als eine positive evangelische Kirchengemeinschaft durfte und konnte die Synode sich nicht dem Vorwurf aussetzen, daß sie mit dem Frei-Protestantismus in irgend einer Weise verwandt sei oder gar mit ihm an demselben Joche ziehe. Zwischen ihren Pastoren und den Pastoren Frei-Protestantischer Gemeinden mußte, um dem Mißtrauen gläubiger evangelischer Christen keinen Raum zu geben, ein zuverlässiges Erkennungszeichen gesetzt werden. Dieser Grund, wozu ohne Zweifel noch weitere Gründe kamen, welche der kirchenfeindliche und alkoholfreundliche Geist der deutschen Logen den Vätern unserer Kirche nahe legte — sie haben jedenfalls das Logenverbot bewirkt, das unter diesen Umständen eine wichtige Mission auszurichten hatte.

Indessen haben sich die Zeiten geändert. Die Freigeister, die dem positiven Christentum den Krieg erklärt hatten und dasselbe in jeder Weise bekämpften, sind fast alle ins Grab gesunken. Von dem Frei-Protestantismus, der von der hohen Zinne seines Vernunfttempels aus tief herabschaute auf die Hinterwäldler in dem „Deutschen Evangelischen Kirchenverein des Westens", sind da und dort nur noch etliche Ruinen vorhanden. In derselben Zeit ist aber unter Gottes Segen aus dem kleinen „Kirchenverein des Westens" die große „Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika" geworden. Der anti-christliche und christuslose Geist, der in der größten zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im öffentlichen Leben unter den Deutsch-Amerikanern dominierte, ist, wenn auch noch nicht ganz verschwunden, so doch in seinen Aeußerungen über das Christentum und die Kirche vorsichtiger und anständiger geworden. Und von der deutschen Tagespresse wird jetzt die Kirche im allgemeinen verständiger, entgegenkommender und würdiger behandelt. Mit wenigen Ausnahmen hat sie erkannt, daß es weder klug noch rentabel ist, den kirchenfreundlichen Geist des amerikanischen Volkes auf die Dauer zu ignorieren und nur das Sprachrohr antikirchlicher Elemente zu sein.

Auch in die deutschen Logen ist ein neuer Geist eingezogen. Dazu haben die englischen Logen ohne Zweifel viel beigetragen. Wie in diesen, so ist man auch in jenen im allgemeinen der Kirche freundlich gesinnt. So erklärt es sich wohl auch, daß sehr viele anerkannte Christen und vorzügliche Kirchenleute keinen Anstand nehmen, sich mit geheimen Gesellschaften zu verbinden. Bekannt ist, daß selbst einer großen Anzahl englischer Pastoren ihr Glaube und ihr Gewissen nicht verbietet, Logen beizutreten. Diese Erscheinung wäre sehr schwer zu verstehen und zu erklären, wenn das Logentum dergestalt zu dem Christentum im Gegensatz stände, daß ein Christ gezwungen wäre, in demselben seinen christlichen Standpunkt zu verleugnen.

Alles zusammen genommen und sorgfältig erwogen, sollte die entgiltige Entscheidung über das Schicksal des Verbots keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr bieten. Wie auch dieselbe ausfallen wird, berührt mich persönlich nicht. Ich gehöre zu keiner geheimen Gesellschaft, habe auch nie das Bedürfnis gehabt, mich einer anzuschließen. Noch bin ich der Anwalt irgend eines Pastors, der die Paragraphen 5 und 7 mißachtet haben soll. Kämen für mich nur Personen in Betracht, dann erklärte ich mich für das Verbot. Man kann von keinem respektabeln Kirchenkörper erwarten, daß er etlichen Mitgliedern zu lieb seine Ordnung abändern soll. Am wenigstens darf ihn dazu die Uebertretung eines Gesetzes von Einigen bestimmen. Wenn das zuläßig und geraten wäre, dann müßten in unserer Synode auch andere Normen geändert werden, z. B. die Paragraphen, die sich mit den Pflichten der Gemeinden und Pastoren befassen. Die Logenfrage lediglich von diesem Standpunkte aus ins Auge gefaßt, hätten auch diejenigen Distrikte, die sich für das Verbot erklärt haben, korrekt gehandelt.

Etwas anders wird sich die Lösung des Problems gestalten, wenn die Frage erhoben wird, ob es vom Standpunkt der pastoralen Klugheit und Integrität auch jetzt noch ratsam sei, daß ein Pastor von der ihm zustehenden christlichen Freiheit, sich mit einer geheimen Gesellschaft zu verbinden, Gebrauch mache. 1. Kor. 10, 23 schreibt Paulus: „Alles ist erlaubt, aber nicht alles nützt; alles ist erlaubt, aber nicht alles erbaut.“ Dieser Ausspruch und ähnliche Schriftstellen dienen den meisten englischen Kirchengemeinschaften unsers Landes als Steckenpferde, die sie beständig reiten, um ihre einseitige Stellung zu mancher Adiaphore zu stützen und Zwang anzuwenden, wo persönliche Freiheit gestattet ist. Diese räumen sie jedoch ihren Pastoren und Laien bezüglich der Logenfrage ein. Darin sind sie weitherziger und toleranter als wir.

Nach der Stellung unserer Synode zu den geheimen Gesellschaften scheint es, daß das Verbot hauptsächlich auf der genannten Schriftstelle ruht. Wenn diese Annahme ein Irrtum wäre und das Verbot tatsächlich auf einer Grundstelle der Heiligen Schrift ruhte, z. B. auf Apostelgesch. 4, 12, dann müßte auch den Laien die Logenmitgliedschaft untersagt sein; denn das alleinige Heil in Christo ist für Pastoren und Laien das gleiche. Somit sind wir auf 1. Kor. 10, 23 und ähnliche lautende Stellen angewiesen. Läßt sich nun damit das Verbot rechtfertigen? Kann, was erlaubt ist, auch zugleich verboten sein? Allerdings. Zum Beispiel die Tötung eines Menschen ist im Notstande erlaubt, im Kriege Pflicht, sonst aber verboten. Ebenso verhält es sich mit der Zerstörung fremden Eigentums. Im Notstande, z. B. bei einem Feuerbrand und im Kriege ist sie erlaubt, sonst verboten. Erlaubt oder verboten, gut oder böse, nützlich oder schädlich wird eine Sache oder Handlung im Blick auf den Zweck, dem sie dienen. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß ein guter Zweck jedes Mittel gestattet, oder sogar heiligt. Soweit jedoch hier die Logenmitgliedschaft eines Pastors in Betracht kommt, mag sie erlaubt oder verboten sein, nützlich oder schädlich wirken, je nach dem Zweck, der damit erreicht werden soll.

Angenommen, ein Pastor verbindet sich mit einer geheimen Gesellschaft, um in dem edeln Sinne und Geiste des Apostels Paulus allen alles zu werden und als ausgeprägte christliche Persönlichkeit auch in der Logenhalle auf alle, mit denen er in Berührung kommt, einen guten und veredelnden Einfluß auszuüben. Ist in diesem Falle seine Handlungsweise erlaubt oder verboten? Wird sie nützlich oder schädlich wirken? Die Antwort ergibt sich von selbst.

Wesentlich anders wird die Logenmitgliedschaft eines Pastors zu beurteilen sein, wenn sie ihm vornehmlich als Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken dienen soll. Das geschieht, wenn er vermöge derselben nach der Welt Weise Karriere zu machen hofft, z. B., um mit ihrer Hilfe eine fette Pfründe zu erlangen, wie auch um schnell populär zu werden und als vielbegehrter Mann große Nebeneinkünfte zu erzielen. Dasselbe ist der Fall, wenn ihm die Logenmitgliedschaft als

Stecken und Stab dienen soll, auf den er sich zu stützen hofft, wenn sein eigener Gehalt und Wert nicht ausreichen, festen Fuß in seiner Gemeinde zu fassen und ihr Vertrauen zu erwerben und zu erhalten. Wenn das etwa seine Politik wäre, die ihn zum Anschluß an eine Loge bestimmte, dann gehörte seine Handlungsweise zu denjenigen, die zwar auch erlaubt sein mögen, aber weder nützen noch erbauen, sondern berechtigten Anstoß geben und Schaden anrichten.

Wer hat nun darüber zu entscheiden? Jeder Pastor für sich, oder die Kirchengemeinschaft, der er angehört? In der Regel wohl jener. Diese kann ja ihren Pastoren nicht ins H e r z sehen. Sie kann darum auch nicht wissen, ob ein Pastor durch seinen Anschluß an eine Loge edle oder unedle Zwecke im Auge hat, und was er damit bauen will, ob sein eigenes kleines Reich oder das Reich Gottes. Wenn sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, daß sie im Widerspruch mit der evangelischen Gewissensfreiheit sich unberufen und eigenmächtig in rein persönliche Dinge einmische, dann wird sie wohl die Entscheidung, wie den Laien, so auch den einzelnen Pastoren überlassen müssen. Der Mißbrauch der Logenmitgliedschaft hebt ihren rechten Gebrauch nicht auf. Benützt sie ein Pastor zu eigennützigen und anstößigen Zwecken, so folgt daraus noch lange nicht, daß alle Pastoren, die sich mit Logen verbinden, dasselbe tun und der Anschluß deshalb a l l e n verboten werden muß.

Sollte jedoch die Erfahrung lehren, daß in der Regel unter der Logenmitgliedschaft eines Pastors die unbefangene, unparteiische und ersprießliche Verwaltung des Predigtamtes mehr oder weniger leidet, dann hat eine Kirchengemeinschaft nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, auf diese Gefahr hinzuweisen und davor zu warnen. Aber ihren Pastoren den Anschluß an geheime Gesellschaften direkt zu verbieten und ihn als ein V e r g e h e n zu erklären, das nur durch den Ausschluß gesühnt werden kann: das ist doch eine sehr gewagte Jurisdiktion, die nur dann zulässig ist, wenn z w i n g e n d e Gründe dafür vorhanden sind.

Von den Befürwortern des Verbots kann man wohl erwarten, daß sie seine Notwendigkeit mit überzeugenden Gründen beweisen. Unbegründete Willensäußerungen in der Form bloßer Beschlüsse sind dazu nicht ausreichend. Alle Mitglieder der Synode, besonders die Pastoren und Lehrer, haben ein Recht, zu wissen, w a r u m das Verbot stehen bleiben soll. Natürlich nicht als toter Buchstabe, sondern als ein Feuer, das brennt und als ein Licht, das leuchtet.

Diese Erwartung ist sicherlich berechtigt. Wenn ihr nicht entsprochen, also der Beweis nicht öffentlich geführt wird, daß das Verbot auch heute noch zweckmäßig und darum nötig und durchführbar ist, dann hat es verdient, auf die Gründe hin, welche in dieser Behandlung der Frage namhaft gemacht und hervorgehoben wurden, g e st r i ch e n zu werden.

Aus dem Ganzen ergeben sich folgende Thesen:

1. Das Logenverbot, auf synodale Pastoren und Lehrer beschränkt, ist i n k o n s e q u e n t. Es steht mit § 2 der Statuten im Widerspruch,

der an den Glauben und an das Leben aller Mitglieder der Synode die gleichen Forderungen stellt.

2. In genanntem Paragraphen wird die Heilige Schrift als die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens der Gesamtsynode erklärt. Wenn das schriftgemäße Glaubensleben eines Pastors durch seine Logenmitgliedschaft in Frage gestellt wird, dann muß es auch mit Logen verbundenen Gemeindegliedern bestritten werden.

3. Die Heilige Schrift gibt keine Anhaltspunkte, wonach für einen Pastor die persönliche Gemeinschaft mit Gott, manifestiert durch den Glauben und das Leben, von andern Faktoren abhängig wäre, als bei einem Laien. Beide gelangen zu dem ewigen Heil ihrer Seelen nur durch den Glauben an Christum. Die Logenmitgliedschaft müßte daher, wenn überhaupt, auf beide persönlich schädlich wirken.

4. Die Tatsache, daß eine öffentliche Besprechung des Logenverbots ängstlich vermieden wird, legt die Annahme nahe, daß sich das Verbot schwerlich mit überzeugenden Schriftstellen begründen läßt.

5. Die Logenfrage ist in Uebereinstimmung mit der in der Heiligen Schrift wurzelnden öffentlichen Meinung bezüglich geheimer Gesellschaften in dem Synodalkreise zu entscheiden. Die Ortsgemeinde ist mehr als sonst jemand in der Frage interessiert, ob sie durch die Logenmitgliedschaft ihres Pastors geschädigt wird oder nicht.

6. Die kirchlichen und sozialen Verhältnisse, die das Verbot verursacht haben, gehören größtenteils der Geschichte an. Dasselbe hat seine Aufgabe erfüllt und entspricht nicht mehr einem allgemein gefühlten Bedürfnis.

7. Das Faktum, daß selbst große und einflußreiche englische Kirchengemeinschaften unsers Landes, wie den Laien, so auch ihren Pastoren gestatten, sich mit geheimen Gesellschaften zu verbinden; ebenso, daß sehr viele tüchtige Mitglieder von Synodalgemeinden keinen Anstand nehmen, sich Logen anzuschließen: dieses Faktum legt allen Ernstes die Frage nahe, ob es weise und für die Synode ersprießlich wäre, das Verbot stehen zu lassen.

8. Durch das Verbot tritt in dem synodalen Leben eine Doppelstellung der Synode in die Erscheinung, die sich kaum rechtfertigen läßt. Die Logenmitgliedschaft disqualifiziert einen Teil der Mitglieder der Synode (Pastoren und Lehrer) für Sitz, Stimme, Verwaltung eines Amts, macht aber den andern Teil (Gemeindedelegaten) dafür nicht untauglich.

9. Die Verbindung eines Pastors mit einer geheimen Gesellschaft ist eine persönliche Sache, die jeder mit seinem Gewissen abzumachen hat. Eine Kirchengemeinschaft mag in dieser Hinsicht ihren Pastoren Fingerzeige und Ratschläge geben, zu gesetzlichen Maßregeln hat sie aber keine Befugnisse, es sei denn, daß, wie ehemals in der Synode, zwingende Gründe dafür vorhanden sind.

10. Das Verbot ist auch heute noch in der Ordnung, wenn überzeugend nachgewiesen wird, daß es einem in der Synode allgemein empfundenen Bedürfnis entspricht und daher auch durchführbar ist. Im andern Falle verdient es, gestrichen zu werden.

Konferenzantrag.

Da nach § 2 der Synodalstatuten die Heilige Schrift für alle Mitglieder der Synode die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens ist und bis jetzt von der Synode nicht bewiesen wurde, daß die Logenmitgliedschaft eines Pastors sich nicht mit diesem Glaubensleben verträgt;

Da das Glaubensleben und Seelenheil eines Pastors wesentlich von denselben Faktoren abhängt, wie bei einem Laien, und sich somit die Logenmitgliedschaft, wenn überhaupt, für beide schädlich erweisen müßte;

Da in dem Verbot die unerwiesene Behauptung liegt, daß die Logenmitgliedschaft eines Pastors und Lehrers an und für sich schon Anstoß gebe und Aergernis errege und dieselbe darum zur treuen und ersprießlichen Verwaltung des evangelischen Predigt- und Lehramtes in der Synode nicht befähigt seien;

Da die Logenmitgliedschaft zu den Adiaphora gehört und für das Verbot kein allgemein gefühltes Bedürfnis mehr in der Synode vorhanden ist;

Da endlich die Doppelstellung der Synode zu der Logenfrage zwischen Pastoren und Lehrern einerseits, und Gemeinde-Delegaten andererseits qualitativ diskriminierende Unterschiede macht, wodurch eigentümliche und schwerlich fruchtbare Reflektionen veranlaßt werden:

Darum beschließt die Buffalo-Kreispastoralkonferenz, an den New York-Distrikt den Antrag zu stellen: der ehrwürdige New York-Distrikt wolle beschließen, bei der nächsten Generalsynode zu beantragen, daß das Verbot betreffs geheimer Gesellschaften aus den Paragraphen 5, 7, 25 und 27 der Nebengesetze gestrichen und dafür die nachstehende Erklärung als Zusatz zu § 7 der Nebengesetze substituiert werde:

Der Synode erscheint die Verbindung eines Pastors mit einer geheimen Gesellschaft nicht ratsam, weil er sich dadurch der Gefahr aussetzen könnte, daß die pastorale Integrität beeinträchtigt und ihm so die unbefangene und treue Verwaltung des Predigtamtes erschwert werden möchte. Indes überläßt die Synode die persönliche Stellung zu den geheimen Gesellschaften, resp. den Anschluß an eine solche dem einzelnen Pastor, wobei sie zu jedem das Vertrauen hat, daß er sich von der Heiligen Schrift leiten läßt und namentlich die Worte des Apostels Paulus wohl erwägt und beherzigt: „Alles ist erlaubt, aber nicht alles nützt; alles ist erlaubt, aber nicht alles erbaut."

Dispositionen.

Das Cincinnati-Pfarrkränzchen, welches seit nunmehr 25 Jahren sich allwöchentlich versammelt hat, möchte auch einmal dem Leserkreise des „Magazin" einen Dienst erweisen. Durch unterzeichnetes Komitee werden daher nachstehende Dispositionen eingesandt über einen Jahrgang selbstgewählter Texte; die Behandlung derselben hat unserm Kreise Freude und Segen gebracht. Wir hoffen, daß dieselben diesem und jenem Amtsbruder auch zum Segen gereichen.

L. Schweickhardt.
Fr. Hohmann,
A. E. Viehe,

---

1. Advent. 1. Mose 3, 8—15.

A. Das wunderbare Verhalten Gottes gegen Adam und Eva.. Wir betrachten
   I. ihr Schuldbewußtsein;
   II. die Uebertreter vor dem Richter;
   III. die Uebertreter schuldig befunden;
   IV. das Urteil gesprochen.

B. Die Adventsbotschaft im Paradiese.
   I. Der mit Sünde und Schuld beladene Mensch, der sie hört;
   II. der heilige und gerechte Gott, der den Erlöser verheißt.

---

2. Advent. 1. Mose 12, 1—3.

A. Wie führt Gott seine Kinder?
   I. Er löst sie von der Welt los;
   II. er gibt ihrem Leben rechten Inhalt;
   III. er setzt sie dadurch für ihre Mitmenschen zu reichem Segen.

B. Gott führt alles wohl.
   I. Hinein ins Dunkel;
   II. hindurch zum Licht.

---

3. Advent. Jesaias 42, 1—4.

A. Gott hat Wohlgefallen an seinem Knechte. Er erfüllt ihn
   I. mit dem Geiste der Liebe;
   II. mit dem Geiste der Sanftmut;
   III. mit dem Geiste der Zufriedenheit.

B. Warum weist Jesaias heute auf den Knecht Gottes?
   I. Er ist der Missionar, der Juden und Heiden sein Evangelium bringt;
   II. er ist der Prediger, der durch seinen Geist in der Stille der Herzen zeugt;

III. er ist der Arzt, der die verwundeten Herzen heilt;
IV. er ist der Menschenfreund, der sich jeder Seele annimmt.

C. Siehe, das ist mein Knecht.
I. Das Wo seines Wirkens — der ganze Erdkreis;
II. das Was seines Wirkens — er stiftet Recht auf Erden;
III. das Wie seines Wirkens — nicht richtend, sondern aufrichtend.

---

4. Advent. 1. Mose 49, 18.

Herr, ich warte auf dein Heil. Dies Gebet zeigt uns
I. eine suchende Seele.
II. eine begnadigte Seele.

Christtag. Joh. 1, 14.

A. Gott geoffenbart im rechten Christkind.
I. Wer ist's?
II. Was bringt's?
III. Wer glaubt's?

B. Christi Herrlichkeit in seiner Menschwerdung.
I. Das überraschende Geheimnis seiner Menschwerdung.
II. Die überwältigenden Beweise seiner Menschwerdung.
III. Die beseligende Frucht seiner Menschwerdung.

Silvester.

A. Unser Nachruf an das scheidende Jahr.
I. Du bist gewachsen;
II. du hast Weisheit gebracht;
III. die Gnade Gottes war bei dir.

B. Unsern Ausgang und Eingang segne Gott in dreifacher Beziehung.
I. Leiblich;
II. geistig;
III. geistlich.

Neujahr. 1. Könige 8, 57. 58.

A. Der beste Neujahrswunsch richtet sich an Gott. Er lautet:
I. Halt uns in deiner Hut;
II. Halt uns bei deinem Wort.

B. Eine doppelte Bitte zum Neuen Jahr.
I. Herr neige dich zu uns;
II. Herr neige unsere Herzen zu dir.

---

1. Sonntag nach Epiphanias. Matth. 3, 13—17.

A. Jesu Herrlichkeit offenbart sich
I. dadurch, daß er die Boten Gottes und die ganze Vorbereitung zum Uebergang aus der alten in die neue Zeit anerkennt;
II. dadurch, daß der Bote Gottes den Heiland bekennt;

III. dadurch, daß der Heiland als Mensch alle göttlichen Anordnungen heilig hält;
IV. dadurch, daß das göttliche Zeugnis ausgesprochen wird.

B. Der Amtsantritt Jesu.
I. Die Vorbereitung dazu;
II. die Ordination zu seinem Erlöserberuf;
III. das göttliche Siegel.

C. Warum feiern wir die die Erscheinung Christi?
I. Er ist von Johannes erkannt und bekannt;
II. er hat alle Gerechtigkeit erfüllt;
III. er ist vom Himmel als Gottes Sohn beglaubigt.

D. Unser Bußtag im Lichte der Herrlichkeit der Taufe Jesu. Wir betrachten:
I. des Herrn Jesu Taufgang;
II. des Johannes Taufunterredung;
III. des Vaters Taufpredigt;
IV. des Himmels Taufsegen.

---

2. Sonntag nach Epiphanias. Matth. 7, 28. 29.

A. Jesu Worte sind
I. Machtworte;
II. Lebensworte.

B. Es hat nie kein Mensch also geredet. Jesu Rede ist
I. gewinnend, weil sie von Liebe handelt;
II. überzeugend, weil sie Wahrheit ist;
III. bezwingend, weil aus ihr göttliche Autorität spricht.

---

3. Sonntag nach Epiphanias. Matth. 15, 29—31.

A. Die Herrlichkeit Jesu in seiner Wundermacht. Der Text zeigt uns
I. Zeiten der Not;
II. Gelegenheiten zur Hilfe;
III. Ursachen zur Anbetung.

B. Inwiefern tritt die Herrlichkeit Jesu in seinen Wundern zutage?
I. Er beseitigt alles Elend;
II. er vernichtet den Tod;
III. er schenkt ewiges Leben.

C. Welche Bedeutung haben Jesu Wunderwerke für uns?
I. Daß wir erkennen seine Macht;
II. daß wir lobpreisen seine Liebe.

---

4. Sonntag nach Epiphanias. Lukas 7, 36—50.

A. Die Liebe Gottes zu dem Sünder, die sich in Jesu offenbart.
I. Der sich das Herz der armen Sünderin dankbar erschließt und an der sich
II. die selbstgerechten Pharisäer ärgern.

B. Der Weg zum Heil, der Weg der Buße.
I. Erkenntnis der Sünde;
II. Bekenntnis der Sünde;
III. Lossagen von der Sünde;
IV. Verlangen nach Gnade.

C. Die Herrlichkeit des Sünderheilandes.
I. Er freut sich, daß Sünder anbetend zu ihm kommen;
II. in seiner Huld vergibt er die größte Sündenschuld;
III. mit seinem Frieden sendet er die Begnadigten wieder in die Welt.

---

5. Sonntag nach Epiphanias. Matth. 17, 8.

A. Jesus und die Seinen.
I. Den Seinen steht Jesus im Mittelpunkt der Offenbarung.
II. Den Seinen bleibt der Eindruck vom Herrn, wenn alles andere schwindet.

B. Nur Jesus allein
I. in der Kirche und im Haus;
II. in der Freude und im Leid;
III. im Leben und im Tod.

Septuagesimä. 2. Tim. 2, 5.

A. Kämpfe recht!
I. Du wirst angefochten.
II. Dir wird geholfen.
III. Du wirst gekrönt.

B. Des Christen Kampf um seinen Glauben.
I. Die Notwendigkeit dieses Kampfes.
II. Die Art und Weise dieses Kampfes.
III. Der Siegespreis dieses Kampfes.

C. Das Stufenlied eines Christen.
I. Kampf.
II. Sieg.
III. Krönung.

Sexagesimä. 2. Theff. 3, 1—5.

A. Gegenseitige Fürbitte.
I. Das Gebet der Gemeinde für den Seelsorger.
II. Das Gebet des Seelsorgers für die Gemeinde.

B. Was wir uns erbitten für die herannahende Passionszeit.
I. Fromme Beter für des Herrn Werk.
II. Gläubige Zuhörer des Worts vom Heil.
III. Gehorsame Herzen, die auf den Herrn gerichtet sind.

C. Betet für uns! Es wird nützen
I. dem Prediger;
II. dem Reiche Gottes;
III. euch selbst.

Quinquagesimä oder Estomihi. Apostelg. 4, 12.

A. Christus allein unser Heil.
I. Keine Macht der Menschen kann es zerstören.
II. Keine Macht des Sünders kann ihm wehren.
III. Wer's erlebt, der soll es ehren.

B. Das Heil ist in Jesu allein.
I. Das Heil
II. in Jesu
III. allein.

Invocavit. Lukas 9, 51—51 (?)

A. Der fleischliche Eifer verdirbt des Herrn Werk.
I. Sie schreien nach Rache, Jesus bringt Gnade.
II. In ihrem menschlichen Eifer droht das Verderben.
III. Jesu Gnade bringt Rettung.

B. Der Leidensweg nach Jerusalem.
I. Vom Herrn selbst erwählt.
II. Von der Welt verachtet.
III. Von den Jüngern Jesu in Hoffnung gepredigt.

C. Richte dein Angesicht stracks gen Jerusalem
I. in gläubig, kindlichem Gehorsam;
II. in einem lauteren Streben;
III. in heiliger, barmherziger Liebe.

Reminiscere. Joh. 11, 47—52.

A. Was ist die Schuld des Gotteslammes?
I. Die Zeichen seiner Liebe, die Leute in Verwirrung bringen.
II. Die Heilsgedanken Gottes, die Leute zur Ausführung bringen müssen.

B. Es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk.
I. Zwar nicht in des Kaiphas Sinn und Wille,
II. Wohl aber nach Gottes Gnadenfülle.

C. Die Gelegenheit der Feinde Christi.
I. Verursacht durch die Wundermacht in dem Erfolg Jesu;
II. beseitigt durch den Rat des Hohenpriesters;
III. Benutzt von Gott zum Heil der Menschen.

Zur Revisionsfrage unsers Katechismus.

Von Pastor Albert Schory †.

Wohl keine Frage hat seit der letzten Generalkonferenz die Gemüter mehr erregt, als diese. Es ist auffallend, daß die Reformierte Kirche seit Jahrhunderten mit dem Heidelberger Katechismus, und die Lutherische mit Luthers Enchiridion haben fertig werden können, und wir Evangelische alle zwei bis drei Jahrzehnte eine Aenderung nötig zu haben scheinen. Schon Luther rät in seinem Enchiridion, bei der einmal angenommenen Form zu bleiben und nicht fortwährend Aenderungen zu treffen, damit sie Gemeingut der Gemeinde werden könne. Es sind wohl nicht die Pastoren, die den Katechismus am meisten treiben, die so viel an demselben auszusetzen haben, als vielmehr manche, die den Konfirmandenunterricht in wenigen Wochen beendigt wissen möchten. Schreiber dieses hat in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit fast das ganze Jahr wöchentlich Unterricht erteilt, und infolge dessen auch die Ueberzeugung gehabt, daß die Konfirmanden wüßten, was sie in feierlicher Stunde gelobten. Es wird dem Katechismus vorgeworfen, seine Sprache sei an vielen Stellen schwerfällig, die das Memorieren erschweren. Das mag sein, und wenn sich das Revisionskomitee damit begnügte, die etwaigen Härten zu entfernen und eine gefälligere Sprache dafür zu setzen, so wären wohl die meisten Brüder damit zufrieden. Ich fürchte aber, daß es dabei geht wie bei der vom Indiana-Distrikt so günstig aufgenommenen Arbeit des Pastors Ratsch. Es wird ein neuer Katechismus, und das sollte vermieden werden. Das Neue ist nicht immer das Beste. Was sich so viele Jahre bewährt hat, sollte man sich nicht so leichten Kaufs entreißen lassen.

Gewogen.

Eine alte und doch immer neue Geschichte.

Ein sehr erfolgreicher Prediger träumte, daß der Herr ihm erschien und eine Untersuchung mit ihm anstellte. „Er legte seine Hand auf mein Herz und nahm etwas heraus; es war mein Eifer für ihn. Zuerst wog er ihn, dann warf er ihn in den Schmelztiegel. Beim Schmelzen hatten sich die verschiedenen Bestandteile meines Eifers geschieden, und nun kam die Analyse. Als der Herr dieses vollendet hatte, schrieb er alles auf einen Zettel, legte ihn in meine Hand und mit einem traurigen Blick verließ er das Zimmer. Ich las Folgendes: Gewicht des Eifers 100 Unzen. Bestandteile: Bigottrie 10 Teile, Ehrgeiz 23, Menschenlob 19, Stolz auf seine Kirche 15, Stolz auf persönliches Talent 14, Hervorragenwollen über andere 12, Liebe zu Gott (rein) 4, und wahre Menschenliebe 3 Teile. Wie betäubt sank ich zurück. Ich schrie: Herr, hilf mir! Vor Jahren bat ich den Herrn, mich von Höllenpein zu erlösen; aber jetzt, mich von mir selbst zu erretten.“ Wie nötig ist doch die Selbstprüfung! Was ist der innerste Kern deines Eifers für Jesum? (1. Kor. 13, 1—3.)

(Beröa.)

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Aus dem General-Konzil.

Das General-Konzil hat, wie der „Lutheraner" berichtet, 13 Distrikts-synoden. Davon sind vier rein canadisch: die Nova Scotia-Synode, Synode von Zentral-Canada, Manitoba-Synode und die Canada-Synode. Die Canada-Synode war für ihren Predigernachwuchs hauptsächlich auf die vom Seminar in Kropp ausgebildeten Kandidaten angewiesen. Allein die neuere Verbindung des Seminars in Kropp mit dem General-Konzil brachte darin eine Aenderung, indem die Sendlinge Kropps mehr nach dem Nordwesten geschickt wurden. Das reifte bei der Canada-Synode den Entschluß, in Verbindung mit der englischen Synode von Zentral-Canada eine Anstalt zur Erziehung lutherischer Pastoren für Canada in Canada ins Leben zu rufen. Die Beratung dieser Frage war Gegenstand einer deutschen Konferenz in Johnstown, Pa., die am 23. und 24. August v. J. bei Pastor H. R. Erdmann sich versammelte. Es wurde beschlossen, die Anstalt in Waterloo Co., Can., zu gründen, in einem Bezirk, wo sich angeblich ein luth. Zentrum von ca. 25,000 Lutheranern befindet. Die Stadt Waterloo schenkte zu dem Bau der Anstalt ein Grundstück von 5—6 Acres, weitere 4 Acres wurden dazu gekauft. Und so soll dort also für Canada eine Schule für Heranbildung deutscher luth. Prediger gegründet werden und dementsprechend wurden empfehlende Beschlüsse an das General-Konzil gefaßt.

Der zweite Gegenstand der Beratung vorerwähnter Konferenz war die Gründung einer Vorschule (Proseminar oder College) in Manitoba. Die Vorbereitung des Planes mußte natürlich in Manitoba selbst geschehen. Derselbe wurde dann der deutschen Konferenz in Jamestown unterbreitet und es wurden in bezug auf diesen Punkt folgende Beschlüsse gefaßt:

„In bezug auf das Projekt der Manitoba-Synode, ein College (oder Proseminar) zu gründen, empfiehlt die Deutsche Konferenz dem General-Konzil:

1. Daß das General-Konzil sich mit dem Projekt der Manitoba-Synode, auf ihrem Gebiete ein College (oder Proseminar) ins Leben zu rufen, grundsätzlich einverstanden erkläre, vorausgesetzt, daß der Freibrief, die Konstitution und die Regeln der Anstalt die Billigung des Präsidenten der Manitoba-Synode, des Präsidenten der Deutschen Einheimischen Missionsbehörde und des Präsidenten des General-Konzils finde.

2. Daß das General-Konzil der Manitoba-Synode ernstlich ans Herz lege, den Gedanken zu erwägen, ob es nicht im Hinblick auf die weitere Entwicklung der Anstalt ratsamer wäre, als Sitz für dieselbe die Stadt Winnipeg zu erwählen.

3. Daß das General-Konzil die Deutsche Einheimische Missionsbehörde autorisiere, für das Gehalt des Direktors im Betrage von vorläufig $800 aufzukommen.

4. Daß das General-Konzil, falls die Manitoba-Synode ein College in Winnipeg gründet, die Englische Einheimische Missionsbehörde ersuche, einen englischen Professor an dieser Anstalt anzustellen und zu besolden.

5. Daß das General-Konzil in diesem Falle auch die lutherische Isländische Synode einlade, einen Professor an diesem Institut anzustellen, welcher

im Verein mit dem englischen Professor sich auch am Unterricht der deutschen Studenten in den Realien beteiligen sollte."

Die Manitoba-Synode rechnet darauf, ihre aus dem Proseminar abgehenden Abiturienten ins Predigerseminar in Waterloo, Can., zur Vollendung ihrer Studien senden zu können.

Mögen diese projektierten Anstalten unter Gottes Gnadenbeistand sich segensreich entwickeln und ein Segen und Förderungsmittel zum Aufbau des Reiches Gottes werden.

Wie es zur Gründung einer „Union Church" kam.

In Proctor, Rutland Co., Vt., war bis 1889 keine protestantische Kirche. Es war da ein Gebäude, in welchem die Sonntagschule und wahrscheinlich auch Gottesdienste gehalten wurden, abwechselnd von Predigern verschiedener Benennung. Da brannte dieses Gebäude ab und die Frage des Wiederaufbaus erhob sich. Methodisten und Kongregationalisten waren in der Mehrzahl. Sie wurden Rats, nicht für jede Denomination eine eigene Kirche zu bauen, sondern eine gemeinsame Kirche für beide Denominationen. Folgendes Resultat wurde nach „Lit. Dig.", dem wir die Notiz entnehmen, erzielt.

Es wurde eine moderne Marmor-Kirche mit Pfarrhaus erbaut, zum Wert von ca. $45,000. Die Kirchenverwaltung ist unabhängig und undenominationell. Die Finanzkörperschaft ist inkorporiert und hat in ihrer Mitte auch Leute, die keine Kirchenglieder sind. Die regulären Geschäfte dieser Gesellschaft werden von einem Verwaltungsrat von sechs „Stewards" besorgt, einem Amt, das den Methodisten entstammt. So ist in dieser Verwaltung eine volle Mischung methodistischer und kongregationaler Methoden repräsentiert. Proctor ist seiner Bevölkerung nach kosmopolitisch, d. h. sie stellt eine Mischung der Nationalitäten dar, wie beim Pfingstfest in Jerusalem.

Und diese verschiedenen Nationalitäten und Denominationen finden sich zusammen in der einen Unions-Kirche zu Proctor. Da sind Engländer, Walische, Manxmänner, Ungarn, Schweden, Deutsche, Spanier, Italiener und Finnen neben geborenen Native-Amerikanern. Sie leben in Einigkeit zusammen; auch Polen besuchen die Sonntagschule; Norweger und Böhmen finden sich in der Parochie.

Parteinamen und besondere Bekenntnisse spielen in dieser Kirche keine Rolle, die Sektennamen sind verschwunden. In der Mitgliederliste sind Leute, die erzogen wurden bei den Baptisten, Episkopalen, Katholiken, Presbyterianern, Holländisch Reformierten, in der reformierten Kirche zu Ungarn, Kongregationalisten, Disciples, Universalisten, Methodisten, und ohne Zweifel noch mehr Kirchen sind da vertreten. Und doch war nie eine Reibung zwischen diesen verschiedenen Elementen und ist auch heute keine.

Zuerst bediente ein Pastor der Methodisten-Kirche die dortige Gemeinschaft; ihm folgte ein Kongregationalist; leicht mag ein Baptist sein Nachfolger werden. Natürlich kann da nur ein solcher Pastor amtieren, der nicht für eine besondere Sekte arbeitet, sondern lediglich das Evangelium treibt. Der Pastor ist auf gegenseitige dreimonatliche Kündigung angestellt.

Die Verteilung der Gaben für Wohltätigkeit geschieht nach jährlich festgestelltem Plan. Es besteht da ein Frauenverein für Innere Mission, eine Brüderschaft, Vereine für junge Männer und für Mädchen; sie tragen alle bei für die verschiedenen Zwecke der Wohltätigkeit. Der Pastor gebraucht ge-

legentlich eine gewisse Form der Liturgie. Ein monatlicher Kalender wird publiziert. Die Kirche ist ohne Schulden. Es ist eine lebendige Kirche mit ihrem Pastor, Fred. W. Raymond, an der Spitze; ein Beispiel einer intelligenten, befriedigenden, biblischen Unions-Kirche.

Möge Gott deren Einigkeit und segensreiche Wirksamkeit zum Heil ihrer Bewohner noch recht lange erhalten.

Der zweite Schritt zur Kirchenvereinigung von seiten der Episkopal-Kirche.

Vor ungefähr einem Jahr, schreibt „Lit. Dig.“, ernannte die Prot. Episkopal-Kirche bei ihrer dreijährigen Konferenz in Cincinnati eine Kommission, deren Aufgabe sein sollte, eine Konferenz einzuberufen, um Fragen zu erwägen, die den Glauben und die Verfassung (order ?) betreffen. Christliche Kirchen in der ganzen Welt sollten eingeladen werden, an dieser Kommission sich zu beteiligen zwecks der Organisation und Leitung dieser Konferenz. Das Komitee für „Ziel und Plan“ (Scope and Plan), das von der Kommission angestellt war, hat nun den Bericht erstattet und über die einleitenden Schritte Aufschluß gegeben. Ueber diese ersten Schritte hat der „Christ. Advocate“ von der Methodisten-Kirche folgende Uebersicht gegeben:

Einige der leitenden protestantischen Kirchen haben Kommissionen ernannt, die mit der Kommission der Kirche verhandeln sollten, von welcher die Anregung dazu ausging; andere sind daran, auch solche Ernennungen zu treffen. Es werden 13 Kirchenkörper mit Namen genannt, die schon Kommissionen ernannt haben.

Das obengenannte Komitee für „Plan und Ziel“ stellte ferner fest: 1. Das *letzte* Ziel und Absicht der geplanten Konferenz; und 2. das *zunächst* zu erstrebende Ziel. Bezüglich des ferneren (1) Ziels wird gesagt: Das Werk der Konferenz wird unternommen in der bestimmten Hoffnung, daß dadurch der Weg möchte breiter werden für die äußerlich sichtbare Wiedervereinigung aller, die unseren Herrn Jesus als Gott und Heiland bekennen und damit für die Erfüllung des Gebets des Herrn: Daß sie alle möchten eins sein.

Bezüglich des zweiten Punktes wird erklärt: „Die Konferenz wird einberufen mit dem bestimmten Vorsatz, solche Dinge zu erwägen, in welchen wir von einander differieren, und zwar in der Hoffnung, daß ein besseres Verständnis erreicht wird in den verschiedenen Gesichtspunkten betreffs des Glaubens und der Kirchenverfassung (order ?), das dann das Verlangen nach Wiedervereinigung vertiefen mag; mit der Erwartung, daß die besonderen Kommissionen offizielle Stellung in der Sache nehmen. Die Konferenz selbst soll keine offizielle Entscheidung treffen, sondern dafür animieren und den Weg dafür bereiten.

Der allgemeine Plan der Wirksamkeit geht dahin, dafür zu sorgen, daß die christlichen Körperschaften in der ganzen Welt möchten Kommissionen oder Komitees ernennen, die unabhängig von einander aber zusammen wirkend über diesen Gegenstand (der Vereinigung) verhandeln sollten; gemeinsame Versammlungen, wie es erwünscht sein mag, sollen von solchen Kommissionen veranstaltet werden, und ein Exekutivkörper berufen, um die endlichen Pläne und Vorbereitungen für die Weltkonferenz zu treffen. Inzwischen werden die Gebete aller Christen erbeten um Gottes Segen für dieses Unternehmen.

Ausland.

Die kirchlich-soziale Konferenz

hielt ihre 16. Tagung im Juni v. J. in Nürnberg. Ein herzliches Willkommen wurde ihr bereitet von der Stadtregierung durch Oberbürgermeister Dr. Ritter v. Schuh und dem ehrwürdigen Präsidenten des Prot. Oberkonsistoriums, Dr. Ritter v. Bezzel. Eingeleitet wurde die Konferenz durch einen Gottesdienst in der Aegidien-Kirche am 6. Juni, in welchem der Präsident der Konferenz, Geh. Rat Dr. Seeberg mit glänzender Beredsamkeit und wohltuender Wärme nachwies, daß in dem Worte des Herrn, Matth. 23, 8: „Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder!" die beste Auslegung des Namens kirchlich-soziale Konferenz und der kürzeste Ausdruck ihres Programms liegt." Unter den mannigfachsten Verhandlungsgegenständen des 16. kirchlich-sozialen Kongresses war dem Thema nach das umfassendste: „Wahre und falsche Autorität" von Prof. Dr. Lezius-Königsberg i. Pr. Mit reicher Heranziehung geschichtlichen Materials schilderte er die Bedeutung, die rechte Autorität für ein Volksleben besitzt. Es nützt nichts, über den Verfall aller Autorität zu jammern, es gilt den Gründen nachzuforschen, und an innerer, freiwirkender Autorität zu gewinnen, was an äußerer, bloß zwangsmäßiger verloren wird.

Dazu ist nötig, daß die Autoritäten nicht ohne Not widereinander streiten. Zu den schwersten Auseinandersetzungen, die die Geschichte des Jahrhunderts durchziehen, gehört die rechte Verhältnissetzung zwischen wissenschaftlicher Forschung und christlicher Offenbarung. Beide beanspruchen für sich die schlechthin geltende Autorität; ihr Widerstreit aber führt nicht nur zur schwersten Erschütterung aller Autorität, sondern führt auch starke Verarmung der besten geistigen Kräfte einer Nation mit sich. So muß unausgesetzt daran gearbeitet werden, die rechte Verhältnisbestimmung zu finden.

Hierauf sprach der bekannte Erlanger Apologet Professor Dr. Hunzinger, eine überaus frische Persönlichkeit, die temperamentvoll das Thema: „Theologie und Kirche" behandelte. Für ihn handelte es sich darum, beide als Größen zu schildern, die aufeinander angewiesen sind. „Die Kirche muß theologisch sein, die Theologie muß kirchlich sein, das Gleichgewicht zwischen Theologie und Kirche muß und kann wieder hergestellt werden." Das sind die Grundgedanken Dr. Hunzingers, der eigentliche Nerv seiner Ausführungen. Es gehört Mut dazu, zu erklären, die Theologie müsse kirchlich sein, sie brauche die kirchliche Wurzel, wie der Mensch den Atem, um leben zu können; unkirchliche Theologie löse sich selbst zu einer Sparte der Religionsgeschichte in der philosophischen Fakultät auf; die Neologie (die sog. kritische Theologie) sei solche Selbstauflösung.

Das waren harte Worte gegen gewisse moderne theologische Richtungen, die Dr. Lezius und Dr. Seeberg in der Aussprache kräftig unterstrichen. Daneben fehlte es auch nicht an scharfen Worten wider eine von der Zeittheologie gelöste Kirche, — die Kirche braucht ebenfalls ein wissenschaftliches Element so nötig, wie der Mensch den Atem braucht; sie erstickt, wenn sie den wissenschaftlichen Sinn verliert. Nur da, wo einmütig und zielbewußt von beiden Autoritäten gearbeitet wird, wird die Arbeit Erfolg haben, und starke Strömungen in Theologie und Kirche arbeiten gegenwärtig auf dieses Ziel hin, das Gleichgewicht herzustellen."

Christentum eine Bekenntnisreligion.

Bei einer kirchlichen Konferenz der Glieder der „Positiven Union", gehalten zu Neustadt, wurde von Prof. Dr. Lütgert-Halle ein Vortrag gehalten über das Thema: „Das Bekenntnis zum Kreuze Christi." Mit großen Erwartungen hatten viele Konferenzbesucher diesem Referat entgegengesehen und wirklich verstand es der Referent, durch die Klarheit der Diktion, durch feine Pointen und durch die Wärme des Vortrags die ganze Versammlung von Anfang bis zu Ende in außergewöhnlichem Maße zu fesseln.

Der Gedankengang des Referats war etwa der: Christentum ist eine Religion des Bekenntnisses. Sonst werden Religionen zusammengehalten durch gemeinsame Kulte. Auch im Christentum ist der Kultus das Band der Gemeinschaft. Aber der christliche Kultus ist Bekenntnis. Auch die Sakramente sind Bekenntnisse. Beim heiligen Abendmahl ist das ganz evident. Die Taufe hat ihren Bekenntnischarakter allerdings verloren, seitdem die Kirche die eben geborenen Kinder tauft. Die Konfirmationshandlung beweist aber, daß die Kirche sich des Bekenntnischarakters der Taufe bewußt geblieben ist und ihn in der Konfirmationsfeier zu erhalten sucht. Ohne Bekenntnis keine christliche Kirche! Gründung und Fortpflanzung der christlichen Kirche hat sich durchs Bekenntnis vollzogen. Das ist unumstößliche geschichtliche Tatsache! Und das war auch der einzige mögliche Weg.

Warum ist Bekenntnis etwas Notwendiges? Weil Bekenntnis ausgesprochener Glaube ist, und weil der Glaube ausgesprochen werden muß. Glaube, der bloß Empfindung ist, taugt nichts, wenn er auch sehr verbreitet ist. Glaube, der nur Stimmung ist, ist nicht mitteilbar. Ich habe aber nur das, was ich aussprechen kann. Es wird entgegengehalten, das Bekenntnis besteht nicht in Worten, sondern ist Tat. Gewiß! Bekenntnis muß Tat sein, aber es muß auch in Worten bestehen, denn die Tat ist stumm! Nur durch das Wort wird die Tat zum Bekenntnis!

Es gibt schwere Hindernisse des Bekennens. Der Zweifel! Die Furcht! Man ist sich seines Glaubens nicht gewiß! Man will kein Odium auf sich laden. Das größte Hemmnis ist die Scham. An sich ist Scham sehr nötig — auch im Bekennen. Nichts Widerwärtigeres als ein schamloses Bekennen. Was gibt es für schamlose Sündenbekenntnisse! Aber hüten müssen wir uns vor einer falschen Scham! An die denkt Paulus Röm. 1, 16. Diese falsche Scham kommt daher, daß das christliche Bekenntnis ein Bekenntnis zum Gekreuzigten ist.

Gewiß! Es ist etwas Großes, sich zum Sohne Gottes zu bekennen. Aber viel schwerer wird dem natürlichen Menschen das Bekenntnis zum Kreuze Christi. Petrus! Vergleiche Matth. 16, Vers 16 und 17 und Vers 22 desselben Kapitels. Petri Verleugnung! — Derselbe Jünger, der den Mut hatte, sich zum Sohne zu bekennen, hat dann nicht den Mut besessen, sich zu dem gefangenen Christus zu bekennen. Auch heute ist es viel leichter, sich zum Sohne Gottes zu bekennen, als zur Niedrigkeit Jesu. Groß werden wie Jesus! Leben haben wie Jesus! Frieden haben wie Jesus! So etwas hört auch der natürliche Mensch gern. Aber davon will er nichts wissen, daß der Weg zur Größe die völlige Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung ist!

Daß Bekenntnis zum Kreuze Christi schwerer ist als zum Sohne Gottes, läßt sich auch zeigen am Unterschied zwischen Fürwahrhalten und Bekennen.

Alles Bekennen muß auch ein Fürwahrhalten sein, aber das Fürwahrhalten ist längst nicht immer ein Bekennen. Habe ich mich durch gewichtige Gründe davon überzeugt, daß Christus Gottes Sohn und daß er von den Toten auferstanden ist, dann ist es mir auch nicht schwer, das vor den Menschen zu bekennen, ja ich tue es vielleicht mit großer Freudigkeit. Um deswillen brauche ich aber in Wirklichkeit noch längst nicht ein wirklicher Bekenner zu sein. Ich kann trotzdem noch in meinen Sünden leben. Anders ist es dem Kreuze Christi gegenüber. Daß Christus am Kreuz gestorben ist, glauben alle wissenden Menschen. Drews' Widerspruch ist in Theologenkreisen nicht ernst genommen. Aber wer die Kreuzigung Christi für wahr hält, bekennt sich noch längst nicht zum Kreuze Christi. Wer sich zum Kreuze Christi bekennt, der muß zuvor durch Gott eine neue Kreatur geworden sein und muß das Kreuz Christi als eine Tat Gottes zum Heil der sündigen Menschheit an sich erlebt haben. Das Bekenntnis zum Kreuz Christi ist also unendlich viel mehr als das Bekenntnis zum Sohn Gottes.

Das Bekenntnis zum Kreuz Christi sorgt dafür, daß der Christenglaube keine Illusion wird. Die Gefahr ist außerordentlich groß, daß die Religion Ausdruck unserer Wünsche wird, und man sich seinen Gott selbst zurecht macht. Durch das Kreuz Christi haben wir einen Gott, der unserem fleischlichen Begehren durchaus nicht entspricht, der alle unsere Wünsche durchkreuzt. Durch sein Kreuz bekommt Christus vollen Anteil an Gottes Gnade. Gott weckt ihn auf und gibt ihm einen Namen, der über alle Namen ist. Gott führt also Christus durch Kreuz zur Krone. So lernt der Christ durch das Kreuz Christi die Wege Gottes erkennen. Denn die Regel für Christus wird die Regel für alle Christen! Nur durch Kreuz Anteil an Gottes Gnade! — Sich zum Kreuz bekennen heißt also: Einwilligung in das Gesetz, daß ich die Freude und das Leben nur erlange durch das Kreuz.

Im Kreuze Christi haben wir ein ganz bestimmtes Leiden. Kreuz Christi ist Offenbarung des Gerichtes und des Zornes Gottes. Das Kreuz Christi hat durch die Kraft des Heiligen Geistes die Wirkung, daß der von dem Kreuze Christi Erschütterte einwilligt, seine Leiden als Strafe des zürnenden Gottes anzusehen. So wird das Bekenntnis zu Christi Kreuz Sündenbekenntnis. Die Zustimmung zu seinem Zorne erlangt Gott dadurch, daß er seinen Zorn nicht offenbart, ohne zugleich seine Gnade kundzutun. So wird das Bekenntnis zum Kreuz Christi Gnadenbekenntnis.

Das rechte christliche Sündenbekenntnis führt immer zur Abkehr vom Bösen. Wo das nicht der Fall ist, wo der Mensch in seiner Buße immer auf demselben Flecke bleibt, ist es keine rechte Buße. Durch das Kreuz Christi wird das Böse nicht bloß verboten, sondern getötet. Das bloße Verbieten des Bösen hilft deshalb nicht viel, weil der Wille im Menschen die realste Macht ist, und daher nichts so schwer ist, als seinen bösen Willen zu ändern. Aber durch das Kreuz Christi wird es zuwege gebracht. Das Kreuz Christi tötet die böse Lust und schafft den Willen im Menschen um. Nur der Schöpfer konnte diese Neuschöpfung vollbringen. Das Bekenntnis zum Gekreuzigten ist unsere Heilung.

Wenn gepredigt wird: Der Glaube gibt Glück, und das zu sehr betont wird, so schafft das Enttäuschung. Diese der Wirklichkeit durchaus nicht entsprechende Predigt hat die Kirchenflucht der Männer mit verschuldet. Man muß predigen, daß der Glaube zuerst Leid mit sich bringt, Kreuz! Der Glaube macht zunächst einsam, trägt uns Haß ein, läßt uns Gottes Gericht

fühlen. Ein Glaubenszeugnis, das dem nicht Rechnung trägt, nährt die Illusion. Das tun z. B. leider sehr oft unsere Sonntagsblätter, indem sie (immer) viel zu sehr den Gewinn der Gottseligkeit im eudämonistischen Sinne in ihren Artikeln betonen. Wollte man alle diese Ausführungen fortstreichen, so bliebe in vielen dieser Blätter nicht viel übrig. Christentum, das dem Wahne huldigt, der Christ wäre ein allezeit glücklicher Mensch, macht nervös, da es dann wie ein Unrecht empfunden wird, wenn man das Glück des Glaubens und des Gottesfriedens nicht immer lebendig fühlt. Kein zuckersüßes Christentum, aber auch kein gepfeffertes, sondern ein gesalzenes! Jede Liebe ist falsch, die nicht zürnen kann. Das Kreuz Christi ist die höchste Offenbarung von Gottes Liebe. —

An den ergreifenden Vortrag schloß sich eine kurze, aber interessante Debatte, die erkennen ließ, daß der Vortragende in allen wesentlichen Punkten die volle Zustimmung der Konferenz gefunden.

Ein jüdischer Fall Jatho.

Die „Staatsb. Ztg." erzählt: Jatho war Prediger, Dr. Jak. Fromer nur Bibliothekar einer jüdischen Gemeinde. Als Wissenschaftler kam er zu den Ergebnissen, daß manches an der jüdischen Ueberlieferung überholt und veraltet sei, daß das Judentum — als Religionsgemeinschaft, nicht als Rasse — nicht für alle Ewigkeit auf Kosten der Kultur erhalten werden könne. Fromer näherte sich mit solchen Anschauungen denen der nicht jüdischen Menschheit. Es wäre daher zu verstehen gewesen, wenn sich diese für Fromer ins Zeug gelegt hätte. Nichts derartiges geschah. Aber Fromer legte nur als Wissenschaftler die Ergebnisse seines Forschens nieder. Er agitierte nicht öffentlich damit, wie es Jatho tat. Gleichwohl brach seitens des orthodoxen Judentums eine wüste Hetze gegen Fromer los — und selbst die sich liberal gebärdenden Juden taten nichts für den Verfehmten. Der größte Schimpf, der einen Juden treffen kann, traf ihn: Der Vorwurf, daß er getauft sei. Liebenswürdiger waren die Bezeichnungen für ihn. Er sei ein Ignorant, ein Analphabet, ein Gauner, ein Hochstapler. Das war die Zugabe zu der sofortigen Entlassung. Aber damit nicht genug. Dr. Fromer bekam den ganzen Haß seines Volkes zu kosten..... Wo Fromer sich um Brot und Stellung bewarb, seine Rasse- und Glaubensbrüder wußten seine Anstellung sowie jeglichen Erwerb zu hintertreiben.....

Manchen gemeinsamen Zug haben der Fall Fromer und der Fall Jatho. Aber während der eine verfolgt, geächtet und geschmäht wurde, erkannte man die Lauterkeit des Charakters und der Gesinnung des andern an. Während der eine mit 6000 Mark in den Ruhestand versetzt wird und sich ihm tausend hilfreiche Hände entgegenstrecken, ging der andere leer und hungrig vom vollen Tisch...." (Türmer.)

Der Fall ist in der Tat ein klassisches Beispiel, welch ungleichen Maßstab das liberale Judentum anlegt. Denn wenn auch das orthodoxe Judentum für die Mißhandlung Dr. Fromers verantwortlich ist, so hat doch das liberale Judentum nichts für den Mann getan; dasselbe Judentum, das die liberale Presse beherrscht und am lautesten schreit, wenn es gilt, orthodoxe Christen zu verdammen und den Radikalismus in Schutz zu nehmen gegen die bösen Orthodoxen.

„Die Freunde der Christlichen Welt"

und der übrige liberale Bund, dessen Karten ein Bremer Prediger in einer Jatho-Versammlung aufgedeckt hat, beantragen zur Heilung der kirchlichen Zustände vor allem Trennung von Kirche und Staat. Hierzu ergreift Pastor Dr. Bronisch-Barmen in der „Volkszeitung für Westdeutschland" das Wort und weist zunächst nach, daß dieser Gedanke schon finanziell seine Schwierigkeiten habe. Die gegenwärtigen Leistungen des Staats betragen für die evangelische Kirche jährlich 25½ Millionen Mark, für die katholische 9½ Millionen Mark. Würde die Trennung durchgeführt, so hätte der Staat eine Abfindungssumme an beide Kirchen von rund 900 Millionen Mark zu leisten. Glauben die Liberalen wirklich, das durchdrücken zu können und die Regierung dazu willig zu finden? „Gesetzt aber auch der Fall," fährt Dr. Bronisch fort, „die Trennung beider Größen habe sich normal vollzogen, so ist damit doch in keiner Weise eine innere Wesensveränderung der evangelischen Kirche gegeben. Sie bliebe auch als freie Kirche in ihrer innerlichen Grundlage, in den wesenhaften Prinzipien ihrer Verkündigung und Arbeit, im Inhalt der Glaubensgemeinschaft durchaus unverändert, dieselbe Bekenntnisgemeinde, die sie auch jetzt schon in ihrer Verbindung mit dem Staate grundsätzlich als Kirche des Evangeliums und der Reformation ist. Ja, man darf sagen, daß eine innerlich und äußerlich zur völligen Unabhängigkeit vom Staate gelangte Kirche sich noch viel mehr ihres spezifisch evangelischen Charakters als Trägerin urchristlichen Bekenntnisses zum Herrn der Gnade und Herrlichkeit bewußt sein muß und mit um so stärkerer und heiligerer Energie alle aus bloßen Kulturidealen stammenden pseudo-religiösen Geister am Evangelium prüfen und ausschalten wird." Man exemplifiziert so gern auf die staatsfreien Kirchen in Amerika: „Aber gerade Amerika beweist, wie energisch abstoßend freie Kirchen gegen Irrlehren reagieren, und weiter, wie unmöglich es ist, etwa Trinitarier und Unitarier unter dem Titel einer bloßen Verwaltungseinheit zu einer Kirche zusammenschließen zu wollen. Im Rahmen einer solchen bloßen Verwaltungseinheit will ja aber eben der Radikalismus die innerlich verschiedenen Richtungen als in einer freien Volkskirche zusammengehalten sehen. Welche Entleerung und Entwürigung des Begriffs 'Kirche'!"

Wir glauben, die Herren von der Negation werden sich zweimal besinnen, ehe sie allen Ernstes die Trennung von Kirche und Staat auf ihre Parteifahne schreiben. Sind doch die liberalen Theologen jetzt schon meist Offiziere ohne Heeresfolge (Jatho bildet infolge seiner liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften eine Ausnahme.) Wie würde es erst werden, wenn die Liberalen sollten ihren Unterhalt beziehen durch die Güte und Freigebigkeit ihrer Nachbeter! Nein, wenn diese Trennung kommen soll, so kann und muß sie kommen durch die treuen Christusbekenner, die es als eine Schmach empfinden, daß die Kirche Christi noch immer eine geknebelte Magd des modernen Staates sein und sich gefallen lassen muß, daß der Staat Professoren besoldet, die am Ruin des Christenglaubens arbeiten und ihr solche Diener fürs Amt stellen, denen der feste Glaubensgrund aus dem Herzen gerissen oder doch erschüttert ist.

Erfolg des Atheismus im Volk.

„Das ganze Geheimnis des grunzenden Behagens, mit dem die Menge die Lehre des Atheismus so willkommen heißt, liegt in der Trägheit der

Massen in sittlicher Beziehung begründet;.... durch den Atheismus wird den Massen das Leben in sittlicher Beziehung so unsäglich bequem gemacht..... Sie dürfen nur herabsteigen von der unbequemen Höhe, zu welcher die Menschheit durch die christliche Religion sich in sittlicher Beziehung entwickelt hat — eine Höhe, auf welcher der Mensch nur durch Anstrengung weiter kommt — hinab auf die bequemen Weideplätze, auf denen das Tier sich wälzt."

Diese bitteren Wahrheiten hat Dr. Brauer, Prof. der Geologie und Paläontologie an der Universität Berlin den Atheisten ins Stammbuch geschrieben. Sie mögen dagegen wüten und toben, aber die Wahrheit derselben vermögen sie nicht umzustoßen.

Was katholische Priester beschwören müssen.

Wir haben schon öfters berichtet über die Modernisten-Bewegung und den Eid, den der Vatikan von allen katholischen Priestern fordert in seinem Kampf gegen dieselbe. Wir lassen den letzteren hier im Wortlaut folgen. Der Eid lautet (in der Uebersetzung des Auditors an der römischen Rota, Prälat Dr. Franz Heiner):

„Ich . . . . bekenne mich unerschütterlich zu allen und jeden Wahrheiten, die die Kirche durch ihr unfehlbares Lehramt definiert, aufgestellt und erklärt hat, hauptsächlich zu jenen Grundpfeilern der Doktrin, die sich direkt gegen die Irrtümer dieser Zeit richten. Vor allem bekenne ich, daß Gott, der Anfang und das Ende aller Dinge, erkannt und daher auf sichere Weise durch das natürliche Licht der Vernunft, durch das Mittel der Dinge, die geschaffen wurden, d. h. durch ihre sichtbaren Werke der Schöpfung, wie die Ursache durch ihre Wirkung dargetan werden kann.

In zweiter Linie gebe ich zu und erkenne ich die äußeren Argumente der Offenbarung, d. h. die göttlichen Tatsachen, unter ihnen in erster Linie die Wunder und Prophezeiungen, wie die sehr sicheren Zeichen des göttlichen Ursprungs der christlichen Religion. Die gleichen Argumente erachte ich als hervorragend der Intelligenz aller Zeiten und aller Menschen, auch der gegenwärtigen Zeit angepaßt.

Drittens: Ich glaube fest, daß die Kirche, Hüterin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes, auf direkteste Weise von dem wahren und historischen Christus in Person während seines Lebens unter uns gestiftet wurde, und ich glaube, daß diese Kirche auf Petrus, das Oberhaupt der apostolischen Hierarchie, und auf seine Nachfolger bis ans Ende der Zeiten gebaut ist.

Viertens: Ich nehme aufrichtig die Doktrin des Glaubens auf, wie sie uns die Apostel und die rechtgläubigen Väter überliefert haben, ich nehme sie in dem gleichen Sinne und in der gleichen Auslegung auf wie sie. Deshalb verwerfe ich absolut die häretische Annahme von der Evolution der Dogmen, nach der diese Dogmen den Sinn wechselten, um einen anderen zu erhalten, der verschieden von jenem ist, den ihnen zuerst die Kirche gegeben. Gleichzeitig verwerfe ich jenen Irrtum, der darin besteht, an Stelle des göttlichen Glaubensschatzes, der der Braut Christi und ihrem wachsamen Hüter anvertraut ist, eine philosophische Fiktion oder eine Schöpfung des menschlichen Gewissens zu setzen, die, nach und nach durch die Bemühungen der Menschen gebildet, in der Zukunft einem unbeschränkten Fortschritt ausgesetzt wäre.

Fünftens: Ich halte mit aller Sicherheit fest, und ich bekenne aufrichtig, daß der Glaube kein blinder religiöser Sinn ist, der aus den dunklen Tiefen des menschlichen „Uebergewissen" aufsteigt, moralisch informiert unter dem Druck des Herzens und dem Drange des Willens, sondern daß er eine wahrhaftige Zustimmung der Intelligenz zu der Wahrheit ist, die durch die empfangene Unterweisung erworben wurde (ex auditu), eine Zustimmung, durch die wir wegen der Autorität Gottes, dessen Wahrhaftigkeit absolut ist, alles für wahr halten, was gesagt, bezeugt und geoffenbart wurde durch Gott persönlich, unseren Schöpfer und Meister. Ich unterwerfe mich noch mit all der gewollten Referenz und pflichte aus ganzer Seele allen Verurteilungen, Erklärungen und Vorschriften bei, die in der Encyklika „Pascendi" und im Dekret „Lamentabili" enthalten sind, die die sog. Geschichte der Dogmen betreffen. Gleichzeitig verwerfe ich den Irrtum jener, die behaupten, daß der von der Kirche vorgetragene Glaube der Geschichte zuwider sei, und daß die katholischen Dogmen, wie sie heute verstanden werden, mit den authentischen Ursprüngen der christlichen Religion nicht in Einklang zu bringen sind. Ich verurteile auch und verwerfe die Anschauung jener, die vorgeben, die Persönlichkeit des christlichen Kritikers in jene des Gläubigen und jene des Historikers verdoppeln zu können, als ob der Historiker das Recht habe, das aufrecht zu erhalten, was dem Glauben widerspricht, oder ob es ihm gestattet sei, unter der einzigen Bedingung, nicht direkt ein Dogma zu leugnen, Prämissen aufzustellen, aus denen sich die Schlußfolgerung ergeben würde, daß die Dogmen falsch oder zweifelhaft sind.

Gleicherweise verwerfe ich die Methode, die Heilige Schrift so zu beurteilen und auszulegen, jene Methode, die im Gegensatz zu der Tradition der Kirche, der Analogie des Glaubens und der Regeln des apostolischen Stuhles, sich auf die Arbeitsmethode der Rationalisten gründet und mit ebenso viel Kühnheit als Verwegenheit als höchste und einzige Regel nur die Textkritik annimmt. Außerdem verwerfe ich den Irrtum jener, die behaupten, daß der Gelehrte, der die historischen oder theologischen Fragen erörtert, oder irgend jemand, der sich damit befaßt, sich zuerst jeder vorgefaßten Meinung entledigen muß, es sei hinsichtlich des übernatürlichen Ursprungs der katholischen Tradition, sei es hinsichtlich des göttlichen Beistandes, der für die ständige Bewahrung jeden Punktes geoffenbarter Wahrheit versprochen wurde, und die dann behaupten, die Schriften jedes Kirchenvaters müßten außerhalb jeder geheiligten Autorität nach den Prinzipien der Wissenschaft allein und mit jener Unabhängigkeit des Urteils ausgelegt werden, die man beim Studium irgend eines profanen Dokuments anzuwenden gewohnt ist.

Endlich bekenne ich, vollständig frei von diesem Irrtum der Modernisten zu sein, der behauptet, daß es in der geheiligten Tradition nichts Göttliches gibt oder, was noch schlimmer ist, daß es Göttliches in pantheistischem Sinne gibt, so daß es nur noch reine und nackte Tatsachen gibt, vergleichbar den gewöhnlichen Tatsachen der Geschichte, d. h. die Tatsache, daß die Menschen durch ihre Arbeit, durch ihre Geschicklichkeit, durch ihr Talent durch die späteren Jahre hindurch die von Christus und seinen Aposteln begonnene Schule fortgesetzt haben. Um zu schließen, halte ich mit der größten Festigkeit und bis zum letzten Atemzuge den Glauben der Kirchenväter über das sichere Kriterium der Wahrheit fest, das ist und immer sein wird „im Episkopat überliefert durch die Nachfolgerschaft der Apostel (Iren. II, C. 26), nicht derart, daß nur das behalten werden soll, was am besten dem Kultur=

grade und dem Alter eines einzelnen entspricht, sondern so, daß die absolute Wahrheit, von Anfang an durch die Apostel gepredigt, weder gewachsen noch auf einen anderen Sinn ausgedehnt wurde.

Alle diese Dinge verpflichte ich mich treu, unverkürzt und aufrichtig zu beobachten, sie unverletzlich zu bewahren und mich weder im Unterricht, noch auf andere Weise durch Wort oder Schrift davon zu entfernen." (Wbl.)

Ueber den Antimoderniteneid

ist in der Presse aller Richtungen viel geschrieben worden. Nach Angabe des ausgetretenen Kaplans Konstantin Wieland haben 25 deutsche Priester infolge Verweigerung des Eides ihr Amt verloren; von ihnen ist einer in München Schneeschaufler geworden. Wieland sagte in einem Vortrage, zu den ihn der antiultramontane Reichsverband nach Frankfurt a. M. eingeladen hatte: „Beim Modernisteneid gibt es keinen Pardon; ich kenne Priester, die wegen Sittlichkeitsverbrechen und schwerer Betrügereien jahrelang im Zuchthaus saßen und von der Kirche wieder angestellt wurden (!); doch die Weigerung dieses Eides aus Gewissenhaftigkeit wird nicht verziehen." Die katholische Kirche hat „gesiegt" — aber sie darf sagen: O weh, ich habe gesiegt! Man hoffte, durch die Forderung des Eides die Modernisten zu entlarven und soll in der Kurie ratlos sein, weil dies nun doch nicht gelungen ist. Die erklärten Modernisten haben allesamt sich vereidigen lassen! Wieland erzählt mit bitterer Ironie, wie die Pfarrer seines Bekanntenkreises ihre Eidesleistung vor ihm zu rechtfertigen suchten, die Gründe sind ebenso fadenscheinig wie würdelos; zwei intelligente Priester meinten, so wie der Eid laute, könne ihn der Papst gar nicht sich gedacht haben, sie hätten ihn deshalb so beschworen, wie der heilige Vater ihn eigentlich meinte. Der geistige Vorbehalt der Jesuiten und der wohltätige Schutz der Unwissenheit haben diese leichtfertigen Eide ermöglicht; solche Männer aber stehen nun als Priester ungezählt und unangefochten auf deutschen Kanzeln. Die „Neue Züricher Zeitung" schreibt (24. Februar):

„Wir sprachen von einem Triumphe des Moderniteneides und des internationalen Ultramontanismus. Aber dieser Triumph ist nur scheinbar. Gerade weil der Modernisteneid widerspruchslos geleistet ward, hat er jämmerlich versagt; denn er hat seinen Zweck, die Entlarvung der Modernisten, gänzlich verfehlt. Das weiß man im Vatikan und ist wütend, um so wütender, als man sich nicht mehr zu helfen weiß. Die sonst so schlauen Römer haben sich in ihren eigenen Schlingen gefangen. Die Modernisten aber lächeln vergnügt und zuversichtlich: ihrer ist die Jugend, ihrer ist die Zukunft!"

Pfarrer P. Feja urteilt im „Tag" vom 4. März: „Wäre diese Maßregel von früheren Päpsten, wäre sie im Mittelalter angewendet worden, dann wäre die Geschichte der Wissenschaft um manches System, um manche Frucht ärmer und wäre der Einband manchen Buches, das sich die Gelehrten in heiliger Ueberzeugung für den Wert des Eigenen an den Kopf warfen, unbeschädigt geblieben. Wir haben den Eid geleistet, weil wir ihn leisten mußten; er ist vielfach unter so eigenartigen Umständen geleistet worden, daß manch einer nach seiner Erledigung offen bekannte: „Ich weiß es nicht, was ich beschworen habe!" . . . .

Wie mag es doch hinter den Kulissen der katholischen Kirche aussehen, wenn Männer wie Konstantin Wieland, der seine Praxis als Rechtsanwalt

aufgab, um Priester zu werden, der also doch sicher mit Leib und Seele Priester gewesen ist und die Zöglinge eines Seminars hat zu Priestern erziehen helfen, der im Glauben an die Unfehlbarkeit aufgewachsen ist, der zu den gläubigen Scharen der Katholikentage gehört hat — wenn der jetzt in Schrift und Wort als Kämpfer gegen den Ultramontanismus auftritt!

Folgen des Antimodernisteneides.

Der deutsche Hochschullehrertag in München hat den Beschluß gefaßt, daß katholische Geistliche, welche den geforderten Eid geleistet haben, nicht mehr seine Mitglieder sein können.

Der Landgerichtsrat Ziegler in Kempten hat in einem Aufruf um Gaben zur Unterstützung solcher katholischen Geistlichen gebeten, welche wegen Verweigerung des Eides in eine Notlage geraten. Der Aufruf ergeht im Namen der Krausgesellschaft in München und wird unterstützt von Dr. Philipp Funk, Redakteur des „Neuen Jahrhunderts“, Dr. Ludwig Ganghofer, Oberbibliothekar Dr. Karl Geiger in Tübingen, Prof. Dr. Friedrich Nippold in Oberursel und anderen bekannten Persönlichkeiten. Die Lage solcher Geistlichen schildert einer von ihnen im „Berliner Tageblatt“ vom 28. Dezember 1910 in folgender Weise:

Es gibt keine vereinsamtere und hilflosere Existenz als die eines katholischen Geistlichen, und gerät er gar in Konflikt mit seiner geistlichen Behörde, so ist er vollends allein. Für seinen Konflikt findet er in seiner Gemeinde keine Unterstützung, wenn er auch noch so berechtigt ist. Das, was das Gewissen des Geistlichen belastet, darum kümmert sich die große Masse nicht. Ihr ist es um den Kultus zu tun, mit dem sie verwachsen ist; um das, was dem Geistlichen an Glaubenssätzen aufgelegt wird, kümmert sie sich wenig, das läßt sie die Kirche mit ihren Priestern abmachen, sie versteht es kaum, und für die Gewissensnot des Geistlichen hat sie keinen Sinn. Die Gebildeten, soweit sie nicht spezifisch bigott und ultramontane Parteigänger sein mögen, sind über die ganzen Dogmen hinaus, halten an dem äußeren Verhältnis zu der Kirche fest und wollen in diesem Verhältnis nicht gestört werden. So steht der Priester, dem es mit seiner Ueberzeugung Ernst ist, regelmäßig ganz allein, und wenn er geht, folgt ihm niemand nach. Wohin soll er aber gehen? Er kommt regelmäßig aus niederen Ständen, wird meistens auf geistliche Ueberredung der Eltern seinem Beruf zugeführt, ohne daß er eine Ahnung hat, welche Anforderungen derselbe an ihn stellt. Ist er aber einmal eingegliedert, so geht die Sache mechanisch weiter, er erhält eine Ausbildung, die ihn spezifisch zum Geistlichen vorbereitet, aber zu nichts anderem in der Welt. Zu spät erkennt er oft, daß er eine Last auf sich genommen hat, die er mit aufrechtem Haupt nicht tragen kann. Aber nun gibt es keine Rückkehr, denn was erwartet ihn, wenn er austritt! Nur selten gelingt es einem ausgeschiedenen Priester, sich einen neuen Lebensweg zu gründen. Mißtrauen empfängt ihn auf allen Seiten, selbst bei den Protestanten, die häufig nur einen Deklassierten in ihm sehen. Er könnte ja vielleicht hier oder da „unterkriechen“, wenn er sich, nachdem er der einen Geistesknechtschaft entsprungen ist, einer anderen unterwerfen wollte. So bleibt er, da er für den Kampf ums Dasein nicht ausgerüstet ist, hilflos und verlassen. Der Staat versagt vollständig. . . . . Auf diese Zwangslage des deutschen katholischen Klerus rechnet ja die römische Kurie, wenn sie den ihr Unterworfenen neue zentnerschwere Lasten auferlegt, und ihre Rechnung

wird sie leider im ganzen und großen nicht trügen. Die meisten innerlich Protestierenden suchen sich mit ihrem Gewissen so gut wie möglich abzufinden, auch wenn sie ihre Selbstachtung aufgeben müssen.

Die protestantische Missions-Kirche in Belgien.

In jenem erzkatholischen, bigotten Lande hat die protestantische Missions-Kirche bis jetzt nur eine kurze Geschichte und geringe Ausdehnung. Im „West. Christ. Advoc." gibt Pastor Ad. J. Loeppert Bericht über diese Kirche, woraus wir kurz folgendes entnehmen.

Vor 70 Jahren wurde der Anfang gemacht mit einer Predigtstation und einem Evangelisten. Der heutige Zensus zeigt 35 Pastoren, 21 Evangelisten, 42 Gemeinden und 94 Predigtplätze mit 11,000 Gliedern, alle vom römischen Katholizismus übergetreten. Der Minendistrikt südlich von Mons, genannt „Borimage", mit einer Bevölkerung von 150,000, erwies sich als der erfolgreichste für diese protestantische Kirche.

Außer dieser Missions-Kirche besteht jedoch in Belgien noch die protestantische belgische National-Kirche, die ungefähr 300,000 Seelen zählt. Sie wird teilweise durch Staatsunterstützung erhalten, hat aber guten Zuwachs bekommen durch evangelische Arbeit in Renaix, Grammont, Curtrai und Menin.

Die an erster Stelle genannte Missions-Kirche wird ganz durch freie Gaben erhalten und trägt mehr den Charakter amerikanischer Freikirchen. Die Arbeit wird vielfach im Freien getan, am Abend, wenn die Arbeit ruht. Es sammeln sich Evangelisten und sonst interessierte Personen und fangen an christliche Lieder zu singen. Findet sich dann ein Häuflein, angezogen durch den Gesang, beisammen, so werden evangelische Ansprachen an die Zuhörer gehalten. Ein guter Teil dieser Arbeit geschieht durch die sogenannte „Stadt- und Landmission", unter der erfolgreichen Leitung von Pastor Laan, mit dem Hauptquartier in Brüssel. Das Werk wird von Holland unterstützt und steht nur in losem Zusammenhang mit der belgisch-prot. National-Kirche. Ihr Motto ist: „Flämländer müssen durch die flämische Sprache erreicht werden."

Diese Missions-Kirche hat nun aber mit der Staats-Kirche sich vereinigt zur Unterstützung des Missionswerkes am Kongo. Auch soll für protestantische Krankenpflegerinnen hinfort Sorge getragen werden, um protestantische Kranke von den katholischen Nonnen unabhängig zu machen.

Die schottische Staatskirche.

In dem Artikel über die Entstaatlichung und Enteignung der Kirche von Wales ist auch von der Entstaatlichung der schottischen Staatskirche die Rede. Die **Episcopal church in Scotland**, an die dieser Ausdruck denkt, steht nun zwar in Verbindung mit der englischen Staatskirche, ist aber nie staatlich gewesen und ist deshalb auch nicht unter das **Disestablishment**-Gesetz gefallen, wie die **Church of Ireland**, die 1869 durch Parlamentsbeschluß entstaatlicht worden ist.

Die gesetzmäßig anerkannte schottische Staatskirche ist die **Church of Scotland**, die nichts mit der anglikanischen Kirche zu tun hat. Die **Church of Scotland**, oft auch nur "**the kirk**" genannt, ist presbyterianisch verfaßt und wird von Gemeindekirchenräten (**kirk sessions**) Presbyterien, Synoden und der Generalsynode (**general assembly**) geleitet. Letztere setzt sich aus

weltlichen und geistlichen Vertretern der einzelnen Presbyterien, Städte und Universitäten zusammen. An der Spitze steht ein "Moderator", der jährlich von der Generalsynode gewählt wird; er steht während seiner Amtszeit im Range nach dem Lordchancellor Großbritanniens. Den König vertritt ein Statthalter, High commissioner, der jährlich durch die Krone ernannt wird. Das Land ist kirchlich in 16 Synodal- und 84 Presbyterialbezirke eingeteilt und hat 1800 Pfarrer und Pfarrverweser. Die Mitgliederzahl der Church of Scotland ist größer als die aller anderen presbyterianischen Kirchengemeinschaften Schottlands zusammengenommen (united free Church, free Church of Scotland u. s. w.) Die Zahl der Kommunikanten betrug im Jahre 1908: 706,653. In demselben Jahr wurden 554,145 Pfund Sterling, d. i. 11,082,900 Mark, für Kirche und Mission aufgebracht. In den letzten 50 Jahren sind 453 Kapellen für eine Summe von 23,626,600 Mark errichtet worden. Die Zahl der Gemeinden, ursprünglich 924, beläuft sich jetzt auf 1419; dazu kommen 246 sonstige Kirchen und Missionsstationen. Unter den Stuarts war 1662 der presbyterianische Charakter der Kirche aufgehoben worden; seit der Revolution i. J. 1688 hat er sich wieder durchgesetzt und bis heute erhalten.

Die schottische Staatskirche hat also, zumal in ihrer äußeren Form, keine Aehnlichkeit mit der englischen Staatskirche. Wenn diese übrigens häufig, und zwar selbst unter Engländern, Hochkirche genannt wird, so ist dieser Ausdruck mißverständlich; high church bezeichnet, im Gegensatz von low church, nur eine Richtung innerhalb der Kirche selbst (Chr. chr. W.)

Römische Unduldsamkeit.

Die römisch-katholische Kirche zögert nicht, ihre mächtigen Zuchtmittel fleißig anzuwenden. Der katholische Stadtpfarrverweser O. Feuerstein von Gaildorf in Württemberg ist vom Rottenburger bischöflichen Ordinariat durch Suspension aller seelsorgerlichen und geistlichen Funktionen enthoben worden. Der Grund hierfür ist seine Schrift „Sozialdemokratie und Weltgericht", die dieser Tage erschienen ist. Es ist psychologisch interessant, daß der stille und vereinsamte, sittlich übrigens tadellose Geistliche — er ist 35 Jahre alt und schon mehrere Jahre in Gaildorf — zu den apokalyptischen Ideen, die er in seinem Buch vertritt, gekommen ist. Ihm ist das Weltgericht nahe; bis dahin werde der Grundgedanke der Sozialdemokratie, Kommunismus der Produktionsmittel, gesiegt haben, und zwar weil dieser Grundgedanke durch und durch christlich, von Jesus selbst gepredigt worden sei. Zwei Feinde habe dieser Grundgedanke: den Atheismus und Materialismus der Sozialdemokratie, der Feuerstein deshalb die schärfsten Vorwürfe macht; namentlich aber die christlichen Kirchen, die stets dem Kapitalismus geholfen, anstatt für den Kommunismus gearbeitet hätten. Am verstocktesten sei die katholische Kirche, weil sie sich für unfehlbar wähne. Die Papstkirche werde wohl untergehen und ein christlich-sozialer Protestantismus das Feld behaupten. Die an Kühnheit alles übersteigenden Anklagen, die Feuerstein seiner Kirche entgegenschleudert, werden wohl der Hauptgrund für seine Suspendierung sein. Sie sind ein Symptom für die Gährung, die im katholischen Klerus heute herrscht. Starke Gährung hüben und drüben. Man wird ja sehen, wer weiter kommt: der Protestantismus mit vernünftiger, evangelischer Freiheit, oder das Papsttum durch mittelalterlichen, strengen Zwang. („Prot.")

Rom in Spanien.

Wie der „Schwäbische Merkur" in Deutschland unlängst mitteilte, wurden unter dem berüchtigten Torquemada von 1481—1498 2000 Ketzer allein in Sevilla verbrannt, im ganzen hat er 10,220 Personen lebendig verbrannt, 3084 wurden erwürgt und verbrannt u. s. w. Alles in allem sind in Spanien durch die Inquisition 341,021 Personen verurteilt worden; verbrannt wurden rund 48,500 Personen.

Der Geist des antichristlichen Papsttums ist heute noch derselbe. Es ist „beleckt" von der modernen Kultur, aber gebessert hat es sich nicht. Wenn das Papsttum die Macht hätte, wie im dunklen Mittelalter, es würde noch heute Ketzer erwürgen und verbrennen.

Der Papst kämpfte aus allen Kräften, um das verblendete Volk Spaniens in seiner Macht zu halten. Jeder evangelische Lichtstrahl soll ferne gehalten werden, jeder religiösen Freiheit opponieren die römischen Finsterlinge. Dem spanischen Parlament wurde unlängst eine Bittschrift mit 100,000 Namen belegt unterbreitet für religiöse Freiheit. Die evangelischen Jünglingsvereine agitieren energisch dafür. Nach uns vorliegenden Berichten werden in vielen Städten unter schwierigen Verhältnissen Versammlungen gehalten. Pastor Fliedner in Madrid, der sich um die Verbreitung des Evangeliums in Spanien sehr verdient gemacht hat, erzählt in den „Blättern aus Spanien" in anschaulicher Weise über diesen Feldzug für die Förderung der Reichssache Gottes. Die erste derartige Versammlung wurde in Madrid selbst abgehalten, unter großem Beifall. Es wohnten etwa 2000 Menschen bei. Die zweite in der stark katholischen Bischofsstadt Salamanca. Auch hier war das Lokal besetzt von Frauen aus dem Volk mit ihren Säuglingen auf dem Arm, Arbeitern, Handwerkern, Damen mit stolzen Hüten und feingekleideten Herren. Der vom Gouverneur delegierte Beamte konnte nicht mehr durch und blieb an der Tür sitzen. Selbst die Herren und Damen, die keinen Sitzplatz mehr fanden, hielten die zwei Stunden stehenden Fußes aus. Es war kein gewaltiger Beifall, wie in Madrid, es war ein erstauntes Aufmerken, eine Neugier, die sich in lebhafte Sympathie verwandelte. Nachdem die Versammlung eröffnet und Herr Aranjo gesprochen, trat der frühere Priester Arenales auf, der in einem Dorf der Provinz, Villaescusa, amtiert hatte. Der Bischof hatte ihn eigens dorthin geschickt, um die kleine evangelische Gemeinde auszurotten, und es war ihm fast gelungen, als er durch den stillen Wandel ohne Worte der Verfolgten gewonnen wurde. Mit von Rührung fast erstickter Stimme sagte er:

„Was ich euch sagen kann, ist nicht viel.. Ich komme, um ein Bekenntnis abzulegen. Aus Erfahrung kenne ich beides: ich weiß, was es ist, ein Verfolger zu sein: ich weiß, was es ist, verfolgt zu werden. Ich selbst habe auf höheren Befehl die Evangelischen verfolgt bis aufs Blut. Einen Mann, der hundert Schritt von der Prozession entfernt, den Hut hat nicht abnehmen wollen, habe ich prozessiert, und bin die Ursache gewesen, daß er an Prozeßkosten über 5000 Fr. (1000 Dollars) hat zahlen müssen. Ein Paar, das sich bürgerlich trauen lassen wollte, habe ich über ein Jahr daran gehindert, indem ich die Taufzeugnisse nicht ausstellte."

Einer aus der Versammlung erhob sich: „Ich bin eins der Opfer!" Eine Bewegung ging durch die Reihen, doch der Vorsitzende stellte schnell die Ruhe wieder her. Als die Versammlung zu Ende war, blieben die Leute noch sitzen; sie wollten gern mehr hören. Da trat das von Arenales er-

wähnte Ehepaar vor, um ihn zu begrüßen. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen: „Verzeiht mir, ich hab's in Unwissenheit getan." „Da ist nichts zu verzeihen, Don Augustin, wir sind ja so froh, daß Sie zu den Unsrigen gehören!"

Der Herr gebe, daß es in dem armen Spanien noch völlig Licht werde. Dafür sollten wir ernstlich beten. (Ev. Ztsch..)

Ein neuer Tetzel.

In der „Leipziger Meß-Zeitung" vom 10. März 1911 fand sich folgende Anzeige: „1000 Tage Ablaß — Fritz Lücke, Kevelar, Rhld. — Zur Messe: Petersstraße No. 17, I. rechts, — und Königshaus, II. links, Stand 321, — hat Altäre (Jesus-Maria-Josef-Denkmäler) — ausgestellt, mit kirchlich bestätigten Ablaßgebeten, jedesmal 1000 Tage, so oft man solche knieend, sitzend stehend, liegend oder gehend in Andacht spricht. Weil sogar unerfahrene Katholiken über Ablässe, Kirchenschätze, Binde- und Lösegewalt des heiligen Vaters oft zweifelhafte Reden führen, den unschätzbaren Wert dieser segensreichen Denkmäler nicht erkennen, werden Reisende und Wiederverkäufer, auch stille Vermittler, welche meine Erfindung von Haus zu Haus bei Katholiken einführen wollen, ersucht, sich bei mir oder bei der hochw. Geistlichkeit vorher genügend zu informieren, wie die höchsten unschätzbaren Güter fürs ewige Leben leicht und sicher zu erwerben sind." Nach Aufforderung durch die bessere ultramontane Presse hat das Ordinariat Münster im Diözesan-Amtsblatt das Erscheinen der Anzeige lebhaft bedauert, „da sie in hohem Maße geeignet ist, das Ansehen unserer heiligen Kirche in den Augen der Andersgläubigen herabzusetzen und den Gebrauch der Ablässe lächerlich und verächtlich zu machen," und hat den Verkauf der Altäre aufs entschiedenste mißbilligt.

Literatur.

Lic. Hermann Jordan, Prof. in Erlangen: „Geschichte der altchristlichen Literatur." Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig, 1911. 521 Seiten. Preis: geb. 17 Mark.

Ein jedenfalls bedeutendes Werk, dessen praktischer Zweck hauptsächlich ist, die Theologie Studierenden, worunter selbstverständlich nicht nur die jungen Studenten, sondern alle in theologischer Erkenntnis Fortstrebenden zu verstehen sind, zum Studium der eigenartigen Erzeugnisse des Christentums in den ersten sechs Jahrhunderten, also zur Lektüre eines Tertullian, Augustin, Chrysostomus u. a. anzuregen. Es würde nach des Verfassers Urteil dadurch einerseits der eigenartige Weg erkannt werden, den die geistige Kultur und religiöse Bewegung des Christentums in diesem Zeitraume gegangen ist und gehen mußte, daß sie nämlich von den einfachsten sich von selbst ergebenden Formen sich zu immer vollständigerer Beherrschung der Kunstformen der antiken Welt entwickelt hat, anderseits auch würde die überragende Größe der wenigen Blätter ins Licht treten, also der Schriften des Neuen Testaments, in denen das Urchristentum den Schatz religiösen Glaubens der Nachwelt überliefert hat.

Was an dem Werke zunächst und zumeist entgegentritt, ist eine, man möchte sagen, stupende Gelehrsamkeit und Belesenheit des Verfassers. Schon der umfangreiche Zeitraum von fünf Jahrhunderten, auf den die Beobach-

tungen des Buches sich ausdehnen, würde, wenn bloß die Haupterscheinungen der Literatur berücksichtigt wären, eine große Beherrschung von Material voraussetzen, aber der Plan des Werkes erfordert es, eben nicht bloß die Höhepunkte zu beleuchten, sondern auch das weniger Hervorragende zu erwähnen. Die christliche Literatur dieser Jahrhunderte, die häretische eingeschlossen, ist doch viel umfangreicher, als der gemeine Mann, will sagen der amerikanische Pastor, sich gemeinhin träumen läßt. Von einigen Schriftstellern haben wir zahlreiche und umfangreiche Werke, von andern bloß Bruchstücke,von andern bloß Zitate bei andern Schriftstellern oder Uebersetzungen, von andern bloß die Titel; es scheint so, obgleich unser eins das nicht kontrollieren kann, als gebe es keine einzige christliche Schrift aus dieser Zeit in griechischer, lateinischer, syrischer, armenischer Sprache, die nicht in diesem Buche besprochen oder erwähnt wäre, und nicht bloß das, sondern in den Noten wird bei jeder Schrift angegeben, wer in neuerer Zeit dieselbe in Büchern oder Zeitschriften herausgegeben, kritisiert, übersetzt, kommentiert habe, so daß, wer sich näher interessiert, sich Rat erholen kann. Trotz dieser Reichhaltigkeit des Materials verkennt doch der Verfasser nicht, daß eine möglichst lückenlose Aufzählung der lit. Werke den Zweck einer Literaturgeschichte nicht erfüllen würde, ein auch erweiterter Buchhändlerkatalog würde noch keine Literaturgeschichte sein. Ebensowenig kann eine Aneinanderreihung von Lebensgeschichten der Verfasser von Literaturwerken der Aufgabe einer Literaturgeschichte genügen, eine solche würde ja übrigens dadurch erschwert, daß nur von wenigen Schriftstellern die Lebensgeschichte genügend bekannt ist. Bekanntmachung mit den Biographien gehört zu den Vorarbeiten der Literaturgeschichte und ist deshalb im Buche in einem besonderen Vorkapitel untergebracht. Auch kritische Untersuchung über Echtheit und Quellenwert einzelner Schriftstücke mag wohl den Geschichtsforscher und den Theologen am meisten interessieren, gehört aber nur zu den Vorarbeiten der Literaturgeschichte, und letztere kann demnach manches für die Kritik bestehende non liquet dahingestellt sein lassen, ohne deswegen über die literarische Bedeutung eines Schriftwerkes schwanken zu müssen.

Den Wertmesser für die Bedeutung eines literarischen Werkes bildet die Form; wohl ist der Inhalt, namentlich in der Schriftstellerei dieser Zeit, von höchster Bedeutung, dennoch will eine Literaturgeschichte nicht eine Dogmengeschichte sein, eine Geschichte der christlichen Theologie in ihrer Gründungsperiode, sondern sie betrachtet die literarischen Erscheinungen in erster Linie mit bezug auf die Form. Wie haben die christlichen Schriftsteller ihren religiösen Gefühlen und theologischen Gedanken Ausdruck gegeben, welche Anknüpfungen und Voraussetzungen fanden sie vor in der allgemeinen Literatur ihrer Zeit, wie haben sie die vorgefundenen Formen benutzt, den eigentümlich christlichen Inhalt darin auszudrücken; und wie haben sich diese Formen im Laufe der Jahrhunderte entwickelt? Dies besondere Interesse für die Formen bestimmt die Einteilung des Buches. Eine Reihe von sonst richtigen und wichtigen Unterscheidungen und Gruppierung der Schriften fällt für die Literaturgeschichte weg oder kommt nur in zweiter Linie in Betracht. Gewiß mit Recht stellt man sonst die Bücher des Neuen Testaments den übrigen Literaturerzeugnissen gegenüber, aber diese Unterscheidung gehört der Kanon- und nicht der Literaturgeschichte an, desgleichen die Abgrenzungen von Antilegomena, Apokryphen, apostolische Väter, Häretiker, Kirchenväter u. s. w. sind nicht vom literargeschichtlichen Standpunkte aus gemacht. Ihrem eige-

nen Prinzip nach teilt die Literaturgeschichte die Schriften nach ihrer Form ein, sie redet von prosaischen und poetischen Erzeugnissen, von Erzählungen und Geschichtsbüchern, von Briefen, von Apokalypsen, von Reden und Predigten, von Apologien, Dialogen, Streitschriften, Abhandlungen. Infolgedessen muß natürlich mancher Schriftsteller verschiedene Male namhaft gemacht werden, während eine Verweisung auf seine Lebensgeschichte, Schilderung seines Charakters und seiner kirchengeschichtlichen Bedeutung nur an einer Stelle gegeben sein kann.

Als Nachschlagewerk ist das Buch von unvergleichlichem Werte, der noch dadurch erhöht wird, daß der zusammenhängenden Darstellung ein sehr eingehendes Sachregister beigefügt ist. Etwas dagegen über das Verständnis des gewöhnlichen Lesers hinausgehend ist das vorwiegend ästhetische Interesse, unter dem die literarischen Werke betrachtet werden, indem die Darstellung zeigen soll, wie die Entwicklungsgeschichte der Literatur auf den verschiedenen Gebieten sich wiederholende Uebergänge aufweise von einfacher volkstümlicher Schreibart der Durchschnittsgebildeten bis zur vollen Höhe klassischer Ausdrucksform, von einer Denk- und Ausdrucksweise, die die Spuren semitischen Einflusses noch an sich trägt, bis zur vollen Beherrschung der griechischen Formen, von einer Ablehnung der weltlichen Kunstformen bis zur vollen Anteilnahme an der weltlichen Literatur, vor allem von einer rein religiös interessierten zu einer theologisch wissenschaftlichen Literatur. Da wird je und dann auf Verbindungen und Entwickelungslinien hingewiesen, denen der Blick nicht recht zu folgen vermag.

Auch die neutestamentlichen Schriften kommen gemäß der Stellungnahme des Buches in erster Linie nur als literarische Erscheinungen in Betracht. Die Untersuchungen über Abfassungszeit und Authentie gehören nicht in das spezielle Gebiet seiner Betrachtung, sondern bilden die Voraussetzung derselben. Der Standpunkt des Verfassers diesen Vorfragen gegenüber ist ein sehr konservativer. (Wegen Mangels an Raum folgt Schluß in nächster Nummer.)

Die religiöse Krisis der Gegenwart. Zehn zeitgemäße und zwanglose Artikel für gebildete Christen von Dr. A. W. Hunzinger, Professor in Erlangen. Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1910. Preis: 3.60 Mark. — Dieses und das folgende Buch fand schon im Märzheft v. J. S. 150 vorläufige Anzeige.

Ist der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben das Thema der Weltgeschichte, so besteht die Krisis, in welcher sich das religiöse Leben Deutschlands befindet, darin, daß die Mächte des Unglaubens sich noch nie so zusammengeschlossen haben, so tief in das Volk, ja in die Kirche eingedrungen sind und so kühn den Anspruch auf Herrschaft erhoben haben, wie in der Gegenwart. Die Kirche wird ja zweifellos genug Lebenskraft entwickeln, um die drohende Gefahr zu überwinden. Aber in welcher Weise, das muß die Zukunft lehren.

Der Verfasser erkennt die kritische Lage an und sucht sie in seinen zehn Artikeln der christlichen Welt zum Bewußtsein zu bringen. Das Gebiet des Kampfes ist nicht leicht zu überblicken, denn es umfaßt die ganze geistige Welt. Eine gewisse Uebersichtlichkeit erzielt der Verfasser durch Teilung des Gegenstandes 1. in Zweifel, 2. Weltanschauungs-, 3. Persönlichkeits-, 4. Dogmen- und 5. Kirchenkrisis.

1. Von der Pflicht persönlicher Stellungnahme zum Christentum handelt der erste Abschnitt. Glaube oder Unglaube sind die beiden Linien der Ent-

wicklung des Geisteslebens. Der Zweifel ist der Schnittpunkt derselben. Es ist ein im allgemeinen unvermeidliches Durchgangsstadium. Wird der Zweifel jedoch chronisch, so führt er als Skepsis zur Ablehnung der offenbarten Wahrheit, die er für Illusion ansieht. Der erstarkende Glaube anderseits überwindet den Zweifel und ringt sich empor zur Gewißheit des Lebens aus Christus, dessen umwandelnde Wirkung auf Erkenntnis und Willen er zu seinem Heil erfährt.

2. Von der persönlichen Stellung geht der zweite Abschnitt zur Gestaltung des Weltbildes über. Die Weltanschauungsnot ist das Leiden, worunter das Volksleben krankt. Der Naturalismus ist der an seinem Mark zehrende Krebs. Zurück zur Lebensmacht des Christentums! Das ist der Weckruf des Volksfreundes, dessen Rede sich zu Fichteschem Schwung erhebt. Es ist der wirkungsvollste der zehn sämtlich zeitgemäßen Artikel. Mit der Weltanschauung hängt die Auffassung von der Stellung der Frau im modernen Leben zusammen. Die Gefahr droht hier von seiten des frauenrechtlichen Radikalismus, dem gegenüber es gilt, das Ideal der deutschen evangelischen Frau wieder aufzurichten, welche dem Manne nicht gleichartig, wohl aber gleichwertig, als Pflegerin des Guten und besonders als Erzieherin des aufwachsenden Geschlechts an der Gesundung des Volkslebens mit zu arbeiten hat.

3. Das Korrelat der Weltanschauung ist die Selbstanschauung. Dort war es der Naturalismus, in dem Persönlichkeitsideal der Gegenwart, dessen Entwickelung aus der Vergangenheit in kurzen Zügen gezeichnet wird, ist hervortretendstes Merkmal des Individualismus. Dieser weist in seiner Sucht sich schrankenlos auszuleben die objektive sittliche Norm ab, das religiöse Bedürfnis wird er nicht los, kommt aber über das bloß Menschliche nicht hinaus und bleibt im Unfrieden. Sein Charakter ist der des Widerspruchsvollen, Problematischen. Rettung kann der Gegenwart nur werden durch Christus, den Weg, die Wahrheit und das Leben.

In den Abschnitten 4 und 5 schließt sich der Kreis der Betrachtung enger und umfaßt Lehre und Bestand der Kirche.

4. Die Dogmenkrisis ist seit etwa zwei Jahrzehnten akut geworden. Einerseits hat man im Namen der Wissenschaft gegen die Dogmen nach ihrem Inhalt, anderseits im Namen der Gewissensfreiheit gegen die Verbindlichkeit derselben in der kirchlichen Praxis Widerspruch erhoben. Gegen die daraus entstehende Gefahr der Dogmenlosigkeit oder des Dogmenzwangs sichert die richtige Auffassung der Dogmen als Lebenszeugnisse der Kirche, wodurch gleichzeitig der Stagnierung des kirchlichen Lebens vorgebeugt wird.

5. Die Kirche endlich hat an Macht verloren, ihr Bestand scheint manchem Schwarzseher namentlich infolge der Entkirchlichung der Massen in Frage gestellt zu sein. Vielen scheint das Heilmittel in der Umwandlung zur Freikirche zu liegen. Dagegen bietet die Landeskirche immer noch die sicherste Garantie für den Bestand als Volkskirche und Erhaltung und Entwicklung religiösen und sittlichen Lebens.

Das ist in kurzem der Gedankengang, der sich durch die zu verschiedenen Zeiten gehaltenen Vorträge zieht und sie zu einem einheitlichen Ganzen verbindet. Das Buch ist für deutsche Verhältnisse geschrieben. Allein hierzulande sind die Lage, Geistesmächte und Gefahren dieselben, so daß es auch für uns zeitgemäß ist.

Der Verfasser besitzt als Apologet bereits einen beneidenswerten Ruf, den er mit diesem Werk glänzend rechtfertigt. Er zeigt sicheren Ueberblick

über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand des kirchlichen Lebens, Verständnis für das Sinnen und Suchen, Empfindung für die Nöte der Volksseele. Vor allem vertritt er mit der Kraft der Ueberzeugung das Evangelium als das Mittel zur Regeneration des Volkslebens. Ordentlich erfrischend wirkt seine entschiedene und schneidige Polemik gegen die geistige Trägheit der satten Zweifler und die wissenschaftlichen Prätensionen der Halbgebildeten. Die Darstellung verbindet mit wissenschaftlicher Tiefe eine fesselnde, zuweilen ergreifende Sprache. Immer ist Treffendes und Treffliches geboten.

Dürfen wir einen Wunsch äußern, so wäre es der, daß das Buch aus einem Guß entstanden wäre. Dann wäre die Abgrenzung der einzelnen Gegenstände eine schärfere geworden. Von Einzelteilen sei erwähnt: Daß der Protestantismus und die Wissenschaft aus dem Zweifel geboren seien, ist ein Bonmot, das ja verständlich ist, aber in dem Zusammenhang die positiven Kräfte, Glauben und Erkenntnistrieb übersieht. Für die Zeichnung des Persönlichkeitsideals hätten die Typen aus der Literatur verwendet werden sollen. Die Erschwerung durch ein "embarras de richesse" wäre durch Anschaulichkeit aufgewogen. Die Reminiszenz aus der Jugend des Verfassers zur Pädagogik des Vorbildes S. 122 trägt das Gepräge des Jugendlichen. Das Urteil über die amerikanischen Freikirchen überrascht durch Einseitigkeit, scheint lediglich auf Effekt zugeschnitten zu sein. Daß der Verfasser Ueberwindung der Krise durch die kirchliche Theologie erwartet, verrät doch noch den Kathedertheologen. Ein praktisches Mittel könnte er von den Freikirchen lernen — energische Arbeit an den Gemeinden und durch die Gemeinden. — Druckfehler: S. 17, Z. 15; S. 32, Z. 3; S. 64, Z. 6; S. 93, Z. 7 u. 8 unten; S. 187, Z. 2. Der Wert des Buches wird dadurch nicht beeinträchtigt. Wir begrüßen und empfehlen es mit Freuden. A. G.

Kampfesmühe — Siegesfreude. 18 Predigten zumeist über Texte der Eisenacher Evangelien von Wilhelm Meyer, Pfarrer in Spielberg Kreis Gelhausen). Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1911. Preis: 1.80 Mark.

Wie das kurze Vorwort mitteilt, hat sich der Verfasser auf Bitten von Freunden entschlossen, diese achtzehn in verschiedenen Jahren gehaltenen Predigten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der persönliche Eindruck beim Hören hat also diesen Wunsch erregt, der für den Prediger ein anerkennendes Zeugnis bedeutet. Auch beim Lesen der Predigten bekommt man den Eindruck des ausgeprägt Persönlichen. Langweilig sind sie nicht. Es pulsiert darin religiöses Leben von nicht gewöhnlicher Frische und Kraft. Es sind gläubige Zeugnisse von Christo, welche die Wirkung seiner göttlichen Persönlichkeit auf Herz und Leben mit Wärme darstellen. Die ganze Anlage ist ethisch orientiert; dogmatische Ausführungen sind vermieden, auch wo der Text es nahe legte. Ziel ist religiöses Erleben. Der anschaulichen und dringlichen Sprache fühlt man den seelsorgerischen Ernst ab.

Wogegen wir unser Bedenken nicht unterdrücken können, das ist das eigentümlich lose Verhältnis der Predigten zum Text. Mit aller Entschiedenheit muß von der evangelischen Predigt verlangt werden, daß sie dem Text die beherrschende Stellung wahre. Der Text ist es, dessen Inhalt im Thema zusammengefaßt, in der Ausführung ausgelegt zu erscheinen hat. Was soll man aber sagen von Predigten mit Themen wie „Katastrophen“ zu Mark. 10, 45, oder „Vom Fliegen“ zu Matth. 21, 28—32, oder „Vom Leben“ zu Matth.

12, 46—50? Das sind Themen, wie sie nach Form und Verhältnis zum Text von jedem Homiletiker als warnende Beispiele verwendet werden können. Dem entspricht dann die Auslegung. Auffällig ist auch die Häufigkeit von Fremdwörtern und die Ichform.

Persönliche Predigten sind es mit manchen Vorzügen; bedeutend aber würden sie gewinnen, wenn sie sich mehr an das Herkömmliche anpaßten.

A. G.

Von dem Western Methodist Book Concern, Cincinnati, Jennings & Graham, Publishing-Agents, kam uns zu:

Der Jesuit. Von Felicia Butty Clark. In freier Bearbeitung von Dr. Friedr. Munz, Editor der Zeitschrift: „Haus und Herd."

Die Erzählung erschien zuerst in fortlaufenden Nummern in „Haus und Herd". „Sie erzählt uns," sagt Dr. M. im Vorwort, keinen Roman, sondern die Lebensgeschichte von Personen, mit denen die Verfasserin in persönliche Berührung gekommen ist. Schon die Einfachheit der Darstellung trägt den Stempel der Wahrheit."

Es war ein glücklicher Griff der Verlagshandlung, daß sie diese Erzählung in einem Separatabdruck in einem Bande für weite Kreise zugänglich machte, denen das Familienheft „Haus und Herd" nicht zugänglich ist. Alle protestantischen Kirchenblätter sollten ihr möglichstes tun, um dieses Buch in weite Volkskreise zu bringen. Es ist so recht geeignet, in allgemein verständlicher Sprache dem Volk die Augen zu öffnen über die Gefahren, die auch unserem Land und Volk drohen von dem politischen Papsttum, dessen gerieben ste Geheimagenten die schwarze Garde des Papstes, die Jesuiten, sind. Mit diabolischer List und Verschlagenheit wissen sie unschuldige und unwissende, aber religiös angelegte Naturen zu umgarnen und ganz sachte und heimlich in ihren Netzen in den Schoß der alleinseligmachenden Lügenkirche des Papstes zu führen.

Goethe hat in der „Braut von Korinth" das Wort geprägt: „Opfer fallen hier, Weder Lamm noch Stier, Aber Menschenopfer unerhört." Ja, das geht so fort seit Jahrhunderten. Und dieses römische System breitet sich in unserem Lande in aller Stille und Gemütsruhe aus, begünstigt von der Gnadensonne unserer hohen Politiker, denen die evangelische Wahrheit gleichgültig ist, wenn sie nur Stimmen fangen können für ihre Partei. Und es sind ja nicht nur solche, die von Geburt aus Katholiken sind, die im römischen Netz gefangen werden. Nein, harmlose protestantische Seelen zu fangen, womöglich solche mit großem Riesenvermögen, um das durch fluchwürdige Erbschleicherei in die Klauen der römischen Klerisei zu bringen, das ist das Hochverdienstliche der Intriguen, womit die schwarze Garde die Seelen umstrickt, um sie in den römischen Irrtum hineinzuziehen.

Das alles kann man lesen in diesem Buche, das für $1.00, netto, und 10 Cents Porto, hübsch und gut gebunden, bei obengenanntem Verlag, und sicher auch durch unseren Verlag zu beziehen ist. Man lasse sich die Verbreitung dieses Buches in weite Volkskreise angelegen sein. Auch Gemeinde- und Sonntagschulbibliotheken sollten sich dieses Buch nicht entgehen lassen.

Politische Zeitungen und öffentliche Bibliotheken werden sich kaum bewogen finden, das Buch zu verbreiten, das für unser protestantisches Volk so wertvoll ist.

Die englische Ausgabe des Buches ist ebenfalls im Methodistenverlag portofrei für 62 Cts. zu haben. Sie dürfte für solche, die das Deutsche nicht genügend beherrschen, sich empfehlen.

Sonntagschullektionen in Deutsch und Englisch, herausgegeben von der „Church Year Publishing Co.“, No. 1314 Peach Str., Erie, Pa. Die Sonntagschullektionen erscheinen alle sechs Wochen. Die Lektionen eines jeden Heftes bilden ein Ganzes und entsprechen dem laufenden Zeitabschnitt des Kirchenjahres. In der Trinitatiszeit sind die Lektionen dem Alten Testament entnommen. Der Plan der Lektionen für 1911 wird jedem auf Wunsch frei gesandt. Der Preis per Jahr für ein Exemplar ist 25 Cts.; für 10, $2.25; 25, $5.00; 50, $8.00; 100, $12.00. 10 Prozent Rabatt bei Vorausbezahlung.

Das ganze Unternehmen und der Plan und Anlage dieser Lektionen erscheint uns so sehr empfehlenswert, daß wir uns veranlaßt sehen, das kurze Summarium des Plans hier abzudrucken und zur Prüfung zu empfehlen. Man wende sich an die genannte Publ. Co. um Einsendung des ganzen Lehr- und Publikationsplanes.

Die Ordnung der biblischen Geschichten in dem dreijährigen Kirchenjahr-Lektionsplan.

1. Epiphanienheft. Vom Sonntag nach Neujahr bis Septuagesimä. — 1. Jahr: Neujahrs-Lektion. Die Kindheit Jesu. — 2. Jahr: Neujahrs-Lektion. Lektionen aus der ersten Amtszeit Christi. — 3. Jahr: Jesu Gleichnisreden, soweit sie nicht sonst daran kommen.

2. Passionsheft. Von Sexagesimä bis Palmarum. — 1. Jahr: Die Passionsgeschichte von Gethsemane bis zum Begräbnis Christi. — 2. Jahr: Die Passionsgeschichte von Gethsemane bis Begräbnis. — 3. Jahr: Die Personen der Passion: Judas, Petrus, Schächer u. s. w. — In jedem Jahr führt das Passionsheft von Gethsemane bis Golgatha, aber bringt jedes Jahr verschiedene Stücke. Im ersten Jahr wird z. B. bei Gethsemane Christi Kampf; im zweiten das „Ich bin's!“ im driten „Judas“ durchgenommen. So wird in den drei Jahren die ganze Leidensgeschichte durchgenommen.

3. Oster-Heft. Von Ostern bis Exaudi. — 1. Jahr: Auferstehungsgeschichte nach Matth. Emmaus-Jünger. Jairus Töchterlein. Das jüngste Gericht. Matth. 24. Die zehn Jungfrauen. Christi Himmelfahrt. — 2. Jahr: Jesus erscheint Maria Magdalena; den Jüngern und Thomas. Der Jüngling zu Nain. Das jüngste Gericht. Off. 20. Lazarus Heimfahrt. — 3. Jahr: Jesus offenbart sich bei Tiberias. Auferweckung des Lazarus. Das Gericht. Matth. 25. Vom Pfund. Stephanus Heimfahrt. — Jedes Osterheft bringt zwei Ostergeschichten, also in den drei Jahren die sechs Ostergeschichten in der Bibel. Daran schließt sich alle Jahre je eine der drei Auferweckungsgeschichten, Geschichten der letzten Dinge: Auferstehung der Toten, das Gericht, Hölle und Himmel. Das Passions- und das Osterheft enthalten die Lehren des zweiten Artikels.

4. Pfingst-Heft. Von Pfingsten bis zum 5. Sonntag nach Trinitatis. — 1. Jahr: Die Pfingstgeschichte. Die Berufung zur königlichen Hochzeit. Die Buße des verlorenen Sohnes. Der Glaube des kannanäischen Weibes. Die guten Werke des barmherzigen Samariters. — 2. Jahr: Das Pfingstfest der Heiden bei Cornelius. Die Berufung zum großen Abendmahl. Die Buße des Zachäus. Petri Glaube und Kleinglaube. Der Dank des geheilten Samariters. — 3. Jahr: Die Ausgießung des Heiligen Geistes in Ephesus. Die Hauptgeschichten der Apostelgeschichte. — Das Pfingstheft bringt Geschichten vom Heiligen Geist und seinen Werken: Berufung, Erleuchtung, Heiligung und Erhaltung nach dem 3. Artikel.

5. Erstes Trinitatis-Heft. Vom 6.—14. Sonntag nach Trinitatis. — 1. Jahr: Von der Schöpfungsgeschichte bis zur Geschichte Abrahams. — 2. Jahr: Die Geschichte Israels von Moses Geburt bis zu seinem Tod. — 3. Jahr: Die Zeit der Könige, von Saul bis zu Salomo. — In der Trinitatiszeit werden die Geschichten des Alten Testaments durchgenommen. Jedes Jahr hat zwei Trinitatishefte, so daß in den drei Jahren die sechs Hefte sämtliche Hauptgeschichten des Alten Testaments enthalten.

6. Zweites Trinitatis-Heft. Vom 15. Sonntag nach Trinitatis bis zum Schluß des Kirchenjahres. — 1. Jahr: Die Geschichten Jakobs und Josephs bis zu Jakobs Tod. — 2. Jahr: Vom Durchgang Israels durch den Jordan bis Samuel. 3. Jahr: Von der Teilung des Reichs bis zur Rückkehr der Juden aus der Gefangenschaft.

7. Advents-Heft. Vom Adventssonntag bis Schluß des Jahres. — 1. Jahr: Marias Verkündigung. Marias Besuch bei Elisabeth. Josephs Traum. Die Weihnachtsgeschichte. — 2. Jahr: Johannis Verkündigung. Johannis Geburt. — 3. Jahr: Johannis Predigt. Johannes tauft Christus. Johannis Tod. Die Weihnachtsgeschichte. — Dies Heft ist das kleinste, und die Geschichten sind kürzer, weil an diesen Sonntagen viel Zeit zur Einübung der Weihnachtsfeier verwandt wird.

Dieser Plan bringt in den drei Jahren 135 Geschichten, sämtliche Hauptgeschichten der Bibel.

Durchschnittlich besuchen die Kinder die Sonntagschule vom 5. bis 14. Jahre. So nimmt ein Kind alle die biblischen Geschichten in diesem Zeitraum dreimal durch. Auf diese Weise sollte es die Hauptgeschichten gut lernen, zumal wenn es seine schriftlichen Hausarbeiten fleißig und gewissenhaft gemacht hat.

Will man weniger besonders für die kleinen Kinder- und Missions-Schulen, so findet man dies in dem Lektionsblatt „Der kleine Anfänger.“ Darin werden zwei Sonntage auf eine Geschichte verwandt. Diese Einrichtung findet sich in keinem andern Lektionsblatt und hat sich dieselbe, zumal für den Unterricht der Kleinen, aufs beste bewährt.

Will man mehr für die Bibelklassen, so bietet „Der Bibel-Forscher“ dies in reichstem Maße dar.

Rundschau zweier Welten. Wir möchten hiermit unsere Leser auf ein Blatt aufmerksam machen, das sie sicher interessieren dürfte. Es ist das eine deutsche Ausgabe des englischen Blattes „Current Literature,“ 134 W. 29. Str., New York „Rundschau zweier Welten.“ Schriftleiter: George Sylvester Viereck. Das Blatt erscheint monatlich zum Preis von $2.00 per Jahr.

Die Lektüre der „Rundschau zweier Welten“ dürfte die Leser davon überzeugen, daß das Blatt in jeder Nummer eine Fülle interessanten und anregenden Materials gibt und es sich zur Aufgabe macht, Deutsche und Amerikaner deutscher Abstammung über alle wichtigen Ereignisse hier sowohl als in der alten Heimat auf dem Laufenden zu halten.

Das Blatt bringt auf feinem Papier, in englischen Lettern gedruckt, eine reiche Fülle von interessantem Lesestoff aus der alten und neuen Welt nebst guten Bildern. So gibt z. B. das Maiheft Stücke über: Der Urheber der mexikanischen Krise. Deutschland und die Temperenz. Karl Schönherrs packendes Drama. Ein Gedenkblatt von Fritz v. Uhde. Ernst v. Wolzogens amerikanische Eindrücke. Die Zukunft der Trusts und viel andere Stücke.

Das Blatt verdient die Unterstützung der Deutschen Amerikas und könnte leicht zu einem besseren Verständnis führen zwischen der deutschen und amerikanischen Bevölkerung. Vorne kommen Aufsätze politischen Inhalts; dann „Männer und Frauen der Stunde"; Wissenschaft und Technik; Ethik und Religion; Musik und Drama; Literatur und Kunst; Neue Dichtung; Austausch und deutsche Bewegung; Handel, Finanzen und Industrie. Den Schluß macht Humor zweier Welten. Eine reichhaltige Fülle mannigfachster Belehrung empfängt der Leser hier in ganz kurzen Abschnitten, die ihn auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens herumführen und ihm mehr bieten als die politischen Zeitungen, die so vielerlei Dinge bringen, die kaum des Lesens wert sind.

Die Geschäftskompagnie schließt ihre Anzeige wie folgt: „Zum Schluß die inständige Bitte, unser Anliegen nicht als eine gewöhnliche Geschäftssache auffassen zu wollen. Der Current Literature Publishing Company wird voraussichtlich noch auf lange Zeit aus der deutschen Ausgabe keinerlei finanzieller Vorteil erwachsen und es ist bezeichnend für das Vertrauen, das sie in die Zukunft der Rundschau zweier Welten setzt, daß sie eventuell bereit ist, vorläufig noch dabei zuzusetzen." — Um so mehr sollte das Unternehmen von der deutschen Bevölkerung des Landes unterstützt werden.

Fünfzehn Jahre in Amerika. Von Marg. Lenk. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. Sa., Hermannstraße 3—5. In Leinen gebunden 60 Cts.

Eine kleine Königin. Eine Geschichte für Kinder von Marg. Lenk. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. Sa., Hermanstraße 3—5. Gebunden 25 Cts.; 6 Ex. $1.20 (auch mit den früher erschienenen zwei 25 Cts.-Bändchen gemischt). Zu beziehen durch Eden Publishing House, St. Louis.

Das an erster Stelle genannte Büchlein wird wohl in Deutschland mehr Interesse erregen als hier, da es amerikanische kirchliche Zustände, wie sie vor 40—50 Jahren waren, trefflich beleuchtet. — Für uns hat das Buch das Interesse, uns die Person von Dr. Walther menschlich näher zu bringen als der kirchliche Gegensatz gegen die Missouri-Synode uns zuließ. Die liebenswürdige Verfasserin wird nicht müde, seine Einfachheit, Güte und Hingebung zu preisen.

Das zweite Büchlein ist eine sehr ansprechende Kindergeschichte von verkehrter Erziehung, die aber doch durch Gottes Gnade eine glückliche Wendung nahm. Den Schluß bildet die Erzählung vom Fund einer goldenen Kette, die lange Jahre durch kindliche Eitelkeit verloren gegangen war. Das Buch ist für Kinder sehr empfehlenswert.

Lehr-, Wehr- und Trostblätter. Unter diesem Titel sollen eine Anzahl Flugblätter herausgegeben werden, welche ganz kurz (auf je zwei Oktavseiten) die wichtigsten Fragen des christlichen Glaubens und Lebens behandeln. Es erschienen bereits vier Blätter von Serie A (Lehrblätter) mit den Ueberschriften: 1. Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen. 2. Kaufet die Zeit aus. 3. Gnadenstand. 4. Von der wahren Buße. Ferner ein Blatt von Serie B (Wehrblätter): Wider das Scheinchristentum, und drei Blätter von Serie C (Trostblätter), nämlich No. 1: Trost im Tode, No. 2: Sieg über den Tod, No. 3: Kindersterben. — Bestellungen auf diese zur Verteilung an jedermann (besonders bei Begräbnissen oder am sog. Totenfeste) sehr geeigneten Blätter erbittet der Schriftverein, Zwickau i. Sa., Bahnhofstraße 25. Preise: 100 Stück gemischt oder von einer Serie oder Nummer 50 Pfg.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Ueberaus erfreulich ist es, wie schön diese Zeitschrift sich weiter entwickelt. Der Herausgeber hat es verstanden, einen großen Stab tüchtiger Mitarbeiter zu gewinnen und bietet mit jedem Heft eine ganze Fülle wertvoller Arbeiten, die alle großes Interesse beanspruchen. Aus dem Oktoberheft nennen wir: Das Leben nach Richtlinien der Heiligen Schrift. — Zur Ueberwindung des Monismus. — Zur Sexualpädagogik. — Etwas von der Seele des Menschen. — Die Bilanz in Sachen Drews und Jensens. — Der erste Monistenkongreß.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das altbewährte Blatt, seiner zuverlässigen Belehrung wegen sehr geschätzt, vereinigt akademische Dozenten und Theologen im Pfarramt, um die Neuerscheinungen auf allen Gebieten der Literatur vom positiven Standpunkte aus objektiv und manchmal sehr weitherzig zu beleuchten. Zum Teil finden wir umfangreiche Auseinandersetzungen, zum größeren Teil sind es Charakteristiken, die in Kürze darlegen, was der Leser von den Neuerscheinungen zu erwarten hat. Von Zeit zu Zeit werden eingehende Abhandlungen vorausgeschickt.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Dr. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Mit großer Anteilnahme wird im Oktoberheft der Evang. Missionen der Aufsatz „Vor und nach dem Boxeraufstand in Südtschili" (China) gelesen werden, der sehr anziehend die wechselvollen Erlebnisse eines Missionsarzes darstellt. Auch die folgende Arbeit „Die evangelische Mission in Deutsch-Südwestafrika" wird vielem Interesse begegnen. Diesen größeren, reich illustrierten Artikeln folgt noch eine ganze Reihe kleinerer Mitteilungen aus Korea, Indien, Aegypten, Südafrika u. s. w. unter der Rubrik „Neue Nachrichten vom großen Missionsfelde."

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. 14. Jahrgang, Oktober 1911 bis September 1912. Die führende Revue der Gegenwart. Die beste Zeitschrift für jeden gebildeten Deutschen.

Was bietet der Türmer? Ehrliche und rückhaltlose Aussprache über alles, von Mensch zu Menschen, von Person zu Person. Der neue Jahrgang setzt gleich mit zwei großen erzählenden Werken ein: „Der von der Vogelweide" und „Dornröschenprinzen". Sowohl die dichterischen als die wissenschaftlichen Beiträge stehen auf einer Höhe, die selbst dem verwöhntesten Geschmacke, dem schärfsten Urteil standzuhalten vermögen, und im regelmäßigen Tagebuch des Türmers lesen wir Behandlungen aktueller Fragen, die an Schärfe

des Urteils und in der Art, wie sie den Kern der Sache aus seinen Verhüllungen herausschälen, zutage fördern.

Wir kennen keine deutsche Monatsschrift, die so vieles bietet wie der Türmer, so vieles für Geist und Gemüt, Belehrendes und Unterhaltendes, die von hoher Warte aus eine Rundschau hält über die gesamte geistige und soziale Kultur, die mit tapferem Mannesmute und einem tief ethischen Idealismus Kritik übt an den Schäden und Auswüchsen unserer Zeit und zugleich den Altar des Hauses und des Familienlebens schmückt mit so viel herrlichen Blüten der Kunst und Literatur.

Zu einem ganz einzigartigen Sammelpunkte solcher, die es verstehen, zu den Ereignissen und Fragen des Tages Distanz zu gewinnen, unter höheren Gesichtspunkten als der Sensation des Augenblicks, hat sich die Abteilung „Auf der Warte" ausgestaltet. In ganz knapp gehaltenen, scharf auf das Ziel zugespitzten Randbemerkungen nur erlesenster Mitarbeiter werden in der „Warte" alle Ausstrahlungen des öffentlichen Lebens wie in einem Brennspiegel gefangen und zurückgeworfen.

Dank den Abteilungen: Literatur, Bildende Kunst und Musik ist der Türmer auch eine Kunstzeitschrift von eigenartigem volkstümlichen Gepräge. Der Türmer vertritt innerhalb der vielfach so irrlichternden und die Moden beängstigend schnell wechselnden Kunstschriftstellerei unserer Tage die tiefe Kunstauffassung des deutschen Gemütes und des deutschen Geistes, dem die Kunst nach Meister Hans Thomas Worten eine Herzenssache ist. Grundsätzlich hält sich der Türmer von aller trockenen Lehrhaftigkeit und pedantischen Kritik fern. Kunst ist ihm Freude; Steigerung der Fähigkeiten zu genießen, Schönheit zu empfinden ist das Ziel. Diesem Zwecke dienen noch insbesondere die zahlreichen Kunstbeilagen, in denen fast ausschließlich Werke zeitgenössischer Kunst in den besten Wiedergabe-Techniken (Vierfarbendruck, Photogravüre, Mezzotinto u. a.) gezeigt werden. Als Ergänzung zur Musik-Abteilung, die sich die Pflege einer hochstehenden Hausmusik als wichtigstes Ziel gesetzt hat, bringen die umfangreichen Notenbeilagen eine Fülle, zumeist im ersten Abdruck erscheinender Musik ins Haus, daß der Türmer auch in dieser Hinsicht eine hochgeschätzte Bereicherung des häuslichen Kunstbesitzes bedeutet.

Der Türmer eröffnete mit dem Oktoberheft v. J. einen neuen Jahrgang. Da ist es am Platz, wieder einmal an ihn zu erinnern und seiner Arbeit zu gedenken. Sie geht Politik und Gericht, Erziehung und Religion, Literatur und Kunst, Musik und Theater an und sie ist überall gleich eifrig am Werk, nach gutem Neuem auszuspähen und darüber das Alte nicht zu vergessen, Mahnerin zum Rechten und Richterin des Oberflächlichen und Seichten in Modetorheiten und Launen des Tags zu sein, Lebenswerte zu geben, die gut und echt sind und so mitzuhelfen an der Erziehung des Volks. Auf Ethos und Menschlichkeit ist sie gestellt. Sie hat nichts Prunkendes und zieht nicht durch Glanz das flüchtige Auge an. Aber sie erschließt dem, der sich zu ihr findet, überall und auf jedem Gebiet neue Werte, sie gibt ihm den Gradmesser und er hilft ihm zur klaren Perspektive zu den Verhältnissen der Zeit. Dadurch gehört der Türmer zu den Erziehern und Bildnern des deutschen Volkes. Der Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart verschickt auf Wunsch gern Probehefte.

✿ Magazin ✿

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 14. Band. St. Louis, Mo. März 1912.

Ueber den Verbleib Jesu Christi zwischen Tod und Auferstehung.

Gegenbemerkungen gegen den Artikel im Juliheft 1911.

Von Prof. em. E. Otto.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß alle Leser des die Auslegung von Luk. 23, 43 behandelnden Artikels durch die emphatische Beweisführung desselben sich werden bestimmen lassen, die von der lutherischen Uebersetzung her gleichsam in Fleisch und Blut übergegangene Auffassung der Stelle preiszugeben, und zwar geschieht dies doch nicht bloß um der Macht der lieben Gewohnheit willen, sondern aus einem gewissen unwillkürlichen Gefühlswillen für Wahrheit und Natürlichkeit. Es ist ja zuzugestehn, daß die schon alte, schon dem Origenes bekannte, seitdem immer wieder aufgetauchte und jetzt in dem gen. Artikel wieder neugeforderte Interpunktion des Verses möglich ist und mit striktem Gegenbeweise nicht widerlegbar ist. Jesus *kann* gesagt haben: „Wahrlich, ich sage dir heute: du wirst mit mir im Paradiese sein." Textkritisch ist nichts dagegen einzuwenden, denn die Handschriften entscheiden bekanntlich hierüber nichts, sondern überlassen es dem Leser, Haupt- und Nebensatz von einander zu trennen. Und auch inhaltlich läßt sich doch nicht geradezu behaupten, daß der so interpungierte Vers etwas Widersinniges oder mit anerkannter Schriftwahrheit in Widerspruch stehendes enthalte. Also wer es über sich gewinnen kann, so zu lesen: habeat sibi. Aber auf der andern Seite wird zugestanden werden müssen, daß immer erst eine gewisse Ueberlegung, "second thought," auf den Gedanken führt, die in der lutherischen Uebersetzung adoptierte Interpunktion könne doch wohl nicht richtig sein, da sonst ein Sinn entstehe, der sich mit anderen uns geläufigen Folgerungen aus Schriftworten nicht reimen lasse. So schon Origenes: ἐτάραξέ τινας ὡς ἀσύμφωνον τὸ εἰρημένον. Der natürliche erste Eindruck wird immer sein, daß in der Verheißung des Erlösers an den gläubigen Schächer gerade das

„Heute“ das Köstlichste, Tröstlichste und darum Unentbehrlichste ist und sein soll. Der ganze in dem Worte liegende Triumph des Glaubens wird demselbigen genommen, wenn man das Heute aus der Verheißung streicht. Wie rein menschlich, dem Bedürfnisse des gequälten Menschenherzens entsprechend klingt das Trostwort: Harre aus, es währt nicht mehr lang, heute noch kommt der Sieg. Wie überflüssig, selbstverständlich und darum nichtssagend klingt das „Heute“, wenn man es mit dem „Ich sage dir“ verbindet. Jedenfalls ging es doch über das Verständnis, das dem armen Schächer zugemutet werden konnte, hinaus, wenn er reflektieren sollte: Das sagt er mir heute, damit ich es in das Jenseit, in die Ewigkeit mitnehme, ich werde einmal am Ende der Welt im Paradiese mit ihm sein. Wir gestehen frei zu, wir können uns auf nichts berufen als auf ein natürliches Sprachgefühl, das dann doch auch kein rein subjektives ist, sondern tatsächlich im bei weitem überwiegenden Verständnisse der Kirche sich geltend gemacht hat, wenn wir dabei bleiben: Jesus hat gesagt, oder genauer, nach der Tradition, der das Lukasevangelium folgt, hat Jesus gesagt: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein; nur dogmatische Reflexion hat von diesem natürlichen Verständnisse ablenken können. Die dogmatisierenden Kritiker, welche Origenes im Auge hat, die jedenfalls griechisch redende Schriftsteller gewesen sind, haben den auf der Hand liegenden Sinn des Wortes anerkannt und sind nicht darauf verfallen, durch Aenderung der Satzabteilung an dem Verse zu doktern, sondern sie sind konsequenter gewesen und haben das anstößige σήμερον streichen wollen, aber dagegen erhebt sich allerdings die Autorität der Handschriften, und man muß es stehn lassen und die Konsequenzen davon dahinnehmen. Was ist denn nun damit geholfen, wenn man Buchstaben mit Buchstaben zusammenstellend diese Konsequenzen ins maßlose outriert bis zu der abschreckenden Folgerung hin, daß, wer bei der herkömmlichen Interpunktion bleibt, damit Jesum selber und auch nachher die Apostel der Lüge zeihe? Wollen wir uns nicht lieber mit dem bescheideneren Zugeständnisse begnügen, daß wir sowohl über die historischen Hergänge des Leidens Jesu als auch über die Beschaffenheit der himmlischen Dinge etwas weniger Bescheid wissen, als wir zuweilen uns einbilden.

Was zunächst die sieben Worte am Kreuze betrifft, so berichten Matthäus und Markus allein und gemeinsam nur das eine Wort: „Eli lama“; Lukas bringt die drei Worte: „Vater, vergib“, „Wahrlich, ich sage dir“ und „Vater, in deine Hände“ und das Johannesevangelium die andern drei: „Siehe, deine Mutter“, „Mich dürstet“ und „Es ist vollbracht“. Dieser Stand der Dinge nötigt und berechtigt doch nicht, die populäre, liebgewordene und unschädliche Vorstellung festzuhalten, daß wir eine ganz genaue gewissermaßen protokollierte Wiedergabe der Worte besitzen, die Jesus am Kreuze geredet hat. Zwischen dem wirklichen Erlebnis und der ersten schriftlichen Berichterstattung darüber liegen Jahrzehnte, wer will erwarten, daß in der furchtbaren

Aufregung des Tages jemand absichtlich sich bemüht habe, Umstände und Worte für spätere Berichterstattung zu merken. Wer will bestreiten, daß einzelne Worte Jesu sich Ohr und Mark durchdringend dem Gedächtnisse der Augenzeugen unvergeßlich eingeprägt haben, aber möglich ist auch, daß die spätere schriftstellerische Berichterstattung allerdings an den festen Rahmen der augenzeuglichen Ueberlieferung gebunden, doch dem aller volkstümlichen und erbaulichen Darstellung eignendem Zuge folgend, Jesu Worte in den Mund gelegt hat, wie er sie seiner bekannten Gesinnung nach geredet haben k o n n t e, und diesen Charakter tragen insonderheit die drei bei Lukas aufbewahrten Worte, es war dem Schriftsteller mehr darum zu tun, in Jesu Geist und Gesinnung einen Einblick zu gewähren, als mit objektiver Genauigkeit Tatsächliches zu berichten. Nach Matthäus und Markus lästern die beiden Mörder Jesum, nach Lukas also nur einer; wer hat nun recht? Eine ziemlich ärmliche Harmonistik ist es, wenn die Differenz so gelöst wird, daß anfänglich wohl beide gelästert haben mögen, nachher aber der eine sich bekehrt habe. Einfacher und natürlicher ist es doch, die Darstellung aus dem frommen Bedürfnisse der Ueberlieferung zu erklären, die Szenen, deren Erinnerungsbild man in dunklen Umrissen vor sich hatte, in Farben auszumalen. Die Worte Jesu sind gewissermaßen Antworten auf die Fragen, die dem pietätvollen Gemüte bei der Betrachtung der Geschichte auftauchen mußten. Was wird und muß Jesus empfunden haben, da nun das, was ihm in vorahnender Gewißheit immer schon vorgeschwebt, nun in grausiger Wirklichkeit über ihn hereinbrach? Antwort: Nichts anderes kann die allüberwiegende Empfindung bei ihm gewesen sein, als: „Vater, vergib ihnen.“ Was ist der Inhalt des starken Schreies gewesen, mit dem er verschieden ist? Antwort: „Vater, in deine Hände“. Und das in der Mitte stehende Wort erschließt den Ausblick in die Zukunft seines Reiches. Also, wird man sagen, auf deutsch gesagt, Dichtung soll es sein? Nun, wenn man will, nenne man es so, aber man verwechsele doch nicht nach dem italienischen Muster si non e vero e ben trovato Dichtung und Wahrheit in Gegensatz, als ob es nicht Wahrheit im Gewande der Dichtung geben könnte. Es ist ja durchaus möglich, daß Jesus tatsächlich die Worte gesprochen hat, möglich, daß die Matthäus- und Markusquelle nichts davon gehört und nur der Gewährsmann des Lukas es gehört hat, aber das ist Nebensache, die Hauptsache ist, ob Jesus die Worte hat äußern k ö n n e n, ob sie als ein Ausdruck der in angegebener Situation ihn erfüllenden Stimmung angesehen werden können, ob sie uns einen wahrhaftigen Einblick in sein Inneres gewähren. Und hierauf haben wir unbedingt mit Ja zu antworten. Es sind Jesusworte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Wenn wir als Seelsorger einer ähnlichen Situation gegenübergestellt werden sollten wie der, in der sich der Schächer befand, wenn wir einem sterbenden Sünder gegenüberstehn, der sich nach der Gnade sehnt, dann werden wir ihm sagen dürfen: So hat Christus zum Schächer gesagt. Nicht: Jesus sagt dir

heute: Du wirst einmal mit mir im Paradiese sein; das wäre keine Antwort auf die sehnende Frage des seiner Sünde bewußten, nach Rettung verlangenden Sterbenden: Was wird jetzt aus mir? Was hat der vor Augen stehende Tod für mich zu bedeuten?

Da wird nun aber entgegengehalten: Ja, dann hat aber Jesus einmal gelogen, denn entweder ist das richtig, was er zum Schächer, oder das, was er zu Maria gesagt hat. Das heißt eben Buchstaben gegen Buchstaben setzen und den Schleier des Geheimnisses erkennend mehr wissen wollen, wie es uns gegeben ist. Wir stimmen natürlich dem Verfasser bei, wenn er unberechtigte Deutungen des Wortes „Paradies" abweist; unter Paradies kann nicht der Garten Eden verstanden sein, noch etwa ein unterirdisches Paradies, eine Abteilung des Hades, nach katholischer Vorstellungsweise, sondern es müsse darunter eine Art oder Zustand himmlischer Seligkeit zu verstehen sein. Wir könnten unumwunden zugeben, daß der Ausdruck „Paradies" ein ungefähres Synonym von „Himmel" ist, wie ja auch Paulus 2. Kor. 12 die Ausdrücke synonym gebraucht, obwohl die Wahl des Ausdruckes hier sicherlich nicht „zufällig" ist. Wenn nun Jesus hier zum Schächer sagt: Heute wirst du mit mir in einem Orte oder Zustande himmlischer Seligkeit sein und zur Maria: Ich bin noch nicht aufgefahren, so muß das sich wohl miteinander zusammenreimen lassen, ohne daß man die ungeheuerliche Konsequenz zieht, er müsse einmal gelogen haben, wenn wir auch nicht imstande sind,allen Schleier des Jenseits zu lüften.

Wo war oder in welchem Zustande befand sich Jesus nach seinem Tode und vor oder abgesehen von seiner Auferstehung? Das kirchliche Bekenntnis beantwortet die Frage mit dem Satze: „Niedergefahren zur Hölle," κατέβη εἰς Ἀιδου, descendit ad inferos. Die gebräuchlich gewordene deutsche Uebersetzung: „zur Hölle" und die protestantische Opposition gegen die mittelalterliche Lehre vom Fegfeuer haben Veranlassung gegeben, die ursprüngliche Bedeutung des Bekenntnissatzes zu verschieben. Unter Hölle verstand man den Ort der Verdammten, was nach dem griechischen und dem lateinischen Ausdrucke ganz und gar nicht die ursprüngliche Meinung ist, und da man sich doch nicht zu dem Gedanken versteigen konnte, Christus sei nach seinem τετέλεσται auch noch zur stellvertretenden Sühne zur Hölle verstoßen und verdammt worden, so blieb nichts übrig, als dem „Niedergefahren, descendit," eine eigentümliche Bedeutung zu geben, als sei damit eine Tätigkeit oder ein Widerfahrnis Jesu bezeichnet, das, gleich seiner übernatürlichen Geburt, ihm allein im Unterschied von allen Menschen eigene. Entweder mußte man nach reformierter Weise den Ausdruck bildlich fassen: Christus hat bei seinen Lebzeiten insonderheit bei seinem Eli lama=Rufe den vollen Fluch der Sünde, die Verstoßung von Gott, die Verdammnis für uns getragen, oder nach lutherischer Weise, er hat nach seinem Tode und vor seiner Auferstehung eine besondere Tätigkeit im Totenreiche ausgeübt, über deren Art man sich verschiedene Vorstellungen machen konnte, indem man sie entweder als einen bloßen Triumphzug zur Be=

stätigung der Verdammnis der Gottlosen oder als einen Befreiungszug zur Erlösung derer betrachtete, die auf Erden einst ungläubig geblieben, aber die gebotene Gelegenheit zur Bekehrung im Jenseits ergriffen haben. Für dieses Theologumenon hat man nun Schriftbeweise gesucht und gefunden; es sind freilich nur wenige, nur zwei, und wenn man's recht betrachtet, gar nicht auf die Sache bezügliche.

In der Stelle Eph. 4, 9: „Daß er aber aufgefahren ist, was ist's, denn daß er zuvor hinuntergefahren ist in die untersten Oerter der Erde," „τὸ δε ἀνέβη, τί. ἐστιν, εἰ μὴ ὅτι καὶ (πρῶτον) κατέβη εἰς τὰ κατώτερα (μέρη) τῆς, γῆς," konnte nur mit Vernachlässigung des Zusammenhanges eine Bezeichnung auf die „Höllenfahrt" gefunden werden. Nach Autorität der Handschriften sind die beiden Wörter „πρῶτον, zuvor" und „μέρη, Oerter" zu tilgen, sie sind wohl eben aus dem Wunsche eingeschoben, solche Bezeichnung herzustellen; es bleibt der zweideutige Ausdruck „τά κατώτερα τῆς γῆς, das Untere der Erde;" derselbe kann zwiefach aufgefaßt werden, entweder als partitiver Genetiv: „die unteren Teile oder Oerter der Erde," wie der Verfasser des Artikels es auffaßt, oder als erklärender Genetiv, gleichwie: „das Laster der Trunkenheit," die Erde als das Untere gegenüber der Höhe des Himmels. Welche Fassung hier anzuwenden sei, darüber kann nur der Zusammenhang entscheiden. Der Apostel redet von der Herrlichkeit der Kirche und der Gaben, die der Herr seiner Gemeinde gegeben. Da tritt ihm der 68. Psalm vor die Seele, wo in majestätischem Bilde der Siegeszug Gottes vom Sinai her geschildert wird, da er die Feinde seines Volkes unterwirft, da heißt es: Du hast das Gefängnis gefangen geführt und Gaben genommen unter den Menschen. Diese Schilderung des triumphierenden Gottes nun ist dem Apostel Zug um Zug das Gegenbild des triumphierenden Christus nur mutatis mutandis. Darum zitiert er die Psalmstelle mit bewußter Abänderung; statt: „Du hast Gaben g e n o m m e n unter den Menschen" heißt es hier: Er hat den Menschen Gaben g e g e b e n. Wie der alttestamentliche Bundesgott, um triumphierend zum Sinai zurückkehren zu können, erst herabfahren mußte, so mußte der Messias, um zur Höhe aufzufahren, erst seinen Segenszug auf die Erde vollführen und seine Gaben austeilen, sich die Seinigen gewinnen und die Heiligen zurichten zum Werke des Amts, Apostel und Propheten, Hirten und Lehrer einsetzen. In diesem Zusammenhang ist kein Raum für eine Abschweifung zur Hadesfahrt.

Und nun die zweite viel gequälte Stelle 1. Petri 3, 18 ff., von der einmal jemand gesagt hat, daß die theologischen Aufsätze sie umschwärmen wie die Fliegen ein Stück Fleisch zur Sommerszeit. Es ist zu beklagen, daß bei Herstellung der revidierten Bibel der Konservatismus so weit gegangen ist, daß man die unglückliche Uebersetzung:„in demselbigen ist er auch hingegangen" u. s. w. stehen gelassen hat, da sie doch aus einer Verwirrung zur andern führt. Hier nur so viel: Es kann nicht bestritten werden, daß, wenn an dieser Stelle von einer Hadespredigt Christi die Rede sein sollte, der Apostel sich eine Abschweifung

von seinem Gedankengange gestattet hätte, die man nur so erklären könnte, daß man sagt: Er benutzte die Gelegenheit, da er einmal vom Geiste redete, um an dieser Stelle einen Bestandteil der christlichen Wahrheit zur Sprache zu bringen, von dem sonst in der christlichen Verkündigung selten geredet werde. Die Stelle ist umrahmt von den Ermahnungen an die Gläubigen, gerne um Wohltat willen zu leiden, was soll der Hinweis auf die Hadespredigt dazwischen? Zum andern: Nach der gewöhnlichen Uebersetzung enthält die Stelle geradezu eine Irrlehre. Im Geiste soll danach Jesus zu den Geistern im Gefängnis gegangen sein, d. h. nach dem Zusammenhange doch unfehlbar so viel als: ohne Leib, seinem immateriellen Wesen nach. Soll nun der Apostel gelehrt haben, daß Christus nach seinem immateriellen Wesen lebendig gemacht worden sei? Das wäre eine Irrlehre. Da ist denn allerdings die Theologie der Konkordienformel ehrlich und konsequent, indem sie die Widersprüche schroff zusammenstellend sagt: Christus ist, während sein Leib im Grabe lag, mit Leib und Seele zur Hölle hinabgestiegen. Wie das nun freilich zusammenzureimen sei, weiß sie nicht zu sagen und kommt daher zu dem Geständnis: hic articulus non est scrupulose tractandus. Das ist aber nicht die rechte Stellung, die sich einem Glaubensartikel gegenüber gebührt.

Der Stelle ist nicht zu helfen, wenn man sich nicht entschließt, einen bekannten Satz der griechischen Grammatik anzuwenden und danach die Uebersetzung zu ändern, den Satz von der attractio casuum. Wenn einem Relativsatze, in welchem das Relativ, von dem bezüglichen Verbum regiert, im Akkusativ stehen sollte, ein Demonstrativpronom im Genetiv oder Dativ vorangeht, so wird dies Demonstrativ gleichsam vom Relativ verschlungen, es fällt weg, dagegen nimmt das Relativ den Kasus des vorangehenden Demonstrativs an. Also statt zu sagen: ἐν τούτῳ ὁ, sagt der Grieche: ἐν ᾧ. Das ist eine im Neuen Testamente mehrfach vorkommende Redefeinheit, als Beispiele dafür brauchen bloß in demselben Briefe V. 2, 12 und 3, 16 angeführt zu werden, sie ist auch hier anzuwenden, und es ist zu übersetzen: V. 17: Es ist besser, daß ihr von Wohltat wegen leidet denn von Uebeltat wegen; dann: V. 18: Auch Christus hat ein (für alle) Mal für die Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß er uns Gotte zuführete, er, der getötet ward nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht ward nach dem Geiste ἐν τούτῳ in dem, (oder vermittelst dessen), was er auch ausgehend den Geistern im Gefängnis verkündete, die einst nicht glaubten, als die Geduld Gottes zuwartete in den Tagen Noahs" u. s. w.

Der Apostel will sagen, daß es für die Christen keinen andern Weg zur Seligkeit gibt, als den, der auch von Christo betreten worden ist, durch Leiden zur Herrlichkeit, durch Sterben zum Leben. Diesen Weg des Heils hat einst Christus „ausgehend" denen gepredigt, die damals nicht glaubten und darum jetzt Geister im Gefängnisse sind; damals, als die Geduld Gottes zuwartete zu den Zeiten Noahs. Die Stimme Noahs, des Predigers der Gerechtigkeit, der durch den Bau

der Arche seinen Zeitgenossen die Tatpredigt verkündete: Lasset uns durch die Flut hindurchdringen zum neuen gottgeweihten Leben, war Christi Stimme, der Geist Christi, der in den Propheten war, 1, 11, (und Noah ist auch ein Prophet gewesen) hat zuvor bezeugt. Dies Eintreten Christi in die Menschenwelt, sein geistiges Eingehen in den Geist der Propheten, wird ein Ausgehen aus der Sphäre des göttlichen Lebens genannt, dem πορευθεις v. 19 steht das andere πορευθεὶς εἰς οὐρανὸν v. 22 gegenüber. Dieselben Menschen, die 3, 18 Geister im Gefängnisse genannt werden, werden 4, 6 Tote genannt. Den Toten ward Evangelium gepredigt; wann? sicherlich nicht als Toten, als Geistern im Gefängnisse, denn was sollte denn das heißen, daß sie (die Geister) gerichtet werden sollten nach dem Fleische, aber nach dem Geiste Gott leben, wie könnten Geister nach dem Fleische gerichtet werden? sondern es ward ihnen Evangelium gepredigt damals, als die Geduld Gottes zuwartete, zur Zeit Noahs.*)

Unser Katechismus folgt einer falschen Tradition, indem er die beiden Stellen Eph. 4, 9 und 1. Petri 3, 18 ff. als Belegstellen für den Bekenntnissatz: „Niedergefahren zur Hölle“ heranzieht, sie haben beide keine Beziehung zu diesem Satze. Es bleibt daher nur eine Stelle übrig, welche wenigstens eine indirekte Beziehung auf den Verbleib Jesu nach seinem Tode hat, Act. 2, 27, in welcher Petrus die Tatsache der Auferstehung Jesu als eine Erfüllung der durch David verkündeten Verheißung Gottes preist. Wenn es hier heißt, daß Gott die Seele Jesu nicht dem Hades überlassen habe (οὐκ ἐνκαταλείψεις ἐις ᾅδην), so soll damit wohl nicht gesagt werden, daß die Seele Jesu gar nicht in den Hades gekommen sei, sondern nur, daß Gott dieselbe dem Hades, der sie in Gewalt gehabt, nicht für immer gelassen habe. Kann also aus der Stelle immerhin der Schluß auf einen vorübergehenden Verbleib Jesu im Hades gezogen werden, so ist doch in derselben keine Beziehung auf die Hadespredigt Jesu enthalten. Somit ist zu sagen, daß in der Weise, wie die altprotestantische Theologie und auch der in Rede stehende Artikel den Bekenntnissatz verwerten, hat derselbe in der Schrift gar keine Bedeutung.

Fragen wir nun: Was heißt denn: Christus ist niedergefahren zur Hölle? so gilt vorerst die Vorfrage: Was heißt denn überhaupt: καταβαίνειν εἰς Ἅιδου, descendere ad inferos? Die Relativsätze des zweiten Artikels im Apostolikum sind ersichtlich in zwei Reihen geordnet, die durch ein „Aber“ von einander zu trennen sind; die erste Reihe zählt auf, wie Christus uns in wahrer Menschheit gleichgeworden, die andere, wie er der Urheber eines neuen Daseins geworden, darin wir ihm gleich sein sollen, das „Aber“ ist nach dem „Niedergefahren zur

*) Einsender dieses hat vor Jahren (im Jahrgang 1879 der Theologischen Zeitschrift) einen eingehenden Artikel über die Höllenfahrt Christi veröffentlicht. Daß er mit demselben nicht, wie man sagt, „durchgedrungen, ja daß derselbe in Vergessenheit begraben ist,“ nimmt er ja selbstverständlich niemanden übel, es soll die Erinnerung daran nur erklären, warum er es vorzieht, sich kurz zu fassen.

Hölle“ zu setzen, das keineswegs so in der Mitte schwebt, weder recht zur Erniedrigung noch zur Erhöhung gehörig. Was Paulus 1. Kor. 15, 13 von der Auferstehung aussagt, ist auch auf die Höllenfahrt anzuwenden: Gibt es keine Totenauferstehung, so ist auch Christus nicht auferstanden, so auch: Gäbe es kein descendere ad inferos, so wäre auch Christus nicht hinabgestiegen, der descensus Christi ist unter dem Begriff des allgemein menschlichen descensus zu subsumieren. Was heißt es nun, wenn von einem Menschen gesagt wird: κατέβη εἰς Ἄιδου? Der Ausdruck ist offenbar im allgemeinen ein Synonym für „Sterben“. Wenn es z. B. in der Ilias von dem Zorn des Achilles heißt: πολλῶη δ'ἀνθρώπων ψύχας Ἄιδι προίαψεν, er hat vieler Menschen Seelen zum Hades gesendet, so heißt das so viel als: er hat den Tod vieler Menschen verursacht. Und doch ist der Ausdruck kein reines Synonym für ἀποθνήσκειν sondern bezeichnet den Hergang unter einer Modifikation, er bezeichnet den Sterbeprozeß nach seiner unsichtbaren Seite, wie er das unsichtbare Innenleben, die Seele des Menschen betrifft. Die Dogmengeschichte sagt, ob mit Recht oder Unrecht, das können wir nicht beurteilen, dieser späteste Zusatz zum Apostolikum sei durch den Gegensatz gegen den Apollinarismus veranlaßt, welcher der Person Jesu ein wirklich menschliches Seelenleben absprach, indem der göttliche Logos bei ihm die Stelle der menschlichen Seele vertreten habe. Der Bekenntnissatz will also sagen: Christus ist auch seiner Person nach in den wirklichen vollen Todeszustand eingetreten, wie er dem Menschen nach seiner Natur gesetzt ist. Die beiden Bekenntnisaussagen: „begraben“ und „niedergefahren zur Hölle“ zerlegen demnach den Inhalt der Aussage: „gestorben“ in seine beiden Momente, und der Dreiklang: „gestorben, begraben, niedergefahren“ will nichts anderes sagen als: er ist wahrhaftig und völlig gestorben. In diesem Sinne ruht unsere Bekenntnisaussage nicht bloß auf einem mageren Schriftbeweise von einer einzigen Stelle, aus der sich zur Not die Folgerung ziehen läßt, daß Jesus müsse vorübergehend im Hades gewesen sein, sondern er ruht auf der breitesten Grundlage, indem alle Stellen ihn bezeugen, die überhaupt vom Tode Jesu reden.

Anschauliche Vorstellungen darüber zu machen, wie nun eine von ihrem Leibe getrennte Seele existiert, dazu gibt nun allerdings die Schrift keinen Anhalt, aber welches Licht fällt doch aus dem Worte Jesu an den gläubigen Schächer auf diesen geheimnisvollen Zustand. Es sei einmal gestattet, törlich zu reden: Angenommen einmal, Jesus wäre nicht auferstanden, er wäre namenlos geblieben, wie sein Mitgekreuzigter, von dem nur eine apokryphische Schrift berichtet, er habe Gestas geheißen, was für Erwartungen über sein zukünftiges Los würden wir aus seinen Scheideworten herauslesen, was bedeutet der Uebergang aus dem diesseitigen Leben ins jenseitige für ihn? „Heute noch,“ spricht er zum Schächer, d. h. kurz ist der Kampf, Schmerz und Schmach erreichen uns nicht mehr, das Werk ist vollbracht, der Geist in Gottes Hände befohlen, nicht in ein Nichts geht's, nicht in ein Grauen, nicht

in einen Schlaf; was anders ist damit beschrieben als ein Zustand der Seligkeit; wie denken wir uns den gegenwärtigen Zustand des gläubigen Schächers, wenn wir nicht unsere Phantasie, sondern unseren Glauben darum fragen? Warum muß der Eintritt in das Paradies ihm erst am Ende der Tage vorbehalten werden, ist nicht der Zustand, in dem wir uns ihn gegenwärtig befindlich „denken“ müssen, schon Paradies, Seligkeit, Himmel, zu nennen? Singen wir doch: „Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel (schon) hier.“ Kurz, der Eintritt in den Todeszustand bedeutet für das innere Leben, für die Seele Jesu und aller Gläubigen den Eintritt in die friedvolle Ruhe in Gott. „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, keine Qual rühret sie an.“ Das ist nun allerdings noch nicht die Himmelfahrt, die Verklärung, damit ist er noch nicht ὁρισθεὶς υἱὸς θεοῦ ἐν δυνάμει, damit war ihm noch nicht der Name gegeben, der über alle Namen ist, das geschieht erst durch seinen Wiedereintritt in das Leben der Menschheit, das seinen Anfang nimmt mit der leiblichen Auferstehung und seine Fortwirkung findet in der Einpflanzung seines Geistes in das geistige Leben der Seinen. Seinen Siegeszug über das Reich des Satans hält er fortwährend in der Geschichte seiner Gemeinde. Darum können wir getrost bei der Erklärung unseres Katechismus stehen bleiben, nur daß wir die Fragestellung modifizieren würden: Was bekennen wir mit den Worten: Gestorben, begraben, niedergefahren zur Hölle? Antwort: Christus hat auch der Hölle Macht überwunden und sich (auch dort) als Sieger über das Reich des Teufels und als Erlöser der Menschen offenbart. Das „auch dort,“ mit dem ja sich allerdings ein ganz richtiger Sinn verbinden läßt, könnte als irreleitend auch ohne Schaden weggelassen werden.

Was ist uns als evangelischen Christen das Alte Testament?

(Mit Benutzung verschiedener Hefte der Biblischen Zeit- und Streitfragen.)

Von Pastor G. Fr. Schütze.

I.

Nachdem für längere Zeit die negative Kritik und die „moderne Theologie“ sich hauptsächlich mit dem Neuen Testament beschäftigt hatte, scheint in jetziger Zeit zur Abwechselung wieder das Alte Testament der beliebteste Angriffspunkt zu sein. Von der einen Seite wird es bis zum letzten Tüttelchen über dem J als unfehlbar inspiriertes Gotteswort hingestellt; auf der andern aber als ein Ausfluß menschlicher, nur allzu menschlicher, Entwickelung seines göttlichen Charakters gänzlich entkleidet. Aber auf beiden Seiten tut man ihm Gewalt an. Es ist durchaus nicht in seiner jetzigen Gestalt ganz und gar lauter offenbarte, zur Seligkeit notwendige Lebenswahrheit. Da möchte man meinen, und diese Meinung wird in der Tat auch vielfach vertei-

digt, daß man des Alten Testaments ganz entraten könne, wie es ja auch zu der Apostel Zeit keineswegs vorgeschrieben gewesen sei, durch die Beschneidung aus dem Heidentum ins Evangelium einzudringen.

Diese Ansicht beruht aber auf einer mindestens sehr oberflächlichen Betrachtung der neutestamentlichen Theologie. Selbst in den ausgesprochenermaßen für Heidenchristen verfaßten Schriften bildet das Alte Testament so sehr die Grundlage aller theologischen Beweisführung, daß ohne das Alte Testament das Neue Testament einfach in der Luft schweben würde. Act. 17, 11; 2. Tim. 3, 15 beweisen ganz klar, daß den Aposteln das Alte Testament zur Seligkeit notwendig erschien. Das Alte Testament zu streichen und das Neue Testament allein anzunehmen, das heißt, nachdem der Bau vollendet ist, das Fundament darunter wegnehmen wollen. Und nun gar des Heilandes Verkündigung selbst stützt sich so sehr auf das Zeugnis der Offenbarung im Alten Testament, daß kein Zweifel ist, daß Jesus den im Alten Testament verkündeten Gott als seinen Vater wußte.

Aber es ist ein Unterschied „zwischen der Gottesoffenbarung im eigentlichen und ursprünglichen Sinne, die stets ein H a n d e l n u n d G e s c h e h e n im Gebiete der Wirklichkeit ist, und zwischen ihrer nachherigen B e z e u g u n g in schriftlichen Urkunden." (Oettli: Biblische Zeit- und Streitfragen. 2. Serie, Heft 2, S. 5. N. B. Die gesperrten Worte sind schon in der Vorlage gesperrt.) Diese Auffassung des Alten Testaments, wonach die Offenbarung Gottes mit den geschriebenen Buchstaben identifiziert wird, ist zwar äußerst bequem, entspricht aber nicht dem wirklichen Wesen des Alten Testaments. Wir müssen vielmehr eine Entwicklung anerkennen, wobei nur die Frage ist, was wir unter Entwicklung verstehen, und wie wir uns dieselbe zu denken haben. Das Alte Testament macht sicher nicht den Anspruch wie das Buch Mormon aus dem Himmel gefallen zu sein, oder wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus in voller Rüstung, so in seiner Vollendung dem Befehl Gottes entsprungen zu sein.

Erkennen wir vielmehr ruhig eine Entwicklung der Offenbarung im Alten Testament an! Auch der strenggläubigste Christ wird ja z. B. nicht leugnen, daß vom Protevangelium bis zu Jes. 53 eine ganz gewaltige Vertiefung und Verdeutlichung des Heilsplanes stattgefunden hat. Gestehen wir das nun von der Offenbarung selber zu, weshalb wollen wir es bei der schriftlichen Beurkundung derselben abstreiten? Alle menschlichen Dinge sind ein Werden und sich Entwickeln, — ich bin heute nicht mehr, der ich gestern war, und noch nicht, der ich morgen sein werde. Es fragt sich nur, was ist die treibende Kraft und das Grundprinzip dieser Entwicklung? Ist es der allüberall sich betätigende göttliche Heilswille? Oder ist es der blinde, mechanische Kausalnexus, d. h. die rücksichtslose Konsequenz von Ursache und Wirkung? Diese letztere Ansicht ist das andere Extrem der Vergottung des Buchstabens. Man hat dem Alten Testament seinen absolut einzigartigen religiösen Inhalt abgestritten und dasselbe „als interessanten, aber dem übrigen

wesentlich gleichartigen Ausschnitt der allgemeinen Religionsgeschichte eingeordnet." (Oettli l. c. S. 7.) Ist man nun erst einmal so weit, dann ist es auch leicht, infolge von Parallelen mit anderen Religionsschriften dem Alten Testament auch noch die Originalität und Individualität abzusprechen, und es als einen stellenweise sogar plagiarischen Abklatsch und Mischmasch aus assyrischen, babylonischen, sumerischen, ägyptischen und letzlich gar kenitischen Elementen ganz und gar seines Anspruches auf Autorität zu berauben.

Wie gesagt, das ist das andere Extrem. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Suchen wir also dieselbe zu ergründen. Da aber das Alte Testament ein Sammelwerk ist, das von seinen ersten Anfängen und Quellen, wie sie uns bruchstückweise erhalten sind, bis zu seinen letzten Ausläufern, der nachexilischen Weisheitspoesie, schlecht gerechnet über 1000 Jahre umfaßt, so können wir es nicht in Bausch und Bogen erledigen (man denke den Heliand, Paul Gerhardts Lieder, Klopstocks Messias und Hilligenlei zusammengestellt und nach einem Maßstabe gemessen!!), sondern müssen die Hauptschriften der einzelnen Epochen einzeln betrachten. Wir gehen wohl nicht weit fehl, wenn wir die einzelnen Epochen so gliedern: 1. Urgeschichte bis zur Sintflut. 2. Geschichtsschreibung. 3. a)ältere und b) jüngere Prophetie. 4. Poesie und Weisheitsdichtung.

Nehmen wir nun zunächst die Urgeschichte vor. Es ist ja ganz klar, daß die Schöpfung nicht aus eigener Anschauung, noch aus der Ueberlieferung eigener Anschauung berichtet sein kann. Wie haben wir denn nun uns die Urgeschichte dem menschlichen Wissen übermittelt zu denken? Man sei nicht zu schnell mit der Antwort bei der Hand: durch göttliche Offenbarung! denn die Urgeschichte selbst, wie sie uns überliefert ist, erhebt diesen Anspruch absolut nicht. Ja genau zugesehen, können wir im Alten Testament wenigstens zwei total verschiedene Schöpfungsberichte finden, nämlich Gen. 1, 1—2, 4a und 2, 4b—25. Ersterer stammt aus der gemeinhin mit P. bezeichneten Quelle, dem Priesterkodex, letzterer ist das Werk des J. (jahvistische Quelle). P. nimmt zur Schöpfung ein Sechstagewerk an, das allmählich aufsteigend in der Krone der Schöpfung, dem Menschen, endet. J. dagegen nennt ganz allgemein nur „die Zeit da Jahve Erde und Himmel machte," und berichtet als das erste lebende Geschöpf den Menschen. P. läßt die Vegetation entstehen dadurch, daß aus dem flüssigen Urzustand sich das trockene Land ausscheidet, während bei J. der ursprüngliche Mangel an Pflanzenwuchs erklärt wird durch den Mangel an Regen. Der größte Hauptunterschied ist aber, daß bei P. als Schöpfungsmittel das allmächtige Wort gedacht ist, während bei J. Gott nicht schafft, sondern bildet und macht. Das sind zwei unvereinbare kosmogonische Berichte.

Noch eine andere Anschauung scheint verschiedenen späteren Dichterstellen zu Grunde zu liegen, z. B. wenn bei Hiob (38, 4—11) die Schöpfung als die Erbauung eines Hauses geschildert wird, das auf und über dem Meere ruht (vgl. Ps. 24, 2), während eine merkwürdige Abweichung

uns in Hiob 26, 7 berichtet wird, nämlich das Ruhen der Erde über dem Nichts, der Leere.

Haben wir somit im Alten Testament selbst verschiedene kosmogonische Anschauungen, so ergibt sich von selbst, daß der naturwissenschaftliche Bestandteil der Urgeschichte nicht Offenbarungswert haben kann.

Auf der anderen Seite aber halten wir es für absolut verfehlt, die Urgeschichte hinzustellen als das, was sie angeblich sein soll, Mythen und Sagen, die aus der Urzeit der Menschheit zu den Israeliten gekommen sind," (E. Sellin: Die bibl. Urgeschichte, in Bibl. Zeit- und Streitfragen, 1905, S. 18) oder als „eine Sammlung von Sagen" (Gunkel, Kommentar zur Genesis, bei Jeremias, Bibl. Zeit- und Streitfragen, 1908, IV., 2, Seite 26).

Vielmehr müssen wir auf die gemeinsamen Vorstellungen und Ueberlieferungen des gesamten alten Orients eingehen. Die Autoren der Bibel sind Kinder ihrer Zeit, daher auch abhängig von dem Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis ihrer Zeit. Wir müssen hier uns nicht auf Postulate versteifen, sondern die Steine in der Mauer werden schreien und die Balken am Gespärr werden ihnen antworten (Hab. 2, 11). Durch die neueren Ausgrabungen, nicht nur in Babel, sondern auch in Tell el Amarna (Aegypten), Taannek (Palästina), Boghazkoi (Kleinasien) sind wir in die Lage gekommen, eine große gemeinsame orientalische Kulturwelt zu schauen. Da finden wir denn auch sehr viele Berührungspunkte mit der Bibel, Analogien und Anklänge, die sogar bis zu „wörtlichen Uebereinstimmungen" fortschreiten sollen. Eigenes Urteil über diese letzte Behauptung kann ich mir natürlich nicht erlauben, da mir zwar wohl der Wortlaut der Bibel, aber nicht der der Keilschriftenfunde vertraut ist.

Vergegenwärtigt man sich die geographische Lage Palästinas, so finden wir, daß es grade in der Mitte liegt zwischen Aegypten und Babylonien. Es wäre deshalb meines Erachtens Torheit anzunehmen, daß diese beiden großen Kulturländer Kulturinseln gewesen seien, während Palästina gleichsam die tiefe Kluft darstellt, über die man nicht hinüber und herüber kann. Zwei hoch entwickelte Kulturstaaten und dazwischen ein Land, dessen Einwohner in unwissendstem Barbarentum dahin vegetierten, das ist ein Unding. Wenn also die „religionsgeschichtliche" Evolutionstheorie die Kinder Israels zu einer Sammlung von Nomadenhorden und Beduinenklans stempelt, so tut sie einfach damit der kulturgeschichtlichen Möglichkeit ihrer Theorie zu liebe Zwang an.

So dürfen wir denn einen gemeinsamen Fonds von Ueberlieferungen, Sitten und Erkenntnissen bei allen uns bekannten Völkern des Orients annehmen. Und darum wiederholen wir noch einmal: „Es gibt keine kulturlose Zeit in der Geschichte Israels," vgl. Jeremias l. c. S. 9. Als die Heimat dieser allgemeinen vorderasiatischen Kultur dürfen wir im allgemeinen, wie für Israel im besonderen, das Zweiströmeland annehmen. Dazu nötigen uns

die Erwägungen, daß die offizielle Weltsprache nicht etwa aegyptisch, sondern babylonisch, und zwar in der Keilschrift war (cf. Klostermann: Ein diplomatischer Briefwechsel aus dem zweiten Jahrtausend vor Christo, 1902, Leipzig, S. 14 f.). Für Israel zwingt uns dazu der Umstand, daß Abram, wie ja die Bibel selbst sagt, aus Haran im oberen Mesopotamien stammt. (Gen. 11, 32.)

Versuchen wir also nunmehr diesen allgemeinen vorderasiatischen Geistesbesitz, soweit er die kosmischen Erkenntnisse betrifft, zu schildern. Danach wollen wir dann zusehen, was aus denselben in Israels Händen geworden ist.

Soviel wir bis jetzt sehen können, ist die Welt nach den Keilschriften in zwei Teile geteilt, deren jeder wieder dreifach gegliedert ist, nämlich die himmlische Welt, die aus dem Nordhimmel, dem Tierkreis (der 12 Sternbilder) und dem Himmelsozean besteht, und die irdische Welt mit den drei Teilen des Lufthimmels, der Erde und dem unterirdischen Wasser. Die Entstehung des Kosmos ist aber erfolgt aus einem Urei (in Aegypten) oder dem Urwasser (in Phönizien). Für Babylon besonders stellt sich die Schöpfung nach den von Geo. Smith 1873 entdeckten Fragmenten folgendermaßen:

Im Anfang war das Chaos, Apsu, der Ozean, der Urvater, und Tiamat, der Urgrund, die Urmutter. Aus diesen gehen Götter hervor, Anu, Bel und Ea, als die obersten drei Götter. Doch treten diese drei mehr zurück vor ihren Söhnen und Enkeln, den Sterngöttern, Sin, der Mond, Schamasch, die Sonne, Ischtar, die Venus. Von sonstigen Göttern ist der hervorragendste der Gott des Planeten Jupiter, verschmolzen mit dem alten Stadtgott von Babylon, Marduk. Dieser, einer der jüngsten Götter, führt den Streit der Götter gegen die gemeinsame Urmutter Tiamat, die er besiegt und tötet. Ihren Leichnam spaltet er in zwei Teile, aus deren einem er das Himmelsdach und aus dem andern den Ozean um die Erde macht. Zum Lohn und Dank dafür wird Marduk von den andern Göttern zum obersten Gott und Herrn des Himmels und der Erde erhoben.

Wie verhält sich dazu nun der biblische Schöpfungsbericht? Gewiß, wir geben zu, daß Anklänge im biblischen Bericht und besonders in P. sich finden. Das Brüten des Geistes Gottes, das Wort tehom (= Tiamat), bohu (leer = baau, der phönizischen Urmutter) das Urmeer (1. Mos. 1, 2), das in zwei Hälften gespalten wird, sind deutliche Berührungspunkte mit der altorientalischen Mythologie. Dazu kommt, daß in Dichterworten des Alten Testaments die Idee eines Kampfes von Gott mit einem Ungeheuer durchschimmert, vgl. Jes. 51, 9; Hiob 9, 13; Ps. 89, 11. Jedoch sind diese Stellen eben Dichterworte und soviel ich sehen kann, nur „als poetischer Schmuck für den Preis der Schöpfermacht Jahves verwendet." Es liegt ihnen ebensowenig eine bewußte Anlehnung an den Mythus zu Grunde, wie man aus unserem Gesangbuch 108, 2 und 111, 8 einen Mythus konstruieren dürfte, daß Jesus mit einer Fahne in der Hand aufgestanden sei. Kindern und auch

der großen Masse des Volks ist die Anschaulichmachung eines Begriffs viel natürlicher als der trockene theoretische Begriff.

Soweit also unsere Untersuchung bisher gediehen ist, müssen wir sagen, daß der Schöpfungsbericht, soweit die wissenschaftliche Erkenntnis in Betracht kommt, von der orientalischen Weltanschauung abhängig ist, aber doch nicht so, daß man Babel das Original und die Bibel die Kopie sein läßt, und religiös nun erst gar nicht.

Die babylonischen Fragmente beginnen:

„Einst als droben der Himmel nicht benannt war,
drunten die Erde keinen Namen trug;
als noch Apsu, der uranfängliche, beider Erzeuger,
Mummu Tiamat, die beide gebar,
ihre Wasser in eins vermischten;
als von den Göttern noch kein einziger entstanden,
kein Name genannt und kein Schicksalslos bestimmt war . . .
da wurden die Götter geschaffen,
Luhmu und Lahamu entstanden u. s. w." (Oettli, l. c. S. 14.)

Also Babel beginnt mit einer Theogonie. Die Bibel dagegen weiß nichts von einer solchen. Darin finden wir grade den gewaltigen Unterschied und die religiöse Bedeutung des Schöpfungsberichts, daß er Gott weiß. Ein babylonischer, assyrischer, phönizischer oder ägyptischer Gelehrter könnte bestenfalls die Schöpfung anfangen zu berichten mit den Worten: Ehe Himmel und Erde entstanden, war das Chaos. Die Bibel dagegen hat als ihr erstes Wort: Gott. Wer das ganze wüst-grandios-phantastische babylonische Schöpfungsepos gelesen und darnach die Genesis vornimmt, dem muß zu Mut sein, als ob er aus dem tollen Hexenspuk einer gespenstischen Walpurgisnacht in das helle Sonnenlicht eines taufrischen Maienmorgens hineintritt.

Die zweite große religiöse Idee, die der Bibel durchaus originales Eigentum ist, ist der teleologische Charakter der Schöpfung. Ob der Mensch nun am Anfang oder Ende derselben steht, auf ihn hin wird alles zugerichtet. Daß der Mensch ein Gegenstand der göttlichen Fürsorge und Liebe ist, das findet sich in keinem anderen der alten Berichte. „Damit sie in schönen Tempeln wohnen könnten, erschufen die Götter die Menschen." (Jeremias, l. c. S. 30.)

Eine andere Frage ist nun, ob nicht, wie neuerdings auch einige Gelehrten behaupten, auch diese religiösen Ideen einen babylonischen Ursprung haben, also einer esoterischen Priestergeheimreligion der Babylonier entnommen sind. Besonders für den Monotheismus Israels ist diese Behauptung des öfteren aufgestellt. Aber mit Unrecht. Denn wir können nicht mit Bestimmtheit sagen, wie weit die Spuren dieser monotheistischen Priesterspekulation hinaufreichen und zum andern sind auch genug namhafte Gelehrte, die diese Spuren überhaupt bestreiten. Zum Begriff des Monotheismus gehört doch vor allem die Ausschließlichkeit, die Anerkennung und Verehrung nur eines einzigen Gottes. In den Keilschriften finden wir ja nun wohl je nach der Lokalität

einzelne Götter besonders hervorgehoben, und in jüngeren Schriften, die für Israels Entwicklung keine Bedeutung mehr haben, werden die einzelnen Götter „als Teilerscheinungen der einen göttlichen Macht betrachtet." Solche Anklänge kann man darum nur „als Henotheismus aussprechen" (vgl. Wilke: Die astralmythologische Weltanschauung und das Alte Testament in: Bibl. Zeit- und Streitfragen, 1907; Heft 10, Seite 28).

Auch in der midianitischen, d. h. südarabischen Gestirnreligion, wie in Aegypten sollen sich monotheistische Unterströmungen nachweisen lassen, und da Abram aus der alten Mondstadt Haran kam, Joseph mit dem Priester in On (Heliopolis = Sonnenstadt) (1. Mos. 41, 50), Mose aber mit dem Priester in Midian (2. Mos. 2, 21) in Verwandtschaft standen, so wären ja „religionsgeschichtliche" Verbindungslinien mit Israel nicht unmöglich.

Aber das Unterscheidende in Israels Monotheismus ist, daß wir auch nicht die leiseste Andeutung finden davon, daß man auf dem Wege des Nachdenkens oder der Spekulation zu dem Glauben an einen Gott gelangt ist. In Babylon hat man über göttliche Dinge mancherlei, Richtiges und Falsches, gedacht und ergrübelt, in Israel aber den wahren Gott gekannt und erlebt.

Werfen wir nunmehr die Frage auf, woher hat Israel die merkwürdige Kunde von Gott, diese Erkenntnis und dieses Erlebnis, so können wir jetzt die Antwort geben, die wir erst für die Beurkundung ablehnen mußten, nun aber für den Inhalt freudig annehmen, nämlich: Dies Wissen von Gott entfließt einer ganz einzigartigen Selbstbezeugung und Mitteilung des göttlichen Geistes an den Menschengeist, mit einem Worte: aus der göttlichen Offenbarung. Die Heilswahrheiten der Urgeschichte sind nicht menschliche Errungenschaften, sondern göttliche Gabe.

„Und gerade so weit, als die Wirkung des Offenbarungsgeistes auf Gestalt und Gehalt der Urgeschichte geht, so weit reicht auch ihre Autorität für uns." (Oettli, l. c. S. 17. N. B. Schon in der Vorlage gesperrt.)

Aber gehen wir weiter in der Urgeschichte. Es folgt die Geschichte vom Paradies und Sündenfall, in 1. Mos. 2, 4b—3, 24. Auch hier haben wir die Tatsache zu konstatieren, daß die Geschichte nicht ausschließlich israelitisch ist; denn man hat Paradiesmythen in Indien, Babel, Persien, Aegypten, Cypern, Griechenland und Rom. Es ist aber nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft absolut unmöglich, die Heimat dieser Geschichte mit Bestimmtheit anzugeben. Wenn also die „religionsgeschichtlichen" Babylomanen diese Geschichte als autochthon-babylonisch in Beschlag legen, so ist das eine Hypothese, die uns nur imponieren kann durch die Unbefangenheit, mit der sie aufgestellt wird, und den absoluten Mangel irgend eines Beweises für dieselbe.

Dagegen finden wir in der biblischen Erzählung vom Paradies ein

genuin-israelitisches Moment, zu dem schlechterdings keine Parallele sich nachweisen läßt (Sellin, l. c. S. 21 f.), nämlich den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Und dadurch wird wieder eine fundamentale religiöse Wahrheit ausgesprochen, nämlich der Verlust der Reinheit durch eigene Schuld.

Am engsten berührt sich die Bibel hier mit der persischen Sage, wonach Yima durch die Lüge, die er ausspricht, der Macht der Schlange Dahaka verfällt; während ganz abweichend in Babel erzählt wird, wie der Mensch die Möglichkeit der Unsterblichkeit verloren hat. Danach hat Adapa dem Südwind die Flügel zerbrochen und soll sich vor Anu verantworten. Dieser bietet ihm Speise und Lebenswasser an. Aber Adapa hat sich durch Eas Vorspiegelung, er würde Wasser des Todes erhalten, bewegen lassen, diese Gabe auszuschlagen. Also hier schuldloser Betrug des Menschen um sein höchstes Gut, in der Bibel aber sittliche Verschuldung. Ein persischer Einfluß auf Israel zur Zeit des Jahvisten ist aber unmöglich anzunehmen, da sich dieser in dem dazwischen gelegenen Babylon müßte nachweisen lassen. So brauchen wir nicht auf eine gemeinsame ältere Quelle zu schließen, sondern können hier von originalem israelitischen Geistesprodukt reden.

Es folgen dann in der Bibel die Urväter der Menschheit, die uns zweimal berichtet sind, von J. in 1. Mos. 4, 17 ff. und von P. in 1. Mos. 5, 1. Diese Listen korrespondieren mit einander. Doch ist die von J. nicht chronologisch, sondern dadurch, daß Kain zweimal als Name vorkommt, ist die Liste angeknüpft an Kain, den Sohn Adams, und folgen die ersten beiden Glieder am Schluß. Mit dieser Korrektur lauten die beiden Listen:

J.	P.
Seth.	Seth.
Enos.	Enos.
Kain.	Kenan.
Henoch.	Mahalaleel.
Irad.	Jared.
Mahujael.	Henoch.
Methusael.	Methusalah.
Lamech.	Lamech.
	Noah.

Diesen zehn Urvätern entsprechen zehn babylonische Urkönige und zwar so sehr, daß etliche als Uebersetzungen der babylonischen Namen bezeichnet werden müssen, nämlich:

Bibel.	**Babel** (nach Berosus).
Enosch (der Mensch).	Amelon (der Mensch).
Henoch (vertrauter Verkehr mit Gott).	Emmeduranki (ist in alle Geheimnisse des Himmels eingeweiht).
Methusael (Mann eines Gottes).	Amempsinos (Mann des Gottes Sin).

N. B. Für die Uebersetzung der Namen, biblischen sowohl wie babylonischen, ist nicht der Referent verantwortlich, sondern Prof. Sellin in Bibl. Zeit- und Streitfragen l. c. S. 23. Angenommen nun, die Uebersetzungen seien korrekt (da wir es ja nicht widerlegen können), so beweist das nur, daß hier wieder ein Stück uralten, gemeinsemitischen Kulturbesitzes zu Tage tritt. Auf die religiöse Wertung des Alten Testaments hat es jedoch keinen Einfluß, da in diesem Namen- und Zahlenregister keine religiöse Wahrheit ausgesprochen ist, die dadurch etwa als babylonisches Moment in der Dogmatik reklamiert werden könnte. Eine weitere starke Stütze für diese Behauptung finde ich auch in der Tatsache, daß der Negerstamm der Masai, der in einer Zeit, die selbst für Aegypten noch prähistorisch ist, aus Arabien wanderte und später durch das Erstarken Aegyptens ganz von der alten Heimat abgeschlossen wurde, diese zehn Urkönige hat. Mit Recht sagt Dr. Joh. Riem in „Die Sintflut", 1906. Hefte zu „Glauben und Wissen," Heft 9, „Unser Glaube an den Ursprung der Kultur im Euphratgebiet basiert vielleicht auf der Nichtexistenz, vielleicht aber auch auf unserer Nichtkenntnis einer älteren Kultur. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die sumerisch-babylonische Kultur nur ein Glied in der Kette des Kulturprozesses gewesen." (S. 33.)

Gehen wir nunmehr zur Sintflut über. Daß eine solche stattgefunden hat, ist zweifellos. Die naturwissenschaftliche Begründung dafür gibt Riem (l. c. S. 14—23) in sehr anschaulicher und überzeugender Weise. Es liegt also absolut kein Grund vor, die Sintflut als einen lokal-babylonischen Mythus anzusehen. Dem widerspricht allein schon die große Menge der Flutberichte. Prof. Andree zählt deren 85 auf (Die Flutsagen, Braunschweig 1891), von denen Riem allerdings nur 68 als original bestehen läßt, nämlich aus Asien 13, aus Europa 4, aus Afrika 5, aus Amerika 37, und aus dem Gebiete der Südsee 9. Wir dürfen also wohl, ohne unwissenschaftlich vorschnell zu sein, behaupten, daß eine Erinnerung an dies elementare Ereignis sich bei allen Völkern teils in mehr ursprünglicher Form, teils in dichterischer Ueberarbeitung findet. Zu den ersten zählen wir die Bibelberichte, zu den letzteren das Gilgamesch-Epos. Vorher aber wollen wir noch zwei Flutsagen berühren, die wir des Vergleiches halber benötigen, nämlich die der Litauer und die der Masai, eines Negerstammes.

Die litauische Sprache soll nach Ernst Krause (Tuiskoland, Glogau 1891) von allen europäischen Sprachen die am wenigsten entwickelte, d. h. dem alten Sanskrit noch am ähnlichsten sein. Der Flutbericht dieses Volksstammes wird also am Sichersten uns ein Bild geben von dem Vorstellungskreise der arisch-indogernanischen Völkerwelt; denn hat sich die äußere Schale, die Sprache, in so langer Zeit unberührt erhalten von allen Umwälzungen, die während einiger Jahrtausende durch Europa gingen, wie vielmehr wird es der innere Kern, die Gedankenwelt getan haben! Nach der litauischen Ueberlieferung also kam erst ein Regen, der

zwanzig Tage dauerte, dann eine ganze Weile die Flut auf der ganzen Erde. Der Abfluß wird durch starken Wind verursacht und zuletzt kommt als Tröster der Regenbogen. Die Neuschaffung des Menschengeschlechtes erfolgt wie in der Hellenischen Deukalion-Sage dadurch, daß die Geretteten über die Gebeine der Erde springen.

Die Masai weiter sind, wie schon erwähnt, zu einer Zeit, die selbst für das alte Kulturland Aegypten noch prähistorisch ist, aus ihrer ursprünglichen semitischen Heimat nach Mittelafrika gewandert und durch die Entfaltung Aegyptens gänzlich von der alten Heimat abgesperrt. Ihre Ueberlieferung ist daher die ursprünglichste und älteste, und eben gerade deshalb so interessant für uns, weil sie einen uralten und originalen Eindruck macht (vgl. M. Merker: Die Masai, Berlin 1904). Der Bericht der Masai lautet nun in seinen Grundzügen ungefähr so: Jumbainot, der letzte der zehn Urväter (vgl. oben S. 96) baut sich auf den Befehl Gottes eine Hütte aus Holz, in der er mit noch 14 Personen, vielen Tieren und Lebensmitteln seinen Aufenthalt nimmt. Nun kommt ein langer und heftiger Regen mit großer Ueberschwemmung, in der alles, was nicht in der schwimmenden Hütte ist, ertrinkt. Dann kommt parallel mit der Bibel das Aussenden der Vögel, erst einer Taube, die ermüdet zurückkehrt, weil sie keinen Ruhepunkt gefunden. Darauf wird ein Aasgeier ausgesandt, an dessen Schwanzfedern ein Pfeil so angebunden ist, daß er beim Niedersetzen sich festhaken muß. Am Abend kommt der Geier ohne Pfeil und Schwanzfeder heim. Zum Schluß auch hier der Regenbogen, nur mit dem besonderen Zug, daß in jeder Himmelsrichtung einer steht.

Kommen wir nun zu dem babylonischen Flutbericht, wie er uns im Gilgamesch-Epos erhalten ist. Als Vorbemerkung will ich nur erst konstatieren, daß von zwei Literaturstücken das der Jahreszahl nach ältere durchaus nicht auch dem Inhalt nach älter, d. h. originaler zu sein braucht. Ich erinnere an die beiden erwähnten Flutberichte. Sie zeigen, wie ein Bericht, der Fürsorge der Priester und der Ueberlieferung am Herdfeuer anvertraut, durch Jahrtausende seine Urform behält. Kommt aber ein Dichter wie der des Gilgameschstoffes über eine solche Ueberlieferung, so wandelt sie sich ihm unter den Händen zum Kunstprodukte. Es ist also absolut unberechtigte Willkür anzunehmen, daß der babylonische Bericht jedesmal die ältere Vorlage des biblischen sein müsse. Umgekehrt vielmehr: es kann der babylonische Bericht sehr wohl viel jünger, d. h. sich von der ursprünglichen Tatsache viel weiter entfernend sein, als der entsprechende Bibelbericht. Geben wir eine gedrängte Uebersicht der babylonischen Tradition: Also eines Tages treibt die Götter ihr Herz eine Flut zu erregen. Weshalb? das sagt uns das Epos nicht. Einer der Götter, Ea, verrät seinem Liebling Ut-napischtim das Geheimnis, der sich nun ein Schiff baut. Die Sturmflut kommt und rast sechs Tage, so daß selbst den Göttern angst und bange wird (cf. Goethes Zauberlehrling). Am siebenten Tag hört die Flut von selbst wieder auf. Die Tiere werden aus dem Schiff zur Probe

ausgesandt, nämlich Taube, Schwalbe und Rabe. Der gerettete Held opfert, und die Götter sammeln sich wie Fliegen um das Opfer. Dann folgt ein großer Zank zwischen den Göttern; endlich aber vertragen sie sich und nehmen den Flutheros samt seinem Weibe unter die Zahl der Götter auf.

Nehmen wir nun dazu die beiden ineinander gearbeiteten Bibelberichte (P. und J.) dazu, so finden wir in allen fünf als gemeinsamen Urbestand, daß die Flut durch Regen entstanden ist, ziemlich lange anhält, durch Ablaufen vergeht und den Regenbogen als ein Novum erwähnt. Dagegen das Trennende. Die litauische Sage läßt uns als Ursache der Flut schauen den Zorn des höchsten Gottes, daß lauter Krieg und Unrecht auf Erden ist; ebenso gibt der Bericht der Masai eine Mordtat als Grund des Zornes. Nichts ähnliches in Babylon. Wie niedrig, ja geradezu unsittlich ist doch die Auffassung der Götter. Gott Ea lügt, Heros Ut-napischtim lügt, die ganze Götterschar duckt sich wie die Hunde aus Angst und fallen nachher wie die Fliegen über das Opfer her, Ischtar flucht dem Bel, Bel schilt die anderen Götter, u. s. w. Man kann bei Vergleichung dieser beiden Berichte nicht von größerem oder geringerem religiösen Wert reden, sondern es sind einfach zwei inkommensurable Größen, wie man z. B. nicht den Nährwert eines Brotes mit einem Fensterglas vergleichen kann. In Babel finden wir nichts religiös Wertvolles. Der einzige gemütansprechende Zug im ganzen Gilgamesch-Epos, den die Bibel nicht hat, sind die Tränen des Helden über den Tod seiner Mitmenschen, den er doch selbst durch seine Lüge mitverschuldet hat. Im übrigen erinnert uns das Epos an ein Gemälde von Böcklin, voll grandioser, leuchtender Farben, aber in Zeichnung und Linienführung wunderlich und verkehrt.

Mag man in der Bibel in der äußeren Gestaltung Parallelen und Aehnlichkeiten mit Babel finden, so viel man will; das ist nicht die Hauptsache. Vielmehr darum handelt es sich, was für einen Eindruck auf den Leser der Bericht macht. Das Epos liest man und legt es dann fort, wie irgend ein ander Buch, ohne Ewigkeitsinhalt gefunden zu haben. Liest ein Mensch aber die Sintflut im Alten Testament, da spürt er den heiligen und gerechten, aber auch den liebenden und erbarmenden Gott. Nicht was der Flutbericht vielleicht irgendmal gewesen ist oder wem er vielleicht ähnlich sieht, nicht das macht ihn uns wertvoll, sondern das, was er ist und was er enthält, nämlich ein Zeugnis des Heiligen Geistes. Mit einem Wort also klar heraus gesagt: *Weil und insoweit der Sintflutbericht den Offenbarungsgeist Gottes atmet, darum hat er ein Heimatsrecht im Buche des Lebens.*

Und das gilt zusammenfassend auch für die ganze Urgeschichte: Nicht der geschriebene und gedruckte Buchstabe, nicht jedes Komma und jeder I-Punkt darin ist uns heilige Gottesoffenbarung, sondern der Geist Gottes, den wir darin spüren, der uns darin Lebensbrot bietet, der ist für uns Autorität und notwendig zum ewigen Leben.

Wenden wir uns zur Geschichtsschreibung des Alten Testaments. Wir werden uns zunächst mit zwei Richtungen auseinander zu setzen haben, der religionsgeschichtlichen im allgemeinen, und sodann der besonderen astralmythologisch-babylonischen.

Die Evolutionstheoretiker wollen uns beweisen, daß das Volk Israel kein einheitlicher Volksstamm sei, sondern daß in der Mitte des zweiten Jahrtausends sich im südlichen Kanaan um die uralte Kulturstätte Kadesch eine Anzahl von Nomaden- oder Beduinenstämmen vereinigten. Ihre Religion sei bis dahin das semitische Heidentum gewesen, wovon noch zahlreiche Rudera sich lange Zeit in der Jahvereligion erhielten, die auch in der Bibel ihre Spuren hinterließen, als Verehrung von Tieren, Bäumen, Quellen, Steinen, Sternen und Toten. Dort im Kadesch habe man nun von den Kenitern den Gewitter- und Berggott Jahve als Nationalgottheit übernommen und sich zu einer Eidgenossenschaft zusammengeschlossen. Diese Bundesgenossenschaft habe Kanaan erobert und sich dort zu einem Ackerbauvolk entwickelt. Bei dieser Eroberung nun habe Jahve von den verschiedenen lokalen Gottheiten, am meisten aber von Baal, manche Züge übernommen, so daß nur die Tätigkeit der späteren Propheten eine völlige Vermischung von Baal und Jahve verhindert habe. Die Geschichten der Erzväter nun gelten der religionsgeschichtlichen Schule als der Niederschlag der Erinnerung an die nomadische Urzeit. Die tatsächlichen Verhältnisse des Orients, wie wir sie aus den aufgefundenen Monumenten, dem Codex Hammurabi, der Tell Amarna-Literatur kennen, stürzen aber diese Hypothese gänzlich um. Abraham war kein Beduine und Nomade, und die Gegend von Hebron ebenso wenig zum Beduinenleben geeignet, wie heute eine Ranch in Texas oder Oklahoma. Die Hirten des Alten Testaments sind nicht Beduinen im modernen Sinne, sondern Herdenbesitzer mit ihren Unterhirten, die feste Weidegebiete besitzen, innerhalb derer nur durch die Not der Umstände, Futter- und Wassermangel, die Plätze gewechselt werden. (Schluß folgt.)

„Der religiöse Wille."

Von Prof. W. Baur.

II.

Im zweiten Teil seines trefflichen Buches über den religiösen Willen behandelt Pfennigsdorf „die Bedingungen und Normen des religiösen Willens." Diese Abhandlung umfaßt beinahe ein Drittel des ganzen Buches und bildet eigentlich den Schlüssel desselben. Wir müssen uns auf das Wichtigste beschränken.

Zuerst verweist der Verfasser auf die Motivation des religiösen Willens, d. h. er bespricht die Antriebe, die Triebfedern unserer religiösen Willenstätigkeit. Es sind Vorstellungen und Gefühle. Mittelst eines Beispiels wird dies klar gemacht. „Meine Seele dürstet nach Gott" — so heißt es im 42. Psalm. Warum dürstet der Psalmist nach

Gott? Offenbar, weil ihm Gott und die Gemeinschaft mit ihm als etwas Erfreuendes und Erstrebenswertes vorschwebt. Hier also zeigt sich uns ein vorgestelltes Lustbringendes, allgemein ausgedrückt. Dazu kommt aber und muß noch kommen, wenn der Wille merklich angetrieben werden soll, das Gefühl der Unlust an der tatsächlichen Lage, in der der Psalmist sich findet. Er stellt sich beides vor: die Süßigkeit der Gemeinschaft mit Gott und die Bitterkeit ihrer Entbehrung; diese erfährt er tatsächlich und strebt daher nach jener. Das Motiv religiösen Strebens oder Widerstrebens ist also der praktische Gegensatz von wirklicher religiöser Unlust (beziehungsweise Lust) und vorgestelltem Lustbringendem (Unlustbringendem).

Dem Gefühl ist damit eine bedeutende Rolle zugewiesen, vielleicht eine gefährliche. „Bei dieser Verknüpfung des religiösen Strebens mit dem Gefühl der Lust und Unlust scheint eine naturalistische Auffassung der Religion unvermeidlich zu sein." Aber die religiösen Gefühle sind ja keine sinnlichen, sondern personale Gefühle; das Ehrgefühl, oder das Schamgefühl, das Gefühl der Furcht vor Gott oder des Dankes ihm gegenüber, alle diese und andere Persongefühle stehen auf einer höheren Stufe, als die sinnlichen. Die sittlichen und die religiösen Gefühle sind von einzigartiger Würde. „Mit der Freude an der guten Tat vermag sich keine sinnliche Freude zu messen." Insbesondere bezeichnet das religiöse Gefühl „den Wert oder Unwert der Gesamtpersönlichkeit, und zwar in ihrer Lebensbeziehung zu Gott."

Insofern darf man schon sagen, daß auch in der Religion das Gefühl der „ausschlaggebende Wertmesser" ist. Die religiösen Gefühle bezeugen es, daß „die Religion einem wirklichen Bedürfnis der Menschenseele entspricht." Wenn wir auf religiösem Boden, wie auch auf anderem, etwas erstreben, dann geschieht es darum, weil es von uns als wertvoll vorgestellt ist.

Nachdem der Verfasser dann von der Mannigfaltigkeit der Motive und dem Wandel derselben gesprochen, behandelt er das ursächliche Verhältnis von Motiv und Wille im religiösen Willensakte.

Es fragt sich da zunächst ganz allgemein: ruft das Motiv den Willen mit Notwendigkeit hervor? Müßte man diese Frage bejahen, dann läge ein kausaler Zwang vor. Der ist aber gerade dem Willen gegenüber abzulehnen. „Das Hungergefühl und das Nahrungsbedürfnis sind nicht die Ursache unseres Entschlusses (nämlich zu essen. Anmerkung des Referenten), sondern nur seine Veranlassung." Daß wir nicht unter allen Umständen selbst kräftigen Motiven folgen müssen, lehrt die Erfahrung. Der Determinismus hat Recht, sofern sämtliche Seelentätigkeiten im Zusammenhange mit einander stehen und insofern kein Akt meines inneren Lebens in der Luft hängt; aber der Indeterminismus behauptet mit demselben Rechte die Freiheit vom Motivzwang. „Auch wenn wir alle Gründe unseres Entschlusses deutlich überschauen und uns bewußt sind, 'daß wir gar nicht anders handeln können,' auch dann haben wir keineswegs das Gefühl, unter dem Zwange einer eher-

nen Notwendigkeit zu handeln." Im Gegenteil, das Freiheitsbewußtsein wächst mit der Einsicht in die Gründe unseres Wollens. Mangelnde Einsicht in die Motive unseres Wollens ist nicht der Grund unseres Freiheitsbewußtseins. „Der Fehler des Determinismus liegt darin, daß er zwischen dem Was und Daß des Wollens nicht unterscheidet. Was wir wollen, ist freilich immer von der Veranlagung, dem Charakter und den jeweiligen Lebensumständen abhängig. Daß wir aber unter den verschiedenen Wollensmöglichkeiten gerade diese bestimmte wirklich wählen, das liegt weder in der äußeren Veranlassung noch in der jeweiligen inneren Verfassung allein begründet, sondern hat seinen letzten Grund in der Selbstentscheidung des Subjekts."

Wenn das Motiv mich wirklich zum Wollen antreiben soll, dann muß ich das Motiv selber wollen; andernfalls folge ich eben dem Motiv einfach nicht und es kommt nicht zu dem vom Motiv zu veranlassenden Wollen. Die „Eigenursächlichkeit" macht sich dem Motiv gegenüber geltend. Die besten Motive werden unwirksam bleiben, wenn sich der Wille nicht mit ihnen verbündet.

„Wie ist nun diese allgemeine psychologische Tatsache der Freiheit des Willens vom Motivzwang mit der Tatsache des religiösen Wollens vereinbar?" Wir verstehen, wie bedeutsam diese Frage ist, wenn wir bedenken, daß nur das Wollen ein eigentlich religiöses ist „bei dem sich der Mensch von dem göttlichen Willen so bestimmt weiß, daß er nur will, weil Gott will, und daß er nur will, was Gott will." Kann da noch von Freiheit des Willens die Rede sein? An dem Beispiele Christi wird gezeigt, wie das religiöse Wollen gerade auf der Höhe seiner Vollendung von dem Bewußtsein völliger Abhängigkeit von dem göttlichen Willen begleitet ist. „Die religiösen Charaktere aller Zeiten sind in der Ueberzeugung einig, daß Gott es war, der in ihnen wirkte, beides, das Wollen und das Vollbringen." Aber dies darf man nicht im Sinne eines absoluten psychologischen Determinismus verstehen. Denn sonst wäre das zum Ausdruck kommende Verhältnis nicht ein sittliches, sondern ein naturhaftes. Das Gefühl der religiösen Verantwortung würde damit hinfallen. Es handelt sich beim religiösen „Muß" nicht um Naturzwang, sondern um Normzwang und beides darf man nicht mit einander verwechseln. Und dieser Normzwang „herrscht überall da, wo wir uns genötigt sehen, nach Maßstäben oder Normen zu wirken, die uns nicht von außen geboten werden, sondern in unserem Wollen und Wirken selbst zum Bewußtsein kommen." Solch einem Normzwang unterliegt z. B. auch unser Denken. Die Normen des Denkens sind unmittelbar mit unserem Bewußtsein gegeben. Aber sie wirken nicht mit Naturnotwendigkeit, denn sonst könnte kein Mensch unlogisch denken. Habe ich aber diese Normen erkannt und folge ich ihrem Zwange, dann bin ich in meinem Denken nicht unfrei, sondern erst recht frei.

Ferner: „Die Nötigung logisch wissenschaftlich zu denken und ästhetisch richtig zu handeln gilt unter allen Umständen auf wissen-

schaftlichem, beziehungsweise ästhetischem Gebiete. Aber ich kann und muß mich ihr entziehen, wenn ethische und religiöse Pflichten nach anderer Seite rufen." Die ethischen und religiösen Normen machen sich eben mit dem Anspruch eines unbedingten Sollens geltend. Dabei besteht dann zwischen beiden der Unterschied: „Die Nötigung des sittlichen Soll ist gesetzlicher Art." Man soll das Gute rein um seiner selbst willen tun. Dagegen kommt uns das Soll des religiösen Normbewußtseins nicht als ein abstraktes Gesetz zum Bewußtsein, sondern vielmehr als der lebendige Wille eines persönlichen Gottes, der sich uns mitteilt, um mit uns Gemeinschaft zu haben. Daraus folgt, daß der Zwang, den die religiösen Normen ausüben, stärker als der aller andern ist. Aber es ist kein kausaler Zwang.

Diese religiösen Willensnormen, die mit unserem geistigen Wesen selbst gesetzt sind, wenn sie uns auch nicht oder nicht deutlich ins Bewußtsein treten, werden nun aufgezählt. Sie zerfallen in zwei Abteilungen: Die religiösen Normen des analytischen und die des synthetischen Vorziehens. Zur Erklärung: „Analytisches Vorziehen findet immer nur da statt, wo Werte, beziehungsweise Unwerte derselben Art einander vorgezogen werden." Stehen aber Werte zum Vergleiche, die nichts mit einander gemein haben, dann „sind wir mit dem analytischen Vorziehen am Ende;" dann handelt es sich um das synthetische Vorziehen. Das ganze wird uns vielleicht klarer, wenn wir nun die verschiedenen Gesetze und zwar zunächst die des analytischen Vorziehens aufzählen: 1. Religiöser Wert ist religiösem Unwert vorzuziehen. 2. Mehr religiöser Wert ist weniger religiösem Wert vorzuziehen. 3. Das Sein von religiösem Wert ist dem Nichtsein desselben vorzuziehen.

ad 1: Vertrauen auf Gott ist Mißtrauen oder Zweifel vorzuziehen, ebenso dem Murren die Ergebung, der Trägheit die Tätigkeit u. s. w.

ad 2: Festes oder völliges Vertrauen auf Gott ist minder festem oder schwankendem vorzuziehen; brünstige Liebe der geringeren, starke Hoffnung der schwächeren u. s. w.

ad 3: Wirklicher religiöser Wert — und wäre es der geringste — ist bloß gedachtem religiösen Wert — und wäre es der höchste — unbedingt vorzuziehen. Man denke an das Sprichwort: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Der Normgedanke ist hier dieser: „Die Verwirklichung religiösen Wertes ist der bloßen Vorstellung unbedingt vorzuziehen."

Zu diesen Normen des analytischen Vorziehens treten nun die des synthetischen. Sie besagen: 1. Religiöser Personenwert ist religiösem Zustandswert vorzuziehen. 2. Religiöser Fremdwert ist religiösem Personenwert vorzuziehen. 3. Das Wollen von religiösem Wert ist dem Wollen von jedem andern Wert vorzuziehen.

ad 1. Religiöse Personenwerte sind z. B. der Glaube an Gott, die Liebe, die Heiligkeit. Diese Werte sind „dauernde Eigenschaften unseres Ichs. Sie treffen den Kern unseres inneren Wesens." Religiöse

Zustandswerte sind nichts anderes als Gefühle z. B. das Gefühl der Seligkeit, der religiösen Freude, der Lust. Die Personenwerte sind von solchen Gefühlen begleitet, aber nicht mit ihnen zu identifizieren. Diese wechseln, jene bleiben. Die Personwerte sind in unserem Geistwesen verankert, die Zustandswerte sind teilweise „von der nervösen Organisation des Individuums" abhängig. Warum sind nun jene — die Personwerte — diesen — den Zustandswerten — vorzuziehen, oder besser gesagt, warum ziehen wir jene diesen vor? „In den Werten selbst kann der Grund nicht liegen." Ja, wenn wir beide mit einander vergleichen, dann mag gegebenen Falles der Zustandswert uns viel deutlicher zum Bewußtsein kommen, als der Personwert. „Das Lustgefühl der Seligkeit in Gott kann den ganzen Menschen durchglühen, während der Gedanke an den Personwert ganz zurücktritt." Der Zustandswert, obgleich er seiner Natur nach flüchtiger ist, als der Personwert, scheint uns meist viel realer zu sein. Wenn wir doch dem Personwert den Vorzug geben, so kommt dies daher, daß unser eigenstes Wollen uns dazu antreibt. „Wir wissen, daß das Wollen von Personwert höher steht als das Begehren nach Lust, und wäre sie auch die feinste und reinste." Wenn zwei religiöse Werte mit einander streiten, dann weist uns nicht das Gefühl den rechten Weg, auch nicht der Intellekt, sondern das synthetische Vorziehen, die apriorische Willensanlage. Aus unserem eigenen tiefsten Innern, aus unserem Willen selbst muß die Entscheidung kommen. Streitet daher religiöser Zustandswert mit religiösem Personwert, so nötigt uns die Willensnorm, daß wir uns für diesen entscheiden. Denn „religiöser Wille, der Zustandswert aufgibt, um Personwert zu gewinnen, ist wert zu achten." Wer auf einer niederen Stufe religiösen Lebens steht, mag sich anders entscheiden, aber je geistiger die Religion, desto sicherer folgt jene normgemäße Entscheidung.

ad 2. Der höchste religiöse Fremdwert ist Gott, dazu tritt dann noch der des Reiches Gottes. Hier zeigt sich der Normzwang ganz deutlich, und zwar im Unterschied von dem Motivzwang. Warum sollen wir denn über uns hinausstreben? Unsere Selbstsucht hält uns doch bei uns selbst fest — ja, aber dieser Motivzwang muß der Nötigung der Norm weichen und weicht ihr überall, wo wahrhaft religiöses Leben ist. „Unselbstisches Wollen ist höher zu halten als selbstisches." Es gilt darum die Regel: „Religiöses Wollen, das auf Personwert verzichtet, um Fremdwert zu gewinnen, ist wert zu achten." Hier meldet sich natürlich der Einwand: soll ich denn z. B. auf den Glauben (d. h. Personwert) verzichten, um Gott (d. h. Fremdwert) zu gewinnen? „Sind nicht religiöse Personwerte wie Gottvertrauen, Geduld, Demut, Heiligung des Lebens u. s. w. unter allen Umständen von bleibender Bedeutung? Gewiß! Es handelt sich auch nicht darum, diese Werte zugunsten der Fremdwerte geringe zu achten oder zu übersehen. Die Personwerte bleiben, was sie sind. Nur das Wollen dieser Werte erhält eine Einschränkung." Die Einschränkung besteht darin, daß das religiöse Streben, wo es aufrichtig ist, nicht auf den Erwerb einzelner religiöser

Personwerte, sondern auf Gott selbst geht. „Die Ueberzeugung erwächst, daß mit der Erlangung jenes Einen alles erlangt, mit der Drangabe der ganzen Person alles gewonnen ist." Die Norm: Religiöser Fremdwert ist religiösem Personwert vorzuziehen, hält uns davon ab, religiöse „Innen- oder Selbstkultur" zu pflegen.

ad 3. Unter dem Ausdruck: religiöser Wert ist hier ganz allgemein alles zu verstehen, was unserem Verhältnis zu Gott förderlich ist. Die anderen Werte, von denen neben dem religiösen hier die Rede ist, sind alle, die „außerhalb der Religion möglich sind und erstrebt werden können." Auch die höheren Werte des geistigen Lebens, die wissenschaftlichen, kulturellen u. s. w., gehören dazu. „Sind die beiden erstgenannten Normgesetze für die innere Entwicklung des religiösen Lebens von großer Bedeutung, so dieses dritte für die Behauptung der Eigenart und Selbständigkeit der Religion gegenüber dem Geistes- und Kulturleben der Zeit." Diese dritte Willensnorm begreift nun folgende Spezialfälle unter sich: a Das Wollen von religiösem Wert ist dem Wollen von materiellem Genußwert vorzuziehen. b Das Wollen von religiösem Wert ist dem Streben nach logischem oder Erkenntniswert vorzuziehen. c Das Wollen von religiösem Wert ist dem Wollen von ästhetischem Wert vorzuziehen. d Das Wollen von (sittlich-) religiösem Wert ist dem Wollen von sittlichem Wert vorzuziehen.

Dies alles wird eingehend erörtert und, wie es dem Referenten scheint, auch bewiesen. Dann folgen mehrere Abschnitte, von denen nur die Ueberschriften folgen sollen — nicht weil sie nichts der Mitteilung wertes enthalten, sondern weil der Referent zum Ende eilen muß; also: Die Bedeutung der religiösen Norm für die Entwicklung des religiösen Lebens; Das Wirken des religiösen Wollens auf Gefühl, Erkennen und fremdes Seelenleben; Der Primat des religiösen Wollens. Den Beschluß macht ein Anhang über das „Andersgekonnthaben", die Reue und den Glauben.

Das Weinverbot und die Kreuzigung Christi im Koran.

Nachfolgenden, höchst interessanten Artikel entnehmen wir der „Reformation" redigiert von Pastor E. Burke, Berlin. Das Blatt erscheint wöchentlich in Heften und kostet (in Deutschland) bei direkter Zusendung vom Verlag 2.80 Mark vierteljährlich. Es dient den positiv gläubigen Kreisen der evangelischen Kirche und Gemeinde und nimmt auch anderen Denominationen gegenüber eine weitherzige Stellung ein.

Erst seit einigen Monaten halte ich mich in Deutschland auf, doch habe ich schon Gelegenheit gehabt, mich mit verschiedenen Männern der Wissenschaft, besonders Theologen, über den Islam zu unterhalten. Dabei überraschte es mich, zu sehen, wieviel falsche Ansichten über den Islam allgemein verbreitet sind. Man hat ihn zu erforschen gesucht und viel über ihn geschrieben, dabei sich aber anscheinend stark von dem

an sich ja schönen Bemühen leiten lassen, von seinen Mitmenschen immer das Beste zu denken. Indem man besonders die guten Seiten des Islams aufsuchte und betonte, entwarf man tatsächlich ein ganz falsches, idealisiertes Bild von ihm. Besonders das Alkoholverbot des Islams hat ihm viel Sympathie in christlichen Kreisen gewonnen. Aber gerade hier muß das Urteil der Christen ins Gegenteil umschlagen, wenn wir die Motive untersuchen, die Mohammed zu diesem Verbot veranlaßt haben.

In unserer Auffassung ist der Alkohol an sich gewiß nichts Schlechtes. Sicher ist durch ihn unendlich viel Leid über die Menschen gekommen. Im Grunde aber trägt er selbst, ein wesenloses Ding, doch nicht die Schuld daran, sondern der Mensch, der keine Selbstbeherrschung besitzt, der nicht aus Gottes Wort und Gottes Geist die Heiligungskräfte schöpft, um auch diese Gabe Gottes würdig zu gebrauchen. Die Mohammedaner sind wirklich im allgemeinen Abstinenzler; sie gehorchen ihrem Gesetz. Dadurch werden sie aber um kein Haar besser. Das Blut der Tausende von Christen, die in der Türkei niedergemetzelt wurden, haben Abstinenzler vergossen. Die Abstinenz an sich macht den Menschen nicht gut.

Der Koran selbst fordert auch gar keine volle Abstinenz. Mohammed hat sein Verbot nur gegen den aus Weintrauben gewonnenen Wein gerichtet. In der großen Dogmatik des Schäriat wird allerdings jeder Alkoholgenuß verboten. Das gilt aber für nicht so verbindlich. Das Verbot des Weintrinkens jedoch hat Mohammed wiederholt in solcher Schärfe ausgesprochen, daß es zu einem der wesentlichsten Bestandteile des mohammedanischen Glaubens in allen Ländern geworden ist. Das Weintrinken gehört zu den schwersten Sünden. Es ist ebenso schlimm wie Götzendienst oder die Ermordung eines Gläubigen und weit schlimmer als die Ermordung eines Ungläubigen. Allerdings tranken die Mohammedaner zu Mohammeds Zeiten und vielleicht auch er selbst längere Zeit Wein, und auf diesen Entschluß ist Mohammed erst dann gekommen, als er entschieden Stellung gegen Juden und Christen nahm. Jedoch hat er die Ursache seines Entschlusses niemals klar ausgesprochen. Es gibt ein Hädiß (d. i. Tradition), die berichtet, daß die Moslemin in der Trunkenheit den Koran mit falscher Betonung gelesen haben, und daß dieser Umstand das Verbot veranlaßte. Wenn es aber so wäre, so hätte Mohammed die Trunksucht und nicht den Wein an und für sich verboten oder bestimmt, daß man beim Koranlesen keinen Wein trinken dürfe. Um den Wein unbedingt für alle Zeiten aus der Gemeinde seiner Gläubigen zu verbannen, hat Mohammed in kluger Berechnung nicht nur das Gewissen durch das Verbot gebunden, sondern zugleich auch dem Gefühl den Wein zum Ekel gemacht. Der Koran sagt Sure 5 Vers 92: „Wein, Spiel, Bilderdienst — sind Greuel oder unrein und ein Werk des Teufels."

Bei der Deutung des hier gebrauchten Ausdruckes „Werk des Teufels" wurden die Koranerklärer stutzig. Der Teufel, meinten sie, könne

doch nicht den Wein geschaffen haben; Gott ließe doch die Traube reifen. Wie aber kann der Koran, was von Gott geschaffen ist, „unrein" und „Teufelswerk" nennen? Der Ausdruck muß hier eine ganz besondere Bedeutung haben. Und wirklich, sie fanden dieselbe: der Teufel verdirbt den Wein durch seinen Urin. So ist der Wein für den Mohammedaner das unreinste und abscheulichste Ding auf der Welt geworden. Ein Kleidungsstück, auf das ein Tropfen Wein fällt, ist auf immer unrein. Kein Wasser kann den Flecken auswaschen, man muß es fortwerfen. Fällt ein Tropfen auf die Diele, so kann in dem Haus nie mehr ein Gebet verrichtet werden. Eine Menge von Hädiß, Erzählungen von Mohammed und den ersten vier Kalifen, führen das Verbot noch weiter aus. Ali, der vierte Kalif, sagt: Wenn ein Tropfen Wein in einen Brunnen fällt, wenn dann dieser Brunnen austrocknet, man ihn mit Erde füllt, einen Baum darauf pflanzt und dieser Baum nach vielen Jahren Früchte bringt, so ist es sehr bedenklich, von diesen Früchten zu essen. Durch eine Menge solcher Traditionen wird schon dem Kindesgemüt der Ekel vor dem Wein tief eingeimpft, und das ganze Volk mit einem fast unüberwindlichen Abscheu gegen ihn erfüllt.

Mit Recht fragen wir uns: was hat Mohammed, der doch sonst den menschlichen Taten so weit entgegenkommt, hier zu einem so schroffen Verbot bestimmt? Ich meine, wenn wir von einem anderen Punkte, der Stellung des Korans zu Jesus, ausgehen, werden wir Licht über diese Frage erhalten. Jesus ist im Koran der letzte der großen Propheten vor Mohammed. Als das Wort Gottes und der Geist Gottes wird er hoch gepriesen. Keiner war so rein und sündlos wie er. Kein Prophet vermochte so große Taten wie er zu verrichten. Der Koran erzählt von ihm noch viel mehr Wunder, als unsere Evangelien. Schon in der Wiege soll Jesus gepredigt und als Kind Vögel, die er aus Lehm geformt hatte, belebt und fliegen gelassen haben. Unbedenklich hat Mohammed das Leben Jesu aus den kanonischen und apokryphischen Evangelien übernommen, aber zwei Punkte hat er auf das entschiedenste zurückgewiesen: die Gottessohnschaft und den Kreuzestod Jesu, und damit eine unüberbrückbare Kluft zwischen seinem Glauben und dem Christentum befestigt. Die Kreuzigung Jesu, so sagt der Koran, ist eine dreiste Lüge der Juden und Christen. Jesus ist gar nicht gekreuzigt worden, ja nicht einmal gestorben. Gott hat ihn lebend in den Himmel aufgenommen. Anstatt seiner haben die Juden einen Menschen, der ihm ähnlich sah, gekreuzigt — Judas.

Für einen christlichen Missionar ist es deshalb sehr schwer, auf die Mohammedaner Eindruck zu machen. Er behauptet, Jesus sei Gottes Sohn gewesen, und damit ist er für sie von vornherein als Gotteslästerer abgetan. Im besten Fall schüttelt man den Kopf und sagt: Es ist doch merkwürdig, daß dieser Gotteslästerer soviel Gutes tut. Gelingt es dem Missionar aber doch, einen Mohammedaner zu überzeugen und für das Christentum zu gewinnen, dann — und das haben wir zu unserem Schmerz öfters erleben müssen — dann kann es kommen, daß

ein mohammedanischer Theologe durch eine einstündige Besprechung die Arbeit von Jahren zerstört und den bekehrten Mohammedaner wieder zum Islam zurückzieht. Wie konnte er das fertig bringen? O, ganz einfach! Er hat den Mann beiseite genommen und ihm gesagt: „Wie kannst du nur eine so törichte Religion wie das Christentum annehmen! Erstens ist Christus ja überhaupt nicht gekreuzigt worden, und zweitens wird ja in dieser Religion das schmutzigste, abscheulichste Ding als das heiligste Mittel gebraucht. Denn die Christen behaupten, daß Jesus den Wein genommen und gesagt habe: Trinket, das ist mein Blut. Wie konnte der Heilige Gottes etwas so Unreines sein Blut nennen und seinen Jüngern geben! Das ist aber die Grundlage der christlichen Religion, also ist sie selbst auch von Grund aus verwerflich." Wenn der Mohammedaner diese Worte von seinem Priester hört, dann ist die ganze Unterweisung des Missionars vergessen. Im entscheidenden Augenblick erweist sich das dunkle Gefühlsleben, der von Jugend auf eingeimpfte Abscheu gegen den Wein, stärker als die keimende christliche Erkenntnis.

Darum ist es ganz falsch, wenn die christlichen Missionare den Mohammedanern gegenüber als Abstinenzler auftreten, um sich ihre Sympathieen zu gewinnen. Das wird ihnen nur als Unaufrichtigkeit und Heuchelei ausgelegt. „Da seht ihr's ja!" sagen sie, „die Missionare wissen wohl, daß Mohammed der wahre Prophet und der Koran das heiligste Buch Gottes ist. Sie wissen, daß das Verbot des Weines und Alkohols ein richtiges Gottesverbot ist und müssen sich darum ihres Evangeliums schämen, in dem erzählt wird, daß Jesus den Wein getrunken, ja sogar beim Abendmahl benutzt habe. Sollen wir an ein Buch glauben, dessen sich die Christen selbst schämen?" Ja, die mohammedanische Presse erzählt ihren Gläubigen sogar, der Islam mache in Europa mächtige Fortschritte; es bilden sich dort große Vereine, die aus religiösen Motiven die Enthaltung von Alkohol fordern. Hätten sie schon *diese* Wahrheit des Islam erkannt, so würden sie sich gewiß bald ganz zu dem mohammedanischen Glauben bekennen.

Diese kurzen Zeilen möchten dem Leser nur an einem Beispiel zeigen, wie falsch die soviel verbreitete Vorstellung von dem weltfremden Grübler und aufrichtigen Wahrheitssucher Mohammed ist. Mit schlauer Berechnung, ja teuflischer Verschlagenheit hat er eine tiefe Kluft zwischen seiner Religion und dem Christentum aufgerissen. Für den Kernpunkt der christlichen Lehre hielt er mit Recht den Glauben an den Sohn Gottes, der für unsere Sünden am Kreuz gestorben ist. Und die Verkörperung und wichtigste Lebensäußerung zugleich dieses Glaubens erblickte er in dem heiligen Abepndmahl. Darum verdoppelte er ruhig die Zahl der Wunder Jesu, aber leugnete seine Gottessohnschaft und seine Kreuzigung, und darum hat er vor allem seinen Gläubigen den Wein zum größten Abscheu gemacht.

Johannes Awetaranian.

Die biblische Chronologie nach Flavius Josefus und das Todesjahr Jesu.

Aus Richters (astronomischem) Kalender für Riga aufs Jahr 1911.

Nachfolgende Rezension erschien in Richters (astronomischem) Kalender für Riga aufs Jahr 1911. Wir teilen dieselbe mit und erinnern zugleich an die im Juliheft unter Literatur erschienene Anzeige eines (im nachfolgenden Aufsatz erwähnten) Buches von Dr. Friedrich Westberg: „Zur Neutestamentlichen Chronologie." Die Berechnungen Herrn Westbergs nachzuprüfen ist natürlich nur Sache von Spezialisten in diesem Fache. Wir andern können einstweilen nur vertrauensvoll und dankbar davon Notiz nehmen.

Unter obigem Titel ist zu Ende des Jahres 1909 bei A. Deichert in Leipzig fast gleichzeitig mit unserm vorigen Kalender ein Buch erschienen, das den Oberlehrer an der Rigaer Stadt-Realschule, Friedrich Westberg zum Verfasser hat, der sich schon früher durch einige geistreiche chronologische Untersuchungen vorteilhaft bekannt gemacht hat. Da in seiner Vorrede des Kalendermachers Name als der von Westbergs Mitarbeiter genannt ist, so seien an dieser Stelle vor Besprechung der Schrift diesem Umstande einige Worte gewidmet.

Wenn Westberg mich seinen Mitarbeiter an diesem nicht bloß Sattelfestigkeit im Kalenderwesen, sondern auch große Schulung und Beschlagenheit in der Geschichtwissenschaft, nicht minder eine hervorragende kritische Veranlagung erfordernden Werke nennt, so darf das nicht mißverstanden werden. Denn mein Fach ist nur das der Kalenderei, verbunden mit ein wenig Astronomie. Darin habe ich dem Verfasser gedient wie ich nur konnte. Ich habe ihm aus Freundschaft für seine sympathische Persönlichkeit ohne jegliches Entgelt viele Monate hindurch seine mir auf kleinen Papierzetteln gestellten Fragen ebenso beantwortet, ohne daß ich so recht kennen lernte, worauf er hinaus ging, oder wie der Gang seiner Schlüsse wäre. Erst als ich von Westberg die Bürstenabzüge seiner Schrift, für deren Korrektur ich mich ihm zur Hilfe angeboten hatte, erhielt, ist mir zu meinem Erstaunen klar geworden, zu welchen wichtigen Schlüssen der Verfasser meine trockenen und mageren Mitteilungen und Rechnungen ausgewertet hatte. Unsere Leser mögen selber urteilen:

Sein Hauptaugenmerk richtet Westberg auf die Klarlegung des Umstandes, nach was für einem Kalender wohl die Juden zur Zeit Jesu datiert hätten. Dabei verfährt er ganz eigenartig: er sammelt aus Flavius Josefus, Dio Cassius, Strabo, der Bibel und dem jüdischen Kalender Datierungen, die sich auf die gleichen Ereignisse beziehen. Auf diese Weise erhält er eine Reihe von interessanten und lehrreichen chronologischen Gleichsetzungen, die das überraschende Ergebnis liefern, daß der konstante oder sogenannte reformierte jüdische Kalender, der noch heutzutage bei den Juden gebräuchlich ist, oder ein demselben völ-

lig gleichwertiger Kalender ins Zeitalter Jesu hinaufreiche, während man bisher geglaubt hatte (Richters Kalender 1902, Seite 147 rechts), er sei erst etwa 344 nach Christo eingeführt worden. Mit dieser Erkenntnis, meint Westberg, ist zugleich das rätselhafte Datum des Todes Jesu gefunden, weil es mit Hilfe des konstanten jüdischen Kalenders (der unserm Kalendermacher in seinen Veröffentlichungen in den Kalendern der Jahre 1908 und 1909 in voller und unbeschränkter Ausdehnung von der Weltschöpfungs-Epoche an vor Augen lag) eine Kleinigkeit war, das Todesdatum Jesu festzustellen unter Zugrundelegung folgender Annahmen: Jesu Tod fällt auf einen Freitag, und zwar auf einen 14. Nisan in dem Zeitraume von 27 bis 35, zur Zeit der Amtspflege des Pontius Pilatus. Rechneten die Juden damals wirklich schon nach ihrem jetzigen Kalender, so ergibt sich dann mit mathematischer Sicherheit der 3. April 33 als unter obigen Voraussetzungen einzig möglicher Tag für die Kreuzigung, denn nur im Jahre 33 trifft der 14. Nisan auf einen Freitag. Wie schon im Jahrgange 1902, Seite 128 bemerkt, kann der 15. Nisan nach dem reformierten Kalender nie auf einen Freitag fallen. So wäre das Rätsel gelöst. In Anbetracht der großen Bedeutung dieses Ergebnisses sei nun das von Westberg heran gezogene chronologische Material ein wenig ins Auge gefaßt.

Die Eroberung Jerusalems durch Herodes im Jahre 37 vor Christo verlegt Josefus Ant. 14. K. 16, 4 auf den Versöhnungstag, das ist auf den 10. Tischri, während Dio Cassius 49, K. 22 dasselbe Ereignis an einem Kronostage, d. h. Sonnabende erfolgen läßt. Nach dem konstanten jüdischen Kalender trifft tatsächlich im Jahre 37 vor Christo der 10. Tischri auf Sonnabend, den 5. Oktober.

Nach gewöhnlicher Annahme ist das Jahr 63 vor Christo das Jahr der Erstürmung Jerusalems durch Pompejus. Doch vereinzelt ist das Jahr 64, selbst 65 dafür vorgeschlagen worden. Josefus Ant. 14, K. 4, 3 setzt einerseits diese Begebenheit ins Konsulatjahr des Cicero, also 63 vor Christo, andererseits sagt er Ant. 14, K. 16, 4 klar und bündig, daß Pompejus die Stadt eroberte 27 Jahre vor der Einnahme Jerusalems durch Herodes, also 27 Jahre vor 37 vor Christo, und zwar, wie er ausdrücklich hervorhebt, an d e m s e l b e n Tage; und in Ant. 14, K. 4, 3 läßt er die Einnahme Jerusalems durch Pompejus am Versöhnungstage geschehen, welche Nachricht auf Strabo 16, K. 2, 40 zurückgeht. Das führt auf den 10. Tischri im Jahre 64 vor Christo. Für den Wochentag gibt Dio Cassius 37, K. 16 wiederum einen Kronostag an. Da im Jahre 64 vor Christo der 10. Tischri nach dem reformierten Kalender wirklich auf Sonnabend, den 4. Oktober trifft, so steht das Jahr 64 als Jahr des Falles fest, um so mehr, als im Jahre 63 der 10. Tischri auf einen Mittwoch fiel, dies Jahr also vollkommen ausgeschlossen ist. Hinzu kommt, daß das Jahr 64 für die Eroberung Jerusalems in der Chronologie des Josefus verankert ist, wie der Verfasser auf Seite 2 nachweist. Wie er mir jüngst mitteilte, will er demnächst in einer neuen Abhandlung „Zur Neutestamentlichen Chrono-

logie" diesen Gegenstand wieder aufnehmen und zeigen, wie auch der ganze Zusammenhang der Erzählung sowohl in den Antiquitäten, wie auch in dem Bellum des Josefus zur Annahme des Jahres 64 dränge. So erhalten wir:

10. Tischri = Sonnabend, den 4. Oktober 64 vor Christo.

10. Tischri = Sonnabend, den 5. Oktober 37 vor Christo.

Schon 1880 wies Rieß in seinem Buche „Das Geburtsjahr Christi"," Seite 225 darauf hin, daß irgend ein beliebiges Mondalter nach 27 julischen Jahren stets wieder denselben Wochentag hat. Vielleicht kannte man bereits im Altertume dieses Gesetz, wodurch vielleicht die Erinnerung an die zwischen beiden Eroberungen liegenden 27 Jahre um so fester in den Köpfen der Beteiligten und ihrer Nachkommen haften geblieben ist.

Nebenbei gesagt fällt Jerusalem im Jahre 70 nach Christo am 8. Gorpiaios, wie Josefus Bell. 6, K. 8, 5 und K. 10, 1 berichtet. Der 8. Gorpiaios = 8. September war im Jahre 70 nach Christo ein Sonnabend, was mit der Notiz des Dio Cassius 66, K. 7 (Kronostag) übereinstimmt (Westbergs Bibl. Chron., Seite 5). Schlatter (Westbergs B. Ch., Seite 14) hat nachgewiesen, daß Josefus jedenfalls an einer Stelle einen Monat zu 31 Tagen voraussetzt. Solche Monate kommen weder im griechisch-makedonischen Mondkalender, noch in dem der Juden vor. Sie müssen also im späteren syrischen Kalender, der dem julischen völlig parallel lief, gemein sein.

Der große Judenaufstand wird nach gewöhnlicher Ansicht ins Jahr 66 nach Christo verlegt. Professor Bonwetsch hat bereits lange vor Westberg vermutet, es sei das Jahr 67. Westberg setzt ganz unabhängig von Bonwetsch auseinander, daß der Kontext der Erzählung bei Josefus auf das Jahr 67 hinziele, während seine sonstigen Angaben, daß der Krieg im 12. Jahre Neros ausgebrochen wäre, die Annahme des Jahres 66 nach Christo erfordere. Nun fiel aber im Aufstandsjahre (Bell. 2, K. 17, 6 verglichen mit K. 17, 7) das Fest der Xylofkorien, das man an einem Vollmondstage, dem 15. Ab begeht, auf den 14. Loos = 14. August. Das stimmt nur fürs Jahr 67 (nach dem reformierten Kalender), während sich im Jahre 66 Vollmond 10 Tage später ereignet, so daß das Jahr 66 auszuscheiden hat. Wenn aber der 15. Ab im Jahre 67 am 14. August war, dann muß der 15. Nisan nach dem konstanten Kalender auf dem 18. April liegen. Aus diesem Grunde hält Westberg die Angabe des Josefus (Bell. 6, K. 5, 3), wonach der 15. Nisan im Aufstandsjahre auf den 8. Xanthikus = 8. April fällt, für einen Schreibfehler und korrigiert 8 in 18. Im Jahre 66 fiel der 15. Nisan schon auf den 29. März.

Wir erhalten somit fernere zwei wertvolle Doppeldatierungen:

67 nach Christo { 15. Nisan = 18. April
15. Ab = 14. August

Wer die ungeheure Kompliziertheit des jüdischen Kalenders berücksichtigt, wird schwerlich zu behaupten wagen, obige vier chronologische

Gleichungen könnten auf einem zufälligen Zusammentreffen beruhen. Damit aber noch nicht genug: Westberg war so glücklich, noch andere Doppeldatierungen ausfindig zu machen.

Nach Jos. Bell. 5, K. 3, 1 fällt der 15. Nisan im Jahre 70 nach Christo auf den 14. Xanthikus = 14. April (Westbergs Chr., Seite 3). Das stimmt wiederum ganz auffallend nach dem konstanten Kalender. Wenn 70 nach Christo der 15. Nisan auf dem 14. April liegt, so müßte der 15 Ab in demselben Jahre mit dem 10. Loos = 10. August zusammen treffen, an dem der Tempel (Bell. 6. K. 4, 5) von Titus erstürmt worden ist (Westbergs Chr., Seite 6). Nun erschließt Westberg in origineller Weise aus zwei Stellen in Bell. 6, K. 4, 8 den 15 Ab als den Tag der Einäscherung des Tempels. So gelangt er zu folgenden Gleichsetzungen:

70 nach Christo { 15. Nisan = 14. April
15. Ab = 10. August

Doch weiter: Josefus Ant. 10, K. 8, 2 und Jeremias 52, 6, verglichen mit dem jüdischen Kalenderdatum, und Josefus 6, K. 4, 5 verglichen mit Jeremias 52, 12—13 (Westbergs Chr., Seite 17) ergeben fürs Jahr der Eroberung durch Nebukadnezar die Doppeldatierungen:

17. Tamus = 10. des 4. Monats = 10. Juli
10. Ab = 1. des 5. Monats = 1. August

Es ist verblüffend, daß diese Gleichsetzungen auf Grund des konstanten Kalenders das Jahr 590 nach Christo als Eroberungsjahr herausbringen, gerade dasjenige Jahr, das, wie Westberg ausführt, den Schlüssel abgiebt zur Enträtselung der ganzen, vielfach durch Kopisten und Ueberarbeiter entstellten Chronologie des Josefus. Ganz vereinzelt sind auch andere Forscher, wie z. B. Professor Raska, auf dieses Jahr 590 als das Jahr der Einnahme Jerusalems durch Nebukadnezar gekommen.

Zum Ueberflusse glaubt Westberg noch eine chronologische Gleichsetzung aufgespürt zu haben, daß nämlich 55 nach Christo der 15. Nisan auf einem Dienstage lag (Westbergs Chr., Seite 79). Wie er mir mitteilt, legt er auf diese Gleichsetzung besonderes Gewicht in seiner demnächst erscheinenden Abhandlung „Zur Neutestamentlichen Chronologie" im Abschnitte „Letzte Jerusalemreise des Paulus."

Ob obige stattliche Reihe von Doppeldatierungen der allerstrengsten Kritik der Historiker gerecht werden kann, wird man ja wohl bald erfahren, bisher ist von keiner entscheidenden Bekämpfung der Westbergschen Schlüsse zu hören gewesen — ein bloßer Kalendermann, wie der Herausgeber dieses Buches, muß es, solange es kein anderer mit triftigen Gründen entkräftet, durch Westberg für erwiesen halten, daß sich die Juden mindestens schon im Zeitalter Jesu des jetzigen konstanten Berechnungskalenders oder eines ihm völlig gleichwertigen bedienten. So billigt auch der Gymnasialdirektor Dr. Jos. Bach in Straßburg im Elsaß, ein hervorragender Sachverständiger im Kalenderwesen, speziell in dem der Juden, in einem Aufsatze: „Monatstag und Jahr des To-

des Christi" im Straßburger Diözesanblatte 1910, 5. und 6. Heft die Westbergschen Ergebnisse vollkommen.

Auch Dr. Cohn, ein orthodoxer jüdischer Gelehrter, Professor der Astronomie an der Kais. Universität Straßburg, ist der Ansicht, daß zur Zeit Christi die Monatsdaten errechnet wurden.

Nach Gesagtem kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir erfahren (Westbergs Chr., Seite 90) daß, wie es scheint, bereits sehr früh, wahrscheinlich schon im 3. Jahrhunderte versucht worden ist, mit Hilfe des konstanten Judenkalenders das Todesjahr Jesu zu erschließen. Der schon sehr zeitig als Monatsdatum seines Todes aufgekommene 23. März zielt auf den 15. Nisan des Jahres 34. Sichere Kunde von solchen Versuchen bietet uns erst das Chronikon paschale aus dem 7. Jahrhunderte, das aber weit ältere Quellen benutzt. Es enthält die nach dem reformierten Judenkalender vollkommen richtig errechneten Daten des 15. Nisan für die Jahre 31, 32, 33 und 34. Doch alles dieses lese man lieber in dem mit vieler Gelehrsamkeit und Belesenheit geschriebenen Buche Westbergs nach.

Daß es auf Seite 21, Zeile 17 v. o. und 9 v. u. statt „Vollmond" heißen muß „Neumond" wird der aufmerksame Leser gewiß selber merken.

Auf Seite 110, Zeite 15, 18, 21, 24 und 27 ist jedesmal das Wort „mittlere" zu tilgen und hinzu zu fügen: „in astronomischer mittlerer Zeit von Jerusalem ausgedrückt." Will man die sonst im Buche angewandte bürgerliche mittlere Zeit und zwar die von Assuan haben, so addiere man zu den dortigen 5 Zeitangaben jedesmal $11^h 48^m$.

Die Paragraphen 5 und 7 unserer synodalen Gesetze.

Von Pastor H. Fuchs.

Vorbemerkung: Zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, daß diese Einsendung schon Mitte 1911 vorlag und von uns fürs Novemberheft 1911 schon in die Druckerei geschickt war. Aber wegen Raummangels wurde sie zu unserer Ueberraschung zurückgelegt. Inzwischen kam die andere, schon im Januarheft erschienene, von ca. 30 Pastoren indossierte Arbeit, und es schien aus taktischen und anderen Gründen geraten jene Arbeit vorausgehen zu lassen. D. R.

Wir dürfen wohl annehmen, daß die oben erwähnten Paragraphen und die Beschlüsse der letzten Generalkonferenz allen Synodalen bekannt sind. Auch dürfen wir mit Recht sagen, es herrscht eine Unzufriedenheit über diese Sache; manche sind mit dem Gesetz, andere mit der laxen Durchführung des Gesetzes unzufrieden. Deswegen hat die Generalkonferenz beschlossen, die Distrikte mögen die Logenfrage in den Kreis ihrer Beratungen ziehen und bis zur nächsten Generalkonferenz durch bestimmte Beschlüsse zur Logenfrage, soweit sie Pastoren und Lehrer betrifft, Stellung nehmen. Das heißt: „Wir dürfen über diese

Sache reden und schreiben." Referate, Aufsätze und dergleichen, welche beide Seiten (denn auch hier sind zwei Seiten) betonen, wären wohl zeitgemäß.

Von vornherein wollen wir betonen: „Es ist keine Frage der Seligkeit." Aber diese Frage muß eine Antwort haben, wenn sie jetzt nicht beantwortet wird, so wird sie immer und immer wieder auftauchen, es sei denn, daß ein neues Gesetz gefaßt wird: „Du darfst von nun an über die Logenfrage weder schreiben noch reden." Auch hier gelten die Worte, die Patrick Henry seiner Zeit betonte: „Frieden, Frieden, und es ist kein Friede!"

Bis jetzt hat man die Sache eingehend besprochen, aber nur wenig darüber geschrieben. Unseres Wissens sind nur zwei Artikel darüber publiziert, ein Paragraph in des ehrwürdigen Herrn Synodalpräses Bericht von 1910, und ein englischer Artikel im „Messenger of Peace," Jahrgang 9, No. 8. In beiden wird das Gesetz als ein Schutzmittel gegen weltliche Gefahren für Synodale betont. Die andere Seite ist noch nicht betont worden. Wir freuen uns aber, daß die Synode einem jeden Gelegenheit gibt sich über diese wichtige Sache auszusprechen.

Im „Messenger of Peace," Jahrgang 9, No. 8 heißt es: "Define your attitude!" „Jetzt sollt ihr Farbe bekennen!" Doch in der Logenfrage hat unsere Synode gefehlt. Wir haben versucht zweierlei Farben zu bekennen. Wohl haben wir das Gesetz, aber die laxe Durchführung desselben läßt viel zu wünschen übrig. Es ist auch öfters vorgekommen, daß unsere Synode ihren Stand den zu gewinnenden Gemeinden gegenüber nicht voll und ganz betont hat. Wo Gemeinden andrer Synoden, welche Pastoren und Laien verbieten Logenglieder zu werden, solche Synoden verließen, die fanden freundlichste Aufnahme bei uns. „Kommt zu uns! Hier könnt ihr Logenglieder sein und bleiben!" In vielen Orten haben wir Gemeinden, die ihre Existenz den Streitigkeiten, die an anderen Kirchenkörpern durch die Logenfrage hervorgerufen worden sind, zu verdanken haben. Bei manchen, wenn nicht bei allen, haben wir das Verbot nicht erwähnt. Eigentlich hätten wir diesen Gemeinden sagen sollen: „Wir haben nichts dagegen, wenn Laien Logenglieder sind oder werden, doch der Pastor, den wir euch senden werden, darf diesen Schritt nicht tun, das ist gegen unser Synodalgesetz!" Nachdem nun der neue Pastor in seinem neuen Felde tätig war, kamen seine Gemeindeglieder und luden ihn ein, sich ihren Logen anzuschließen. Da mußte er entweder sagen: „Das darf ich nicht tun," oder das Synodalgesetz heimlich übertreten.

Hier erhebt sich die Frage: „Dürfen wir zweierlei Normen, eine für Pastoren und Lehrer, eine andere für Laien haben?" Wird ein Pastor, dadurch daß er Logenglied wird, der Gefahr ausgesetzt, ein Kind der Welt zu werden, so muß derselbe Schritt für den Laien noch gefährlicher sein; wenn aber ein Laie durch diesen Schritt nicht in Gefahr kommt, so daß wir als Synode ihm denselben getrost erlauben, so dürfen wir es den Pastoren nicht verbieten Glieder einer geheimen Gesell-

schaft zu werden. Wir können und dürfen keine zweierlei Normen haben. Ist eine Sache nicht recht, so ist sie gefährlich für alle; ist sie gut, so ist sie für Pastoren und Laien gut. Die ganze Sache ist nicht eine Frage des Rechtes oder Unrechtes, sondern des Taktes, des gesunden Menschenverstandes. Geben wir zu, die Synode hat das Recht zu sagen: „Ihr Pastoren und Lehrer, hier muß die Synode für euch denken," so müssen wir bekennen, daß sie das Recht hat in vielen anderen Fällen für uns zu denken und zu entscheiden.

Es gibt ja so viele Dinge im Amte, wobei man einen haarkleinen Unterschied machen könnte. In vielen Gegenden nimmt man es einem Laien nicht übel, wenn er ein Trinklokal besucht, dagegen würde dasselbe einem Pastor sehr schaden. Da sagt die Synode nichts, da ist ein jeder Synodale selbständig und darf handeln nach seinem eigenen Gutdünken. Dasselbe gilt auch beim Ballspiel, Theatergehen, Rauchen, Tabakkauen, u. s. w.

Wir haben gewiß das Recht und die Pflicht, Gesetze für unsere Seminaristen zu machen. Da dürfen wir wohl sagen: „Ihr dürft nicht unter achtzehn Jahren rauchen, überhaupt kein Trinklokal besuchen, das Tabakkauen ist am strengsten verboten!" Sobald sie ins Amt entlassen werden, fallen alle diese Gesetze. In allen Dingen sind sie ihr eigner Herr, nur in der Logenfrage muß die Synode für sie denken. Wenn einer nun als Student Logenglied geworden wäre, so würde derselbe sonderbare Erfahrungen machen, das Verbotene wäre ihm als Pastor erlaubt, und das Erlaubte (Paragraphen 5 und 7 treffen die Studenten nicht) wäre ihm nun verboten.

Die Schwäche, ja die völlige Ohnmacht unsrer Synode in bezug auf unsren synodalen Standpunkt in der Logenfrage tritt oft bei Distrikts- und Generalkonferenzen an den Tag. Oft heißt es: „Dieser oder jener Bruder ist Logenglied!" Kommt die Sache offiziell zur Besprechung, so hört man denselben Ruf, der auf der letzten Generalkonferenz laut wurde: „Gib uns Namen!"

In unsrer Synode fürchten sich wohl wenige Brüder die Säufer und die Uebertreter des 7. Gebotes zu verklagen, aber wie viele haben bis jetzt den Mut gehabt, einen Bruder wegen Uebertretung der Paragraphen 5 und 7 der Nebengesetze vor das synodale Gericht zu ziehen? Wie ist man in solchen Fällen ans Werk gegangen? „Ich habe gehört, Bruder N. ist Logenglied geworden, sage aber ja nicht, ich habe dir's gesagt!" Ein Bruder, der in dieser Hinsicht verdächtigt worden ist, verlangte den Namen seines Verklägers zu wissen, es wurde ihm aber nicht gesagt. Gilt hier das Wort, Jakobus 4, 17: „Wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde?" Gesetzesübertreter anzumelden, und zwar mit Angabe des Namens des Klägers, ist sicherlich ein Schritt in der rechten Richtung. Die erwähnte Handlungsweise zeigt eben, daß wir die Uebertretung der Paragraphen 5 und 7 als eine kleine achten.

Hier möchte ich drei Fragen stellen: Würde unsere Synode einen

Pastor, der Logenmitglied geworden ist, wirklich ausschließen, wenn er eine große, einflußreiche, freigebige Gemeinde bediente, eine Gemeinde, die ihren Pastor mehr liebt als die Synode?

Würde unsere Synode einem Kandidaten die Aufnahme in unsre Synode verweigern, wenn derselbe orthodox in jeder anderen Hinsicht wäre, von dem aber bewiesen werden könnte, er ist Logenglied, der aber ebenfalls eine große, reiche und freigebige Gemeinde hätte, die bereit wäre sich unserer Synode anzuschließen, sobald ihr Pastor aufgenommen worden wäre?

Würde unsere Synode einen Kandidaten aufnehmen, der Mitglied einer geheimen Gesellschaft ist, der aber sonst rechtgläubig wäre, wenn er eine kleine und arme Gemeinde bediente?

Fast eine jede Synode und Denomination hat sich über die Logen ausgesprochen. Man könnte sie folgendermaßen einteilen: Solche, die beiden, Pastoren und Laien, verbieten Logenglieder zu werden, dann unsere Synode, die den Laien diesen Schritt erlaubt, den Pastoren aber verbietet, und schließlich solche, die beiden, Pastoren und Laien, diesen Schritt erlauben. Wir können diese Gruppierung anfassen und anschauen wie wir wollen, so steht unsere Synode immer in der Mitte. Man kann unsere Stellung die „goldene Mittelstraße" nennen. Mir aber scheint's, als hätten wir „A" gesagt, und fürchten uns „B" zu sagen, und fürchten uns auch das „A" zu widerrufen.

Es ist Tatsache, daß unter den Pastoren andrer Denominationen, die gliedlich den geheimen Gesellschaften angehören, viele gewissenhafte und ernste Pastoren zu finden sind. Wenn nun ein solcher erfahren würde, daß die Mitgliedschaft einer Loge ihm als Pastor und Seelsorger schaden würde, so würde er von selbst aus der Loge treten. Nun aber, treten sie bald heraus? Werden sie Kinder der Welt? Leiden ihre Gemeinden deswegen? Hier ist die ganze Sünde: „Sie sind Logenglieder!"

Was soll nun mit diesen Paragraphen geschehen? Entweder müssen wir diese Gesetze aufheben, oder das einzig Logische tun: „Allen Laien unsrer Synode verbieten Glieder der geheimen Gesellschaften zu werden." Das nächste wäre: „Unsere Synode muß als offizieller Vormund eines jeden Synodalen fungieren."

Das wäre für manchen Bruder gar nicht so übel. Wenn wir uns mit dem Reiten eines Steckenpferdes beschäftigen, so brennt das Pferdchen manches Mal im Galopp durch. Selbst bei Pastoren kommt es vor. Ich denke an Jagen, Fischen, Automobilfahren, Briefmarken sammeln, Poesie, Botanik und Steckenpferde jeder Art. Davon könnte mancher Bruder ein Liedchen, ja eine ganze Oper singen, wenn er wollte. Angenommen die Synode hätte das Recht als Vormund einzugreifen. Da würde sie sagen können: „Bruder, deine Gemeinde geht deinetwegen den Krebsgang! mache dich auf und arbeite, laß dein Steckenpferd und warte deines Amtes!" Das wäre wohl besser als die jetzige Methode, zu warten bis der betreffende Bruder das Feld verläßt in der Hoff-

nung, das Verlorene durch den Nachfolger zu gewinnen. Wir erwähnen dieses, weil es öfters behauptet wird, die Loge nehme zu viel Zeit in Anspruch; wahrlich, mancher Bruder müßte ein halbes Dutzend Logen haben, um soviel Zeit in Anspruch zu nehmen wie er im Reiten seines Steckenpferdes vergeudet.

Und nun, wie stehen die geheimen Gesellschaften zu der Welt? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, nicht allein an ihren Bekenntnissen. Das gilt von einer jeden Bewegung, sei sie sozial, politisch oder religiös. Die Loge nimmt die letzte Hälfte der Summa der Gebote: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" Die Loge will die Kirche nicht als geistliche Lehrerin und Führerin zur Seligkeit verdrängen. Es darf kein Logenglied sagen: „Meine Loge sagt: Ich brauche keine Kirche, denn die Loge ist meine Kirche." Manche haben dieses wohl gesagt, sind aber auch deswegen offiziell gerügt worden. Im Allgemeinen lehrt die Loge: „Ein jeder soll nach seiner eigenen Façon selig werden." Aber in dem Verhalten des Menschen gegen seine Mitmenschen will die Loge ihre Kraft und Tätigkeit geltend machen. Die Logen haben in mancher Hinsicht ebensoviel für die Armen und Elenden getan wie die Kirche. Nur in den letzten zwei Jahrhunderten ist die Kirche in der Armenpflege und Wohltätigkeitsarbeit ihrer Pflicht bewußt geworden. Früher pflegte die Kirche den Armen und Verwaisten, den Elenden und Unglücklichen zu sagen: „Du armer Mensch, Gott helfe dir, Gott tröste dich!" Die Loge aber: „Hier Brüder, hier ist einer in Not! Helft kräftig mit!" Das ist der moderne Samariter!

Ich möchte zwei Beispiele anführen, um zu beweisen, daß die Logen helfen können, wo die Kirche entweder nicht helfen kann oder nicht helfen will. Ein Geschäftsmann, der das Unglück hatte, seine Gesundheit, sein Geschäft und sein Vertrauen auf Menschen durch Betrug eines Angestellten zu verlieren, wurde während seiner Krankheit von seinem Pastor und seinen Logenbrüdern besucht. Der Pastor betete mit ihm, die Logenbrüder nicht, sie gedachten seiner im Gebet in den Versammlungen. Da aber der Schwerbetroffene vom Krankenlager aufstund, hatte er keine Arbeit. Doch die Loge hatte Umschau gehalten, durch sie fand er gute und lohnende Beschäftigung.

Zwei Pastoren einer Synode bedienten Gemeinden in derselben Stadt. Der eine, welcher die kleinere Gemeinde bediente, wurde von seinem Synodalbruder auf jede Art und Weise verfolgt. Die Synode, persönliche Freunde und Amtsbrüder sahen diesem ruhig zu. In dieser Not schloß sich der Gedrängte einer geheimen Gesellschaft an, deren Glieder auch Glieder der Gemeinde des Verfolgers waren. Da hörte die Verfolgung auf.

Manches Mal könnte man in unseren Tagen die Logen als barmherzigen Samariter zeichnen. Wir, die Kirche, würden oft eingreifen und helfen wie die Logen, nur fehlt es uns an Mitteln und Einfluß. Sollten wir nun, weil wir nicht diese Macht haben, das gute Werk der Logen zu verhindern suchen? Markus 9, 38—40, lesen wir: „Johan-

nis aber antwortete ihm und sprach: Meister, wir sahen einen der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgt; und wir verboten's ihm, darum daß er uns nicht nachfolgt." Jesus aber sprach: „Ihr sollt es ihm nicht verbieten. Denn es ist niemand, der eine Tat tue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns!" Sicherlich tun die Logen ihr gutes Werk in seinem Namen, der gesagt hat: „Und deinen Nächsten lieben wie dich selbst!"

Da mag mancher sagen: „Sie tun's aber nicht in Christi Namen, denn der Name Jesus wird bei ihnen selten erwähnt. Sind nicht Juden, Katholiken und Protestanten in einer Loge zu finden?" Dagegen, weiß irgend einer von einer Loge, die einen Kandidaten nicht aufnahm, weil er seinen Glauben an Jesum Christum betonte? Es ist auch allgemein bekannt, daß in manchen geheimen Gesellschaften Stufen sind, die nur von solchen erreicht werden können, die an Jesum Christum als Sohn Gottes und Heiland der Menschheit glauben.

Es wird auch behauptet, daß die Logenglieder im Allgemeinen schlechte Kirchenglieder sind. Um Klarheit zu schaffen, lasset uns die Männer in verschiedene Klassen einteilen.

Solche, die beides gute Kirchenglieder und gute Logenglieder sind; solche, die wenig um die Kirche geben, aber sehr für ihre Loge arbeiten; solche, die keiner Kirche angehören, aber Logenglieder sind; solche, die weder Kirchen- noch Logenglieder sind.

In der erstgenannten Klasse finden wir eine gute Sorte Menschen. Gewöhnlich sind sie solche, die das Reden verstehen, und auch imstande sind selbständig zu denken. Wir finden sie öfters mit der Minorität. Solche sind es, die wir gerne als Delegaten zu unseren Konferenzen schicken.

Die zweite Klasse: gute Logenglieder aber schlechte Gemeindeglieder. Hier erfahren wir eine Schwäche in der Kirche. Warum ist es so? Haben wir als Kirche unsere volle und ganze Pflicht diesen Männern gegenüber getan? Sind wir ihnen nachgegangen? Oder haben wir von vornherein gedacht: „Mit denen ist wenig zu machen, denn sie sind eifrige Logenglieder?" Haben sie vielleicht die Handlungsweise der Kirche kritisiert und war etwas von der Kritik wahr? Hast du mit einem solchen je über Logen disputiert, da du sagen mußtest, ich kann ja nur von Hörensagen reden, während er völlig auf diesem Gebiete zu Hause war? Hast du je behauptet, man kann nicht Logenglied und Christ sein, und hast du dann widerrufen müssen?

Hier ist ein gutes Feld für einen jeden Pastor; denn was wir lehren wollen ist zum Teil die Summa der Gebote, nun wissen die Logenglieder die letzte Hälfte, sollte dann nicht die erste Hälfte von ihnen leichter gelernt werden, als wenn sie das Ganze zu lernen hätten?

Gute Logenglieder aber keine Gemeindeglieder. Wie viele waren schon unkirchlich, ehe sie Logenglieder wurden? Fast alle. Wer von uns kann sagen: „Ich kenne viele, die einmal gut für die Kirche arbei-

teten, aber nachdem sie sich der geheimen Gesellschaft anschlossen, verloren sie ihr Interesse an der Kirche."

Weder Logen- noch Gemeindeglieder. Fragen wir nicht, warum sie so sind. Das ist das große Feld, das reif ist zur Ernte. Unsere Frage ist: „Wer wird die Meisten von diesen gewinnen, die Logen oder die Kirche?" Möge das Defizit am jüngsten Gericht nicht auf unserer Seite stehen.

Wir wollen nicht die Logen verwerfen und sagen: Sie verlangen Keuschheit, Ehrlichkeit, Gleichheit, Gerechtigkeit, aber sie leben nicht darnach! Sie können mit Recht von vielen Christen, Laien und Pastoren sagen: Sie predigen Selbstverleugnung, Liebe Demut, Gerechtigkeit und Keuschheit, und man findet oft bei ihnen Haß und Neid, Hochmut, böse Lust und Ungerechtigkeit.

Um nun auf den Artikel im „Messenger of Peace" zurück zu kommen. Da steht: „In jeder Gemeinde sind solche, die aus Prinzip den geheimen Gesellschaften feindlich sind, und ihre offene oder geheime Feindschaft würde sich auch gegen ihren Pastor zeigen, sobald es bekannt würde, der Pastor ist Logenglied geworden." Ich möchte eine Durchschnittsgemeinde unserer Synode fragen: wie steht's, ist dieses wahrheitsgetreu? Wo wäre die Majorität? Welche Gründe würden solche feindseligen Menschen geben, um ihre Handlungsweise zu rechtfertigen? Prinzip? Welches?

Der Artikel fährt fort: „Ist ein Pastor Glied einer geheimen Gesellschaft geworden, dann kommen gleich andere seiner Glieder und versuchen ihn für ihre Loge zu gewinnen, mit dem Resultat, er muß sich einer Reihe geheimer Gesellschaften anschließen, und die damit verbundenen vielen finanziellen und sozialen Pflichten annehmen, oder er muß einen oder mehrere seiner Glieder beleidigen." Das ist ein elender, bedauernswerter Mensch, der nicht weiß, wann er genug hat! Das würde ihm sein „Pocketbook" bald sagen.

Zum Schluß sei es dem Schreiber gestattet zu sagen: er ist kein Glied irgend einer geheimen oder sonst einer Gesellschaft. Das einzigste Mal, daß er einer geheimen Sitzung hinter verschlossenen Türen beiwohnte, war bei den Ministerialsitzungen unserer Distriktskonferenzen. Er gehört nur zur Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Er glaubt, diese Paragraphen sollten gestrichen werden, da die Zeiten sich geändert haben, und die Logen der Kirche Christi nicht mehr feindlich gesinnt sind.

N a c h s c h r i f t: Vorstehende Beurteilung der „Wohltätigkeit" der Logen ist ohne Zweifel etwas zu optimistisch. Aber andererseits zeigt die Erfahrung in Christengemeinden, daß es mit der Erfüllung des Liebesgebotes auch schlecht genug bestellt ist. Der Richtgeist sieht immer lieber die Fehler der gegnerischen Partei als die guten Seiten. Man prüfe, was Wahres an obiger Einsendung sich findet, und lasse vom Gericht der Wahrheit sich strafen und beugen, dann wird auch die rechte Entscheidung in der Sache zu finden sein. D. R.

Unsegen der Statistik in der Kirche.

Aus Reformation No. 26, 1911.

Es wurden mir Fragebogen über den Stand der Inneren Mission zugesandt zur Ausfüllung. Bei dieser Arbeit habe ich empfunden, was Joab empfand, als David ihm befahl Israel zu zählen, 1. Chr. 21, 6: „Der Befehl des Königs war Joab ein Greuel." Auf 38 großen Seiten wird unbarmherzig herausgefragt, was ein Früherer oder man selbst irgend in der Gemeinde getan hat. Ist das nötig oder überhaupt, innerlich geistlich und göttlich angesehen, berechtigt, so gezwungen zu werden, das, was die rechte Hand der linken nicht einmal sagt, das, was man sich selbst verschweigt, das, was im Segen der Verborgenheit und der Stille gesät wird, was da wachsen und Frucht tragen soll, an die tote Glocke der Statistik zu hängen? Aus einem elementaren Gefühl der Empörung heraus lege ich öffentlich Protest gegen ein solches Verfahren. Wenn große Anstalten der Inneren Mission, die zum öffentlichen Nutzen dienen, selbst ihre Jahresberichte herausgeben und dabei das notwendigste statistische Material im Rahmen einer geistlichen Darstellung des Ganzen verwenden, so versteht man den Zweck und den Nutzen. Daß aber nun von fern her, ungerufen und ungebeten, eine fremde Hand in volle Tausende von kleinen, aber auch gesegneten Werken des Glaubens und Arbeiten der Liebe mit einer großen Tafel hineingreift, um all das blühende Leben in seine kleinsten Bestandteile zu zerfasern, um das Heiligtum auf die große Landstraße zu bringen oder erst in eine große Rechenstube, wo die trügerischen Zahlen addiert und multipliziert und in Prozente verrechnet werden, um der Welt ein sogenanntes Bild der Inneren Mission zu geben, das verstehen wir nicht, das beklagen und verurteilen wir nur. Nun und nimmermehr können wir uns vom göttlichen und geistlichen Standtpunkt aus und im Interesse der Inneren Mission selbst, ihrer Arbeiter und Arbeiten mit der Uebertragung der durch und durch weltlichen Statistik auf das Leben des Glaubens und der Liebe einverstanden erklären. Wir empfinden diesen Mißgriff als ein Sichgleichstellen der Welt, ja, als eine Dekadenzerscheinung, als eine Verweltlichung des Göttlichen in der Kirche, als einen Unsegen sowohl für die, die fragen, als auch für die, die gefragt werden. Wir möchten wünschen, daß eine allgemeine Auflehnung dagegen stattfindet. Wir wollen die Werke, die im Herrn getan sind, nicht ins Schaufenster gelegt haben, wir wollen nicht dazu aufgefordert werden, selber dazu zu helfen. Es mag traurige Menschen geben, die es wohl zufrieden sind und sich danach sehnen, daß ihre Namen und Werke in der Oeffentlichkeit bekannt und genannt werden, es stehen ihnen aber auch viele andere gegenüber, denen nichts empfindlicher, peinlicher, widerwärtiger ist als gerade dies, und die werden durch die Brutalität der Entblößung durch solche nichts Geheimes verschonende Statistiken aufs schwerste geärgert. Es mag noch hingehen, wenn Statistiker der Kirche, d. h. Zahlenmenschen, die Kasualien der Kirche auf Spitz und Knopf

buchen, obwohl auch dabei unglaublich wenig für das Reich Gottes herausspringt, weil sich niemand durch Zahlen belehren oder bekehren, antreiben oder abschrecken läßt. Wird aber die Rechenmaschine ins Heiligtum der Kirche hineingetragen, sollen auf Kommandowort die Werke und Arbeiten stiller Segensmenschen in Reih und Glied aufmarschieren, dann sollte ein Schrei der Entrüstung durch das Israel rechter Art hindurchgehen, mit dem einmütigen Ruf: Das machen wir nicht mit. Verschont uns wirklich und buchstäblich um Gottes willen mit euren Rubriken, Paragraphen und Zahlen, mit der Statistik des Lebendigen. Wir Pastoren wollen uns auch verwahren. Haben wir wirklich noch zu wenig zu schreiben? Es scheint so. Wir werden vom Staat, von der Kirche, jetzt also auch noch um der Statistik der Inneren Mission willen in die Tinte gesetzt, schreiben, schreiben, schreiben. Es ist wirklich genug und übergenug.

Vergleichen wir mit dem Unwesen des Machens und Rechnens in der Kirche das Wesen des Neuen Testamentes. Welch ein Unterschied! Man hätte einmal einem Apostel Paulus solche Fragebogen zum Zweck des Wissenwollens unterbreiten sollen, er hätte sie zerrissen und unter die Füße getreten und gerufen: Ihr meinet nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Abgesehen von den paar Zahlen im Anfang der Apostelgeschichte wissen wir nichts Statistisches von der Zahl der Gemeindeglieder oder von den Einzelheiten ihrer Glaubenswerke und Liebesarbeiten, von der Höhe der Kollekte, die Paulus sammelte, von der Zahl der Aeltesten, es ist über dies alles ein keuscher Schleier gebreitet, es ist nur allgemein geredet, es wird immer auf Herz und Gesinnung gearbeitet, es wird vor Täuschung gewarnt und vor allem —es wird gebetet. Euer Glaube wächst, eure Liebe nimmt zu, das ist wert, konstatiert zu werden. Man weiß manchmal nicht, ob man weinen oder lachen soll, wenn man sieht, wie viel in der Kirche um der Zahlen willen, um des Schnellbetriebs willen, um der Fürstlichkeiten willen, um der Konkurrenzfähigkeit mit der Welt willen, um Ehre und Ansehen willen, sogar um Titel und Orden willen getan, gemacht, organisiert wird. Und wer wollte leugnen, daß auch die Innere Mission von der Verweltlichung ihrer innersten Wurzeln bedroht ist in einer weithin schon verweltlichten Kirche. Und zu dieser Verweltlichung hilft auch der heutige Betrieb der Statistik. Gott will nicht, daß wir so arbeiten. Schrift, Geist und Gewissen sagen es uns, und wir tun es doch? Und wir werden noch dazu angeleitet, statt davon abgeleitet? Wie arm wird die Kirche bei solchem Betrieb an Macht des Glaubens und des Gebets. Man sage uns nicht, beides könnte Hand in Hand gehen. Das glauben wir nicht. Auch die Zahlen sind Dornen, die den Glauben ersticken. Man sollte uns lieber Hirtenbriefe voll Geist und Kraft auf unsere einsamen Außenposten schicken als Fragebogen, damit wäre uns mehr gedient, wir hätten dann den Eindruck, daß wir von geistesmächtigen Männern verstanden und innerlich getragen würden, wir dürften dann etwas davon spüren, daß unsere kirchliche Führung kein Rechenbureau

ist, sondern eine Gliedschaft am Leibe Christi und wir alle eine Glaubens- und Liebeseinheit im Herrn, dem es allein zukommt, alles zu sehen und zu wissen, was seine Glieder im einzelnen tun, kämpfen und leiden. Es ist ein Jammer, wie in unsrer Kirche dieser Glaubenszusammenhang der Glieder untereinander fehlt, darum ist auch so wenig Kraft zur Ueberwindung der Welt vorhanden und so wenig Anziehungskraft für die wahrhaft Gläubigen, so wenig Stärkung der Einsamen und Hilfsbedürftigen. Was verspricht man sich eigentlich von solchen Fragebogen? Entweder es bleibt alles beim alten oder es kommen noch mehr Treiber über die Kirche, die den offiziellen Beruf haben, alles mögliche „anzuregen", die Pflanzen in den Sand stecken und auf die Früchte vergeblich warten. Was nützt es, in tote Gemeinden Arbeiten des Glaubens und der Liebe einzupflanzen? Es hilft in der Kirche nichts als das Leben weckende Wort Gottes, das die einzige Triebkraft aller Mission ist. Endlich, endlich sollten Dutzende von Seminarien in der Kirche erstehen, von Glaubensmännern geleitet, in denen begabte wiedergeborene junge Männer zum Dienst in der Kirche vorbereitet würden, und die Hand in Hand mit den Pastoren arbeiten. Es ist doch wahrlich nicht nötig, daß die Prediger des Worts erst alle durch die trüben Wasser der Universität geschwommen sein müssen. Seminaristisch gebildete Prediger haben die Welt missioniert. Man bitte unaufhörlich um Prediger in der Kirche für die Kirche. Sollte das nicht auch ein Grund des Theologenmangels sein, und vielleicht der Hauptgrund, daß das so wenig oder fast gar nicht geschieht? Die Mittel müssen da sein und sind da, aber freiwillige, damit die Groschen der Armen dabei sind, sonst geschieht keine Danksagung, und die Segenströme bleiben aus. Die bleierne Hand des Staates darf nicht auch noch auf diesen Schulen der Kirche liegen, sie müssen aus dem Glauben entstehen und im Glauben bestehen. Laßt uns beten und glauben und handeln, das ist das einzige, was der Kirche hilft, aber nicht das elende Schreibwerk. Die Folge der Zählung Davids war die Pest in Israel. Schöne Aussichten! Oder ist das nicht auch eine Pest, wenn sich infolge einer solchen Statistik die einen aufblähen und die anderen ärgern? Emanuel Bowinckel.

Eine Erwiderung auf diese Warnung vor der Statistik erfolgte in der nächsten Nummer der „Ref.", die auf das Recht und die Notwendigkeit hinwies und also die andere Seite auch betonte, die wohl in vorstehndem Aufsatz etwas zu kurz gekommen ist. 1. Thess. 5, 21. In ähnlichem Sinne, wie oben, ist noch das Nachfolgende zu verstehen.

Gegen die Betonung äußerlicher Arbeit in der Kirche erhebt in der „Kreuzzeitung" ein Pfarrer seine Stimme in Zusammenhang mit einer Erörterung über die kirchliche Statistik:

„Und ist es nicht sonderbar, daß in dieser kritischen Zeit für unsere arme liebe Kirche, wo sie nach innen zu die einheitliche Kirche einbüßt, immer diese äußeren Formalien vorgeschoben werden? Man tut stets so, als ob die technischen Mängel und technischen Korrekturen der Kirche auf die Beine helfen könnten — Trägheit von Pfarrern meint man mit

äußeren stimuli beheben zu können, unchristliche Einflüsse durch geschickte Manöver abwehren zu können und da man im Innern einen großen dissensus sieht, will man durch äußeren Eifer, durch Apparatfürsorge und technische Belastung eine Einheit schaffen. Leben aber läßt sich nicht fabrizieren und jede Technik ist, wo sie mehr ist als eine Hilfswissenschaft, im geistlichen, kirchlichen Leben eine geradezu diabolische Gefahr — sie stellt Betrieb, Fertigkeit, Routine voran — sie macht aus dem Geistlichen den geistlichen Techniker und Mechaniker. Damit wird ja der Technik überhaupt noch gar nicht der Wert abgesprochen.

Der ganze Kampf gegen das Nebensächliche in unserer Kirche, wie er z. B. oft von juristischen Kreisen geführt wird, hat meist jenes obengenannte tiefere Motiv — er richtet sich auch nicht wider die Statistik um der Statistik willen. Er richtet sich dawider, daß man in großer Notlage kleine Mittelchen sucht."

Diese Ausführungen entsprechen auch nach unserem Urteil zum guten Teil der Wirklichkeit. (Ref.)

Treibende Grundprinzipien unserer Zeit.

Von Pastor Conrad Sprenger, B. D.

Wenn wir, wie viele Dinge anzuzeigen scheinen, an dem Vorabend einer neuen konstruktiven Periode in der Theologie stehen, so können und dürfen wir unsere gegenwärtige Zeit eine Uebergangsperiode nennen. Eine solche Periode gestaltet sich leicht zu einer Zeit ernster, schwerer Geisteskämpfe, zu einer Zeit, in welcher die Grundprinzipien des Lichtes und der Finsternis hart auf einander stoßen. Dabei ist natürlich nicht zu übersehen, daß die Gegensätze zwischen Licht und Finsternis nicht so rein geschieden in deutlicher Schärfe einander gegenüber stehen, daß man berechtigt wäre zu sagen: Hier ist nur Licht, dort nur Finsternis. Es ist ja ein Hauptstück des Fürsten der Finsternis, daß er es versteht, die Wahrheit und die Lüge so durcheinander zu mengen, daß es äußerst schwer fällt, Wahrheit und Lüge zu scheiden.

Es handelt sich aber in diesen Geisteskämpfen unserer Zeit um die Anerkennung oder Nichtanerkennung gewisser intellektueller, sittlicher und geistlicher Grundsätze oder Prinzipien. Diese Prinzipien drängen sich immer deutlicher in den Vordergrund und wollen sich das Recht voller Geltung erkämpfen. Welches sind nun diese Prinzipien, die den Geisteskämpfen unserer Zeit zu Grunde liegen, und die heute so energisch nach Anerkennung ringen? Vielleicht lohnt es sich, selbst auf die Gefahr hin, etliche bekannte Tatsachen wiederholen zu müssen, einmal einen Blick gerade auf diese Prinzipien zu werfen; denn sie sind es, die einerseits viele mit den älteren theologischen Lehrdarstellungen unzufrieden machen und anderseits eine Rekonstruktion in der Theologie fordern.

Welches nun die großen intellektuellen, sittlichen und geistigen Prinzipien sind, um die es sich hier handelt, das hat wohl niemand vortreff-

licher und kürzer erörtert als Dr. Henry C. King, der Präsident des Oberlin College, in zwei kleinen Kapiteln, dem dritten und vierten, seines Buches: "Reconstruction in Theology." (S. 31—47 inkl.) (Es sei hier nebenbei bemerkt, daß die Macmillan Co. die Erlaubnis zu der Herausgabe einer deutschen Uebersetzung dieses Werkes trotz der wiederholten Bitte des Dr. King verweigert hat, weil es unratsam sei, den Gebrauch fremder Sprachen zu begünstigen!) Besonders gedrängt ist seine Darstellung in dem letzteren, dem vierten Kapitel; jeder Paragraph desselben ließe sich selbst wieder zu einem ganzen Kapitel erweitern. Er weist zunächst auf den revolutionären Geist unseres Zeitalters hin, wie er sich in der Religion, im Staate und, auf intellektuellem Gebiet, in der modernen Philosophie, der Naturwissenschaft und der historischen Kritik gezeigt hat, und führt auf ihn die moderne, volle Anerkennung der Gewissensfreiheit und des Rechts der freien Forschung zurück und hält dies für die allein konsistente, protestantische Stellung.

In seiner Behandlung des intellektuellen Gebiets spricht King zuerst von der modernen Philosopie und erwähnt, daß ihre Probleme wesentlich die Vermittlungspropleme Kants bleiben, und daß sie sich alle zusammenfassen lassen in das Problem, die mechanischen und idealen Weltanschauungen zu vereinigen. Die neuere Philosophie, deutet er an, ist idealistisch gerichtet; dies könne man an dem zunehmenden Einfluß der Idee der Evolution, einer wesentlich teleologischen Weltanschauung, und an dem vollständigen Zusammenbruch des Materialismus als philosophische Theorie sehen. Als Beispiel eines modernen idealistischen Philosophen nennt er Friedrich Paulsen und gründet auf diese idealistische Richtung in der Philosophie und auf den stetigen Einfluß des christlichen Geistes zwei eng verbundene Prinzipien, die, wie er glaubt, als fundamentale Annahmen all unserem Denken zu Grunde liegen, nämlich die Prinzipien, daß in der Einrichtung des Universums das Mechanische nur Mittel (zum Zweck) ist, und daß die Einheit des sittlichen Lebens in der Liebe gefunden wird.

Nach der Philosophie behandelt King dann zweitens, die Wissenschaft. Wir können hier auf seine meisterhafte Darstellung nicht eingehen. Das Wesentliche ist: Die Naturwissenschaft hat unseren geistigen Horizont nach verschiedener Seite hin erweitert, vor allem hat sie mit ihrem großen Respekt für Erfahrung und mit ihrer Betonung der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens es unserer Zeit klar zum Bewußtsein gebracht, daß es auch im sittlichen und geistigen Leben Gesetze, Bedingungen und Zeit gibt, und daß dies das Christentum, wenn auch in verborgener Weise, selbst anerkennt. Drummond war es vor allem, der es dem religiösen Bewußtsein unserer Generation klar gemacht hat, daß es auch in der Geisteswelt Gesetze gibt. Es gibt im sittlichen und geistigen Leben Bedingungen, die wir wissen und erfüllen und, wenn wir sie erfüllt haben, dann auch auf Resultate rechnen können.

Der Oberliner Theologe redet endlich, drittens, in seiner Behandlung des intellektuellen Gebiets von den Veränderungen, welche in der historischen Kritik stattgefunden, erwähnt die großen Veränderungen in der Auslegung der Bibel, welche die neue Wissenschaft der biblischen Theologie und die sogenannte höhere Kritik hervorgebracht haben, und nennt zuletzt als „das wichtigste Resultat der historischen Kritik“ mit Fairbairn „die Wiedererlangung des historischen Christus.“ „Die ist nicht,“ sagt Fairbairn, „ein einzelnes, oder zufälliges Ding, sondern repräsentiert den Strom und die Passion der Zeit; es ist sozusagen die Summe und das Wesen des lebendigen, historischen, philosophischen und religiösen Geistes.“ (The Place of Christ in Modern Theology, S. 188.) King spricht deswegen von „der praktischen Herrschaft Christi“ (the practical Lordship of Christ) in der Geisteswelt der Gegenwart.

Dr. King erwähnt noch kurz etliche andere Grundsätze, die in unserer Zeit Anerkennung fordern. „Aus dem Protestantismus in seiner ursprünglichen Kritik des Katholizismus,“ sagt er, „aus der Philosophie in ihrer Betonung des Menschen sowohl als Mikrokosmus wie auch als Mikrotheos und aus der Wissenschaft mit ihrer eingeschlossenen Richtung auf die Lehre von der göttlichen Immanenz ist hervorgekommen die Verneinung der Trennung der Dinge in geistliche und weltliche.

Vom modernen Humanismus — dem besonderen Einfluß, vor allem, des Christentums, aber auch der politischen und sozialen Evolution, der Philosophie und der neueren Psychologie — ist ein sehr erhöhter Sinn für den Wert und die Heiligkeit der einzelnen Person in ihrer Ganzheit gekommen. Die Empfänglichkeit für das Persönliche ist, wie sie sein sollte, durchaus stärker als in irgend einer vorhergehenden Periode; und unter sie,“ fügt King hinzu, „kann fast jeder andere moralische Kennzug unserer Keit gebracht werden.“ (Loc. cit. S. 42.) King führt die Entwicklung des sozialen Gewissens unserer Zeit direkt auf sie zurück.

Und nun last but not least — die zentrale Bedeutung der Tätigkeit. Dieses Prinzip ist aus der neueren Psychologie abgeleitet. Wir sind nach Leib und Seele zur Tätigkeit geschaffen. „Der natürliche Terminus aller Erfahrungen, der leiblichen und geistigen, ist Tätigkeit. Unmittelbar um des Denkens und Fühlens willen müssen wir darum tätig sein. Die Betonung der Tätigkeit ist allerdings ein Protest gegen einen bloßen Intellektualismus, oder Romantizismus, aber zur selben Zeit ist sie ein Bestehen auf die Einheit des Menschen, und zwar des ganzen Menschen.“ (Loc. cit., S. 44—45.)

Dies sind demnach in aller Kürze, das dürfen wir mit King annehmen, die Grundsätze, die in unserer Zeit nach voller Anerkennung ringen: Die Anerkennung der Gewissensfreiheit und des Rechts der freien Forschung; der Gesetzmäßigkeit in der Geisteswelt, dem nach die

Unterordnung des Mechanischen unter das Geistige und das Finden der Einheit des sittlichen Lebens in der Liebe; keine Trennung der Dinge in geistliche und weltliche; die zentrale Bedeutung der Tätigkeit; das soziale Gewissen; die Ehrfurcht vor dem Persönlichen und die Anerkennung Christi als der größten Persönlichkeit.

Diese Prinzipien lassen sich alle unter die beiden letzten, nämlich, die Ehrfurcht vor dem Persönlichen und die Anerkennung Christi als die größte Persönlichkeit, gruppieren, wie das Dr. King in seinem Werke auch tut. Wenn wir nun diese Prinzipien überblicken und dabei die Quellen betrachten, aus denen sie entsprungen sind, so sehen wir, daß dieselben nicht ganz und gar neu sind; neu ist nur der Ernst und der Nachdruck, mit dem sie in unserer Zeit betont werden. Und ein Zeitalter, in dessen Denken und Leben sie wie ein Sauerteig wirken, das kann sich einfach nicht adäquat in den Darstellungsformen ausdrücken, die geschaffen wurden, als diese Prinzipien nicht so empfunden wurden. Und selbst wenn es das könnte, so würde es doch der Kirche damit keinen Dienst leisten. Denn obschon in materiellen Dingen, in der Beherrschung und Benutzung der Naturkräfte eine Generation auf den Schultern der anderen steht, dessen Erbe antritt und seine Erfahrungen nützt, so muß doch auf dem Gebiete des geistigen und religiösen Lebens jede Generation von neuem anfangen und jedes Geschlecht sein eigner Ausleger sein in geistlichen Dingen. Die Heilstatsachen bleiben dieselben, die Anschauungen aber darüber verändern sich und haben sich verändert.

Wie jedes Zeitalter, so hat eben auch unser Zeitalter seine eigenen Lieblingsanalogien und Anschauungsformen. Und gerade diese Prinzipien, die wir eben kurz betrachten, bilden die eine Quelle all unserer Unzufriedenheit mit den älteren theologischen Darstellungen. Diese Prinzipien treiben und wirken beständig; unvermeidlich beeinflussen sie in der einen oder der anderen Weise bereits alle theologischen Schulen. Auch uns Pastoren beeinflussen sie; und sie werden sicherlich immer mehr die Oberhand gewinnen.

Wenn wir der Kirche einen Dienst erweisen und dabei Schritte in der rechten Richtung tun wollen, so müssen wir im Sinne behalten, daß wir *Zeugen* sein sollen, und zwar Zeugen Jesu Christi. Wenn wir redliches Zeugnis ablegen von dem, was wir selbst in der Gemeinschaft unseres Herrn erlebt und errungen haben, und wenn wir uns bestreben, ein mit unserem Zeugnis übereinstimmendes Leben zu führen, so tun wir für unsere Zeit alles, was wir können. In einer Uebergangsperiode, wie die jetzige, ist es wohl keinem Menschen möglich, sich über theologische Fragen offen und deutlich auszusprechen und die Zustimmung aller zu gewinnen. Vielleicht stimmt einem noch nicht einmal ein einziger voll und ganz zu. Dennoch soll jeder den Ernst und den Mut haben, sein Zeugnis abzulegen. Es handelt sich um die Wahrheit, und die kommt nicht dadurch zustande, daß alle schweigen, sondern dadurch, daß jeder sein Bestes zur Aussprache bringt. Und daß das jeder in aufrichtiger,

liebevoller und ehrerbietiger Weise tue, das ist es, was unserer Zeit am meisten not tut. Nur auf diese Weise kann ein Fortschritt erzielt und jene bessere Darstellung des Christentums erreicht werden, auf die man wartet.

Die christliche Erbauung.

Von Pastor M. Weber.

Unser Thema führt uns auf das große und weitverzweigte Gebiet des christlichen Glaubens und Lebens, wo nach biblischem Sprachgebrauche ein „bauen“ und „erbauet“ werden, zur Zubereitung des einzelnen, wie der ganzen Gemeinde und der gesamten Kirche stattfindet. Es soll das Ganze wachsen und vollendet werden zu einer Behausung Gottes im Geiste; nach innen sich vertiefend durch die Heiligung des Geistes, nach außen wachsend und sich ausbreitend durch die Tätigkeit der Mission, bis daß alles zusammengefaßt werde unter einem Haupte, Christus, der da ist der Grund und Eckstein des Tempels Gottes, der erlösten Menschheit. Da das Gebiet nun ein so überaus umfangreiches ist, so kann im Nachfolgenden nur in kurzen Zügen die christliche Erbauung dargelegt werden, unter Hinweis auf das Material, die Bauleute und die Mittel zum Bauen. Dabei sollen die Umstände, welche den Bau fördern oder hindern, und endlich auch der Zweck und das Ziel der Erbauung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Dies alles nun in der Beantwortung von zwei Fragen:

I. Was haben wir unter christlicher Erbauung zu verstehen?

II. Wodurch und wie erfolgt christliche Erbauung?

I.

Es muß zunächst konstatiert werden, daß der Begriff der christlichen Erbauung im Laufe der Zeit verschieden gebraucht und verstanden worden ist. Was man unter Erbauung verstand, war zu jeder Zeit davon abhängig, wie man sich die Kirche und die Stellung des einzelnen zur Kirche und ihrer Vollendung vorstellte. Zur Zeit, als man in Deutschland die Riesendome baute und das Papsttum sein stolzes hierarchisches Gebäude in der Regierung der Kirche ausführte, hatte man eine andere Vorstellung von Erbauung als zur Zeit des Mystizismus, oder als in jener Periode, da man in sorgfältig ausgeführten Lehrgebäuden das Wesen und Heil der Kirche sah. Unser jetzt meist gebräuchlicher Begriff der Erbauung stammt aus dem Kreise des Pietismus. Gemütliche Erregung und Anfassung, Hebung und Stärkung des Gefühlslebens, oft mit einem Anfluge von Ueberschwänglichkeit und einer Art schwärmerischer Verzückung, wurde als rechte Erbauung betrachtet und gilt zum Teil auch heute als christliche Erbauung. Jedoch als höchst irrig müssen wir den Sinn bezeichnen, nach welchem Erbauung so viel bedeutet wie Rührung und Erregung schöner Gefühle, besonders bei den Predigten und sonstigen geistlichen Reden. Jene Rührung und Erregung der Empfin=

dungen mag zwar vielen erwünscht und angenehm sein und bei ihnen als Gradmesser christlicher Erbauung gelten, aber diese Gemütsbewegungen sind doch in den allermeisten Fällen nur sehr oberflächlicher Art und darum für die Dauer von wenig Wert. Auch ist die einseitige, ja manchmal nur ausschließliche Gefühlserregung, zumal die mit sinnlicher Beimischung, geradezu krankhafter Natur, besonders bei dazu veranlagten Persönlichkeiten. Erbauen im vollsten biblischen Sinne des Wortes ist das, was den ganzen Menschen erfaßt, den Verstand und Willen sowohl, wie das Gefühl beeinflußt. Oder mit andern Worten: Die erbauende Tätigkeit selbst besteht darin, daß das zu erbauende Subjekt nach allen seinen ihm wesentlichen Beziehungen in der Glaubens- und Lebensgemeinschaft mit Christo, begründet und durch ihn gefördert werde, dieweil der Begriff der Erbauung beide Momente einschließt. Wir haben hier das Doppelbild eines lebendigen Baues, der einerseits in die Tiefe hinab, anderseits aber in die Höhe strebt. Es ist ein Bau, der in seinem ewigen Grund sich immer tiefer einsenkt und immer vollkommener sich ausgestaltend, gen Himmel steigt. Es ist damit gemeint die Eingründung und Ausgestaltung der christlichen Glaubens- und Lebensgemeinschaft mit Christo, die beide Momente: Wachstum und Befestigung, in sich begreift. Demnach fassen wir den Begriff der christlichen Erbauung in folgende Form zusammen. Unter christlicher Erbauung haben wir die Begründung und Erhaltung, das Wachstum und Befestigung des Glaubens und Lebens zu verstehen mit dem Ziele der Vollendung.

Zunächst also die Begründung. Hier möchte es am Platze sein, beispielsweise auf den Bau eines Hauses hinzuweisen, bei welchem zuerst ein guter Grund gelegt wird. Wenn vielleicht dagegen der Einwand erhoben würde, daß dieser Vergleich zu abstrakt und auch nicht ganz zutreffend sei, indem von einer Legung des Grundes im eigentlichen Sinne des Wortes hier nicht die Rede sein könne, so müssen wir allerdings mit der Schrift zugestehen, daß niemand einen andern Grund legen kann, denn der schon gelegt ist. Aber wir reden von einer Gründung in dem Sinne, insofern als der einzelne auf den lebendigen Grund- und Eckstein durch den Glauben gegründet werde. Der vorhandene Grund, auf dem gebaut werden soll, ist im tiefsten Sinne gefaßt, Gott selber, weil von ihm alles geistliche Leben ausgeht. Die Erbauung meint nichts anderes, als daß ein Mensch mit Gott in Verbindung gebracht werde, um Gemeinschaft mit ihm zu haben in Zeit und Ewigkeit. Gemeinschaft mit Gott ist aber nicht möglich ohne die Kenntnis und Erkenntnis Gottes. Der natürliche Mensch kennt Gott nicht, oder hat falsche Vorstellungen von ihm. Von der Erkenntnis Gottes redet Christus in seinem hohepriesterlichen Gebete, wenn er sagt: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ (Joh. 17, 3.) Daß nun ein Mensch zu solcher Erkenntnis komme, hat Gott sich selber in Christo Jesu offenbart. Und derjenige, der zur Erkenntnis Gottes führt, der

gleichsam das tätige Prinzip der Erbauung genannt werden kann, ist der Heilige Geist in seinen gnadenvollen Wirkungen am Menschenherzen, wodurch der Mensch auf Christum, den Fels des Heils gegründet wird. Wir haben späterhin näher zu begründen, wie das in der heil. Taufe geschieht ,und die ganze Gemeinde in der Vollzahl ihrer Glieder durch dieses Sakrament auf Christum gegründet, ihm einverleibt und von ihm getragen wird. Die Eingründung ist des Heiligen Geistes Werk, der durch Wort und Sakrament in der Kirche tätig ist. Darum reden wir von einer Dispensation des Heiligen Geistes und von Manifestationen der Gnade Gottes in Christo Jesu. Es ist unsere evangelische Ueberzeugung, daß die Gemeinde und mit ihr das einzelne Glied derselben durch die heil. Taufe in Christum einverleibt und auf ihn gegründet wird. Werden sie nun durch Unterricht und Predigt in der Wahrheit des Evangeliums unterwiesen, dann sind sie auch in irgend einem Grade der Wirkung seines Geistes teilhaftig, der ihnen durch Wort und Sakrament innewohnt und auf sie einwirkt. Mag der Erfolg der Wirkung noch so gering sein, völlig fehlen kann er nicht. Dafür bürgt uns die in den Gnadenmitteln gegebene Verheißung und der Bestand des Gnadenbundes durch die Taufe, wenn auch die Erfüllung der subjektiven Bedingungen eine geringe ist. Deshalb muß es als verfehlt erscheinen, wollte man Christengemeinden ansehen und behandeln wie Heiden, die man erst zu Christen machen mußte. Solches Verfahren muß ein höchst irriges bezeichnet werden, weil darinnen die wirklichen Anknüpfungspunkte übersehen werden. Richtiger ist daher die Praxis der christlichen Erbauung, welche an das bereits vorhandene Verhältnis zu Christo anknüpft, weil darin sowohl die Verpflichtung zum christlichen Glauben und Leben, als auch die Kraft dargegeben ist. Die Apostel haben die Gemeinden, an die sie schreiben, immer als Gemeinde Gottes behandelt, mochten sie noch so große Schäden an ihnen zu rügen haben. Selbst die korinthische Gemeinde, die in Parteien zerfallen war und auch lose Frevler in sich duldete, redete Paulus mit diesem Namen an. Und wenn er auch der galatischen zurufen mußte: Ihr seid von der Gnade gefallen, so knüpfte er seine Strafe und Mahnung an die Heilstaten an, die an ihnen geschehen sind, und an die Heilserfahrung, die sie gemacht haben. Das ist unser evangelischer Standpunkt hinsichtlich der Begründung des Glaubens.

Die Begründung und Erhaltung des Glaubens stehen in engster Beziehung zu einander. Und was wir im Vorhergehenden von der Gründung des Glaubens gesagt haben, gilt auch entsprechend von der Erhaltung des Glaubens. Die Erhaltung des christlichen Glaubens und des Lebens im Glauben soll verhüten, daß kein Mangel, noch gar eine Verkümmerung und Verwahrlosung desselben eintrete. Die Erhaltung des Glaubens ist freilich eine bedingungsweise und verschiedene, indem individuelle und allerlei äußere Umstände dabei entweder fördernd, oder hemmend einwirken können. Wo man den Einwirkungen des göttli-

chen Lebensgeistes nicht nur nicht widerstrebt und die Gnadenmittel in der rechten Weise benützt, da kann es nicht fehlen, daß der Glaube nicht nur erhalten wird, sondern auch wächst und erstarkt. Dabei wollen wir aber die Gnade Gottes in ihrem Wirken nicht übersehen. Sie erdrückt keineswegs die menschliche Freiheit, sondern entbindet dieselbe und macht sie kräftig und tätig. Daher auch die apostolische Mahnung: Erbauet euch selbst zum geistlichen Hause. So tritt zu dem Sich-erbauen-lassen, daß sie sich selbst erbauen, ergänzend hinzu. Denn es steht nicht so, daß jemand meinen könnte, er dürfe die Hand in den Schoß legen, während Gott sein Werk an ihm treibt. Daß nur der einzelne in seiner Zusammengehörigkeit, in seiner Verbindung mit der Kirche und Gemeinde erhalten und gefördert werde, das ist es, was wir mit der Erhaltung des christlichen Glaubens meinen. Das nächste wäre dann die Befestigung und das Wachstum des christlichen Glaubens und Lebens.

Der Glaube muß wachsen und erstarken. Davon redet die Schrift vielerorts in klaren und nicht mißzuverstehenden Worten. Zwei der biblischen Aussprüche, die uns hier am wichtigsten erscheinen, seien hier hervorgehoben. Es ist zunächst die Schriftstelle 1. Petri 4, 10: Der Gott aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbe wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen. Dem Apostel schwebte ohne Zweifel das Bild vor, daß jeder Christ ein lebendiger Tempel Gottes zu werden bestimmt ist. Durch diese Gemeinschaft mit dem Erlöser sind sie befestigt und wachsen hinan zu einem vollkommenen Mannesalter in Christo Jesu und gehen ihrer Vollendung entgegen, dahin, wo der Glaube zum Schauen wird. Das wäre denn das vorgesteckte Ziel der christlichen Erbauung. Die andere hier zu erwähnende Schriftstelle finden wir im 16. und 17 Vers des dritten Kapitels im Epheserbrief verzeichnet. Paulus sagt daselbst, daß er euch Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist am inwendigen Menschen und Christum zu wohnen durch den Glauben in eurem Herzen und durch die Liebe eingewurzelt und begründet zu werden. Was Petrus in der gewissen Zuversicht ausspricht, daß Gott den Seinen festen Stand und Halt geben will durch Befestigung in dem Grund des Glaubens, das faßt Paulus mehr innerlich, indem er aussagt, daß die Gläubigen durch den Heiligen Geist in den innersten Menschen hinein gekräftigt werden möchten durch die bleibende Einwohnung Christi in ihrem Herzen. Wenn wir nun bei dieser Gelegenheit vom evangelischen Standpunkt aus die Lehre von der Heiligung und christlichen Vollkommenheit erwähnen müssen, so geschieht dies auf Grund der Schrift. Wir reden wohl von einer Vollkommenheit der christlichen Tugenden als Früchten des christlichen Glaubens, aber daß ein Mensch zu einem abgeschlossenen Zustand der Heiligung gelangen könne und müsse, um die großen göttlichen Verheißungen auf sich beziehen zu können, das ist nicht Schriftlehre, sondern Menschenlehre. Da werden, wie bei anderen Dingen, gewisse Schriftstellen, welche von der Heiligung reden, einseitig betont, und zwar

so betont, als ob im diesseitigen Leben der Abschluß unbedingt erfolgen müsse. Es sind sogenannte Lieblingsideen und extreme Behauptungen, die auf Kosten einer gesunden christlichen Gesamtanschauung herausgestrichen werden. Man setzt damit andere Kirchengemeinschaften, die dieses Ziel nicht in der gleichen Art anstreben, tatsächlich herunter, während man für sich selber einen weit höheren Platz im Reiche Gottes beansprucht. Die Erfahrung hat es uns hinreichend gelehrt, daß durch solch extreme Behauptungen der Heiligung schon viel Schaden angerichtet wurde und manche zart veranlagte Seele darüber zu Grunde ging. Wir haben davon gehört, daß statt die Gemeinden erbaut, vielmehr zersplittert wurden. Wir durften es von einzelnen hören, daß sie im Geiste begannen und im Fleische vollendeten. Hinsichtlich der Heiligung sei uns noch eine Bemerkung gestattet. Wenn es der Kirche Aufgabe ist, ihre Glieder zur Heiligung zu erziehen, so muß die erstrebte Heiligung der biblischen gleichartig sein, welche durch den Begriff der Gotteskindschaft am kürzesten erläutert wird. Eine Kirche, welche eine andersartige, oder gar entgegengesetzte Heiligung erstrebt, würde um so mehr das Anrecht auf den Namen Kirche verlieren, je weiter sie sich von dem rechten Begriff der Heiligkeit entfernt. So wenig, wie die Art der Heiligung, auf die wir vorhin hingewiesen, unser Ziel sein kann und sein darf, noch viel weniger aber die römische Heiligkeit, welche der juden-christlichen Gesetzlichkeit so ähnlich ist, wie ein Ei dem andern. Die gesetzliche Heilichkeit (bez. Heiligsprechung) durchsäuert derart die ganze römische Gemeinschaft, daß man gegen die Aussage der Reformatoren mit Recht Bedenken tragen muß, ihr ohne Einschränkung den Namen „Kirche" beizulegen.

Haben wir in den bisherigen Erörterungen der Erbauung des einzelnen in der Kirche und Gemeinde unsere Aufmerksamkeit geschenkt, so wollen wir nun unser Augenmerk mehr auf das Wachstum nach außen hin richten. Das Wachstum nach innen bezog sich auf das persönliche Leben der bereits in den Leib Christi eingepflanzten Glieder, insofern ihr Gemeinschaftsleben immer tiefer gegründet, reicher entfaltet und höher entwickelt werde.

In der Erbauung der Kirche nach außen, nämlich durch fortwährende Einverleibung immer neuer Glieder in die Hausgenossenschaft Gottes, soll sich die ἐκκλησία als die Heilsanstalt der gesamten Menschheit erweisen. Es wäre doch eine Beschränkung der Erbauungsaufgabe der Kirche, wenn man sie wesentlich auf diejenigen beschränken wollte, die ihr bereits angehören. Es wäre noch eine einseitige Beschränkung, wenn man alle Rettungsarbeit an denjenigen mit einschließt, die nur äußerlich zur Christenheit mitgezählt werden, denen aber die geistlichen Eigenschaften und Kennzeichen der lebendigen Glieder der Gemeinschaft Christi fehlen. Die Erbauungsaufgabe ist nicht erschöpft durch Erweckung der toten Glieder und Wiedergewinnung der abgefallenen Glieder der Kirche, auch nicht durch die beständige Erziehung des Nachwuchses in der geistlichen Pflege der in dem Schoße der Kirche geborenen

Kinder. Alles dieses zusammengefaßt ist nur die eine Seite der kirchlichen Erbauungstätigkeit, die man mit dem Namen: Innere Mission bezeichnet. Es gehört auch dazu die ihr ebenbürtige Ausbreitung der Kirche, die Eingliederung der Gläubigen aus allen Nationen. Ist nun das Objekt der inneren kirchlichen Erbauungstätigkeit die Gesamtheit der Christen, so ist das Objekt der äußeren kirchlichen Erbauungstätigkeit die Gesamtheit der Nichtchristen auf Erden, die berufen, gesammelt und erleuchtet werden sollen. Die große Aufgabe, die der Kirche, als dem Organ des Heilandes, gestellt ist, ist keine andere, als mit dem seligmachenden Evangelium die gesamte Menschheit zu durchdringen, das Reich Gottes auf der ganzen Welt zu bauen. Dabei ist zu beachten, daß wie immer eine sich innerlich bauende Kirche den Trieb haben wird, die Kirche in der nichtchristlichen Welt auszubreiten, so wird auch eine missionierende Kirche die Erfahrung machen, daß sie durch ihr ausbreitendes Handeln sich innerlich baut und ihrer Vollendung entgegengeht.

Damit sind wir nun zum Abschluß unseres ersten Teiles gelangt, indem die Frage beantwortet wurde, was wir unter christlicher Erbauung zu verstehen haben. Es erübrigt nun übergangsweise darauf hinzuweisen, daß hinsichtlich der christlichen Erbauung, bez. deren Verwirklichung, gewisse Bedingungen und Erfordernisse zu Recht bestehen. Das führt uns zur Beantwortung unserer zweiten Frage:

II. Wodurch und wie erfolgt christliche Erbauung?

Obwohl der Heilige Geist der Hauptfaktor und das tätige Prinzip der christlichen Erbauung ist, so bedient er sich doch trotz seines unmittelbaren Wirkens gewisser Mittel, nämlich der sogenannten Gnadenmittel.

Welches sind die besonderen Gnadenmittel und wodurch wirkt der Heilige Geist vornehmlich? Bevor wir die beiden Sakramente, die heil. Taufe und das heil. Abendmahl, nächst dem Worte Gottes, in den Kreis christlicher Erbauung hereinziehen, verweisen wir vorerst auf die christliche Kirche als Gemeinschaft der Gnadenmittel. In dieser durch Christum gestifteten Gemeinschaft, weil dieses ihr von Christo überkommener Beruf ist, werden die Gnadenmittel gespendet, und wird durch sie ihre christliche Erbauung in außergewöhnlicher Weise ausgeübt. Diese Erbauung beruht aber, wie wir schon früher erwähnt, auf einem Zusammenwirken der göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit. Wir werden von Gott dem Herrn erbaut, sollen uns aber auch selber erbauen. Der Herr ist es, welcher seine Kirche erbauen will, wie er denn zu Petrus spricht 'Matth. 16, 18): „Ich will meine Gemeinde bauen. Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und andererorts heißt es wieder: Erbauet euch selbst auf euren allerheiligsten Glauben (Jud. 2, 20). Von diesem menschlichen Faktor rührt es her, daß die heilige allgemeine christliche Kirche in einer Verschiedenheit von Sonderkirchen erscheint, welche Lehre, Gottesdienst und kirchliche Ordnungen in verschiedener Weise ausgestaltet haben. Ihr verschiedener Wert beruht aber

darauf, ob die menschlichen Bauleute, welche auf den von Gott gelegten Grund gebaut haben, mit dem Plane des himmlischen Baumeisters vertraut waren und in seinem Geiste bauten; ob sie sich der Mittel, welche der Herr zum Aufbau der Kirche in seinem Worte und in seinen Sakramenten selbst gegeben hat, auf die rechte Weise bedienten, ob das, was sie auf dem Grunde bauten, Heu und Stoppeln waren, oder Gold, Silber und Edelsteine (1. Kor. 3, 12). Auf dem menschlichen Faktor beruht es daher, daß in der geschichtlichen Entwicklung der Kirche immerdar ein Unterschied bleibt zwischen dem Ideal und ihrer Wirklichkeit. An diese Tatsache lehnt sich gewissermaßen unser evangelischer Katechismus in seiner Frage 107: Ist die Kirche alles das, was ihr von ihr bekennen, jetzt schon geworden? mit der Antwort: Die Kirche ist zwar zu allen Zeiten vorhanden gewesen, aber vielfach mit Irrtum und bösem Wesen vermischt, doch ist ihre zukünftige Vollendung nach Gottes Verheißung gewiß. Vergessen wir nicht, daß Gott zwar durch übernatürliche Kräfte und Gaben zur apostolischen Zeit seine Kirche baute gegenüber den außerordentlichen dämonischen Einflüssen, die den Aufbau und Ausbau der Kirche des Herrn mit aller List und Macht zu verhindern suchten, daß Gott aber den weiteren Verlauf seiner Kirche mehr ihrer natürlichen Entwicklung überließ, d. h. ohne jene außerordentlichen Zeichen und Wundergaben, wie sie am Anfang nötig waren. Freilich hat Gott dann zu Zeiten des Verfalls besondere Männer dazu berufen und ausgerüstet, daß sie Zeugnis ablegten gegen Sünde und Weltgeist, die verheerend in die Kirche eingedrungen. Aber solche außerordentliche Zeichen und Wunder, wie am Anfang, geschehen nicht mehr. Doch mag es in den letzten Tagen noch einmal geschehen, wie solches in der Schrift verzeichnet steht. Die Kirche, wie sie sich jetzt unsern Augen darbietet, ist die Stätte der stillen Wirksamkeit des Heiligen Geistes durch Wort und Sakrament. Wie verhält es sich nun mit der Lehre und dem Besitz der Wahrheit? Hat irgend eine der verschiedenen Kirchengemeinschaften das Recht. sich ausschließlich die Kirche des reinen Bekenntnisses zu nennen und im irrtumslosen Besitz der Wahrheit zu sein? Und darf solche sich anmaßen, anderen das Recht und die Qualifikation zur christlichen Erbauung abzusprechen? Gewiß nicht! Wer hat denn solche zu Richtern über Israel gesetzt, zu Richtern über die, die am Bauwerk des Herrn tätig sind und Christum predigen? Der Bauherr der Kirche nicht! Was sagt er zur Erklärung nach Mark. 9, 40: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns! Zu beachten ist auch das im gleichen Geiste geredete apostolische Wort: Ein jeglicher sehe zu, wie er darauf, nämlich auf dem Grunde, baue (1. Kor. 3, 10). Sodann auf jenes Wort: Ein jeglicher aber prüfe sein selbst Werk und alsdann wird er an ihm selber Ruhm haben und nicht an einem andern. Hüte man sich davor, daß niemand als ein solcher erfunden werde, der im blinden Eifer wider Gott streitet. Hüte man sich doch, daß nicht Christus um Haß und Haders willen gepredigt werde, sondern aus guter Meinung und lauter, denn dann wird auch jeglichem von Gott Lob widerfahren, dieweil der Tempel Gottes

gebaut wird. Wenn irgend eine Kirchengemeinschaft von sich selbst behaupten wollte, daß sie das allein richtige Bekenntnis aufstelle und die allein richtige Tätigkeit ausübe, so würde sie ihrer Kirche die Stellung geben, welche Israel als Volk unter den Völkern seiner Zeit inne hatte. Jede Kirchengemeinschaft sollte sich ihrer gliedlichen Stellung in der Kirche bewußt sein und sie kann und wird es, wenn sie einerseits recht geistig und anderseits recht natürlich und menschlich urteilt. Auch sollte jede Kirchengemeinschaft sich vom Fanatismus entfernt halten, wie von der Schwärmerei. Da es um der christlichen Erbauung willen sehr zweckdienlich und zeitgemäß ist, so wollen wir jetzt des weiteren einmal von der Stellung der Kirchengemeinschaften zu einander reden, zumal wir als Evangelische ein besonderes Interesse daran haben und es für unsere besondere Aufgabe ansehen, eine mehr vermittelnde Stellung zwischen Reformierten und Lutheranern einzunehmen, und zwar auf Grund der Schrift, die bei Differenzpunkten den Ausschlag geben soll. Wir fragen: Wie kann es möglich sein, daß eine wirkliche Erbauung stattfinde, nach innen oder nach außen hin, wenn man gewisse Gegensätze so schroff, wie möglich, aufbaut? Es ist deshalb sehr zu beklagen, daß in gewissen orthodoxen kirchlichen Kreisen man die eigene Kirche in ihrem Verhältnis zum Inhalt des Bekenntnisses als das allein richtige Gefäß betrachtet! Da wird doch in der Tat die Form höher als der Inhalt gestellt, oder der Schlauch dem Most vorgezogen. Diese Auffassung ist, wie jeder sehen muß, die katholische, oder die theokratische. Daraus ergibt sich, daß man inmitten der evangelischen Kirche bei einer solchen papistischen, d. h. judaistischen Fassung des Begriffs, wesentlich und prinzipiell auf den Boden vor der Reformation zurückkehrt, von welchem Gott sie durch das Licht des Evangeliums hinweggeführt hat. Wir kennen alle diese hermetisch abgeschlossenen Kirchengemeinschaften strengster Observanz, die, was christliche Erbauung anbetrifft, allen andern das Recht hierzu absprechen wollen und als Falschgläubige zu bezeichnen belieben. Von dort aus vernimmt man mit großem Pathos den Ruf: Hier ist das Zion des Neuen Testaments, hier ist die Gemeinde des lebendigen Gottes, der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit! Es verhält sich da nicht anders als bei der römischen Kirche, die um eines eingebildeten sichtbaren Mittelpunktes göttlicher Gnadengegenwart willen, sich für die unfehlbare Inhaberin und Zeugin der Wahrheit hält, und es dabei nicht merkt, oder vielmehr nicht merken will, daß ihr die Wahrheit im Laufe der Zeit längst abhanden gekommen ist. Diese Kirche hält sich für die unentbehrliche Heilsvermittlerin und glaubt, daß ohne ihrer Priester Absolution kein Zutritt zum Vater und kein Eintritt ins Himmelreich möglich sei. Die mütterliche Stellung ist hinaufgeschraubt zur Stellung einer Mittlerin. In diesem Katholizismus bewegen sich jene, die so siegesbewußt im Sattel der reinen Lehre sitzen. Was von ersteren gilt, das trifft auch bei letzteren zu, nämlich das Wort eines Gottesmannes als zutreffendste Erklärung. Er sagt: „Wer auf das Fleisch säet, indem er die Kirche aufs Fleisch gründet, der wird auch eine fleischliche

Kirchlichkeit ernten, deren charakteristische Merkmale sind Hochmut und Werkgerechtigkeit. Bei einer solchen rigoristischen Praxis, wie sie in jenem erwähnten Lager vertreten ist, wird eine Gliederschaft herangezogen, die es ganz extra versteht, formell am Bekenntnis festzuhalten, und, dabei was Hochmut und Fanatismus betrifft, ihres gleichen nicht hat. Ja, sie lernen es, daß man den Reformierten die Bruderhand nicht reichen, daß man ihre Gottesdienste nicht besuchen darf und sich von aller Gemeinschaft mit ihnen fern halten müsse. Und dieses Werk des ausschließlichen Festhaltens am Bekenntnis der reinen Lehre, wie man mit großem Nachdruck betont, rechnet man sich natürlich selbst zur Gerechtigkeit, welcher die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt, weichen muß. Werkgerechtigkeit ist aber im tiefsten Grunde weiter nichts als Götzendienst, denn sie gibt Menschenwerk die Ehre, die Gott allein gebührt.

Wir sind mit diesen Erörterungen wohl ein wenig in die Breite gegangen, aber die Bauarbeit, die wir als Evangelische Synode im Auge haben, erfordert es, daß wir unser gutes Baurecht verteidigen und den Gegnern zum wenigsten ihre Blößen anzeigen bei ihren Angriffen und sie ihres blinden Eifers zu überführen suchen. (Vergebliche Liebesmüh. D. R.) Wir behaupten mit vollem Rechte, daß es keine Partikularkirche gibt, welche für sich alle Vorzüge und keine Mängel hätte. Sondern die Kirchen ergänzen sich wechselseitig und erst die Gesamtheit der verschiedenen Partikularkirchen repräsentiert das Gesamtbild des christlichen Lebens nach seiner relativen Vollendung in Lehre, Leben, Kultus und Verfassung. Es ist notwendig zur Erbauung, daß dem Bewußtsein des trennenden Fleisches, dem Hochmut, Egoismus und Einseitigkeit eigen ist, das Bewußtsein des einigenden Geistes entgegengestellt werde nach des Apostels Wort Eph. 4, 4: Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen. Die Evangelische Kirche, welche sich ihres Abstandes vom Herrn bewußt ist, betrachtet sich selbst und ihre bauende Tätigkeit unter dem Gesichtspunkte: Nicht daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte, nachdem ich von Christo ergriffen bin (Phil. 3, 12). Ihr christlicher Optimismus aber, mit welchem sie den Lauf der Kirchengeschichte betrachtet, gründet sich auf die Verheißung des Herrn an seine Kirche, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Sie weiß, daß trotz aller bestehenden Uebelstände, das Band, welches mittels der Gnadenmittel die Gemeinde mit ihrem unsichtbaren Herrn verbindet, niemals absolut zerschnitten werden kann und daß der Geist des Herrn als Geist der Reformation immer aufs neue wirksam ist. Sie hat die trostreiche Zuversicht, daß obschon der Herr zu Zeiten die Menschen ihre eigenen Wege gehen ließ, er doch niemals seinem Wort untreu gworden ist: Ich will meine Gemeinde bauen. Sie weiß, daß trotz alledem, was Menschen verbaut und versäumt haben, dennoch sein

Werk, seiner Kirche Bau im stetigen Fortschritt begriffen ist und fortgehen wird, bis daß alles vollendet werde, was geschrieben ist. Die Evangelische Kirche ist sich ferner auch dessen bewußt, daß die verschiedenen Perioden der Kirche unter der Führung des Herrn stehen, und daß der Plan, welchen der Herr mit seiner Kirche hat, mit, ohne und auch wider der Menschen Willen, sich verwirklichen wird.

(Schluß folgt.)

Der Christus der Kunst und der Christus des Lebens.

Von Past. M. Weber.

Ein Kunstgelehrter aus den deutschen Gauen,
Vor Koppenhagens Frauenkirche harrt.
Thorwaldsens Christus wünscht er drin zu schauen,
Nach vielen Bitten es gewährt ihm ward.

Lang prüfend stand er, vor das Bild getreten,
Doch den gehofften Eindruck er nicht fand.
Doch als er knieend, wie man ihn gebeten,
Schaut zu dem Christus: jeder Zweifel schwand.

Die Schönheit der Natur sich ihm erschließet,
Und tief bewegt kniet er in Ehrfurcht da.
Die Kunst, als deren Jünger er genießet,
Das Auge formvollendet vor sich sah.

Die Wissenschaft und Kunst samt ihren Gaben
Sie bieten zwar dem Menschen wohl Gewinn;
Doch, sich an Christi Herrlichkeit zu laben,
Wirkt keine Kunst und kein ästhetscher Sinn.

Vor Christus mußt du dich in Demut neigen,
Ihm, der der Weg, Wahrheit und Leben ist;
Dann wird sich seine Herrlichkeit dir zeigen,
Wie keine Kunst der Plastik sie ermißt.

Mag auch die Welt das Christusbild nicht sehen,
Mag vielen er nur eine Mythe sein:
Die Wahrheit bleibt, sie bleibet ewig stehen:
Im Christ des Lebens ist das Heil allein!

Literatur.

Lic. Hermann Jordan, Prof. in Erlangen: „Geschichte der altchristlichen Literatur." Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig, 1911. 521 Seiten. Preis: geb. 17 Mark.

(Schluß.)

Die vier Evangelien sind eine literarische Erscheinung **sui generis**, mit nichts vergleichbar, wovon sie sich als Fortsetzung und Fortbildung ansehen ließen, und in keine besondere Klasse einzuordnen, sie sind Lebensbeschreibungen und doch den Rahmen eines gewöhnlichen Lebens weit überschreitend, sie sind Geschichtsbücher und doch weit mehr als dies, sie sind Erbauungsschriften und doch fehlt alles erbauliche Element, das nicht in der Sache selbst liegt; so schlicht und einfach und doch das Größte erschließend. Wer diese Form zuerst geschaffen hat, ob der Apostel Matthäus in aramäischer Sprache, oder Markus, oder ein Vorgänger desselben (Ur-Markus) steht dahin, Lukas blickt jedenfalls auf sie zurück, und ziemliche Uebereinstimmung herrscht darüber, daß die Entstehungszeit der drei synoptischen Evangelien um das Jahr 70 anzusetzen ist. „Während die drei Synoptiker auf Grund eigener Erinnerung und fremder mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung berichten, hat der Verfasser des vierten Evangeliums (m. E. so gut wie sicher der Herrnjünger Johannes) gegen Ende des ersten Jahrhunderts die ihm bekannte Form der Evangelien zu einem Buche ausgestaltet, das bei aller Einfachheit doch eine Form und Sprache zeigt, wie sie nur ein großer Künstler schaffen kann. Wenn das den wahren Künstler auszeichnet, daß er sein Objekt von der tiefsten Seite her intuitiv erfaßt und von daher das Bild desselben neu entwirft, so zeigt sich Johannes wahrhaft groß darin, wie er die Erzählungsform der Evangelien benutzt zu einem dramatischen Gemälde Jesu, das im Himmel beginnt und mit den Erscheinungen des Auferstandenen endigt; das Joh.-Ev. ist daher auch in seiner Form die Vollendung der Evangelien-Literatur." Die Evangelien sind nicht die ersten schriftlichen Erzählungen vom Leben Jesu (Luk. 1, 1) und es ist kein Grund vorhanden, daß nicht manche dieser schriftlichen Fixierungen dicht an die Zeit Jesu heranreichen, und ebenso hat die Evangelien-Literatur eine weitverzweigte Fortsetzung erhalten in den sogenannten Apokryphen. Tatsächlich hat der größte Teil letzterer zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten kanonisches Ansehen gehabt. Die allgemeine Anerkennung der vier Evangelien als kanonischer Schriften fällt nicht mit ihrer Abfassungszeit zusammen, sondern ist das Ergebnis eines allmählichen Prozesses, der erst mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts zum Abschluß kam und mit der auch äußeren Konsolidierung der Gemeinden zu einer einheitlichen Kirche zusammenhing. Es ist nicht so aufzufassen, als seien die vier kanonischen Evangelien als der ursprüngliche Bestand vorhanden gewesen, und alles, was unter dem Apokryphennamen vorhanden ist, sei später entstandener Nachwuchs, sondern die Kirche hat unter unverkennbarer Leitung des ihr verheißenen Geistes aus dem vorhandenen Schriftmaterial, das jedenfalls noch zahlreicher gewesen ist, als das, was unserer Kenntnis erhalten ist, diese vier Schriften auswählend als diejenigen hervorgehoben, die ihr als Richtschnur aller Verkündigung vom Leben Jesu ausreichend und maßgebend erschienen sind. Manches, was, wenn es uns erhalten wäre, uns heute unverlierbar und unersetzlich erscheinen würde, mag auf diese Weise uns verloren gegangen sein. Z. B. sollte es undenkbar sein, daß Paulus eine

Lebensgeschichte Jesu geschrieben habe? Wenn er (Röm. 2, 16; 16, 25 u. a.) sich auf „sein Evangelium" beruft, so geht allerdings nicht mit Evidenz hervor, daß er damit auf eine schriftliche Aufzeichnung hinweise, aber undenkbar ist es nicht. Es hat eine Menge Situationen in seinem Leben gegeben, wo er allerdings nicht daran denken konnte, sich der stillen Arbeit eines Geschichtsschreibers hinzugeben, sondern wo die Gegenwart mit ihren vielseitigen Forderungen alle seine Kraft beanspruchte (2. Kor. 11), aber es hat doch auch Zeiten erzwungener Stille für ihn gegeben, und sollte er sich nicht gedrungen gefühlt haben, dieselbe durch derartige schriftstellerische Tätigkeit auszufüllen, da er doch jedenfalls für seine mündliche Predigt die Darstellung des Lebens Jesu für unentbehrlich angesehen hat? Gal. 3, 1. Wohl war der Kreuzestod für ihn die Haupttatsache, aber er mußte doch, um die Bedeutung desselben eindringlich zu machen, erst schildern, wer er sei, dessen Kreuzestod die erlösende Kraft besitzt. Marcion aus Sinope um 150 n. Chr. hat sein Evangelium als mit dem des Paulus identisch bezeichnet. Später hat man auf des Irenäus Autorität hin den Evangelisten Lukas als den Exponenten des Evangeliums Pauli angesehen. Es soll hier nur auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit hingewiesen werden, daß ein Evangelium geschrieben worden ist, das wir, wenn es erhalten wäre, für unentbehrlich halten würden. Das meiste aber allerdings, was durch die Kanonisierung jener Vierzahl von der Erhaltung für die Zukunft ausgeschlossen ist, ist mit Recht oder wenigstens ohne Schaden ausgeschlossen. Die mündliche Ueberlieferung ging neben der schriftlichen noch lange gleichwertig geachtet nebenher. So fühlte sich mancher gedrungen, die ihm bekannte schriftliche Ueberlieferung aus dem Schatze der mündlichen zu ergänzen. Sodann ist auch die dichtende Phantasie am Werke gewesen, namentlich die Lücken der Ueberlieferung auszufüllen, wobei besonders die Jugendzeit Jesu und der geheimnisvolle Verkehr des Auferstandenen mit den Seinen Spielraum boten. Endlich das Bestreben, häretische, besonders gnostische Lehranschauungen auf die Autorität Jesu selbst zurückzuführen, gab Veranlassung zu einer zahlreichen, meist verloren gegangenen Evangelienliteratur. Eine eigentliche Geschichte derselben zu schreiben ist wegen unserer zu geringen Kenntnis davon nicht möglich. Die Haupterzeugnisse derselben sind: 1. Das aramäische Hebräer-Evangelium, wahrscheinlich zwischen 60—100 entstanden, unserem Matthäusevangelium nach Form und Inhalt ähnlich. 2. Das Aegypterevangelium aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Dasselbe gebietet Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit und unterstützt die sabellianische Auffassung der Trinitätslehre, indem es Jesum sagen läßt: Der Vater ist dieselbe Person wie der Sohn, und der Sohn dieselbe Person wie der Heilige Geist (also nicht drei Personen, sondern nur eine). Nach etlichen Kritikern ist das Buch vorchristlichen, essenisch therapeutischen Ursprungs und nur christlich überarbeitet, nur Bruchstücke sind davon durch Clemens Alex. erhalten. 3. Ein Evangelium Petri aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts stammend. 4. Das sogenannte Protevangelium oder Evangelium des Jakobus erzählt die Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu mit besonderem Interesse für Maria, deren Eltern Joachim und Anna genannt werden, es hat nahe Berührung mit den Eingangskapiteln des Lukas-Evangeliums. 5. Das Evangelium der Kindheit des Herrn von Thomas, das allerhand phantastische Anekdoten vom Jesusknaben erzählt. 6. Die Acta Pilati oder Evangelium des Nikodemus, von Justin und Tertullian, natürlich fälschlich, für den von Pilatus an den Kai-

ser Tiberius amtlich eingereichten Bericht über die Kreuzigung Jesu gehalten, in ihrer gegenwärtigen Gestalt wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhundert stammend. Doch wer kann sie alle aufzählen diese teils dem dogmatisch häretischen Interesse, teils dem Bedürfnisse rein unterhaltender Beschäftigung der Phantasie entsprossenen Literaturerzeugnisse. In der großen diocletianischen Verfolgung, die sich hauptsächlich auch die Vernichtung der christlichen Schriften zum Zweck gesetzt hatte, mag massenhafte Literatur zugrunde gegangen sein, die Kirche hatte nicht nur kein Interesse, derlei Schriften zu erhalten, sondern ein positives, an der Ausrottung mitzuhelfen, und der Aufforderung an die Gemeinden, ihre Schriften herauszugeben, kam man gern dadurch entgegen, daß man häretische Schriften auslieferte.

An die Evangelien schließen sich die Apostelgeschichten. Gerade der Mangel sicherer historischer Ueberlieferung über Taten und Schicksale der meisten Apostel reizte, die leeren Stellen durch phantasievolle Erfindung auszufüllen. So entstanden die Acta Pauli et Theclae, die Geschichte einer Jungfrau, die trotz elterlichen Verbots dem Paulus nachfolgte und selbst predigte, und die Erzählung des Märthyrertodes Pauli enthaltend, die Acta Petri, den Handel des Petrus mit dem Magier Simon und den Märthyrertod des Apostels beschreibend, Johannesakten, Andreasakten, Thomasakten, alle im wesentlichen Romane mit unbestimmtem historischen Hintergrunde. An die Apostelromane reihen sich die Märthyrergeschichten, teils lebensvolle Berichte mitten aus der persönlichen Anschauung heraus oder Bearbeitungen der amtlichen Protokolle über die dem Marthyrium vorangehenden Gerichtsverhandlungen, die man sich zu verschaffen gewußt, teils, da der Verlauf dieser Verhandlungen meist ein sehr ähnlicher war, stereotype Wiederholungen allgemeiner Züge mit vorherrschend erbaulicher panegyrischer Tendenz. Die letzten Ausläufer dieser zahlreichen Märthyrerliteratur sind die Märthyrerlegenden und Märthyrerromane, in denen das echte historische Material durch anknüpfende Dichtung und Ausschmückung, Steigerung des Wunderbaren, Empfehlung der Askese vermehrt ward.

Der letzte Zweig der erzählenden Literatur, die Chronik und die eigentliche Geschichtsschreibung konnte natürlich erst entstehen, als das Christentum eine selbständige Geschichte hinter sich hatte, und so kann man es nicht ganz unerklärlich finden, wenn Eusebius (ca. 260—340 lebend) sich selbst als den ersten Kirchengeschichtsschreiber betrachtet. Als Vorgänger hat er allerdings gehabt und benutzt ein aus fünf Büchern bestehendes, verloren gegangenes Werk des Hegesippus, aber dasselbe ist wohl kein eigentliches Geschichtswerk, sondern eine antihäretische Streitschrift gewesen, in der historische Notizen eingestreut waren. Auch die Chronographie eines Julius Africanus hätte er als Vorarbeit anerkennen sollen, aber auch diese war, wie der Titel sagt, noch keine eigentliche Geschichte, sondern eine Chronik von Erschaffung der Welt an. Die Kirchengeschichte des Eusebius, von Jesus Christus beginnend bis zum Jahre 323 fortgeführt, ist keine bloße Chronologie mehr, sondern eine Darstellung der Begebenheiten als Entwickelung einer Idee, als ein Kampf zwischen der Welt des Bösen und dem Gottesreiche des Logos. Es ist also allerdings ein von einer Tendenz beeinflußtes Werk, „man kann aber nicht sagen, daß dieser apologetische Gesichtspunkt dem Darsteller die tatsächlichen Ereignisse w e s e n t l i c h verschoben hat, geirrt hat er freilich sehr oft." (Eine sehr gnädige Beurteilung des Schriftstellers, auf den man sonst das Wort über Wallenstein anwenden möchte: Von der Parteien Haß und Gunst entstellt schwankt sein Charakterbild.)

Es würde den Raum, der für die Einführung eines Buches in unserer Zeitschrift verstattet ist, weit überschreiten, wenn nun noch weiter die Entwickelung der kirchlichen Geschichtsschreibung und weiter die Entwickelung der übrigen literarischen Formen, des Briefes, der Apokalyptik, der Apologien, der Predigt, der Abhandlung u. s. w. auch nur andeutend verfolgt werden sollte. Wir brechen ab, und wollen nur noch kurz registrieren, was der so wohl orientierte Verfasser, dessen Urteil wenn auch nicht maßgebend, doch beachtungswert ist, in bezug auf die Kritik der übrigen neutestamentlichen Schriften zu sagen hat.

Vom Evangelium Johannis ist schon die Rede gewesen; von den Reden Jesu in demselben heißt es: Sie können in keiner Weise als wörtliche Wiedergabe der Reden Jesu gelten, sie sind der persönlichen Erinnerung entstammende, inhaltlich aus dem Geiste Jesu heraus geschriebene Kompositionen des Johannes, deren Form durchaus das Werk des Evangelisten ist.

Bezüglich der Apokalypse heißt es: Man wird wohl immer wieder zu der Anschauung zurückkehren müssen, daß der Apostel Johannes (Kap. 5) unter Domitian nach seiner Verbannung auf die Insel Patmos die Apokalypse des N. T. abgefaßt hat. Neben dem Johannes-Evangelium bildet die Johannes-Apokalypse, rein literarisch betrachtet, den Höhepunkt urchristlicher Literatur.

Was die Briefliteratur des N. T. betrifft, so kommt für den Verfasser wieder hauptsächlich die Form in Betracht. Er unterscheidet a. wirkliche Briefe, die dem persönlichen Bedürfnisse der Mitteilung an eine bestimmte Person oder einen umgrenzten Kreis von Personen entstammen, b. Episteln, bei denen der persönliche Charakter zurücktritt gegen die sachliche Tendenz der Verbreitung religiösen Inhalts, Abhandlungen, denen man die Form des Briefes gegeben hat, und c. fingierte Episteln, in denen die Absicht vorwaltet, einem mitgeteilten Inhalte durch die Verbindung mit einem Namen von anerkannter Autorität größeren Nachdruck zu verleihen. Eigentliche Briefe sind unter den kanonischen Briefen des N. T. außer den Paulusbriefen nur die zwei Briefe des „Aeltesten" (2. und 3. Joh.-Br.) kleine Billets, die alles weitere auf persönliche Mitteilung verschieben. Der erste Joh.-Br. dagegen trägt völlig den Charakter religiöser Ansprache, der nur äußerlich die Briefform gegeben ist. Es ist die Eigenart der paulinischen Briefe, daß sie eigentlicher Brief und Epistel zugleich sind, obwohl natürlich in verschiedenen Abstufungen bald das eine, bald das andere Moment vorherrscht. Bezüglich der Authentie schließt sich der Verfasser der „ziemlich allgemeinen Annahme" der Echtheit von zehn Paulusbriefen an; wenn er in der Anmerkung angibt, daß man die Bedenken gegen die Echtheit des Epheserbriefes bei Jülicher (Einleitung) nachlesen könne, so ist damit angedeutet, daß sich gegen diesen Brief begründetere Bedenken vorbringen lassen als gegen die anderen.

„Ob die Pastoralbriefe von Paulus herrühren, oder ob sie nur echte, überarbeitete Stücke aus Paulusbriefen enthalten, ist streitig."

„In dem Verfasser des Jakobusbriefes," heißt es, „werden wir den Bruder des Herrn sehen müssen, die nach paulinische Abfassung halte ich für unwahrscheinlich, die Abfassung im zweiten Jahrhundert für ausgeschlossen." Der Brief wird sich nicht wesentlich von den Ansprachen unterscheiden, welche in den hellenistisch beeinflußten Synagogen Palästinas gehalten wurden, die einzelnen Abschnitte mag man als die Quintessenz größerer Ausführungen

ansehen; hieraus geht hervor, daß wir es nicht mit einem eigentlichen Briefe, sondern mit einer Epistel zu tun haben.

Gleichfalls trotz Eingangs und Schlusses ist der erste Petrusbrief viel weniger als die paulinischen Briefe ein wirklicher Brief, sondern eine Gemeindepredigt, wie sie der Apostel mündlich vor seiner Gemeinde gehalten haben könnte. Als den Verfasser der Epistel einen anderen als den Apostel Petrus selbst anzusehen, scheint nach Lage der wissenschaftlichen Forschung nicht berechtigt; der Brief wird der ersten Hälfte des ersten Jahrzehnts zugeschrieben werden müssen.

Das gleiche gilt vom Judasbriefe, den man, trotzdem es bestritten wird, dem Bruder des Herrn und des Jakobus zuschreiben und dessen Abfassung man dem letzten Drittel des ersten Jahrhunderts wird zuweisen müssen.

Für den Hebräerbrief ist die Briefform lediglich Form, er ist eine Mahnrede. Ein Mann steht hinter dem Schreiben, der des Paulus Briefe wohl kannte und vielleicht gerade durch sie veranlaßt wurde, diese Form zu wählen, aber der doch in ganz anderer Weise als Paulus ein Verhältnis zum Hellenismus gewonnen hatte. Seine Gedankenwelt und seine Beweisführung ist jüdisch, aber die rhetorische Haltung ist hellenisch.

Die dritte Klasse schließt die heteronymen Briefe ein, die man als Fälschungen zu bezeichnen gar kein Recht hat. Gefälschte Briefe mag es ja auch zur Apostelzeit gegeben haben, wie Paulus 2. Theff. vor solchen warnt, aber die schlechte Absicht der Täuschung lag der Abfassung der heteronymen Episteln nicht zu Grunde, sondern der Wunsch, den Gedanken des Autors größeren Einfluß zu gewinnen, dessen Namen sie an der Spitze tragen.

„Nach früherer Anschauung gehört ein großer Teil der neutestamentlichen Briefliteratur zu diesen pseudonymen Werken, nach Ansicht des Verfassers muß nur e i n Brief des N. T. dieser Klasse zugewiesen werden, der zweite Petrusbrief.“ Irgend einen neuen Grund für die Preisgebung dieses verlorenen Postens unter den neutestamentlichen Briefen hat der Verfasser allerdings auch nicht angegeben, Selbständigkeit in der Stellungnahme zu den Fragen der Kritik ist für ihn nicht gerade die Hauptsache. E. O t t o.

Von der A. D e i c h e r t s c h e n Verlagsbuchhandlung Nachf., Inhaber Werner Scholl, Leipzig, kam uns zu:

D ä c h s e l s B i b e l w e r k. D i e H e i l i g e S c h r i f t A l t e n u n d N e u e n T e s t a m e n t s, erklärt unter Benützung von Aussprüchen der bedeutendsten Gottesgelehrten aus allen Zeitaltern der Kirche, von Pastor Aug. Dächsel. Das g a n z e W e r k o f f e r i e r t die genannte Verlagsbuchhandlung zu dem erstaunlich billigen Preis von broschiert 32 Mark, gebunden 40 Mark. Die frühere Ausgabe kostete geb. 82.75 Mark. Das Werk ist ungebunden nicht zu brauchen. Was die Versandtkosten von Leipzig nach Amerika betragen, vermögen wir nicht zu sagen. Das Werk wiegt ungebunden 25 Pfund. Wer darauf reflektiert, es sich anzuschaffen, setzt sich am besten in Verbindung mit unserem Verlagshaus, Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Avenue, St. Louis, Mo. Das Haus offeriert das Werk zu folgendem Preise: Gebunden $13.35. Ungebunden würde sich der Verlag nicht damit befassen. Wer es aber ungebunden schon besitzt, kann es im Verlagshaus binden lassen. Der Einband per Band würde sich stellen wie folgt: Leinwand $1.00; Halbleder $1.25; Ganzleder $1.50.

Uebersicht über das Werk:

1. Band: Die fünf Bücher Mose. Br. 3.20 Mk.; geb. 4.30 Mk. Ein Band von 640 Seiten nebst 2 Karten, eine zu 1. Mos. 10, die andere: Aegypten und die Sinaihalbinsel.

2. Band: Josua bis Esther. Nebst Anhang: Die apokryphischen Bücher der Makkabäer. Der Band umfaßt 912 Seiten, Anhang 94. Karte von Palästina und Vorderasien. Im Anhang ist nur das 1. Buch der Makkabäer vollständig abgedruckt mit fortlaufender Erklärung, unter Berücksichtigung auch des 2. Buches, nebst einer Fortführung der Geschichte bis auf die neutestamentliche Zeit. Besonders Geschichte Roms unter Kaiser Augustus und seinen Nachfolgern. Preis dieses Bandes br. 5.20; Mk. geb. 6.40 Mk.

3. Band: Lehrbücher: Hiob bis Hohelied. Anhang: Jesus Sirach und Weisheit Salomos. 622 Seiten; Anhang 111 Seiten. Preis: br. 4 Mk.; geb. 5.10 Mk.

4. Band: Die prophetischen Bücher. 954 Seiten. Preis: br. 4.80 Mk.; geb. 6 Mk.

5. Band: Neues Testament. Matthäus bis Lukas inkl., nebst 3 Karten. 888 Seiten. Preis: br. 4.80 Mk.; geb. 6 Mk.

6. Band: Ev. Johannes und Apostelgeschichte, nebst Supplement: Evangelienharmonie und Fortsetzung des apostol. Zeitalters. Im Supplement wird eine chronologische Zusammenstellung des Lebens Jesu gegeben und die Geschichte der Apostel wird weitergeführt bis auf die spätesten Tage des Apostels Johannes, nebst einer tabellarischen Uebersicht über die Begebenheiten des N. T. Der Band umfaßt 666 Seiten; der Anhang 176 Seiten. Preis: br. 4.40 Mk.; geb. 5.50 Mk.

7. Band: Die Briefe der Apostel und die Offenbarung Johannis. Nebst einem Sachregister zum gesamten Bibelwerk. Es sind 976 Seiten von Römer bis Judä. Offenbarung extra 150 Seiten. Sachregister 14 Seiten. Der ganze Band also 1140 Seiten. Preis: br. 5.60 Mk.; geb. 6.70 Mk.

Das ganze Werk umfaßt also über 6200 Druckseiten, und eine solche Fülle von Kenntnissen über alle in der Bibel in Betracht kommenden Verhältnisse, das alles zu dem erstaunlich billigen Preis von nur 32 Mk. resp. 40 Mk. ab Leipzig.

Natürlich muß der Verlag, um auch nur auf die Kosten zu kommen, bei dem billigen Preis auf einen starken Absatz rechnen. Und wir meinen, der sollte ihm auch werden. Wer nicht mit einem Ballast von kritisch-exegetischen Ausführungen, die oft recht zweifelhaften Wert und in wenigen Dezennien sich überlebt haben, sich abquälen und durch lange Vorreden sich durchwinden will über Verfasser, Abfassungszeit, Echtheit u. s. w., sondern einfach zu seinem Text die zum gläubigen Verständnis und praktischer Anwendung nötige Belehrung und Auskunft sucht, der wird an diesem Werk ein vorzügliches Hilfsmittel finden, das ihm für alle im praktischen Predigtamt auftauchenden Bedürfnisse, namentlich auf dem Lande, vollständig genügen wird. Das Werk gibt den Bibeltext in Luthers Uebersetzung und dazwischengeschobener paraphrastischer Erklärung.

Verfasser hielt die Paraphrase für die angemessenste Form, um dem Leser beim kursorischen Bibellesen die biblischen Geschichten mit allen darin vorkommenden Umständen zur klaren Anschauung zu bringen und die biblischen Reden in ihrem inneren Zusammenhang und nach ihrer göttlichen Meinung dem Verständnis zu erschließen, ohne erst sich mühsam zwischen den Text hinein die abgerissenen Bemerkungen an anderer Stelle zusammen-

suchen zu müssen. Die paraphrastischen Erklärungen sind durchweg so gefaßt, daß sie das Glaubensleben fördern können, gleichwie sie aus ihm hervorgegangen sind.

Am Schluß des ganzen Werkes gibt der Sohn des entschlafenen Verfassers, Pastor Ottomar Dächsel in Brustawe noch nachträglich ein schlichtes Nachwort über den Lebensgang des Heimgegangenen, der am 23. September 1901 im Alter von nahezu 83 Jahren entschlafen ist. Er schließt sein Nachwort mit der ganz passenden Bemerkung: „Ist es dem Bibelwerk nun auch nicht vergönnt, wie wohl in mancher Hinsicht zu wünschen wäre, dem jeweiligen Stande der wissenschaftlichen Forschung jederzeit zu folgen und erfordert es daher von dem Leser sich durch anderweitige Hilfsmittel in manchem Stück auf dem Laufenden zu erhalten, so bietet es doch genügend des bleibend Wertvollen. Möge es ihm darum vergönnt sein, auch weiterhin unter den Bücherschätzen unserer Evangelischen Kirche seinen geachteten Platz zu behaupten und mancherlei Segen zu wirken."

Wir schließen unsere Besprechung mit einem Hinweis auf die schon im Juliheft vor. Jahres, Seite 317, erfolgte vorläufige Anzeige, in welcher wir das Urteil des Herrn Lic. Dunkmann, Direktor am Predigerseminar in Wittenberg, mitgeteilt haben, das uns rät, über dem oft so flüchtigen Neuen das bewährte Alte nicht zu vergessen. Möchten viele unserer Brüder im Amt sich dieses Werk zu nutze machen.

Aus gleichem Verlag kam uns zu:

System der Ethik im Grundriß dargestellt von Dr. R. Seeberg. 147 Seiten. Preis: br. 3 Mk.; geb. 3.60 Mk.

Inhalt: I. Die Grundlegung des Systems der christlichen Ethik. II. System der christlichen Ethik. 1. Teil: Entstehung und Inhalt der christl. Sittlichkeit. 2. Entwicklung und Erhaltung der christl. Sittlichkeit. 3. Die Durchführung der christl. Sittlichkeit in den Gemeinschaften des Lebens.

Das Buch geht in den gewohnten Geleisen der Abstraktion einher, die von dem sittlichen Ideal ausgeht und zuerst dieses zu eruieren sucht, um dann die Regeln aufzusuchen, wie dieses Ideal zu erstreben und zu erreichen sei.

Wer seine ethischen Begriffe nach der Ethik Culmanns sich gebildet und lebenslang sich daran gewöhnt hat, mit diesen realen, konkreten ethischen Begriffen zu operieren, wird von einem abstrakten System sich nicht angezogen noch befriedigt finden. Doch hier heißt's wohl auch "de gustibus non est disputandum."

Aus demselben Verlag kam:

Die Theologie der Gegenwart. 5. Jahrg., 3. Heft. Altes Testament, von Prof. Dr. G. Grützmacher und Lic. Hermann Jordann. Preis des Jahrgangs von 4 Quartalsheften 3.50 Mk. Ein Verzeichnis der in den vier Heften eines Jahrgangs besprochenen Werke wird dem letzten Hefte desselben beigegeben.

Dieses Heft bespricht die verschiedenen Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Kirchengeschichte. Und zwar behandelt der oben an erster Stelle genannte Gelehrte die Bücher, die die alte Kirchengeschichte zum Gegenstand haben; während der an zweiter Stelle genannte die Kirchengeschichte seit der Reformation behandelt. Auf Einzelnes einzugehen ist uns bei der Menge vorliegender Schriften nicht möglich.

Aus demselben Verlag kam:

Jirku, Dr. phil. A., Rostock, Die Dämonen und ihre Abwehr im Alten Testament. 6½ Bogen. Preis: 2.40 Mk.

Inhalt: Vorwort. Literatur. 1. Der Glaube an Dämonen (Totengeister, Nachtdämonen, Wüstendämonen, Höhlengeister, Baumgeister, Schedim, Dämonen Besessener, Krankheitsdämonen, Dämonen in Tiergestalt). 2. Die Abwehr der Dämonen (Die Kultusvorschriften des P.) (Wasser, Tiere, Pflanzen, Bildwerke, Glocken u. dergl., Farben, Knotenzauber). 3. Schluß.

In der vorliegenden Arbeit schildert der Verfasser die verschiedenen Arten von Dämonen, die in den Schriften des Alten Testamentes vorkommen wie auch die Mittel, derer man sich zu ihrer Abwehr bediente. Von besonderem Interesse ist der Nachweis, daß unter den Obot und Jid'onim nicht Totengeister u. dergl. zu verstehen sind, sondern Gegenstände, mittelst derer man die Totengeister beschwor. Den Ursprung des Wortes Jthim sieht der Verfasser in dem babylonischen etimmu = Totengeist. Der Verfasser sucht auch den Nachweis zu erbringen, daß die sog. Kultusvorschriften der Hebräer ursprünglich Vorkehrungen zur Abwehr der Dämonen waren, eine Schlußfolgerung, die besonders durch die babylonischen Zaubertexte nahegelegt wird, die aber auch in der magischen Bedeutung von Ysop und Zeder, des Mandelbaums und anderer kultischer Gebräuche eine starke Stütze findet. Einer eingehenden Erörterung wird auch die Erzählung vom Ringkampfe am Penuel unterzogen.

Wir erwarten nicht, daß Verfasser viel Zustimmung finden wird zu seiner Arbeit. Es ist ein gar zu düsteres Bild, das er konstruiert unter der von ihm vorausgesetzten Dämonenfurcht des alten Israels. Und zu diesem Zweck werden Umdeutungen vorgenommen, die auf den bibelgläubigen Christen direkt abstoßend wirken. Als Antidämonenzauber wird da alles und jedes gewertet: Die Blutopfer, die Waschungen, die Quasten, Glocken und Farben am Kleid des Hohenpriesters, die Säulen Salomos, die Mandelblüten am goldenen Leuchter. Kurz: Verfasser sieht überall böse Dämonen, die zu beschwören und zu bekämpfen waren. Und die Propheten Gottes, ein Mose, Elia, Elisa werden zu Beschwörern, die teils böse Dämonen und Totengeister abwehren, teils sie in Aktion setzen gegen Personen, die sie strafen wollen. Am schlimmsten kommt Jakobs Kampf weg, der als Kampf mit einem Kakodämon geschildert wird. Das schöne Wort: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn," wird umgedeutet: „Ich lasse dich nicht, außer wenn du mich auf die Knie zwingst," d. h. mich besiegst! — Solcher Geschichtskonstruktion gegenüber ist es freilich am einfachsten, sich auf die Verbalinspiration zurückzuziehen und das ganze abzulehnen als tendenziöse Entstellung. Doch diesen Standpunkt können wir nicht einnehmen. Aber uns steht als gewisseste religiöse Erfahrung die göttliche Führung der gottergebenen Menschen unbedingt fest, wie sie so herrlich der sel. Dr. Hilty in seinem 3. Band „Glück" unter: „Wunderbar soll's sein" u. s. w. beschrieben hat. Wenn irgend einer der gläubigen Alten unter Gottes Führung stand, so war es sicher Jakob, trotz aller seiner List, Verschlagenheit und Unlauterkeit. An den Wendepunkten seines Lebens tut sich die göttliche Führung am deutlichsten kund. Bei seiner Flucht nach Haran, seiner Rückkehr nach Kanaan, seinem Umzug nach Aegypten. Nun am Abend jenes Kampfes und Anfang der Nacht hat Jakob ernst und eindringlich gebetet in der Angst vor seinem Bruder Esau. Und die göttliche Antwort auf dieses Gebet sollte sein, daß Gott, der Herr, einem

Kakodämon Macht gab, ihn in der Nacht zu überfallen, zu quälen und schließlich ihm einen Denkzettel fürs ganze Leben mit einer lahmen Hüfte anzuhängen? Das glaube, wer mag, wir nicht!

Aber freilich: Verfasser glaubt's wohl selbst nicht, sondern denkt sich bloß, daß der alte Jakob sich jenen Vorgang unter dieser düsteren Vorstellung erklärt hat, während spätere Erzähler ihn umgemodelt haben in einen Kampf mit dem Engel Gottes. Das Reale, was dem Erlebnis Jakobs zugrund lag war: Furcht vor seinem Bruder, kaltes Lager im offenen Feld jenseits des Jabok, heftige Erkältung (bleibender Gelenkrheumatismus) und night mare in der Traumvorstellung des Schlafenden! Ganz ausgesprochen liegt das nicht vor im Buch, aber von ferne angedeutet (Seite 28). — Ob Verfasser eine Ahnung hat, daß in der Tat die leiblosen Geister auf das warme dampfende Blut begierig sind, um sich gewisse Essenzen anzuziehen, mittelst deren sie vorübergehend sich manifestieren können? Die Opfer der Heiden galten den Dämonen, 1. Kor. 10, 20. 21, und setzten sie in Verbindung mit diesen Dämonen, um Antwort zu bekommen auf allerlei Orakelfragen. Daß aber die israelitischen Blutopfer, wie Verfasser meint, die Dämonen dadurch unschädlich machten, daß diese sich an dem dampfenden Blut sättigen konnten, das ist geradezu entsetzlich. Es setzt alle diese Opfer auf eine Stufe mit den heidnischen Opfern und macht sie zu Dämonenopfern. Ueber den Rapport zwischen den Blutopfern und den abgeschiedenen Geistern ist bei Baader, besonders in seiner Opfertheorie und auch sonst viel zu finden.

Dunkmann, Sem.-Dir. K., Wittenberg, Altes und Neues aus dem Schatz eines Hausvaters. Ansprachen an junge Theologen über die Gleichnisse Matth. 13. 8 Bogen. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.00. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Inhaber Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: Prolog. Der Säemann, Vers 3—9. Nachlese, ein Kapitel zur sogen. Religionsphilosophie. Das fruchtbare Land. Das Unkraut zwischen dem Weizen, V. 24—30. Das Senfkorn, V. 31—32. Der Sauerteig; ein Beitrag zum „Wesen des Christentums“, V. 33. Der Schatz im Acker, über einige vergessne Grundbegriffe des Evangeliums, V. 44. Die köstliche Perle oder Wie studiert man Theologie mit Erfolg? V. 45—46. Das Netz im Meer. Moderne Industrie und Evangelium, V. 47. Auslese, V. 48—50. Der Hausvater, ein Kapitel zur Homiletik. V. 51—52. Epilog.

Aus dem Vorwort: Die nachfolgenden Betrachtungen sind aus den Andachten herausgewachsen, die nach altem Brauch am Sonnabendabend nach vollendeter Wochenarbeit vom Leiter des Seminars vor den Brüdern gehalten zu werden pflegen. Da sie, wie mir bezeugt wurde, Segen gewirkt haben, so mögen sie nun auch in dieser veränderten Form Segen schaffen. Die Veränderungen, die an den Andachten vorgenommen wurden, sind nur einem breiteren Auditorium angepaßt, welches ich im Geist mit wahrheitsuchenden, nach festen religiösen Grundlagen verlangenden Theologen bevölkert sah; der theologische Charakter der Ansprachen ist geblieben. So möge es auch niemanden stören, wenn er des öftern mitten hinein in den Fluß der schlichten, erbaulichen Rede Ideen und Bemerkungen gestreut findet, die, weil sie der modernen theologischen Diskussion entstammen, gleich harten und schweren Steinen den Lauf des Flusses zu unterbrechen scheinen, in Wirklichkeit ihn aber doch nur beleben.

Es war uns ein wahrer Genuß, diese Andachten zu lesen. Sie sind freilich nur für einen auserlesenen Kreis, für angehende Theologen berechnet. Aber auch Pastoren, die schon lange im praktischen Amte stehen, werden sicher reichen Gewinn haben von der originellen und packenden Art, wie Verfasser die Gleichnisse in Matth. 13 zu deuten und anzuwenden weiß. Er tritt offen der seichten und verflachenden modernen Theologie unserer Tage entgegen, aber auch die seelenlose Orthodoxie, die nur am Alten hängen bleiben und das Alte nicht in neuem Licht verstehen will, bekommt ihr Teil an maßgebender Stelle. Kein treuer Seelsorger wird es bereuen, sich dieses Buch anzuschaffen und gründlich anzueignen.

Die Religiosität des Petrus. Ein religionspsychologischer Versuch von Lic. Dr. Werner Elert. 5 Bogen. Mk. 1.50. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Inhaber Werner Scholl, Leipzig.

Diese Studie über Petrus soll lediglich ein Beitrag zur empirischen Psychologie sein. Sie sieht darum von jeder prinzipiellen Erörterung grundsätzlich ab. Auf der anderen Seite ergab sich daraus die Notwendigkeit, das neutestamentliche Bild des Petrus als einheitliche geschichtliche Größe zu nehmen. Denn da das erste Interesse nicht über das rein Psychologische hinausgeht, so liegen die historischen Fragen durchaus an der Peripherie. Der Verfasser hat deshalb — wie aus den Anmerkungen zu ersehen ist — hinsichtlich des kritischen Details durchweg auf Theod. Zahn verwiesen. Nur in Bezug auf den 2. Petrusbrief mußte er eigene Wege gehen.

Der erste Abschnitt stellt die Aussagen der Evangelien über Petrus ordnend zusammen, der zweite diejenigen der Apostelgeschichte; ein dritter versucht auf Grund der Petrusbriefe und paulinischer Andeutungen ein Bild zu geben von der geschichtlichen Grundlage der letzten psychischen Etappe des Petrus, die dann im vierten Abschnitt im Anschluß an die Briefe entworfen wird. Der letzte Abschnitt paraphrasiert noch einmal den Entwicklungsgang und sucht schließlich die beteiligten psychischen Formen rein für sich herauszuarbeiten.

Eine hochinteressante Arbeit, die mit viel Scharfsinn alles zusammenträgt, was dazu beitragen kann, ein Gesamtbild von dem Apostel Petrus zu entwerfen. Der zweite Brief wird als von Petrus an die Thessalonicher, der erste Brief als von Rom aus geschrieben betrachtet. Die Jahre der Gefangenschaft des Paulus betrachtet Verfasser als die Zeit, in welcher Petrus sich der verwaisten paulinischen Gemeinden angenommen und ihnen persönlich und schriftlich seelsorgerlich nach gegangen sei.

Walther, Prof. Dr. W., Rostock, Die Gebetserhörung. Wie ist sie zu denken? Mk. 2.00. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt. Einleitung: Der christlichen Anschauung von der Gebetserhörung droht Gefahr von seiten einer liberalen Theologie, S. 1, und von seiten einer schwärmerischen Strömung, S. 3. Die Gefahr der isolierten Behandlung der Gebetserhörung, S. 5.

I. Was ist unter „Gebetserhörung" zu verstehen? Seite 8—24.

II. Sind Gebetserhörungen denkbar? Seite 25—75. 1. trotz der Gesetzmäßigkeit der Naturordnung? Seite 25. 2. trotz der Erhabenheit Gottes? Seite 46. 3. trotz der Aehnlichkeit des Gebets mit dem Zaubern? Seite 51.

III. Kann man der Wirklichkeit von Gebetserhörungen gewiß werden? Seite 76—97.

IV. Wovon hängt die Erhörung der Gebete ab? Seite 98—129

Schluß: Inwieweit bedarf die Lehre von der Gebetserhörung einer Neubearbeitung? Seite 130.

Das Buch enthält sicher eine korrekte theologische Theorie vom richtigen Gebetsleben. Aber keine, auch die beste menschliche Theorie lehrt den Menschen die richtige Gebetskunst. Die lernt er nur, wenn er es wagt, sich in die Schule Gottes einzureihen als einer, der die höhere Lebenskunst erlernen will. Die gemeine Lebenskunst ist das Leben ohne Gott, und also auch ohne Gebet. Die höhere Lebenskunst ist das Wagnis: unsere Lebensschicksale mit dem unsichtbaren und unberechenbaren allmächtigen Gott zu verknüpfen und unwiderruflich alle Konsequenzen auf sich zu nehmen, die es in sich schließen mag. In dieser Kunst wird dann der allmächtige, allgütige und allweise Gott unser Lehrmeister, der nach höchstem Meisterplan seinen Zögling erzieht, daß er's lernen muß. Ist's dem Menschen nicht ernst mit dem Erlernen der höheren Lebenskunst, d. h. läßt er nicht in sich jenen unwiderstehlichen Lebenstrieb erwecken, der die Seele um jeden Preis erretten will, so ist alles nur Spielerei, auch das Gebetsleben kann dann dazu werden. Zwei Bilder mögen noch kurz andeuten, was wir meinen.

1. Gebetskunst ist Schwimmkunst in dem „Whirlpool" dieser Welt, wobei es gilt, die Seele zu erretten. Um diese Kunst zu lernen, müssen wir hinein ins Wasser des wild bewegten Lebens, aber — am Seil unseres Schwimmmeisters, von dem es heißt:

Unser Gott läßt sinken,
Aber nicht ertrinken!

2. Gebetskunst ist die Kunst des guten Schützen, der in der Stunde höchster Gefahr den Kernschuß tut, der ihm das Leben rettet.

Gewiß, um ein guter Schütze zu werden, muß man sich tüchtig üben im Zielschießen. Es gibt nun aber doch zweierlei Jagd: a) Eine Jagd zum Vergnügen, wo es nicht viel darauf ankommt, ob man trifft oder nicht. Auf solche Jagd mögen viele Beter gehen, die Beute ist dann aber auch darnach! b) Eine Jagd, bei der es gilt: Glauben und die Seele erretten! Hier kommt es darauf an, daß vier Momente absolut momentan zusammentreffen. Wenn ein Jäger plötzlich und unverhofft sich einem wilden, gefährlichen Raubtier gegenübersieht, das ist das erste Moment (die Not, Lebensgefahr). Hier erwacht sofort das zweite: Der Wille zum Leben, in höchster Energie. Das dritte Moment ist das Schießgewehr, das mit scharfer Patrone (dem schlummernden Feuer) geladen sein muß. Das vierte Moment ist, daß der Jäger nun richtig zielt und sofort abdrückt. Das alles muß plötzlich zusammentreffen, um ihm das Leben zu retten.

Nun die Anwendung: 1. Not lehrt beten. Die muß Gott schicken. — Sie muß 2. den Willen zum Leben mächtig aufstacheln. 3. Die Schußwaffe aber muß sein ein wenigstens schlummernder Funke des Glaubens an die allmächtige Hilfe Gottes (= die Patrone). 4. Im entscheidenden Augenblick bleibt der bedrängten Seele nur ein Not- und Angstschrei übrig zu dem Gott des Lebens. Das ist der Schuß, der die Hilfe Gottes auslöst. Wer das Gebetsleben nicht so praktisch lernt in der Schule Gottes, den lehrt es kein menschlicher Lehrmeister. Was im Augenblick der höchsten Not der Mensch betet, ist dann ganz gleichgültig. Jener Soldat betete in höchster Seelenangst: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne" u. s. w., als eine Kugel

gerade ins Mittagsmahl hereinfiel und alle am Leben bedrohte. Gott kennt den Sinn der Worte, so ungeschickt und unpassend sie lauten mögen.

Martensen-Larsen, H., Zweifel und Glaube. Erlebnisse und Erfahrungen den Suchenden gewidmet. Deutsch v. F. Buhl. 21 Bogen. Mk. 4.50, geb. M. 5.50. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Inhaber Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: Zu verschiedenen Arten von Zweiflern. Zur vorläufigen Ermutigung. Veranlassungen zu Zweifeln. Im Kampf mit dem Zweifel. Persönliche Erlebnisse. Einige Resultate. Der Weg vom Zweifel zum Glauben. Ratschläge für suchende Zweifler. Durchbruch des Glaubens und sein Sieg über den Zweifel. Nachträge. Namenregister.

Der siegreiche Ausgang eines ungewöhnlichen Kampfes mit dem Zweifel ist das Erlebnis des Verfassers und des Buches Voraussetzung; es ist einzig dastehend in seiner persönlichen Form und bedeutend durch seine Behandlung der brennenden Fragen auf religiösem Gebiete, die seit Jahr und Tag einer Lösung warteten, aber niemand war da, der sich darüber auszusprechen wagte — oder vermochte. Hier wird uns also eine gute Hilfe für Zweifler geboten. Alle Leser werden Veranlassung finden, die Wahrheit ihres eigenen Glaubens und Lebens zu prüfen unter dem starken Eindruck, vor einem wirklichen geistigen Kampfe zu stehen.

Das ist ein Buch! Verfasser hat's mit seinem Herzblut geschrieben! Das lest, ihr Brüder, denen nie ein Zweifel an der Orthodoxie, an der Verbalinspiration der Bibel kam, die sich an der Bibelkritik so ärgern! Das lest, ihr, die ihr in Versuchung seid, jeden in der Hölle Grund zu verdammen, der nicht auf jedes Wort in der Bibel schwört, der nicht jedes Wort in den symbolischen Büchern und den Agenden annehmen kann! Ihr, deren Lebensschifflein nie zwischen der Scylla des Unglaubens und der Charybdis der Verzweiflung von den Zweifelsstürmen hindurchgepeitscht wurde! Und dann, wenn ihr's gelesen, werft Steine auf den Zweifler, wenn ihr's noch könnt! Das lest ihr Professoren der Theologie und lernt, was ihr als Zentrum des Christentums zu lehren habt, um den Seelen einen festen Felsgrund der Wahrheit zu bieten! Und ihr Studenten der Theologie lernt hier, was allein in den Stürmen des Lebens und in den Anfechtungsstunden des Zweifels die Seele über Wasser hält! Es ist der von dem Verfasser zuletzt gepriesene herrliche Dreiklang: Jesus Christus, Gottes Sohn, am Kreuz gestorben für die Sünden der Welt und am dritten Tage auferstanden zum Leben für die Welt! Das Christentum bedeutet zuletzt (nach dem Verfasser): „Eine Seele, die sich ihrem Herrn Jesu übergibt und an Gottes Gnade in ihm glaubt." (Seite 74.)

Das ist alles! Weg mit aller theologischen Spekulation und gelehrten Dogmen! Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!

Moe, P. Olaf, Dozent a. d. Univ. Christiania. Paulus und die evangelische Geschichte. Zugleich ein Beitrag zur Vorgeschichte der Evangelien. 15 Bogen. Mk. 4.50. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: Einleitung. Evangelium des Paulus und die Evangelien. (Grundsätzliche Stellung d. P. zur ev. Gesch. Tatsächl. Stellung d. P. zur ev. Gesch. Hinweise auf d. ev. Geschichte in d. übrigen altt. Episteln. Aussage d. Quellen über die mündl. Predigt u. Schr. d. Apostels in ihrem Verhältnis z. ev. Gesch. Welche Kenntnis d. ev. Gesch. setzt P. bei s. Lesern vor-

aus.) Die Evangelien und das Evangelium d. Paulus. (Entstehung u. Bestimmung d. Evangelienschriften. Plan und Anlage der Evangelien. Gemeinsamer Inhalt der Evangelien und die Anklänge daran bei P.) Schluß.

Bekanntlich wurde in den letzten Jahren ein heißer Streit geführt über die Stellung des Ap. Paulus zur geschichtlichen Ueberlieferung über das Leben Jesu. Man meinte, es bestehe zwischen ihm und der Ueberlieferung der Urapostel eine tiefe Kluft. Eine Richtung wollte das Geschichtliche im Leben Jesu entwerten und nur auf den geistigen Gehalt des Evangeliums reflektieren. Eine andere wollte den „historischen Jesus" gegen Paulus ausspielen und seine Botschaft als Fälschung oder doch Veränderung des Urevangeliums betrachtet wissen. Beide Richtungen stimmen darin überein, daß Paulus tatsächlich von der evangelischen Geschichte wenig Notiz genommen habe und aus prinzipiellen Gründen „von dem Vorleben Christi Abstand nehme." Diesem doppelten Vorurteil will Verfasser entgegentreten und zeigen, daß Paulus, der doch mit Markus und Lukas so viele Beziehungen hatte, sicher in seiner Missionstätigkeit viel mehr auf den geschichtlichen Lauf des Lebens Jesu Rücksicht nahm, als seine Briefe vermuten lassen. Er wird sicher, wie auch die andern Verkündiger des Evangeliums, einen Abriß des Lebens und der Lehre Jesu seiner Botschaft zu Grund gelegt haben. Diesen Nachweis und die Uebereinstimmung zwischen ihm und den Uraposteln nachzuweisen ist die Absicht des Verfassers. Er hält sich dafür an die Forschungsergebnisse der positiven Theologen Th. Zahn, R. Seeberg, Feine u. a.

Das Buch bietet Gelegenheit, die vorstehend genannte Frage an der Hand tüchtiger Forscher einer gründlichen Prüfung zu unterziehen.

Sommer, Kirchenrat Lic. J. L.: Die epistolischen Perikopen des Kirchenjahres, exegetisch und homiletisch bearbeitet. 6. rev. u. verm. Aufl. Mit Berücksichtigung der durch die Eisenacher Konferenz veranlaßten Aenderungen und Beiträgen von Pastor K. Körber. Neu herausgeg. von Pastor M. Sommer. Mk. 9.60, geb. Mk. 11.00, oder Lieferungen @ Mk. 1.20. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandl. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Ueber die Brauchbarkeit und Verwendbarkeit der exegetisch-homiletischen Arbeiten des Lic. Sommer im geistlichen Amt herrscht nur eine Stimme — nämlich die der uneingeschränkten Anerkennung und so wird auch dieser neuen verbesserten Auflage derselbe günstige Erfolg zu teil werden, wie den früheren Auflagen und anderen Werken des Verfassers. Das Buch befriedigt ein wirkliches Bedürfnis, denn es ist kein gewöhnliches Sammelwerk, sondern aus gründlichen Studien erwachsen, beruht seine Bedeutung gerade in der Verbindung tüchtiger theologischer, insbesondere exegetischer Durcharbeitung mit reicher praktischer Verwertung. Bei jeder Perikope wird zuerst eine exegetische Entwicklung gegeben, wobei es speziell auf allseitige Beleuchtung des Textes im ganzen und in allen seinen einzelnsten Momenten, auch in allen seinen kontextlichen, heilsgeschichtlichen, typischen und event. auch allegorischen Beziehungen abgesehen ist. Einen reichen Stoff in gedrängter Kürze sieht der Leser vor sich. Es folgt die homiletische Entwicklung und die vom Verfasser dargebotenen Themata und Dispositionen sind durchweg treffliche und decken sich mit dem Texte.

Die uns vorliegende 1. Lieferung beginnt mit 1. Advent und führt bis Sonntag nach Weihnachten. Das wohlbekannte exegetisch-homiletische Werk, das so in 6. Auflage erscheint, bedarf keiner weiteren Empfehlung, sondern nur der Erinerung daran.

Siegmund-Schultze, Geh. Konſ.-Rat, F., Magdeburg. Andere fünfundzwanzig Feſtpredigten, in den Jahren 1900 bis 1910 gehalten. 12½ Bogen. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.50. — A. Deichertſche Verlagsbuchhandlung. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: Offb. 3, 11. Röm. 12, 13—14. Matth. 6, 10. Apg. 5, 25. 32. Offb. 14, 12. Jer. 15, 16. Röm. 12, 12. Offb. 13, 10. Joh. 7, 37—39. Micha 6, 8. Matth. 18, 16—20. Joh. 16, 33. Offb. 2, 25. Pſ. 115, 14. Hebr. 13, 7. Matth. 11, 5. 1. Theſſ. 5, 15—16. Spr. Sal. 3, 26—27. Offb. 21, 2—3. Joh. 13, 35. Apg. 2, 42. Joh. 3, 16. Sach. 8, 23. Jeſ. 28, 16. Joh. 14, 8—10.

Der beſonders in den Provinzen Schleſien und Sachſen als Feſtprediger bekannte Verfaſſer hat jetzt „Andere fünfundzwanzig Feſtpredigten" folgen laſſen, welche in den Jahren 1901—1910 bei den verſchiedenſten kirchlichen Feiern — Feſten der Aeußeren und Inneren Miſſion, des Guſtav-Adolf-Vereins u. a. — gehalten worden ſind. Wie geſucht und gern gehört Siegmund-Schultze als Feſtredner iſt, geht ſchon daraus hervor, daß er nicht nur in ſeinem Wohnort Magdeburg und in vielen Städten der Provinz Sachſen — wir nennen nur Halle, Stendal, Wittenberg, Nordhauſen —, ſondern auch in Breslau, Liegnitz, Görlitz, den Städten ſeiner Heimatprovinz, und ebenſo in Berlin und Potsdam, in Altenburg, Deſſau, Straßburg i. E. auf die Kanzeln gerufen worden iſt. Es ſind wahre Muſterpredigten, nicht bloß durch die klaſſiſche Schönheit der Sprache, die religiöſe Wärme und den chriſtlichen Ernſt, die ſie auszeichnen, ſondern insbeſondere durch den feinen Takt, mit welchem der Redner ſeine Aufgabe erfüllt hat.

Die neuſte, oben bezeichnete Predigtſammlung wird ſowohl der Zuhörerſchaft an den verſchiedenen Orten ſeiner Predigttätigkeit willkommen ſein, als auch für ſeine früheren Gemeindeglieder in Gleiwitz, Görlitz und Breslau eine erfreuende und erbauende Gabe werden.

„Andere" fünfundzwanzig. Der Titel weiſt zurück und erinnert, wie das Vorwort zeigt, an die erſten 25 Feſtpredigten, die 1898 im Verlag von Eugen Strien erſchienen ſind.

Die vorliegenden Predigten ſind gehalten bei allerlei Veranlaſſungen, Feſtfeiern aller Art, z. B. Ev. Kirchl. Hilfsverein; Jahresfeſten und Miſſionsfeſten von Jünglingsvereinen, Prov. Miſſ.-Vereinen, Guſtav-Adolf-Stiftung, Ev. Bund, Berliner Miſſionsgeſellſchaft, Volksmiſſionsfeſt, Berliner Kolonialkongreß, ſilberne Hochzeit des deutſchen Kaiſers u. dergl. Es gibt alſo Muſter von Predigten für allerlei Anläſſe, wie ſie teilweiſe auch in dem Amtsleben des amerikaniſchen Paſtors vorkommen. Zu bedauern iſt, daß nicht jeder Predigt Anlaß, Ort und Datum vorangeſtellt iſt, ſondern das nur in dem Inhaltsregiſter zu erſehen iſt.

Das ſind kräftige, poſitiv evangeliſche Zeugniſſe eines fröhlich-freudigen, bekennenden Chriſtenglaubens, die auch gegen den verſchwommenen „Proteſtantismus" Front macht, der nur in der Verneinung ſtark iſt, aber keine feſte Poſition im evangeliſchen Chriſtenglauben zu faſſen vermag. Das gibt kräftige Anregung und gute Gedanken für Miſſionsfeſte der Inneren und Aeußeren Miſſion, für Reformations- und andere Feſte aller Art. Es iſt ein dem praktiſchen Geiſtlichen ſehr zu empfehlendes Hilfsmittel.

Aus der Basler Miſſionsbuchhandlung (Adreſſe für Deutſchland: St. Ludwig i. Elſaß) kam uns zu:

Samuel Hebich, der erste Sendbote der Basler in Indien. Von Traugott Schölly. 280 Seiten 8°. Mit 8 Bilderbeilagen. Geb. Fr. 3.00 = Mk. 2.40.

Hebichs ebenso gewaltige als eigenartige Persönlichkeit ist noch unvergessen, — das beweisen die vielen Nachfragen nach seiner von Dr. Gundert verfaßten, aber längst vergriffenen Biographie. So erschien es angezeigt, dieses auf Grund authentischer Quellen neu bearbeitete Lebensbild herauszugeben.

Die älteren Brüder aus dem Basler Missionshaus erinnern sich noch an die Person Hebichs und an die Bewegung, die an ihn sich knüpfte. Hebich gegenüber mußte jeder, der ihn näher kennen lernte, sich entscheiden entweder zur Sympathie oder zur Antipathie. Wer mehr nur auf seine äußere Erscheinung und sein Benehmen und Vortrag sah, wurde leicht abgestoßen durch seine Bizarrerie und sein derbes, rücksichtsloses Zufahren. Ihm war „Europas übertünchte Höflichkeit" ein Greuel. Wer dann aber tiefer sah, den demütig lautern Sinn des Mannes, die herzliche Liebe zu dem Herrn und zu den Seelen erkannte, der konnte ihm nicht zürnen über dem, was er Abstoßendes an sich hatte. Will man den Mann in der Art seiner Wirksamkeit sich richtig vorstellen, so kann man sagen: Er ist Johannes der Täufer in neutestamentlicher Gestalt. Dieselbe Derbheit und Abstoßung des Weltwesens in Kleidung, Lebensweise, Umgangsformen, dieselbe schroffe Abstoßung widerwärtiger Frömmigkeitsformen. Dagegen galt bei ihm wie bei Paulus und Zinzendorf: Ich hab nur eine Passion, und die ist er, nur er. Er war in sich selbst gründlich gedemütigt, hatte ein heißes, brünstiges Verlangen, Seelen für das Lamm zu werben und diesem Zweck mußte alles dienen. In großem Segen hat er in Indien 25 Jahre gewirkt unter Natives und Europäern, besonders beim englischen Militär. Rücksichtslos und unwiderstehlich drang er auf die Leute ein, denen er die Heilsbotschaft nahe bringen wollte. Das Geheimnis seiner Kraft und seiner Segenswirksamkeit aber liegt in einem Wort: „Der Herr war mit ihm." Er tat keinen Schritt ohne Gebet; mit Gebet überwand er oft in kurzer Zeit den härtesten Widerstand. Wie vielen Tausenden er zum Segen und zum Führer zum ewigen Leben geworden ist, wird die Ewigkeit enthüllen. Sein Charakterbild steht vor uns nicht zum Nachahmen, sondern zum Nacheifern. Dieses neue Lebensbild, das vorstehend angezeigtes Buch uns bietet, gibt in unparteiischer Sprache eine gedrängte Uebersicht über das Leben dieses Mannes. Es bemäntelt und verdeckt nicht seine menschlichen Einseitigkeiten und Fehler und wie schwer es seinen Mitarbeitern wurde, neben diesem „Einspänner" zu arbeiten, wie schwer es dem Komitee wurde, ihn in den finanziellen Schranken zu halten, die ihm gezogen werden mußten. Aber seine demütige Liebe und Hingabe an das Werk des Herrn ließ keine Separation oder bleibende Verstimmung aufkommen. — Möchten viele unserer Leser nach diesem Buche greifen und daraus den Antrieb bekommen, ihm nachzueifern in treuem Dienste für den Herrn des Gottesreichs.

Rudolf Lechler, ein Lebensbild aus der Basler Mission in China. Von Pfarrer W. Schlatter in St. Gallen. 208 Seiten. Mit 8 Bilderbeilagen. Gebunden Fr. 3.00 = Mk. 2. 40.

Lechler war einer der Bahnbrecher der evangelischen Mission in China; in ihm hat sich die so wechselvolle Geschichte der ersten 52 Jahre der Tätigkeit der Basler Mission in China sozusagen verkörpert. Das hochinteressante Lebensbild verdient daher weiteste Verbreitung.

Wie grundverschieden von Hebichs Leben ist doch dieser Lebenslauf Lechlers. Und doch wie ergreifend die ernsten, schweren Anfänge der Mission in China. Dr. Gützlaff gab den Anstoß und weckte die Begeisterung für den Anfang der Deutschen Mission in China. Er hatte den „chinesischen Verein“ gegründet, der sich die Bekehrung Chinas zum Ziel steckte nach ganz eigenem, von Gützlaff erdachtem Plan. Die Europäer sollten Chinesen werden in Aussehen und Lebensweise, sollten selbst nicht predigen, sondern nur Natives eine Zeit lang unterrichten, taufen und dann aussenden zum Predigen, immer weiter, immer weiter. So meinte G. im Sturm das Millionenreich erobern zu können. Für diesen Plan hatte er besonders Dr. Barth gewonnen und das Calwer Missionsblatt trat kräftig dafür ein, da das Land für die Mission offen sei! Welch ein Irrtum! Mit wenig Geld und wenig Arbeitern aus Europa wollte man das Land mit einem Netz der Mission überziehen und hoffte auf schnelle Erfolge. Unter solch schwindelhaftem Plan wurde 1846 die Mission in China begonnen. Lechler und Hamberg wurden als erste Basler Boten hinaus gesandt und unter die Direktion des Dr. G. gestellt, der es ja sehr wohl meinte und ein treuer, begeisterter Jünger des Meisters war, aber leider durch seinen schwindelhaften Enthusiasmus die Anfänge der Mission unendlich erschwerte. Denn nicht nur das Basler Komitee war von diesen Ideen eingenommen und Jahre lang beherrscht, sondern überhaupt die deutschen Missionskreise. Auch die jungen Brüder standen lange unter dem starken dominierenden Einfluß der Persönlichkeit des Dr. G. und bequemten sich zu einem Leben der größten Entsagung und Entbehrung nach chinesischer Lebensweise. Aber welche schreckliche Enttäuschungen mußten sie erleben! Welche schwere Kämpfe hat es gekostet, bis die falschen Gedanken von der Missionierung Chinas in der Heimat und beim Komitee, überwunden waren. Die Gehilfen wurden als Schwindler und Betrüger entlarvt, das Land war nicht offen, sondern absolut verschlossen für Fremde und Lechler wurde immer wieder des Landes verwiesen, so oft er auch mit Lebensgefahr einen Versuch machte einzudringen. Welche schwere Seelenleiden hatten die Brüder durchzukämpfen, ehe die volle Ernüchterung von der Gützlaffschen Trunkenheit allenthalben erreicht war und man nach gesundem, nüchternem Arbeitsplan anfangen konnte zu arbeiten.

Doch durch Gottes Gnade durfte Lechler es erleben, daß die Mission in China einen guten Eingang fand. In hohem Alter von nahezu 84 Jahren ist er 1908 zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen! Ein ergreifendes Lebensbild!

Im Verlag der Basler Missionsbuchhandlung ist soeben neu erschienen:

Nord-Togo und seine westliche Nachbarschaft für Missions- und Kolonialfreunde dargestellt von R. Fisch, Dr. med., Missionsarzt. Mit 68 Abbildungen und einer Karte. Preis des schön ausgestatteten Buches nur Fr. 2.00 = Mk. 1. 60, geb. Fr. 3.00 = Mk. 2.40.

Das Buch wendet sich mit seinem interessanten Inhalt und seinem reichen Bilderschmuck an jedermann, der Interesse für fremde Länder und Völker hat. Ganz besonders aber möchte es bei allen Missionsfreunden anklopfen und mit seinen Schilderungen ihre Herzen erwärmen für das neue Arbeitsfeld, das die Basler Mission in Angriff zu nehmen im Begriff steht, und sie dadurch zur Mithilfe aufzufordern gegen die Ueberflutung dieser begabten Völkerstämme durch den Mohammedanismus.

Das ist ein preiswürdiges Buch für alle Freunde der Mission und der Arbeit in den Kolonialländern. Dr. Fisch und die beiden Basler Missionare Josenhans und Groh hatten den Auftrag, das deutsche und englische Kolonialgebiet zu erforschen, mit dem Zweck, ob und wo sich dieses Gebiet für den Beginn einer Missionsarbeit empfehlen würde. Das Buch gibt die Beschreibung ihrer Reise, die fast drei Monate in Anspruch nahm und in der trockenen Jahreszeit, Mitte Januar bis in den März 1910, vollzogen wurde. Dem Kenner der Verhältnisse, wie sie vor 40 und mehr Jahren waren, fällt die ungeheure Veränderung auf, die seit der richtigen Kolonisierung jener afrikanischen Landstrecken durch die englische und deutsche Regierung in den sozialen, kommerziellen und allgemeinen Verkehrsverhältnissen eingetreten ist. Die Reisenden waren keine Neulinge mehr. Eine mehr als 20 jährige Arbeit an der Goldküste hatte schon ihre Haare gebleicht. Dennoch unterzogen sie sich willig den Strapazen einer so weit ausgedehnten Reise, die viele Hunderte von Meilen weit sich erstreckte. Die Reise machten sie: mit dem Zweirad! Eine ganz erstaunliche Leistung im Tropenlande von Afrika. Sie fanden überall freundlichste Aufnahme, Bewirtung und Weiterhilfe sowohl von seiten der deutschen als der englischen Kolonialbeamten. Entsprechend war dann auch meist das Entgegenkommen der Eingeborenen.

Hochinteressant ist die Reisebeschreibung und Darstellung der primitiven Kulturzustände der Bevölkerung. An vielen Orten hat der Islam schon Fuß gefaßt. Wie wichtig und nötig ist es doch, daß auch die evangelische Mission sich dieser Völker annehme und ihnen die frohe Botschaft von dem Heil in Christo bringe. Die vielen prächtigen Bilder und die große Karte ermöglichen es dem Leser, sich ein rechtes Bild von der Reise und den dabei erlebten Erfahrungen zu machen.

Wir fügen dem Gesagten noch bei, welche Folgen diese Rekognoszierungsreise hatte. Nach reiflicher Beratung und Ueberlegung der Frage, ob die Basler Mission in Nord-Togo ein neues Feld übernehmen sollte, brachte das Komitee diese Sache bei Gelegenheit des Basler Festes am 27. Juni 1911 vor eine Vertrauensmännerversammlung. Diese Versammlung brachte ihre Ueberzeugung durch folgenden Beschluß zum Ausdruck:

„Die hier anwesenden Delegierten des Missionskomitees für Basel, sowie die übrigen Delegierten an der Vertrauensmännerversammlung erklären ihre Zustimmung zum Beschluß des Missionskomitees vom 12. April d. J., betreffend Uebernahme einer Mission in Nord-Togo, mit freudiger Dankbarkeit gegen Gott, der der Basler Mission eine neue Türe geöffnet hat. Sie erklären sich bereit, die wichtige Angelegenheit durch Fürbitte, vermehrte Handreichung und Werbtätigkeit zu unterstützen und wünschen Gottes reichen Segen zu diesem neuen Fortschritt des Werkes." (Heid. B. Sept. 1911.) Was gedenken die geneigten Leser unseres Blattes zu tun?

Ichharreaus. Geschichten von chinesischen Frauen. Von Elisabeth Oehler-Heimerdinger. Eleg. geheftet Fr. 2.25 = Mk. 1.80, fein geb. Fr. 3.00 = Mk. 2.40.

„Eine Mutter", „Verkauft", „Wie sie den Weg fanden", „Mary", „Des Viehhändlers Frau", „Getrennte Wege" — so lauten die Ueberschriften der Erzählungen. Wie fein versteht die Verfasserin zu erzählen: anschaulich, plastisch, fesselnd, ohne hemmende Zwischenbetrachtungen, frei in der Form, aber gebunden an die geschichtliche Unterlage; wie trefflich führt sie ein in die chinesischen Sitten und Unsitten; ohne viel Worte weckt sie Liebe zu den

Chinesen, Liebe zur Mission. Solch ein Buch ist ein Werbemittel für die Mission zumal in den Kreisen der Gebildeten. Besonders ist es für Missionsfrauenvereine geeignet. Die Verlagsbuchhandlung hat alles getan, um den guten Inhalt in einer anziehenden Form darzubieten: gutes Papier, klarer Druck, hübsche Zierleisten, wenige aber feine Bilder, gediegener Einband.

Diesem Urteil können wir uns nur anschließen! Dieses Buch folgt prächtig hinter Lechlers Lebenslauf und zeigt dem Leser, was durch Gottes Gnade unter der Leidensarbeit der Missionare doch erreicht wurde. Verraten wollen wir noch, daß das erste Stück „Eine Mutter“ eine gedrängte Lebensskizze der Mutter des Basler Missionars Tshin Minshu mitteilt, die als Heidin ihre sechs Töchter erwürgt hat, und als Christin sich lieber wollte ersäufen lassen als Christum verleugnen! Das ist etwas zum Vorlesen in Frauenvereinen!

Die Erzählerin ist die Gattin des Missionars Oehler in Tshong hankang, dem Heimatsort Min shus, mit dem Schreiber dieses manchen Spaziergang und weite Reisen gemacht hat. Sie hat die Erzählung von ihm selbst empfangen an Ort und Stelle.

Die Bücher können entweder durch den Basler Agenten, Pastor C. W. Locher, direkt von Basel bezogen werden, oder durch unseren Verlag.

Vom Verlag von S. Fischer, Berlin W., kam uns zu:

Peter Camenzind. Von Hermann Hesse. 260 Seiten, br. 3.00 M., geb. 4.00 M. Wir haben das Buch in einem Zuge in wenigen Stunden durchgelesen und fragen uns: Was ist es, das diesem Buch seinen besonderen Reiz verleiht, daß es bereits seine sechzigste Auflage erlebt? Woher kommt's, daß es so viel begehrt ist? Es bietet uns nicht etwa einen sensationellen, die Leidenschaften aufpeitschenden Roman. Es ist auch nicht ein Tugendheld, der in philiströser Tugendhaftigkeit sich wohlgefällig vor uns aufpflanzt. Es ist kein religiöses Musterbild, das uns vorgeführt wird. Was ist's, das dieses Buch dennoch, wie es scheint, für viele anziehend macht? Die Antwort möchte sein: In diesem Buch wird uns ein Mann gezeichnet, in dem die mächtigen Naturlaute der Seele in unbezähmter Macht immer von neuem hervorbrechen und sich geltend machen. Ein Naturkind, aus den katholischen Urkantonen der Schweiz entstammend, aus kleinen bäuerischen Verhältnissen hervorgehend, mit reichen, herrlichen Gaben ausgerüstet, träumerisch, schwärmerisch angelegt, dem prosaischen Leben und der rauhen Arbeit durchaus abgeneigt, gewinnt mit 10 Jahren schon die herrliche, große, weite Alpennatur lieb und lebt und träumt in ihr, lernt lesen in Gottes großem Buch, lauscht auf die Sprache der Felsenschroffen, der Föhnstürme, der Schneelawinen, der Wolken des Himmels, der Bäume und Blumen u. s. w. Klösterliche Erziehung macht ihn mit dem altkatholischen Naturschwärmer, Franz von Assisi, bekannt, der sein Lieblingsheiliger wird. Es wird ihm der Weg zu philosophischen Studien in Zürich geebnet. Dort tut sich ihm allmählich die moderne Kulturwelt auf mit ihrer erlogenen, übertünchten Höflichkeit und ihrem hohlen, nichtssagend oberflächlichen Wesen. Sie hat keine Anziehungskraft für das reine Naturkind, er fühlt sich innerlich fremd und unbefriedigt von allen Weltgenüssen, die sich ihm darbieten. Eine tiefe, heiße, traurige Sehnsucht ist es, die ihn immer wieder mit aller Macht ergreift; eine Sehnsucht auch nach Freundschaft und Liebe. Auch die Neigung zu schönen Frauen ist keine lüsterne Sinnlichkeit und kommt kaum über die Freundschaftssehnsucht hin-

aus. Ein Studienfreund wird ihm plötzlich durch den Tod entrissen, das bringt ihn fast zur Verzweiflung. Kurz, es sind die heißen Seelenkämpfe nie gestillter und immer wühlender Sehnsucht nach einem ihm selbst unbekannten Gut. Erst spät geht ihm ein Licht auf, daß in selbstlos hingebender dienender Menschenliebe ihm eine innere Befriedigung für das heiße Verlangen seiner Seele erblüht. Aber ach, über all dem Suchen nach Stillung des Herzens ist das träumerische Dichtergenie im Wein verbummelt, hat sich der Leidenschaft des Trunks ergeben und so findet dieses reichangelegte Leben einen durchaus unbefriedigenden Abschluß, indem ihm am Ende nur der Beruf winkt als Wirt einer Weinschenke nutzlos sein Leben abzuschließen.

Ist es der pessimistische Zug unbefriedigter heißer Sehnsucht, der dieses Buch den im tollen Weltgenuß verbummelten Geschlecht so anziehend macht? O hätte der arme Peter doch den gefunden, der das unendliche Sehnen der Menschenseele allein zu stillen und zu füllen vermag mit seinem Reichtum, wie reich und glücklich hätte dieses Leben sich gestalten können!

Wir geben noch eine Rezension, die mit den sonstigen Werken Hesses schon mehr vertraut ist und von „Peter Camenzind" also lautet:

„Nun geht er zu den vielen, und gibt ihnen die Geschichte eines Bauernbuben, eines harten muskeligen Kerls, der aber den versonnenen Träumerkopf des Hermann Hesse auf den Schultern hat. Und da ist schon die Tragik — so einer findet sich im Leben nicht zurecht. Draußen nicht, aber drinnen wohl. Aeußerlich lauter schiefe Linien zwischen ihm und den Menschen: Schüchternheit, Pech, Plumpheit, Unrast, Herbe lassen ihn nie zu den glatten, geschmeidigen Weltbürgern heran. Aber innerlich umfaßt er wundersam das Leben: mit seinen schlendernden Schritten und sanftem Sinnieren endet er dort, wohin Spinoza mühsam seine reine Weisheit emporgezirkelt hatte, bei der reinen gütigen Weltliebe und der milden Inbrunst großer Liebender. Wahrhaftige Firnenreinheit ist über diesen letzten Kapiteln im Gebirge, da sich alles (?) klärt und versöhnt."

Aus gleichem Verlag stammt:

Unterm Rad. Roman von Hermann Hesse. 180 Seiten. 18. Auflage. Das ist der erste Band des 2. Jahrgangs von „Fischers **Bibliothek zeitgenössischer Romane.**" (**S. Fischer, Verlag, Berlin.**) **Monatlich ein Band zum Preise von 1 Mark, in Leinen Mk. 1.25.**

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane hat im ersten Jahrgang gehalten, was sie versprochen hatte. Die ausgezeichnetsten Autoren waren mit prächtigen Werken vertreten; Namen von altmeisterlichem Ruhm und junge deutsche Namen von hohem künstlerischem Rang. Der neue Jahrgang eröffnet die Bibliothek mit Hermann Hesses Roman „Unterm Rad"; einem Buch, das als klarster Ausdruck eines typischen Knaben- und Jünglingsschicksals berühmt geworden ist. Das Thema hat seine Aktualität leider nicht verloren, und so darf schon darum „Unterm Rad", auch in der neuen Form, des größten Interesses sicher sein; die hohe künstlerische und stilistische Meisterschaft hebt zudem das Buch über den bloß stofflichen Reiz hoch hinaus.

Diesem Roman werden nach der Ankündigung des Verlags Werke folgen von Hermann Bang, Johann Bojer, Norbert Jacques, Hans von Kahlenberg, Peter Nansen und Felix Salten. Auch Theodor Fontane wird wieder mit einem seiner stärksten Romane vertreten sein. Ein paar neue Autoren werden eingeführt, und zwar mit Arbeiten, die ihren Verfassern von vornherein eine sehr ehrenvolle Stellung in unserer erzählenden Literatur zuweisen wer-

den. Es befindet sich unter allen zwölf Bänden nicht ein gleichgültiges Werk; eine große Anzahl von ihnen aber gehört zum Besten, was die zeitgenössische Literatur überhaupt hervorbringt. Bei dem wohlfeilen Preise von einer Mark für den Band und bei der sehr rühmenswerten Ausstattung wird auch dem neuen Jahrgang der Erfolg nicht ausbleiben.

Die Münchener Zeitung schreibt zu obigem Buch: „Es ist eine einfache Geschichte von einem Jungen, der stolz mit der Anwartschaft auf Ruhm und Glück ins Leben eintritt und unters Rad kommt und überfahren wird. Ein Buch voll Schwermut und heimlicher, leiser Klage und auch ein Buch voll Anklage. Schwer und gewichtig in seiner Einfachheit, die um so tiefer wirkt, als sie das Resultat einer unnachahmlichen sprachlichen Meisterschaft und stilistischen Adels ist."

Zu dieser Rezension einige erklärende Worte. Das „Rad" ist der übertriebene, pedantische Gelehrtenstolz, der rücksichtslos auf die Leibes-, Seelen- und Geisteskräfte der Kinder, namentlich der begabteren, hineinwirtschaftet, sie Tag und Nacht hetzt und treibt und spornt zum höchsten Ehrgeiz, so daß sie schon als halbe Ruinen die höheren Schulen besuchen und da mühsam sich weiter quälen, bis der arme, an Leib und Geist müde gequälte Mensch geistig und körperlich zusammenbricht. Die Anklage richtet sich gegen ein Schulsystem und gegen Schulmeister, die unfähig sind in der gequälten Seele eines solchen Kindes zu lesen und weiter hetzen, bis der völlige Zusammenbruch erfolgt ist. Wie viele solche Menschenruinen hat ein unsinniges Schulgepeitsche, das alle Schüler zu gleichen Leistungen treiben will, auf dem Gewissen!

Von der Dietrichschen Verlagsbuchhandlung (Theo. Weicher), Leipzig, kam uns zu:

Angewandte Geschichte. Eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen, von Prof. Dr. Heinrich Wolf, Prof. am städt. Gymnasium zu Düsseldorf. 4. Aufl. (9.—11. Tauf.) 1911. XIV. und 377 Seiten gr. 8°. Preis: brosch. 4.20 Mk., geb. 4.60 Mk.

Das ist eine mutige Tat, ein solches Buch herauszugeben im Rheinland, der Hochburg des Ultramontanismus. Der Haß der Ultramontanen ist ihm auch schon geworden. Das ist ein Buch, das furchtlos die Wahrheit sagt, sie treffe, wohin sie treffen mag. Dieses Buch sollte jeder Geschichtslehrer in den Hochschulen, aber auch jeder gebildete Deutsche lesen und beherzigen. Das ist in der Tat eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen, eine Erziehung zu richtigem Urteil in den politischen Tagesfragen, die auch unser Land bewegen.

Um eine Andeutung zu geben, in welcher Weise die Lehren der alten Geschichte auf die Gegenwart angewandt werden, geben wir vom ersten Buch, das die Lehren der alten Kulturwelt enthält, die leitenden Grundgedanken. Der Orient. Was verdanken wir dem Orient. Der Verfall der orientalischen Kultur (4 Seiten). Griechische Geschichte.

I. Verdrängung der asiatischen Völker. Ausbreitung des Griechentums.

II. Die Freiheit hat die Griechen groß gemacht.

III. Der extreme Individualismus, die Entartung der Freiheit und Gleichheit hat die Griechen zugrunde gerichtet.

IV. Kampf gegen den extremen Individualismus. Lehre vom Staat. (Aeußerungen berühmter Griechen der alten Zeit: Thukydides, Aristophanes, Sokrates, Plato, Aristoteles u. s. w.)

Römische Geschichte:

I. Der große Vereinigungsprozeß der ganzen alten Kulturwelt.

II. Wodurch ist Rom groß geworden?

III. Die Entartung der Nobilität und die sozialen Kämpfe.

A. Die oligarchische Klassenherrschaft.

B. Die hundertjährige Revolution.

IV. Römische Kaiserzeit.

A. Segnungen der Kaiserzeit.

B. Weshalb ist die alte Kulturwelt dennoch zugrunde gegangen?

Rückblick: 1. Die Kultur beruht auf individueller Freiheit und individueller Ungleichheit der Menschen und Völker. 2. Können wir aus der Geschichte des Altertums lernen? Grenzen der Freiheit; Grenzen der Gleichheit; Volkstum steht höher als der Staat.

Das zweite Buch enthält:

Die neue Kulturwelt, vom Untergang der alten Kulturvölker bis zur Gegenwart.

I. Die großen Völkerwanderungen und Machtverschiebungen.

II. Der deutsche Volksboden.

Hier werden die schweren Kämpfe besprochen, welche das deutsche Volk zu kämpfen hatte und noch hat nach außen und nach innen. Besonders unter III. Wirtschaftliche Kämpfe und Handelspolitik (Freihandel und Zollpolitik). Unter V. Folgerungen und Forderungen: A. Politik, Moral, Recht. B. Die Nachbarstaaten und unser Verhältnis zu ihnen. (Besonders England und Frankreich.) Hier wird die Hetzpolitik Englands an den Pranger gestellt; die schwächliche Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit der deutschen Politik gegen die Frechheiten des Auslandes gegeißelt.

In einem späteren Abschnitt: Staat, Volk und Kirche werden dann die Kämpfe zwischen der Staatsgewalt und dem römischen Papsttum dargestellt, die Segnungen der Reformation gezeigt, die Greuel der Gegenreformation; besonders die (seit 1814/15) wachsende Macht des Papsttums, der Sieg des universalen Kurialismus, und der neue Absolutismus des Papstes in der katholischen Kirche. Zuletzt kommt als Schluß: Geschichtslügen und Irrtümer (Syllabus errorum). Das ist ein großartiger Spiegel der Geschichte, der dem, der sehen will, das wahre Gesicht der Geschichte zeigt und besonders die politischen Irrtümer und Gefahren unseres heutigen politischen Getriebes ungeschminkt an den Pranger stellt.

Aus dem Index errorum heben wir hervor:

9. Programme (Plattformen): Es ist ein naiver Kinderglaube, Parteiprogramme und Vereinssatzungen seien immer der getreue Ausdruck der Absichten, Ziele und Bestrebungen. Im Gegenteil! häufig sind sie nur dafür da, um die wahren Absichten zu verbergen.

10. d. Die Gleichheit der Menschen kann nicht unser Ziel sein. Gerade auf der Ungleichheit der Menschen und Völker beruht die Schönheit des Lebens. Nur auf nationaler Grundlage ist echte Kultur möglich.

e. Es ist verkehrt, Ungleichen Gleichheit zu geben:
Den Frauen und den Männern;
Den Jungen und den Alten;
Den Schwachen und den Starken;
Den Nichtbesitzenden und den Besitzenden;
Den Dummen und den Klugen;
Den Fleißigen und den Faulen;
Den Volksgenossen und den Angehörigen fremder Nationen;
Den Weißen, Gelben, Roten und Schwarzen.

11. Universalismus, Weltbürgertum. Das schlimmste ist die Rückkehr zum Herdenmenschen, wenn die Einzelmenschen und Einzelvölker ihre Eigenart aufgeben; wenn alles nivelliert wird. Dahin führen Universalismus und Weltbürgertum. Das Ende ist Erstarrung und Tod, Verfall und Untergang.

12. Es gibt keine „ewigen, unveräußerlichen Rechte," die irgend eine staatliche oder kirchliche Organisation für sich beanspruchen könnte.

Das ist in der Tat ein Buch, in welchem die Geschichte unser Lehrmeister werden kann und soll, und das brauchen wir hier im politischen Weltgetriebe noch viel nötiger als in der alten Welt.

„Wir befinden uns heute auf der schiefen Bahn einer fortschreitenden Demokratisierung aller Verhältnisse; möge es uns gelingen, rechtzeitig Halt zu machen! Wenn gar die Frauen gleichgestellt werden, so entarten beide."

„Jedem, der die Geschichte des Altertums sorgfältig studiert hat, muß als das Schrecklichste das große Leichentuch erscheinen, das sich zuerst über die orientalischen Völker, dann über Griechenland und schließlich über das ganze römische Reich legte. Und dieses Leichentuch war theokratischer Universalismus, ein Weltreich mit entnationalisierten Herdenmenschen unter priesterlicher Bevormundung.

Hat etwa die Gegenwart diese drei großen Gefahren nicht zu fürchten:
Die ungehemmte Herrschaft des Geldes,
Die Herrschaft der Masse,
Den theokratischen Universalismus?"

Man greife nach diesem Buch und empfehle es gebildeten, ehrlichen Männern zum Studium.

Blau, Paul, Generalsuperintendent, Und dann? Zehn biblische Betrachtungen über die persönliche Vollendung. Nebst einem Anhang: Ist Christus wirklich auferstanden? 2. Auflage. Berlin S. W. 48, Trowitzsch & Sohn. Geh. Mk. 2.00, geb. Mk. 2.80.

In zehn Vorträgen wird hier die ganze Frage von Tod, Gericht und Ewigkeit abgehandelt. Jeder geht von einem bestimmten Bibeltext aus. 1. Gibt es ein Jenseits? 2. Das Rätsel des Todes. 3. Das Geheimnis des Lebens. 4. Zwischen zwei Welten. 5. Die Entwicklung der Seele im Jenseits. 6. Die Auferstehung der Toten. 7. Vor dem Richtstuhl Christi. 8. Verdammnis oder Wiederbringung? 9. Die Seligkeit der Seligen. 10. Ewigkeitsmenschen. Anhang: Ist Christus wirklich auferstanden? Von ganz besonderem Interesse ist 4, 5 und 8. In 4 werden Gedanken geäußert, die nicht allgemeine Zustimmung finden werden. Es handelt sich in 4 und 5 um den Zwischenzustand. In 4 um die Frage der Möglichkeit eines Verkehrs der im irdischen Leben Befindlichen mit Abgeschiedenen. Verfasser verneint rundweg diese Möglichkeit. Wir glauben, daß solcher Verkehr stattfindet,

viel mehr, als den meisten bewußt ist. Es weiter auszuführen, würde zu weitläufig. In 5 wird die Fortentwicklung der Seelen und die Möglichkeit der Errettung zugegeben auf Grund von 1. Petri 3 und 4. In 8 kommt Verfasser auf die bestimmte Vermutung der endlichen V e r n i c h t u n g der Verdammten. Es bleibt auch nur dieses Dilema: Wiederbringung oder Vernichtung. — Das Buch gibt Anregung, tief ernste persönliche Fragen im Licht bibl. Offenbarung zu betrachten. Wir bedauern, daß er in 6 über die so hochwichtige Frage von der e r s t e n A u f e r s t e h u n g so ganz leicht hinwegging, angesichts von Offb. 20, 6. Auch ein Generalsuperintendent kann sich irren im Zitieren von Schriftstellen. Zweimal läßt er Paulus in den s i e b e n t e n Himmel verzückt werden! Dann nennt er Hiob 19 die einzige Stelle des A. T., die man für die Auferstehungshoffnung anführen könne. Er dachte wohl nicht an Jes. 25, 8; 26, 19 und an Dan. 12, 2.

Das Buch ist hochinteressant und von ernst paränetischem Charakter. Möge es auch auf seinem zweiten Gang viel Segen stiften unter einem von Zweifeln durchfressenen Geschlecht.

„W e n n i h r m i c h k e n n e t e t —." Vorträge für ernste Frager unter den Gebildeten von Generalsuperintendent P. B l a u, mit einer Vorrede von Oberhofprediger Dr. E. D r y a n d e r. Vierte, neu bearbeitete Auflage. Trowitzsch & Sohn, Berlin S. W. 48. Broschiert Mk. 2.40, geb. Mk. 3.25.

Das wertvolle Buch liegt bereits in vierter Auflage vor. In edler Sprache wird den tausend Zweifeln in unserer Zeit die ewige Wahrheit der göttlichen Offenbarung siegreich gegenübergestellt. Die zahllosen Rätsel der Welt, und das größte Rätsel, der Mensch in der Welt, können durch die Naturwissenschaft nicht gelöst, sondern nur vermehrt und vertieft werden; die Seele kann Heil und Frieden nur durch einen Menschen Jesus Christus, den Sohn Gottes erlangen: das ist der Inhalt dieser Schrift, den der Verfasser mit inniger Wärme für die geängsteten Gemüter, zugleich mit herzlichem Erbarmen gegen die friedlosen Kinder dieser Welt, ausführt, um ihnen den Weg zum Frieden zu weisen. Er will auch eine Brücke schlagen zwischen dem Christentum und dem modernen Empfinden in seiner ganzen Breite mit allen seinen Fragen und Zweifeln. Diese Aufgabe darf als glücklich gelöst bezeichnet werden. Moderne Probleme werden nicht nur flüchtig, sondern wirklich behandelt. Alles ist ruhige, ausgeglichene Klarheit und warmer Glaube, tiefe Bildung und glänzende Darstellung. Jedem, der in dem großen Kampfe der Geister um die höchsten ewigen Güter nach Klärung sucht, seien diese Vorträge aufs neue warm empfohlen.

Inhalt: I. Das Ebenbild Gottes: 1. Das Rätsel des Menschen. 2. Wozu sind wir in der Welt? 3. Das Menschheitsideal und der Idealmensch.

II. Die Seele und ihr Heil. 1. Der Zwiespalt des Willens und die sittliche Kraft. 2. Pilatusseelen. 3. Friede sei mit euch!

III. Sehet, welch ein Mensch! 1. Die Heroen der Menschheit und der Heiland der Welt. 2. Die Mission des Menschensohnes. 3. Herr, wer bist du?

Die Menge der Schriften erlaubt uns nicht, näher auf den Inhalt einzugehen. Angedeutet sei: In Abschnitt II führt Verfasser die drei seelischen Grundkräfte vor: Wille, Denkkraft und Gefühl. Der W i l l e, durch die Sünde geknechtet, kommt allein zur K r a f t und Freiheit in Christo. Die I n t e l l i g e n z, die umsonst nach W a h r h e i t sucht, findet in Christo die Wahrheit. Das ruhe- und friedlose G e f ü h l (Gemüt) findet nur in ihm den F r i e d e n. Mit ganz besonders schöner, klarer Darstellung der Tem-

peramente und wie der ganze Christus der ganzen Seele zugeführt und ihr in allen ihren Grundkräften die wahre Stillung zu Teil wird, schließt dieser Abschnitt.

Im letzten Abschnitt: Wer bist du? wird die scharfe Alternative gestellt, um die kein ehrlicher Forscher herumkommen kann: Entweder Gottes Sohn in einzigartigem Sinn, oder ein Mensch — mit dem wir nichts zu tun haben wollen, weil dann alles gegen ihn spricht; alle seine vielgerühmten Tugenden fallen dann in nichts zusammen.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Der „Geisteskampf" will eine Monatsschrift sein für „Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung." Wie ernst er seine Aufgabe nimmt und mit welchem Geschick er sie löst, zeigt jedes einzelne Heft. Aus dem Novemberheft seien folgende Arbeiten genannt: Am Altar des Hauses. — Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung. — Wunder, Naturgesetz und Wunderbericht. — Schuld und Sühne in moderner Literatur. — Goethes Stellung zum Wunder und zur Unsterblichkeit.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Dr. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Novemberheftes: Theologie und Radiologie. Von Dr. J. Lanz-Liebenfels. — Der von der Vogelweide. Roman von Franz Karl Ginzkey. (Forts.) — Wir werden nicht alle schlafen gehn. Von E. Sirod-Steuk. — Dornröschenprinzen. Von Eilhard Erich Pauls. (Fortsetzung.) — Kinderfragen. Von Fritz Müller-Zürich. — Das Märchen vom Tode. Von Georg Lomer. — Monistische Sonntagspredigten. Von Willibald Kirsten. — Zur Psychologie des Zeitungslesers. Von Prof. Dr. Eduard Engel. — Die Demokratiesierung der regierenden Fürstenhäuser Europas. — Parteihistorie. Von Dr. Richard Bahr. — Der Polizeihund. — Radium-Heilbehandlung. — Ist der Selbstmörder feige? — Der Tod der Materie. — Zur Schriftfrage. Von W. Pickert. — Türmers Tagebuch: Armer Michel! — Zu Heinrich von Kleists Arbeit am „Zerbrochenen Krug". Von Anna Brunnemann. — Ein englisches Urbild für Goethes „Faust". — Von Park- und Waldfriedhöfen. Von Hans Martin Elster. — Hermann Pleuer. Von Arthur Dobsky. — Das deutsche Kunstgewerbe und der Weltmarkt. Von St. — Der Dialog im Musikdrama. Von Dr. Karl Storck. — Das Beethovenhaus. Von St. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 14. Band. St. Louis, Mo. Mai 1912.

Vorbemerkung.

Für alle, die es betreffen mag.

Um jede Ausgabe des „Magazins" recht zeitig durch den Druck zu bringen, sind wir genötigt, sämtliche Vorlagen ungefähr sieben Wochen vor dem Fälligkeitsdatum einzusenden. Einsendungen fürs Juliheft können daher nach dem 1. Mai nicht mehr berücksichtigt werden.

D. R.

Freiheit.

„Frei ist der Mensch und wär er in Ketten geboren." Freiheit ist die Lebensluft, in welcher allein der Mensch gedeihen und seinem höheren Ziel entgegenwachsen und entgegenreifen kann. Wie schwer lernen das die Menschen, die Staaten, die Kirchen! Sie wollen immer und immer den Menschen am Leitseil und Gängelband führen und ihm nicht erlauben, selbst seinen Weg mit voller Freiheit und mit voller Selbstverantwortlichkeit zu wählen und zu gehen. — Gewiß Kinder bedürfen der Autorität, die sie anleitet, das Gute mit freier Wahl zu tun, das Böse mit derselben freien Wahl zu verwerfen. Sie müssen erzogen werden zur Freiheit; müssen auch je und dann oft schmerzlich durch eigene Erfahrung inne werden, welche üble Folgen es hat, wenn man eigenwillig den Rat der Eltern und Erzieher in den Wind schlägt und verkehrte Wege geht. Was nun bei Kindern noch wohl angeht, daß elterliche Autorität ihnen einfach verbietet: Du darfst das nicht tun, du darfst da nicht hingehen, das geht schon bei heranwachsenden jungen Leuten nicht mehr ohne weiteres. Je mehr da verboten und geboten wird, um so schärfer wird der Widerspruchsgeist. Der heranwachsende Mensch empfindet es als einen Eingriff in seine persönliche Ehre und Würde. Er fühlt: Ich bin zur Freiheit geboren, zur freien Selbstentscheidung und Selbstverantwortung.

Die Eltern und Erzieher, die dieses Freiheitsprinzip bei ihren heranwachsenden Kindern aus dem Auge lassen, versündigen sich an ihren Kindern und verfehlen dabei ihr eigenes Ziel. Denn das Gute und

Wahre, das sie ja wohl erstreben, ist immer nur Sache der Freiheit, nie des Zwanges. Was aus Zwang und Muß getan wird, ist weder gut noch wahr! Weder bei kleinen, noch bei großen Menschen.

Wenn nun das schon bei den Kindern und der heranwachsenden Jugend gilt, wie viel mehr muß das wahr sein bei Erwachsenen. Kirche und Staat haben die Aufgabe, die Menschen zur Freiheit zu erziehen und dann aber auch sie frei zu geben von ihrer Vormundschaft und sie als freie, selbstverantwortliche Personen zu behandeln.

Die Kirche hat das tiefste Fundament für das Prinzip der Freiheit zu legen. Sie kann nie tief genug dem Menschenherzen einprägen: Du bist zum Bilde Gottes geschaffen! Du bist göttlichen Adels, göttlichen Geschlechts! Darauf gründet sich deine Ehre, deine Freiheit, deine Unabhängigkeit von Menschen. Du bist Gott allein verantwortlich, der göttlichen Würde sollst du nachstreben, das Göttliche in jedem deiner Mitmenschen, und sei er noch so tief gefallen, erkennen, anerkennen, ehren, lieben, achten, ihm aufhelfen, wie man einen Edelstein aus dem Schmutz aufhebt. Lerne der Gottähnlichkeit nachstreben, lerne prüfen, was mit dieser deiner göttlichen Würde und deinem Adel harmoniert und zusammenstimmt und was umgekehrt dich entwürdigt, herabzieht ins Irdische, Gemeine, Verächtliche. (Joh. 8, 36; 1. Kor. 7, 23; Gal. 5, 1; Eph. 4, 17—25; 5, 6—13; Gal. 5, 16—26.)

„Auserkorne, Hochgeborne,
Stands gemäß man wandeln muß.“

Werde nie der Menschen Knecht, laß nie von Menschen dir Gesetze machen, die in deinem Gewissen bindend sein sollen, sondern prüfe selbst, was da sei Gottes Wille. Und was dir die Stimme des Gewissens in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Wort als Wahrheit bezeugt und als in Harmonie mit deiner göttlichen Bestimmung und deinem Gottesadel: Das halte fest als Richtschnur deines Glaubens und Lebens.

Jedes Kirchen- oder Staatsgesetz, das sich nicht legitimiert vor diesem Forum, ist in sich null und nichtig. D. h. es hat für das Gewissen keine bindende Kraft. Kirchen, die mit allen möglichen Gesetzen ihre Zugehörigen einengen und ihnen gebieten und verbieten wollen, was sie tun und lassen dürfen — sobald solche Gesetze über das klar ausgesprochene Wort hinausgehen — versündigen sie sich gegen den angeborenen Adel und Freiheit des Menschen und müssen gewärtig sein, daß die also Bevormundeten über die Stränge schlagen und das Joch abschütteln, das ihnen auferlegt wurde. Auch da gilt das Wort: „Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, werden ausgereutet werden.“ Jedes Gesetz, das sich nicht legitimiert vor dem Gewissen des Einzelnen, erweckt nur Zorn und Widerspruch.

Es ist also durchaus ein Fehler, wenn eine Kirche sich anmaßt, ihren erwachsenen Gliedern Gesetze vorschreiben zu wollen, was sie essen, trinken, tun dürfen, wohin sie gehen dürfen und wohin nicht. Und je höher gebildet und je höher geistig entwickelt solche Erwachsenen in ihrem innersten Lebensstand stehen, um so mehr fühlen sie, wie unwürdig und

wie peinlich jede Fessel ist, die man ihnen anlegte. Mögen vor 50 Jahren und mehr die Menschen sich noch weniger klar bewußt gewesen sein, daß sie solche Fessel nicht auferlegen dürfen: Wir stehen heute in aufsteigender Entwicklung der Freiheit, wie das ganze heutige Weltgetriebe zeigt. Dieser aufsteigenden Freiheit einengende Dämme bauen zu wollen ist eben so töricht, wie wenn man bei St. Louis dem Mississippi einen Damm bauen und ihn hindern wollte, seinen Lauf ins Meer fortzusetzen. Ein Pferd, selbst edelster Rasse, empfindet es nicht als Beleidigung, wenn es am Strick geführt und irgendwo angebunden wird; warum nicht? Ein heranwachsender oder erwachsener Mensch aber wird in seiner Würde beleidigt, wenn man ihn am Strick durch die Straßen führt und irgendwo anbindet; warum? Und ein Gesetz, das einem freien, zur vollen Reife gekommenen Mann Dinge vorschreibt, in denen er selbst kompetent ist nach freier Wahl, Intelligenz und Gewissen zu entscheiden, sollte das nicht als Beleidigung seiner Würde empfunden werden?

Fiat applicatio!

Ein Urteilsspruch.

Die Frage der Aufhebung der Paragraphen 5 und 7 unserer Synodalstatuten ist in ein akutes Stadium eingetreten und erfordert dringend eine richtige, prinzipielle Lösung, die vor dem Richterstuhl der Wahrheit und des Gewissens bestehen kann. Wir fassen, was zu sagen ist, in kurze numerierte Sätze.

1. Die Gründer der Synode hielten es für weise, gut und nötig, daß die Pastoren der Synode sich vom Anschluß an die geheimen Gesellschaften enthielten. Es gab deren gewiß damals auch viel weniger als heute, und die hervorragendsten, die am meisten Lärm machten, hatten religiöse Uebungen, die dem Religionsindifferentismus Vorschub leisteten, heimlich oder offen dem entschiedenen Christentum entgegen arbeiteten, und überdies offenbare Lügen und Geschichtsfälschungen über das Alter ihrer Gründung zu verbreiten sich nicht schämten.

2. Heutzutage gibt's eine Menge von derartigen Verbindungen, die nichts von Kultus und Religion in ihren Regeln haben, sondern rein geschäftliche Gesellschaften sind zum Zweck gegenseitiger Unterstützung in Krankheit und Tod.

3. Die Gründer der Synode waren seinerzeit nur wenige, im Glauben verbundene Brüder, die sich selbst freiwillig das Wort gaben, daß sie sich von jeder Verbindung mit geheimen Gesellschaften enthalten wollten, und diesen Entschluß legten sie in den Logenparagraphen fest. Es war eine freiwillige Selbstbeschränkung und niemand kann sie darüber tadeln, daß sie dieser Gesinnung in einem Gesetzesparagraphen Ausdruck gaben.

4. Daneben aber waren sie so evangelisch durch und durch, daß sie sich sagten: Was wir freiwillig uns auferlegen, dürfen wir gleichwohl nicht als ein bindendes Gesetz auf der Jünger Hälse legen. Darum ha-

ben sie es nicht auch den Gemeinden als ein Synodalgesetz auferlegt, sondern haben das den Gemeinden selbst überlassen, es damit zu halten nach eigener Ueberzeugung. Eine billige Beurteilung wird das nur weise und gut nennen können, daß sie so gehandelt haben. Auf seiten der Pastoren setzten sie voraus, sie werden stets von demselben Geist der freiwilligen Selbstbeschränkung beseelt sein, und das Gesetz nicht als eine Last, sondern als eine selbstverständliche Konsequenz entschiedenen Christensinnes betrachten.

5. Uns erscheint es heute in anderem Lichte, als den Gründern und Vätern der Synode. Wir betrachten das Gesetz mit sehr kritischen Augen, und sehen darin zweierlei Maß, zweierlei Gesetz und zweierlei Moral, und es ist uns unerträglich, diesen Vorwurf auf uns liegen zu lassen. Wir fordern eine Lösung des Konflikts. Und das braucht darum kein Tadel zu sein für die Gründer der Synode.

6. Mit welchem Ernst und Schärfe lag auf dem Volk Israel das Gesetz des Alten Bundes, das mit dem Rechtstitel göttlicher Autorität bekleidet war. Dennoch kam eine Zeit, wo alle diese beschworenen Gesetze veraltet waren und abgeschafft wurden. (Man lese Heb. 8, 7—13.) Sollten wir nicht auch ein Recht haben, einen Gesetzesparagraphen aufzuheben, der den heutigen Zeitumständen und Zeitanschauungen nicht mehr ganz entspricht?

7. Was wir an dem Gesetz auszusetzen haben, ist im fünften Absatz angedeutet. Wir wollen dieser uns unerträglichen Rechtsungleichheit ein Ende machen. Das kann nun, nach so langer Praxis, nur auf einem Wege geschehen.

8. Die Rechtsungleichheit könnte allerdings dadurch auch aufgehoben werden, daß alle Gemeinden freiwillig sich dieselbe Beschränkung auferlegten und in ihre Ordnungen denselben Paragraphen einfügten, den wir in der Synodalverbindung haben. Daß das geschieht, daran ist nicht zu denken, und kann auch nie gefordert, noch weniger durchgeführt werden.

9. Es bleibt also tatsächlich nur die eine Möglichkeit, die Rechtsungleichheit dadurch herzustellen, daß wir den Paragraphen im Synodalgesetz streichen und es auch den Pastoren und Lehrern freistellen, sich in der Frage einzig und allein nach ihrem eigenen Gewissen zu richten.

10. Das erscheint nun manchem als sehr bedenklich und vielleicht sogar gefährlich. Doch ist's nicht so schlimm als es aussieht. Die Logen sind nämlich entweder klar und deutlich etwas, was wider Gottes Wort und Gewissen geht, oder aber sie sind nicht so klar und deutlich etwas Widergöttliches.

11. Wir haben weder im einen, noch im anderen Fall ein Recht, ein spezielles Logenverbot in die Synodalgesetze für die Pastoren und Lehrer allein einzufügen. Denn: sind die Logen so öffentlich widergöttlich, wie behauptet wird, so ist's ein großer Mißgriff und Beleidigung, das nun speziell nur den Pastoren und Lehrern zu verbieten

und den Laien frei zu stellen. Mit gleichem Recht könnte man ihnen sagen: ihr dürft keine betrügerischen Geschäfte treiben.

Oder: Wenn es nicht so offen und klar ist, daß die Logen gegen Gottes Wort sind, so gehören sie zu den Adiaphora und wir haben erst recht kein Recht, es den Pastoren und Lehrern zu verbieten, so wenig als wir Tanz, Theater, Kartenspiel u. s. w. verbieten können, sondern dem Gewissen anheimstellen zur Entscheidung.

12. Wir haben aber sicher ein Recht, alle Christen, Pastoren und Laien, auf den Unterschied aufmerksam zu machen, der oben in Absatz 1 und 2 zwischen den geheimen Gesellschaften gemacht ist. Wir glauben, daß dieser Unterschied sachlich wohlbegründet ist. Einem aufrichtigen Kind Gottes und gläubigen Jünger Jesu können und dürfen wir die Frage ins Gewissen schieben: Wie kannst du als Glied einer gläubigen Gemeinde der Jünger Jesu es vor deinem Herrn und Heiland und vor deinem Gewissen vorantworten, auch zugleich ein aktives Glied solcher Gemeinschaften zu sein, die Religionsindifferentismus auf ihre Fahne geschrieben haben und freche Geschichtslügen auszubreiten suchen? (2. Kor. 6, 16 ff.)

Vom Eid der Loge sagt Wm. H. Seward, der berühmte Staatsminister unter dem Präsidenten Lincoln, in einer Rede im Senat: „Gesellschaften, mein Herr? Ehe ich meine Hand in die Hände anderer legen würde in einer geheimen Loge . . . ehe ich mich dort vor andern aufs Knie niederlassen und mich mit ihnen einlassen würde, sei der Zweck ein guter oder böser, — lieber würde ich Gott darum bitten, daß er diese meine Hand und diese meine Kniee lähmen möge und daß er mich zum Gegenstand des Bedauerns, ja, des Spottes in den Augen meiner Mitbürger mache. Schwören soll ich, mein Herr? Ich, ein Mann, ein amerikanischer Bürger, ein Christ, ich soll schwören, mich der Leitung anderer schlechthin zu überlassen, mein Urteil ihrem Urteil zu unterstellen und mein Gewissen ihrer Obhut zu übergeben? Nein und abermals nein!“

13. Den unter Absatz 2 genannten Gesellschaften gegenüber mag ein solcher Gewissenszwang nicht vorliegen, es also zu entschuldigen sein, wenn die finanzielle Notlage (besonders im Alter) es manchen Pastoren ratsam erscheinen läßt, sich solchen Unterstützungsgesellschaften anzuschließen. Eine Kirche, die so wenig imstande ist, ihre kranken oder altersschwachen Pastoren vor Mangel und Not zu schützen, wie das bei uns auch jetzt noch, trotz dem geschäftlichen Modus der Fall ist, hat sicher kein Recht, den Anschluß an solche Gesellschaften zu verbieten.

14. Schließlich sei noch das gesagt: Wer beim Eintritt in die Synode das Synodalgesetz freiwillig übernommen und unterschrieben hat, ist als Ehrenmann gebunden, sich an dieses Gesetz zu halten. Tut er es nicht, so ist er ein Uebertreter und hat nachher kein Recht, für Aufhebung zu agitieren.

15. Wer dagegen sich treu an das Gesetz gehalten hat, findet aber

stichhaltige Gründe, warum er aufgehoben werden soll, der hat ein Recht, zu beantragen, daß das Gesetz gestrichen und es dem Gewissen des einzelnen Christen überlassen werde, es in Sachen der Logen zu halten wie mit allen anderen Gewissensfragen.

16. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung wäre es gut, wenn die Distrikte sich noch ein Jahr Zeit ließen mit der Entscheidung dieser Frage und es den einzelnen Pastoren und den Pastoralkonferenzen empfehlen würden, vorstehende Sätze in aller Ruhe und Stille vor Gott zu prüfen und dann ohne viel Debatte und Verhandlung die Abstimmung im Jahr 1913 vornehmen würden.

Nachschrift. Die sämtlichen Vorlagen fürs Maiheft gingen am 11. März zur Druckerei. Am 18. kam noch ein ausgezeichneter Aufsatz zur Logenfrage, der das lichtscheue Treiben der geheimen Gesellschaften in das helle und scharfe Licht des Evangeliums stellt. Er kam leider zu spät, um noch ins Maiheft zu kommen. Unser Urteil ist aber, die wahre Beleuchtung der Logenwerke sollte zu dem Entschluß treiben: Streicht das Verbot und zeigt, daß ihr als gewissenhafte Christen von freien Stücken, ohne Zwang, nichts zu tun haben wollt mit diesen Gesellschaften. Auch die Vereine ohne religiöses Ritual scheinen unter der geheimen Kontrolle der Freimaurer und Odd Fellows zu stehen. Leider hat der Verfasser den Aufsatz zurückgezogen, weil er nicht mehr ins Maiheft kommen konnte.

Gedanken zur Logenfrage.

Von Pastor G. Wullschleger.

Nachfolgende Gedanken über die Logenfrage schriftlich zu fixieren und sie zu veröffentlichen, wurde der Unterzeichnete angeregt durch das Referat des Herrn Pastor Berner in No. 1 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift: „Ist die Stellung unserer Synode zu den geheimen Gesellschaften haltbar?" Nur beiläufig sei dabei bemerkt, daß es Schreiber dieses in betreff seiner Stellung zur Loge ungefähr umgekehrt ergangen ist, wie dem geehrten Herrn Referenten: vor circa 25 Jahren nahm er etwa die Stellung ein, die dem Antrag der Buffalo-Kreispastoralkonferenz entspricht; heute steht er mehr auf dem Standpunkte, wie er in dem Buche: „Im Netz der Loge" vertreten ist.

Eingehend auf die Frage ist es dem Schreiber nicht darum zu tun in polemischer Art auf obiges Referat einzugehen, sondern er möchte einfach die Gedanken wiedergeben, die ihm beim Lesen desselben aufgestiegen sind. Und zwar soll dies geschehen in Beantwortung einiger Fragen, die sich ihm bei dessen Durchlesen aufdrängten.

1. Gehört die Mitgliedschaft zur Loge unter die „Adiaphora" der Heiligen Schrift?

Der geehrte Herr Referent sagt „Ja," unsere Synodalstatuten, indem sie es den Gemeindegliedern freistellen zu einer geheimen Gesell-

schaft zu gehören oder nicht, sagen auch Ja und wir schließen uns diesem Urteil an, wenn auch mit einigem Vorbehalt, da die Zugehörigkeit zu einer Loge jedenfalls das äußerste Grenzgebiet der Adiaphora streift, indem sich nämlich mit Leichtigkeit Stellen der Heiligen Schrift finden lassen, wodurch die Zugehörigkeit zur Loge in einem ernsten Christen jedenfalls große Bedenklichkeit hervorruft, z. B. die Stelle: Ziehet nicht an einem Joch mit den Ungläubigen 2. Kor. 6, 14—17; vergleiche ferner Eph. 5, 11; 2. Chron. 19, 2. 3; 20, 35—37. Doch solange wir den Tanz, das Kartenspiel und andere Unsitten zu den Adiaphora rechnen, haben wir es mit der Zugehörigkeit zur Loge auch so zu halten und wollen gerne zugeben, daß die Mitgliedschaft zur Loge nicht ein absolutes Hindernis zu unserer Seligkeit ist. Es kann einer zur Loge gehören und doch ein gutes Glied einer Kirche sein und zur ewigen Seligkeit gelangen; wie umgekehrt jemand ein eifriges Kirchenglied und Gegner der Loge sein kann und doch nicht zur ewigen Seligkeit eingeht. Darum wollen wir der Loge ihre Berechtigung zu den Adiaphora zu gehören nicht bestreiten.

Dadurch aber wird die Zugehörigkeit zur Loge unter den Gesichtspunkt der „evangelischen Freiheit“ (nicht der persönlichen Freiheit, mit welcher heutzutage soviel Mißbrauch getrieben wird) gestellt, von welcher das Wort Luthers gilt: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan. Vergleiche 1. Kor. 9, 19; 6, 12; 10, 23. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir nun die weitere Frage beantworten:

2. Warum erlauben wir unsern Gemeindegliedern die Zugehörigkeit zur Loge?

a. Wir erkennen ihnen das Recht der evangelischen Freiheit zu, weil die Loge und ihre Gliedschaft zu den Adiaphora zu zählen ist, und wir unsern Gemeindegliedern nicht ein Gesetz aufbürden wollen, das die meisten unter ihnen weder verstehen noch begreifen, weil sie in christlicher Erkenntnis noch zu den Schwachen und nicht zu den Starken gehören. Darum handeln wir mit ihnen nach Röm. 14, 1 und polemisieren auch nicht von der Kanzel über die Logenfrage, weil unfruchtbar und verbitternd, stehen aber nicht an mit den einzelnen Gliedern, wenn die Rede darauf kommt, darüber zu reden und unsern Standpunkt zu vertreten.

b. Viele der Gemeindeglieder gehören zur Loge, nicht um deren Prinzip willen, sondern aus Gründen der Zweckmäßigkeit, wegen Krankenpflege, Totengelder und Versicherung, welche ihnen hier billiger angeboten wird als bei Lebensversicherungsgesellschaften, wenigstens ihrer Berechnung nach. Solche Logenglieder sind es vielfach, die nebenbei auch gute Kirchenglieder sein können, während ein eifriges, prinzipielles Logenglied nie ein eifriges Kirchenglied oder gar ein innig gläubiger Christ sein wird, da eines das andere ausschließt. Vereinzelte Ausnahmen heben die Regel nicht auf.

c. Kommt ein Gemeindeglied in seiner christlichen Erkenntnis

voran und wächst immer mehr in Christum hinein, so geht es ihm mit der Logengliedschaft gerade so wie mit anderen Adiaphora, als Tanz, Kartenspiel u. s. w., sie verlieren den Reiz für ihn, er wird gleichgültiger dagegen und hört zuletzt ganz damit auf. Darum haben wir mit solchen Gemeindegliedern Geduld, schrecken sie nicht zurück mit einem Logenverbot und halten es da wieder mit Röm. 14, 4. 12. 13. 19.

3. Warum verbietet aber nun unsere Synode ihren Pastoren und Lehrern die Angehörigkeit zur Loge? Ist das nicht ein Widerspruch in sich selbst und gegen das Prinzip der evangelischen Freiheit?

Nein. Gerade auf Grund der evangelischen Freiheit hat die Synode dieses Verbot aufgerichtet und mit Recht daran festgehalten bis auf den heutigen Tag. Die Väter und geistlichen Glieder der Synode haben sich dieses Verbot offenbar freiwillig auferlegt auf Grund von Schriftstellen wie Röm. 14, 21; 15, 2; 1. Kor. 9, 19—27; 1. Tim. 4, 12 (sei ein Vorbild der Gläubigen) und anderen.

a. Wir sollen nicht zu dem niedrigen Standpunkt der Schwachen im Glauben herabsteigen, vielmehr dieselben durch unser Vorbild und Leben zum höheren Standpunkt der Starken im Glauben erziehen. Nehmen wir dieselbe indifferente oder gar günstige Stellung zur Loge ein, sind wir sogar Glieder derselben wie sie, so dienen wir ihnen darinnen nicht zur Stärkung ihres Glaubenslebens, sondern sind ihnen darinnen hinderlich und halten ihr christliches Wachstum zurück.

b. Wir sollen nach 2. Kor. 6, 3 niemanden ein Aergernis geben. Durch unsere Zugehörigkeit zur Loge geben wir denjenigen unserer Gemeindeglieder, die selbst nichts von der Loge wissen wollen, ein Aergernis.

c. Wir wollen allen unsern Gemeindegliedern gleich nahe stehen und keinen Unterschied zwischen ihnen machen in unseren seelsorgerlichen und amtlichen Beziehungen zu ihnen; denn wir sind für alle Gemeindeglieder gleichmäßig da. Die Loge aber verlangt von ihren Gliedern, daß dieselben den Logenbrüdern *vor* andern Dienst, Gunst und Liebe erweisen. In welchen Gewissenskonflikt kann da ein Pastor geraten, der zur Loge gehört!

d. Als Pastoren sollen und wollen wir im Glauben und in der Erkenntnis stärker und gereifter sein als die Mehrzahl unserer Gemeindeglieder und wissen darum auch einen Unterschied zu machen zwischen solchem, das *uns* erlaubt ist und nicht, wie wir solches bereits tun in betreff solcher Dinge wie Tanz, Kartenspiel und dergleichen.

e. Ebenso sollen wir Pastoren nicht mithelfen das Wort unseres Heilandes, Matth. 5, 34—37 abzuschwächen oder auf die Seite zu setzen, indem wir die Heiligkeit des Eides durch unnötige Eidesleistung schwächen. Ein bindender Eid wird aber zugestandenermaßen von jedem verlangt, der einer Loge beitritt.

f. Es kommt auch der Indifferentismus, ja die Kirchen- und Religionsfeindlichkeit in Betracht, der unter den Logengliedern meistenteils vorherrscht. Da gilt wieder 2. Kor. 6, 14. Tatsache ist, daß die Logen

dem Glauben indifferent gegenüberstehen, daß der Glaube an Christus und das Gebet zu ihm bei denselben verpönt ist, weil ja Christ und Jud, Türk und Hottentott, Gläubige und Ungläubige sich dort zusammenfinden und keiner von ihnen in seinen religiösen oder nicht religiösen Gefühlen verletzt werden soll. Die Loge führt nicht zur Kirche und zum lebendigen Glauben hin, sondern davon ab, und gute Logenglieder, die zugleich treue Kirchenglieder und ernste Christen sind, bilden seltene Ausnahmen.

g. Wenn Pastoren anderer, besonders englischer Denominationen gegenüber der Loge und ihrer Zugehörigkeit einen sogenannten freieren Standpunkt einnehmen als wir, so ist das aus dem überhaupt laxeren Standpunkt zu erklären, den dieselben solchen Fragen gegenüber einnehmen, darf uns aber nicht veranlassen, denselben zu folgen, sonst müßten wir solches z. B. auch tun in der Frage der Prohibition und anderen Dingen.

4. Wer soll darüber entscheiden, ob das Logenverbot in unseren Statuten fallen soll oder nicht?

a. Offenbar nicht die Gemeindedelegaten mit den Pastoren und Lehrergliedern zusammen, da die Gemeindeglieder dabei nicht interessiert sind, indem es sich nicht darum handelt, ihnen etwa ein Gesetz aufzuladen, sondern sie in ihrer evangelischen Freiheit belassen werden. Darum gehört die Behandlung dieser Frage nicht vor das Forum der Gesamt-Generalsynode, sondern

b. nur vor dasjenige des Ministeriums derselben, mit Hinzuziehung der Lehrer. Die Pastoren und Lehrer, die sich das Gesetz freiwillig auferlegt haben, sie haben allein auch das Recht, darüber zu entscheiden, ob es ferner bestehen soll oder nicht. Der beste Weg wäre, wenn die Frage in einer Referendumsabstimmung der Pastoren und Lehrer entschieden würde.

5. Wie sollen wir uns zu dem Antrag der Buffalo-Kreispastoralkonferenz verhalten?

a. Es ist ein Kompromiß, der uns hier angeboten wird, und zwar ein solcher, der in etwas verkappter Weise dem Beitritt zur Loge Tür und Tor weit öffnet. Kompromisse sind in ihrer Art empfehlenswert und werden des Friedens und der Einigkeit halber oft angewendet. Jedoch in Sachen christlichen Glaubens und Ueberzeugung hört aller Kompromiß auf von Gutem zu sein, sintemal die Gewissen nicht sollen beschweret werden. Zumal gilt solches von einem Kompromiß, der nur einen verschleierten Uebergang bildet zum Gegenteil dessen, was bisher zu Recht und Ordnung bestanden hat.

b. Es erscheint christlicher und männlicher die Frage gleich offen zu stellen ohne wenn und aber: Wollen wir das Logenverbot in Zukunft abschaffen oder ferner beibehalten? darüber soll abgestimmt werden, dann weiß jeder woran er ist.

c. Es wäre für unsere Synode, nach der Meinung des Schreibers dieses, eine bedeutende Schwenkung nach links und eine Abweichung von

unserm Glaubensstandpunkte, auch keine Ehre für uns Pastoren, wenn wir das Logenverbot jetzt aufheben und uns der Welt gleichstellen wollten. Darum wollen wir uns auch fernerhin gerne und freiwillig unter dieses Gebot stellen.

Die Stellung der Gemeinden zu der neuen synodalen Unterstützungs-Kasse.

Von Pastor J. Schöttle, Scranton, Pa.

Die neue Unterstützungskasse, welche von der ehrwürdigen Generalsynode zu Burlington, Jowa, im Herbst 1909 geschaffen wurde und am 1. Februar 1912 in Kraft getreten ist, hat einen recht guten und vielversprechenden Anfang gemacht. Die Frage, ob die Versorgung der Invaliden und der Witwen und Waisen auf geschäftlicher Grundlage sich einführen und erfolgreich durchführen lasse, ist somit erledigt. Es werden ja wohl mit der Zeit mancherlei Aenderungen und Verbesserungen in der Art und Weise der Verwaltung und auch der Versorgung notwendig werden, aber soviel ist sicher, daß die Kasse selbst, wenn sie sich erst einmal recht eingebürgert hat und in vollen Gang gekommen ist, allen gerechten und billigen Anforderungen entsprechen kann und für lange Zeit genügen wird. Darum sollte auch nicht gleich jetzt beim Anfang zu viel geändert, sondern vielmehr genügend Zeit zur ruhigen Entwicklung derselben gegeben werden. Was jedoch unbedingt geändert und besser geregelt werden muß, das ist

die Stellung der Gemeinden zu dieser Kasse,

wie sie von der Generalsynode beschlossen wurde. Warum das geschehen sollte, wollen wir versuchen hier näher und eingehender zu beleuchten.

Wie aus dem Protokoll der Generalsynode von 1909 ersichtlich ist, war das schon dort bei den Verhandlungen der streitige Punkt, bei welchem die Geister aufeinander platzten und keine Einigung zu erzielen war. Es ist darum nun Sache der Distrikte in dieser Angelegenheit Stellung zu nehmen und dementsprechende Anträge an die nächste Generalsynode zu stellen. Das betreffende Protokoll berichtet:

„Die Beratungen über die Vorlage (zur Neuregelung der Invaliden-, Witwen- und Waisenversorgung) veranlaßten im Komitee zwei Berichte — einen Majoritäts- und einen Minoritätsbericht. — Beide wurden der Generalkonferenz vorgelegt und von den Vertretern beider Seiten beleuchtet. Schließlich wurde beschlossen:

„Daß der Bericht der Majorität den Verhandlungen zu Grunde gelegt, eventuell angenommen werde, mit der Bedingung, daß alle Liebesgaben der Gemeinden nur als Liebesgaben behandelt und nach Bedürfnis als Zulage zur gesetzmäßigen Pension verteilt werden, und daß die Kollekten für Invaliden-, Witwen und Waisen in Zukunft obligatorisch sein sollen.“

Nach dem Wortlaut dieses Beschlusses möchte es scheinen, als ob die Majorität in der Hauptsache Recht bekommen hätte und der Minorität nur in Bezug auf die Liebesgaben der Gemeinden ein Zugeständnis gemacht worden wäre. In Wirklichkeit ist jedoch das Gegenteil der Fall, indem gerade der streitige Punkt, das von der Minorität geltend gemachte Prinzip der Bedürftigkeit von der Synode offiziell anerkannt und gutgeheißen wurde, nämlich, daß die Gemeinden sich **nicht** in **geschäftlicher** Weise an der Unterstützungssache beteiligen könnten und ihre Gaben **nur** als **Liebesgaben** nach **Bedürfnis** verteilt werden dürften. In allen anderen Punkten hatte sich das Komitee geeinigt und auch in diesem einen Punkt war die Majorität zu dem Zugeständnis bereit, daß die eine Hälfte der Gaben der Gemeinden für Zulagen in außergewöhnlichen und besonders dringenden Notfällen verwendet, die andere Hälfte jedoch nach den Regeln der geschäftlichen Kasse verteilt werden sollte. Allein dieser Kompromiß wurde weder von der Minorität, noch von der Generalsynode angenommen. Es bleibt darum nichts anderes übrig, als diese Entscheidung der Generalsynode jetzt in Frage zu stellen.

Daß bei der Neuregelung der Unterstützungssache die Stellung der Gemeinden zu derselben die meisten Schwierigkeiten bereiten würde, war dem Verfasser von Anfang an wohl bewußt. Er machte darum auch das Komitee gleich bei seinem Zusammentritt darauf aufmerksam. Daraufhin wurden die Laienglieder des Komitees aufgefordert, sich als Vertreter der Gemeinden darüber auszusprechen. Dieselben erklärten nun, einer wie der andere, wenn auch nicht mit denselben Worten, so doch in demselben Sinne, daß die Gemeinden in dieser das Wohl und Wehe der Pastoren und deren Angehörigen betreffenden Angelegenheit nur eine solche Stellung einnehmen könnten und würden, wie sie ihnen von den Pastoren angewiesen und empfohlen würde. Die Gemeinden, so wurde weiter gesagt, sehen die Unterstützungssache in dem Lichte, in welchem sie von den Pastoren ihnen gezeigt und dargestellt wird. Die Gemeinden sind in ihren eigenen Angelegenheiten und ganz besonders in für die Gemeindeglieder oft schwer zu entscheidenden Fragen, so wie so schon, auf den Rat ihrer Pastoren angewiesen und betrachten sie als ihre geistigen Führer und Ratgeber und darum werden sie auch in dieser Sache tun, was ihnen, als ihre Pflicht zu tun, angeraten und empfohlen werden wird. Das ist auch der natürliche und ganz richtige Standpunkt, den die Gemeinden in dieser Sache einnehmen sollten.

Welches ist nun aber die von der Generalsynode den Gemeinden angewiesene Stellung in der Unterstützungssache?

Nach dem Beschluß der Generalsynode sollen die Gaben der Gemeinden als Liebesgaben angenommen und verteilt werden. Das ist soweit ganz richtig. Die Gemeinden und deren Glie-

der haben bei der Unterstützung der Invaliden und der Pastoren-Witwen und -Waisen keinen direkten Gewinn und eigenen Vorteil und darum kann und wird nur die Liebe der Gemeinden etwas für diese Sache geben, bei welcher sie selbst keinen Nutzen haben. Der heikle Punkt jedoch ist, daß diese Gaben **nur nach Bedürfnis** verteilt werden dürfen, also nur an solche Invaliden und Witwen, welche der Liebe der Gemeinden bedürfen. Wer soll nun darüber entscheiden, und wie kann der Grad der Bedürftigkeit festgestellt werden?

Wer ist bedürftig?

Ein Laienglied des Komitees, mit welchem sich der Verfasser über diese Frage besprach, erklärte ein gerechtes und wirklich befriedigendes Urteil vonseiten der Gemeindeglieder über diesen Punkt für einfach unmöglich und schilderte in recht drastischer Weise ein solches Verfahren als ganz verkehrt und höchst ungerecht und lieblos an den folgenden zwei Beispielen. Da ist in einer Gemeinde ein betagter, invalider Pastor, der als Bedürftiger an den Liebesgaben der Gemeinden teilhat. Der Gemeinde, in welcher er seinen Lebensabend zubringt, ist es bekannt, daß derselbe gerne sein Pfeifchen oder auch gelegentlich als besonderen Genuß eine Cigarre raucht. Wie leicht kann nun das einem solchen Manne zum Vorwurf gemacht werden, ohne daß bedacht wird, wie manches andere derselbe sich versagt und entbehrt, um sich nur diesen Genuß erlauben zu können. Wie manches Gemeindeglied fühlt sich jedoch veranlaßt und dazu berufen, darüber zu Gericht zu sitzen und einfach zu erklären, ein Pastor, der Geld für Tabak übrig hat, kann nicht bedürftig sein, und wenn dennoch solche Pastoren unterstützt werden, dann gebe ich mein Geld lieber für die Mission, da ist es besser angewandt! — Da ist auch eine „bedürftige" Pastoren-Witwe mit ihren Kindern, die das wenige was sie hat, zu Rate hält und die sich scheut, ihre Armut durch ein unordentliches und unsauberes Wesen öffentlich zur Schau zu tragen, die es vielmehr versteht, sich selbst und ihre Kinder mit geringen Mitteln sauber und nett zu kleiden. Wie leicht kann ihr nun gerade dies zum Vorwurf gemacht werden, weil sie — wie geurteilt wird — mit ihren Kindern besser gekleidet ist, als manches Glied der Gemeinde, und daß sie darum auch der Liebe der Gemeinde nicht bedürfe! Hatte jener Gemeindedelegat mit seiner ganz praktischen Anschauung nicht recht?

Wenn eine Gemeinde einen Pastor anstellt, dann wird nicht darnach gefragt, ob der Pastor mit seiner Familie bedürftig ist, ob er Vermögen hat oder ob er überhaupt etwas besitzt, sondern vielmehr, ob er den an ihn gestellten Anforderungen gewachsen ist und ob er mit dem Gehalt, das nur in wenigen Fällen dem Vermögen der Gemeindeglieder und den von dem Pastor geforderten Leistungen entspricht, zufrieden ist. Der Pastor muß einfach nehmen, was ihm geboten wird und zusehen, wie er damit auskommt. Sobald er jedoch keine Gemeinde mehr bedienen kann und invalide wird, oder der Pfarrfamilie der Gatte und Vater durch den Tod entrissen wird, werden sie unter die Lupe genommen und soll

nun genau untersucht und die Frage erörtert werden: Sind sie auch bedürftig genug, um Liebesgaben der Gemeinden zu empfangen? Da soll mit ängstlicher Sorgfalt darüber gewacht werden, damit ja nicht einem Unwürdigen d. h. einem Nichtbedürftigen auch ein Teil der Liebe der Gemeinden zuteil werde! Es würde zu weit führen, wenn wir uns auf weitere Einzelheiten in dieser Frage einlassen wollten, allein die Furcht, daß irgend ein invalider Pastor etwas von der Liebe der Gemeinden bekommen möchte, wozu er nicht berechtigt sein sollte, ist völlig grundlos. Wenn in unseren Tagen schon "Die Notlage der Pastoren im Dienst der Gemeinden" allgemein anerkannt und öffentlich besprochen wird, da sollte es überhaupt keine Frage sein, ob die Pastoren in ihren alten Tagen oder deren Witwen und Waisen der Liebe der Gemeinden bedürfen oder nicht.

Zudem sind unsere Invaliden und Witwen bereits Jahrzehnte lang nach Bedürftigkeit versorgt worden und konnte somit genügend Erfahrung in dieser Beziehung gesammelt werden. Die verschiedenen Glieder der Verwaltungsbehörden der beiden alten Kassen erklärten fast einstimmig diese Art und Weise der Unterstützung für ungenügend und unbefriedigend, weil dabei die wirklich Bedürftigen aus Bescheidenheit oder falscher Scham doch nicht zu ihrem Rechte kamen. Der Schatzmeister der alten Witwenkasse sagte frei und offen, daß er Witwen kenne, die nach dem alten Modus keine Unterstützung bekamen, die aber nach seiner Ueberzeugung ebenso bedürftig, wenn nicht bedürftiger waren, als viele von denen, welche unterstützt wurden. Allein die Behörde konnte und durfte nur diejenigen unterstützen, welche als „Bedürftige" darum baten.

Dieses alte System ist wohl abgeschafft, aber doch in Bezug auf die Stellung der Gemeinden beibehalten worden. Sie sollen nun die freigebigen und großmütigen Wohltäter sein, die, aus lauter Liebe zu den Bedürftigen ihre Gaben opfern. So lange die Pastoren im Dienst der Gemeinden stehen, sehen die Gemeindeglieder zu ihnen auf als zu ihren Vätern und achten sie als die Diener Gottes, die da wohl arm sind, aber doch viele reich machen u. s. w. Werden sie jedoch alt und schwach und gebrechlich, dann wendet sich das Blatt. Dann sind sie der Beachtung und der Liebe der Gemeinden nur wert, wenn sie in Not geraten und besonders dringend der Hilfe bedürftig sind. Im Alter stehen sie vor den Gemeinden als liebesbedürftige und bedauernswerte Almosenempfänger.

Damit nun aber diesen „Bedürftigen" die Liebe der Gemeinden auch ganz sicher zuteil werde, sollen — laut Beschluß der Generalsynode — in Zukunft die Kollekten für Invaliden und für Witwen und Waisen obligatorisch sein. Es hat demnach selbst die Generalsynode ihre Bedenken und Zweifel in Bezug auf die Liebe der Gemeinden zu den Bedürftigen und will sie auf diese Weise, wenn es nötig sein sollte, erzwingen. Das wäre jedoch viel leichter zu erreichen, wenn man hübsch konsequent bei der Sache bleiben und die Liebe saumseliger Gemeinden zu wecken und ihre Opferwilligkeit anzuregen suchte, dadurch daß man

bei Erhebung dieser Kollekte ein passendes Lied singen ließe, das den Zweck derselben in recht gefühlvoller Weise zum Ausdruck bringt, in ähnlichen Versen etwa, wie der folgende:

„Die alten Pfarrer jammern mich; denn groß ist ihre Not,
Sie leben noch — doch kümmerlich. — Die Liebe ist ihr Brot" u. s. f.

Damit wäre der Sache ganz entschieden weit besser gedient, als mit einem Beschluß, die Kollekte soll in Zukunft „obligatorisch" sein. Wie viele unserer Gemeindeglieder wissen überhaupt, was das meint?

Bei den Verhandlungen über die Neuregelung wurde heilig und teuer versichert, daß in Zukunft zur Feststellung des Grades der Bedürftigkeit nur zwei ganz unbedeutende Fragen dem Applikanten zur Beantwortung vorgelegt werden würden. Trotzdem enthält das neue Formular eine lange Liste von 10 Fragen und im „Friedensboten" vom 28. Januar 1912 war die Notiz zu lesen: „Die Distriktsbehörden werden ersucht, dem Applikationsformular für die Liebesgabenkasse zwei weitere Fragen hinzuzufügen und auf deren Beantwortung zu halten." Aus den versprochenen zwei Fragen sind es nun deren zwölf geworden. Darf es uns da wunder nehmen, wenn einer unserer Invaliden sich zu der Bemerkung veranlaßt fühlt: „Es ist doch eine peinliche Aufgabe die Beantwortung dieser Fragen als 'Bedürftiger' geben zu müssen."

Daß ein solch unwürdiges, veraltetes und nicht auf der Höhe der Zeit stehendes System gänzlich abgeschafft werden sollte, und je eher, je besser, das ist wohl klar. Die Frage ist nun: Können wir von unseren Gemeinden eine geschäftliche Beteiligung an der Unterstützungskasse erwarten und verlangen? Es werden allerlei Gründe geltend gemacht, warum das nicht geschehen könne und dürfe, und darum wollen wir einmal einige derselben hören und sie auf ihre Stichhaltigkeit genauer prüfen.

1. Ist eine geschäftliche Beteiligung der Gemeinden recht und billig? Für eine rein geschäftliche Unterstützung der Pastoren — so wird vielfach behauptet — würden die Gemeindeglieder einfach nichts geben, denn sie haben ja keinen Anteil an dem Geschäft. Wenn die Glieder einer Gemeinde krank oder alt werden oder sonstwie in Not kommen, da tut auch niemand etwas für sie, da müssen sie selber sehen, wie sie sich durchschlagen, und darum haben sie für eine solche Art der Versorgung der Pastoren nichts übrig.

Um die Richtigkeit einer solchen Behauptung auch beweisen zu können, käme es erst einmal auf einen praktischen Versuch und auf eine Probe an. Arme Gemeindeglieder und besonders die Witwen wären in diesem Fall im Vergleich mit den Pastoren wohl scheinbar im Nachteil, weil noch keine ähnliche Versorgung für sie besteht, wie sie für die Pastoren angestrebt wird. Doch ist der Tag nicht ferne — davon ist der Verfasser fest überzeugt — wo auch in unserem Lande eine allgemeine Unfalls- und Altersversorgungskasse vom Staat ins Leben gerufen wer-

den wird, wie sie schon seit Jahren in Deutschland besteht. Im übrigen möchten wir fragen: Wer sorgt denn in unseren Gemeinden gerade für die Alten und Kranken, für die Witwen und Waisen? Wem haben unsere Gemeindeglieder die Gründung und Leitung der Altenheime, der Waisenhäuser und ähnlicher Anstalten zu verdanken? Sind es nicht immer in erster Linie die Pastoren? Und da soll gesagt werden können: niemand tue etwas für die Gemeindeglieder, wenn sie in Not geraten?

Unsere Gemeinden wissen es sehr wohl, daß solche Anstalten, wenn sie auf die Dauer bestehen wollen, geschäftlich geführt und geleitet werden müssen, und daß wer dort Aufnahme sucht, auch dafür bezahlen muß, wenn er die Mittel dazu hat und dennoch bringen sie gerne und willig nicht unbedeutende Liebesgaben für dieselben dar zum sicheren Bestand und Unterhalt derselben. Und mancher bringt noch ein besonderes Opfer dar, weil er in der glücklichen Lage ist, sich selber helfen zu können und wohl nie eine solche Anstalt für sich oder die Seinen in Anspruch zu nehmen braucht. Es ist darum eine ganz und gar unbegründete Befürchtung, unsere Gemeinden hätten für eine geschäftliche Sache, wie die Versorgung der Pastoren sein sollte, nichts übrig.

Da wird auf der anderen Seite auf die großen Opfer der Gemeindeglieder und die Scherflein der Witwen hingewiesen, so daß wir wohl einmal auch fragen dürfen: Bringt denn der Pastor keine Opfer für die Gemeinden, selbst wenn er für seine Dienste bezahlt wird? Ist das kein Opfer, wenn ein junger Mann seine ganze Jugend für die Vorbereitung zum Amt und nachher sein volles Mannesalter in selbstloser Weise den Gemeinden für kärglichen Gehalt zur Verfügung stellt? Sind die Pastoren den Gemeinden oder aber die Gemeinden den Pastoren Dank und Anerkennung schuldig?

2. Ist eine geschäftliche Beteiligung der Gemeinden auch *geschäftlich*? Wenn die Gemeinden zu einer rein geschäftlichen Sache herangezogen und zu Beiträgen verpflichtet werden sollen, ohne daß sie eine entsprechende Gegenleistung vonseiten der einnehmenden Kasse erhalten, dann sei ein solches Verfahren vom geschäftlichen Standpunkt betrachtet, nicht zu rechtfertigen. Doch nehmen wir uns einmal die Zeit, recht darüber nachzudenken. Da ist z. B. die Feuerversicherung, eine rein geschäftliche Sache. Jahr für Jahr bezahlen die Versicherten pünktlich und ohne Murren ihre Beiträge. Wenn nun aber ein Versicherter in den langen Jahren das Glück hat vor Feuerschaden bewahrt zu bleiben und nicht abbrennt, wo bleibt dann die Gegenleistung? Bekommt er in einem solchen Falle sein eingezahltes Geld wieder zurück? Ist denn das nicht auch eine Gegenleistung, daß er Jahr aus, Jahr ein hat sicher und sorglos unter seinem Dache wohnen können und den Schutz der Gesellschaft genießen darf?

Bei der Versorgung der Pastoren ist es nicht viel anders. Die Gemeinden und ihre Glieder haben das Evangelium mit seinem Trost und Frieden und können darum sicher wohnen, solange dasselbe verkündigt wird. Wer aber das Evangelium verkündigt, der soll sich auch vom

Evangelium nähren, und soll auch, wenn er das nicht mehr kann, vom Evangelium versorgt werden. Das ist nicht nur geschäftlich, sondern auch biblisch und durchaus schriftgemäß.

3. Wäre nun aber eine solche geschäftliche Beteiligung der Gemeinden auch gesetzlich? Daß eine solche Beteiligung vonseiten der Gemeinden auch gesetzlich ist, dafür haben wir nicht nur die einer solchen Fürsorge günstigen Gutachten von namhaften und gesetzeskundigen Rechtsgelehrten, wir können sogar auf ein in diesem Sinne erlassenes und tatsächlich seit längerer Zeit in Kraft stehendes Gesetz hinweisen. In den Großstädten Pennsylvaniens hat seit etlichen Jahren die bezahlte Feuerwehr ein rein geschäftliches System der Unfalls- und Altersversorgung und sammelt zur Sicherung desselben einen entsprechenden Fonds. Die Legislatur des Staates hat dieses Vorgehen nicht nur gutgeheißen, sondern sogar ein besonderes Gesetz erlassen, nach welchem alle Feuerversicherungsgesellschaften, welche in diesen Städten Geschäfte tun wollen, gesetzlich verpflichtet und gehalten sind, jährlich zwei Prozent ihrer Einnahmen an Prämien in den Fonds dieser Feuerwehrleute zu bezahlen. Das ist Gesetz und die Gesellschaften sind es wohl zufrieden, obgleich sie selbst keinen Gewinn von diesen Einzahlungen haben. Sie wissen es wohl zu würdigen, daß diese Männer in ihrem eintönigen und gefährlichen Beruf jeden Augenblick bereit sein müssen, ihre gesunden Glieder und ihr junges Leben auf das Spiel zu setzen, um bei einem ausbrechenden Feuer den zu befürchtenden Schaden auf ein Minimum zu reduzieren.

Unsere Pastoren sind bei der Ausübung ihres verantwortungsvollen Berufes ebenfalls allerlei Gefahren, besonders an den Kranken- und Sterbebetten, ausgesetzt. Von ihnen wird gleicherweise erwartet und verlangt, daß sie zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht und in jeglichem Wetter ohne Rücksicht auf ihre eigene Gesundheit oder das Wohl ihrer Familien, ihres heiligen Amtes warten. Darum kann es den Gemeinden nur zur Ehre gereichen, wenn sie die Versorgung der Pastoren sich selbst zur Regel und zum Gesetz machen. Dann wird die Versorgung der Invaliden erst recht gesetzlich, wenn sie aus Dankbarkeit und Liebe geschieht und nach der Schrift ist — die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Wir könnten so noch lange fortfahren und noch verschiedene andere, mehr oder minder wichtige Punkte geltend machen, das Gesagte dürfte jedoch genügen, um zu zeigen, daß eine geschäftliche Beteiligung der Gemeinden an der Unterstützungssache nicht nur möglich, sondern auch recht und billig ist. Ehe wir jedoch zum Schluß kommen, wollen wir nur darauf hinweisen, daß diese Art der Versorgung invalider Pastoren heutzutage kein bloßes Experiment mehr, sondern bei verschiedenen Kirchenkörpern des Landes bereits eingeführt ist und sich glänzend bewährt hat. Die Presbyterianer haben einen sogenannten Sustentation Fonds, der ganz geschäftlich verwaltet wird, in welchen die Gemeinden 80 Prozent und die Pastoren nur 20 Prozent der nötigen Beiträge ent-

richten und aus demselben werden nur Pastoren unterstützt. In allen Teilen des Landes werden umfassende Vorkehrungen getroffen für die Pensionierung und Versorgung der Angestellten im Dienst großer Korporationen. Da sind alle möglichen Pläne für diesen Zweck ausgedacht und ausgeführt worden. Den schönsten Plan hat jedoch wohl die Lackawanna Railroad Company aus ganz freien Stücken gutgeheißen und angenommen, indem sie jedes Jahr einen gewissen Prozentsatz ihrer Einnahmen in einen Fonds zur Pensionierung ihrer Angestellten fließen läßt, aus welchem die Angestellten nach 40jähriger Dienstzeit mit der Hälfte ihres Gehaltes bis an ihr Ende versorgt werden, ohne daß sie auch nur einen Cent für diese Vergünstigung zu bezahlen brauchen. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg," selbst für eine geschäftliche Beteiligung unserer Gemeinden an der Unterstützungssache.

Den Schluß mögen nun noch einige praktische und leicht ausführbare Vorschläge und Empfehlungen in dieser Sache bilden, worüber die Distrikte sich beraten und noch vor dem Zusammentritt der nächsten Generalsynode schlüssig werden sollten.

1. In Zukunft soll jährlich und regelmäßig in allen Gemeinden der Synode an einem bestimmten Sonntag in dem Hauptgottesdienst die Würde und Bürde des evangelischen Predigtamtes in einer besonderen Predigt den Gemeindegliedern vorgehalten werden, mit spezieller Hinweisung auf die Liebespflicht der Gemeinden gegen die Invaliden und die Pastoren-Witwen und -Waisen. Die an diesem Tag erhobene Kollekte soll für die Unterstützungssache verwendet werden.

2. Den Gemeinden soll es frei gestellt werden, darüber zu entscheiden, in welche der beiden Kassen ihre Gaben fließen sollen, resp. ob dieselben in geschäftlicher Weise oder nach Bedürftigkeit verteilt werden sollen.

3. Die Gemeinden sollen zur Bezahlung bestimmter jährlicher Beiträge aus der Gemeindekasse — etwa in der Höhe des von ihrem Pastor bezahlten Beitrags — ermuntert und veranlaßt werden. Dieselben sollen als stehender Posten des Gemeindehaushalts mit den übrigen Ausgaben verrechnet werden. (Im Atl. Distr. haben sich bereits zwei Gemeinden zu einem jährlichen Beitrag von $20.00 verpflichtet.)

4. Hat eine Gemeinde die Entrichtung bestimmter regelmäßiger Beiträge in die geschäftliche Unterstützungskasse als ihre Pflicht erkannt und somit ihre Schuldigkeit getan, dann soll es ihr unbenommen sein, wenn sie von einem Falle besonderer Not in einer Pastorenfamilie erfährt, Barmherzigkeit und Liebe zu üben an allen, die derselben bedürfen. „Arme habt ihr allezeit bei euch," und an Gelegenheit zum Gutes tun, besonders an den Invaliden und den Pastoren-Witwen und -Waisen, wird es nie fehlen.

„Die Gemeinden sehen die Unterstützungssache in dem Lichte an, in welchem sie ihnen von

den Pastoren gezeigt wird." Es ist hier der Versuch gemacht worden, sie den Pastoren gegenüber in das rechte Licht zu stellen, mögen nun die einzelnen Pastoren dasselbe ihren Gemeinden gegenüber tun, damit dieselben eine solche Stellung in der Sache nehmen können, wie sie dem Verhältnis der Pastoren zu den Gemeinden in angemessener Weise entspricht.

Die Beseitigung der Notlage vieler Pastoren und der oft eintretenden Vakanzen in den Gemeinden.

Von Pastor H. Retter.

Ueber dieses Thema erschien in der Mai-Nummer d. J. unseres „Theologischen Magazins" ein Referat und in den letztjährigen Synodalberichten eine Vorlage aus der Feder des Pastors L. von Lanyi. Das durch diese Arbeiten Angeregte ist wohl wert eingehend besprochen zu werden. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, die uns je zur Beratung überwiesen wurde, liegt nun vor uns, nicht nur deshalb, weil sie uns alle mehr oder weniger an empfindlicher Stelle, nämlich an dem, „was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört," trifft, sondern auch, weil sie die Ursache anderer Uebel ist, von denen nur die oft eintretenden Vakanzen genannt sind. Es ist zu hoffen, daß es nicht nur bei Beratungen bleiben, sondern zu einer wirklichen und gründlichen Beseitigung dieser Notlage kommen möchte.

Um die allgemeine Stimmung in der Synode kennen zu lernen, so weit das möglich ist, mögen hier zuerst verschiedene Stimmen eine Stelle finden.

Unser ehrwürdiger Synodalpräses sagte in seinem Bericht an die ehrw. Generalsynode 1905 unter anderem folgendes: „Dazu kommt noch, daß in manchen Gemeinden das Wort, das 1. Kor. 9, 14 steht, nämlich: „Also hat auch der Herr befohlen, daß die das Evangelium verkünden, sollen sich vom Evangelium nähren", nicht genügend beobachtet wird. Ein Hirte, dessen Herz mit drückenden Sorgen um das tägliche Brot belastet ist, entbehrt jenen Frohmut, der Lust macht zu Gebet und Arbeit. Die Knausereien in Bezug auf das Gehalt der Prediger tragen Verstimmungen ins Pfarrhaus, die dort unbekannt bleiben sollten." Die ehrwürdige Generalsynode bekannte sich zu dieser Ausführung durch den Beschluß, daß dem Mangel an Pastoren „auch dadurch abgeholfen werden könnte, wenn manche Gemeinden das Wort des Apostels besser beherzigten: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert," d. h., wenn sie ihn so stellten, daß er wenigstens vor irdischen Sorgen sicher wäre."

Nachdem Generalpräses und Generalsynode sich so unzweideutig und klar und schön haben vernehmen lassen, erschien das schon erwähnte Referat und die Vorlage von Pastor L. von Lanyi, wohl als eine Stimme aus der Reihe der Notleidenden, welche in manchen Distrikten ein Echo gefunden hat, das nicht mißverstanden werden kann.

Fast alle Distrikte haben die Vorlage zur ernsten und gründlichen Beratung den Pastoralkonferenzen überwiesen, ja manche haben sich schon zum Voraus bemerkenswert geäußert, der Michigan-Distrikt sagt in seinem Protokoll Seite 19: .... „denn sobald wir die zu diesem Dienst (Mission) eventuell zu gewinnenden Männer gebührend besolden können, werden sich auch neue, kompetente Kräfte gewinnen lassen." Des Wisconsin-Distrikts Ansicht lautet, Seite 26: „Der Distrikt empfiehlt in dieser, für den gewöhnlichen Arbeitsmann und den gering besoldeten Pastor so drückenden Zeit.....die möglichste Sparsamkeit," und weiter unten: „Um der jährlich wiederkehrenden Klage über Mangel an Arbeitern für das Reich Gottes abzuhelfen, ist es a vor allen Dingen erforderlich, die Brüder, die in der Inneren Mission dienen, auch finanziell so zu stellen, daß sie ohne Sorge um ihr Durchkommen ihre Arbeit tun können." Der ehrw. Präses des New York-Distriktes berichtet seinem Distrikte, daß er um Ueberweisung von 5 Kandidaten gebeten und fährt fort: „Warum so viele? Weil wir so viele vakante Gemeinden haben, die einen Pastor mit Familie nicht genügend besolden können oder wollen. Freiwilliges Cölibat der protestantischen Geistlichen wäre manchen Gemeinden erwünscht. Die Schrift, als Norm der Lebensweise der Geistlichen .... scheint von dem Nützlichkeitsprinzip beiseite gedrängt zu werden." Die Stimme aus dem Indiana-Distrikt lautet: „Wir beklagen mit unserem Synodalpräses den sich schmerzlich fühlbar machenden Pastorenmangel und mahnen ebensowohl zu der brünstigen Bitte zum Herrn der Ernte, Arbeiter zu senden, wie wir unsere Gemeinden bitten, die abschreckend niederen Pastorengehälter einigermaßen mit ihrer eigenen Prosperität in Einklang zu bringen." Ebenso deutlich redet der Nebraska-Distrikt: „Auch der Nebraska-Distrikt beklagt den Mangel an Arbeitern und an Mitteln zur Arbeit, kann aber die Ursache des Mangels nicht allein sehen im Nichterkennen der verliehenen Gnade und gestellten Aufgabe, sondern hält dafür, daß die Unsicherheit der Verhältnisse, in welche die Arbeiter hinein gestellt werden, und der äußere Mangel, mit dem sie oft zu kämpfen haben, einen großen Teil der Schuld davon tragen ...., es also nicht Unwissenheit oder Gleichgültigkeit, sondern Kenntnis und Erkenntnis ist, die abschreckend wirkt."

Aus solchen Stimmen sich ein Bild zu machen ist wahrlich nicht schwer. Was einzelne Distrikte direkt von Missionsarbeitern sagen, gilt doch wohl auch für die anderen Pastoren. Es ist schon öfters und vielleicht mit etwas Recht gesagt, ja geklagt worden, daß Missionsarbeiter und Missionare in der Regel besser gestellt und besoldet seien, als die andern Brüder, die Aeußere und Innere Mission unterstützen sollen. Tatsache ist, daß auch sie nicht zu viel erhalten und ihren Sold redlich verdienen, die allein von ihren Gemeinden abhängigen Pastoren aber so niedrig als nur möglich saläriert werden und deshalb in Not sich befinden. Diese Pastoren aber bilden das Fundament für unser ganzes Werk und wer sie aus der Not befreit und ihnen die Hände stärkt, hilft dem ganzen Bau.

Wir stehen an einer überaus schwierigen, aber auch wichtigen Sache, wichtiger als die synodale Unterstützungssache war. Es handelt sich nicht um verhältnismäßig wenige, sondern um mehr als die Hälfte aller Pastoren, nicht um eine Altersversorgung, sondern um eine Lebensexistenz, nicht um ein Helfen aus der Not, sondern um ein Bewahren vor der Not, nicht nur um die lieben, schwach und matt gewordenen Invaliden, die oft in Not gelassenen Witwen und Waisen, nein — um alle handelt es sich. Nur zu oft kommt es vor, daß selbst Pastorenkinder die Not merken und die Söhne einen Widerwillen gegen das Pfarramt bekommen, daß Pastoren sich gedrungen fühlen ihnen zu raten: „Werdet nur keine Pastoren."

Es hat fast den Anschein, als sei ein Prediger des Evangeliums nicht berechtigt zu dem, was zum Lebensunterhalt gehört, als sei es Gottes Wille, kümmerlich sein Leben fristen zu sollen.

Ist ein Pastor zu einem auskömmlichen Gehalt berechtigt? Ja warum denn nicht? fragen wir Prediger, und: Ei, gewiß, sekundieren die Gemeinden, versteht sich doch von selbst! Wie kommt es dann aber, daß so allgemein geredet wird von der Notlage der Pastoren? Entweder sind die Pastoren ungenügsam und jagen dem Götzen Mammon nach, oder aber sind die Gemeinden zu geizig und lassen ihren Götzen nicht los. Daß ersteres nicht der Fall ist, wollen wir weiter unten mit Zahlen und Tatsachen beweisen. Daß der Pastor zu einem Gehalt, der ein menschenwürdiges Auskommen ermöglicht, berechtigt ist, sagt jedem der gesunde Menschenverstand.

In unserer Zeit der Gewerkschafts-Unionen gibt es viele Handwerker, die $4.00 und $5.00 den Tag verdienen bei acht Stunden Arbeit. Straßenkehrer, die sich oft aus alten und gebrechlichen Leuten rekrutieren, erhalten $2.00 und auch mehr. Ein Stiefelputzer eines Fährbootes erklärte, daß er und viele seiner Zunft $3.00 bis $5.00 täglich verdienen und bis zu $400.00 jährlich ersparen. In Scranton, Pa., erklärte einst ein Pastor, der die Kanzel mit Theaterbühne vertauscht hatte, daß gewöhnliche Chormädchen in der Regel besser salariert seien, als die meisten Pastoren und im „Literary Digest" schrieb vor einiger Zeit ein gewesener Pastor an einen Freund, daß er diesen Schritt deshalb getan, weil er seine Familie nicht habe ernähren können und die trübe Zukunft und der Gedanke an Krankheit und die alten Tage ihn dazu getrieben habe. Wollte Gott, dies alles wären Uebertreibungen! Viele wissen, daß es nur zu wahr ist, daß die Zukunft uns oft bange macht. Wir fragen, ist denn der Pastor nicht ebenso wie jeder andere zu einem auskömmlichen Gehalt berechtigt und soll denn das Amt, das die Versöhnung predigt, unter das Niveau der gewöhnlichen Arbeiter herab gedrückt werden?

Eher hätten wir ein Recht mit Aerzten und Advokaten uns zu vergleichen. Sie studieren nicht länger und nicht mehr, als die Pastoren, und der Bildungsgrad dieser kann dem jener getrost an die Seite gestellt werden. Trotz allen Andranges und Ueberflusses an Aerzten und

Advokaten aber weiß jedermann, wie luxuriös die meisten wohnen, leben, fahren. An Pastoren aber soll ein Mangel sein, trotz des Mangels aber keine auch nur einigermaßen anständige Besoldung. Es ist ein schreiendes Unrecht, daß man es fast fraglich hält, und in der Praxis tatsächlich mit Nein beantwortet, ob ein Pastor zu einem auskömmlichen Gehalt berechtigt ist. Er muß fast so viel gehen, wie ein Postbote, schreibt und studiert so viel, wie ein Advokat, macht so viele Besuche, wie ein Arzt, ohne all die andern Sorgen, die jene in ihrem mehr oder weniger unabhängigen Berufe nicht kennen — und bekommt dafür den Lohn eines ungebildeten Menschen.

Ferner klopfen an keinem Hause so viele Arme, Krüppel und Hilfsbedürftige an wie an der Pfarrhaustür. Wie schön wäre es, wenn die finanzielle Lage den Pastor in den Stand setzte, nicht nur ein gutes Wort, sondern auch, nach unseres Heilandes Vorbild, eine milde Gabe zu spenden. Eine solche Haustürpredigt, die ja, Gott weiß es, geübt wird, aber noch mehr geübt werden könnte, würde oft besser haften und mehr nützen, als die Kanzelpredigt. Sagt ein Pastor, daß er leider nichts geben könne, so hält man ihn oft für einen Lügner und er und die Gemeinde und das Reich Gottes ist geschädigt. Die Tatpredigt hat Jesus so viel geübt, als die mit Worten und eine Gemeinde mit oft 100 und mehr Gliedern sollte wohl imstande sein, durch die Hand ihres Seelsorgers sich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon.

In unsern Pfarrhäusern sind meistens auch noch eine Anzahl Kinder zu finden, welche als Segen Gottes, nicht als Fluch, angesehen werden. Eine christliche Gemeinde sollte das in Betracht ziehen. Es ist eine herbe, aber zeitgemäße und berechtigte Kritik, wenn der ehrw. Präses des New York-Distriktes sagt, unseren Gemeinden wäre ein freiwilliges Cölibat erwünscht. Die Frage nach der Kinderzahl vergessen wenige Gemeinden. Solche Gemeinden aber, die keine oder wenige Kinder im Pfarrhaus sehen wollen, sind geistlich bankerott und keine christlichen Gemeinden mehr.

Das Studium eines Pastors hört nie auf. Täglich muß er sammeln, studieren, sich auf dem Laufenden halten, wenn er nicht geistig vertrocknen und verhungern soll. Ganz gewöhnlicher Eigennutz sollte eine Gemeinde dazu treiben, darum sich zu kümmern, ob ihr Pastor auch studiert und sich das nötige Material anschaffen kann. Das alles aber kostet leider Geld und deshalb ist er zu einem auskömmlichen Gehalt berechtigt.

Und last but not least gebietet solches die Heilige Schrift in nicht mißverständlicher Sprache des öftern; auch darin ist sie die Lebensnorm. Matth. 10, 10 heißt es: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert;" in Luk. 10, 7 und 1. Tim. 6, 18 wird solches wiederholt, wohl weil es notwendig war. Jak. 5, 4 steht: „Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben und der von euch abgebrochen ist, das schreiet und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth." Gal. 6, 6 steht das Gebot: „Der unterrichtet wird mit dem Wort, der

teile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet." In Phil. 4, 10 freut sich Paulus über seine Philipper, „daß ihr wieder wacker gewoben seid für mich zu sorgen," und Sirachs Wort: „Einen fleißigen Arbeiter halte nicht übel" und „Wer den Arbeitern seinen Lohn nicht gibt, der ist ein Bluthund" darf hier wohl angeführt werden.

Das sollten Gründe, Beweise und Gebote genug sein, um jeden Christen und jede Gemeinde zu überzeugen, daß auch der Pastor zu einem auskömmlichen Gehalt, und zu allerlei Gutem obendrein, berechtigt ist.

Aber was ist ein auskömmliches Gehalt?

Das ist ohne Zweifel ein psychologischer Begriff und kann verschieden definiert und beantwortet werden. Hier kommt es auf die verschiedenen Verhältnisse an. Die Größe der Familie kommt vor allen Dingen in Betracht, auch ob ein Pastor ledig, oder verheiratet ist. Was für den ledigen Bruder schließlich genügend ist, ist für den verheirateten nicht genug und für den mit größerer Familie gänzlich ungenügend. Deshalb will es uns als schwacher Punkt in Pastor L. von Lanyis Vorlage erscheinen, daß alle über einen Kamm geschoren werden und für alle ein Minimalgehalt von $500.00 festgesetzt wird, als ob dies das zu erstrebende Ziel oder Ideal wäre. Der verehrte Referent hat scheint's nur ledige Brüder, oder solche mit sehr kleiner Familie im Auge. Solche könnten zur Not sich damit durchschlagen, eine Familie aber nie. Ich kenne einen Pastor, der etwa $400.00 jährliches Gehalt hatte, wovon er für zwei Zimmer monatlich $5.00 bezahlte. Seinen Kaffee braute er sich selbst und mittags und abends aß er in einem deutschen Kosthaus, wo man ihm, dem Schwarzrock, ausnahmsweise nur 25 Cents für die Mahlzeit abnahm. Er hatte also allein für zwei Zimmer und täglich zwei Mahlzeiten eine Auslage von $242.50, sagen wir die Hälfte des genannten Minimalgehaltes. Jedermann weiß, daß neben diesen Auslagen noch viele andere waren. Auch der zu brauende Kaffee u. s. w. mußte gekauft werden und mit Ach und Krach schlug er sich durch. Soll aber ein Pastor, auch ein lediger, sich nur durchschlagen können auf die billigste und schlechteste Weise, oder soll er auch darauf achten, daß Ansehen und Achtung nicht verloren gehen? Wenn aber ein lediger Bruder kaum leben kann mit $500.00 Gehalt, wie soll eine Familie damit bestehen?

Bei Beantwortung dieser Frage sind ferner zu bedenken die größeren Ansprüche betreffs der Kleidung. Nicht allein der Pastor, sondern auch die Pfarrfrau und die Kinder sollen standesgemäß gekleidet sein. Die Einrichtung des Hauses soll besser sein, schon weil manche Amtshandlungen dort vollzogen werden müssen. Wo Kinder sind und zumal schulpflichtige, herangewachsene, steigern sich nicht nur die Ausgaben für Kleidung und Nahrung, sondern auch im Blick auf die Ausbildung. Ein Pastor, der seine Kinder nicht etwas Ordentliches lernen läßt, auf höhere Schulen u. s. w. schickt, wird fast gescholten, und es ist gewiß ein

gutes Zeichen und nur zu loben, daß man darauf bedacht ist. Unverständige Leute können vielleicht von hochfliegenden Plänen reden und raten, die Kinder in die Fabrik zu schicken, wer aber Vernunft hat und sie gebraucht, der wird es nur natürlich finden, daß in einem Pfarrhause andere Ideale sind und Höheres erstrebt wird; freuen werden sie sich über den intelligenten Eifer, Lehrer der Kinder, Prediger des Evangeliums, brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft heran zu bilden. Es wird oft beklagt, daß nicht mehr Pastorensöhne ins Pfarramt treten. Wir glauben, daß die Pastorennot nicht wäre, wenn die Not der Pastoren nicht existierte. Dankbar sollten wir anerkennen, daß trotz der obwaltenden Uebelstände noch so viele das wirkliche Opfer zum Studium bringen und dadurch wirklich tüchtige Pastoren herangebildet werden. Erst kürzlich klagte ein Bruder, daß die finanzielle Not ihn zwang, einen seiner Söhne aus dem Seminar zu nehmen. Was immer aber die Kinder lernen und studieren, Geld kostet es immer, und deshalb ist jeder Pastor wenigstens zu dem Wunsche berechtigt, so viel zu verdienen, daß er seine Kinder standesgemäß ausbilden lassen kann.

Eine Sünde ist es auch nicht, wenn ein Prediger den Gedanken und Wunsch hegt, fürs Alter und sog. Regentage einen Notpfennig auf die Seite zu bringen. Jeder anständige und strebsame Mensch tut das und wird mannigfaltig dazu ermuntert. Solche, die gleichgültig in den Tag hinein und von der Hand in den Mund leben, schilt man Verschwender und Lumpen. Warum sollte man das, was beim gewöhnlichen Sterblichen gelobt wird, bei einem Pastor tadeln. Soll er nicht an die Zukunft denken? Auf wen soll er sich dann verlassen fürs Alter und in Krankheitsfällen? Es gibt Gemeinden, die es eher fertig bringen könnten, den kranken Seelsorger auf die Straße zu setzen, als ihn auch nur für sechs Monate zu erhalten, wenn er dienstunfähig ist. Die Synode unterstützt ja, wird gesagt, aber was ist die Synode anders als die Gemeinden und Pastoren? Und was tun die Gemeinden? Gewiß, viele geben und geben gerne, aber viele auch keinen Cent für die Unterstützung der Pastoren. Letztes Jahr gaben 1287 Gemeinden mit 86,904 stimmberechtigten und 251,128 kommunionberechtigten Gliedern $10,520.00 und in einem Distrikt wurde vor Kurzem geklagt, daß von etwa 45 Gemeinden nur 9 eine Kollekte für die Kasse der Invaliden, Witwen und Waisen erhoben haben. Ja, mit der synodalen Unterstützung können wir nicht prahlen und wer sonst nichts hat, als das ihm von den Gemeinden Gereichte, der ist wahrlich übel dran. Deshalb sollte ein Pastor mit Recht so gestellt werden, daß, wenn er auch nicht ein eigen Heim sich erwerben und reich werden kann, sich doch einen Notpfennig erübrigen kann. Solche Ansprüche sind sehr bescheiden und sollten von jeder Gemeinde durch entsprechendes Gehalt ermöglicht werden.

Deshalb sollte das Minimalgehalt eines ledigen Pastors nicht weniger als $600 sein. Der ledige Bruder, der vielleicht nicht alles braucht für den Lebensunterhalt, kann sich dann einige Bücher zum Weiterstudium anschaffen, was er im Seminar nicht konnte, oder er kann sich zur Grün=

dung des eigenen Hausstandes einige Dollars auf die Seite legen. Die Zeit, wo er das nicht mehr kann, wird bald genug kommen. Für einen verheirateten Bruder, oder gar solchen mit ansehnlicher Familie, genügen $600.00 einfach nicht. Wenn wir die Not beseitigen wollen, so laßt uns das so stark als möglich betonen. Unsere Brüder in Indien erhalten für jedes Kind eine bestimmte Zulage und das ist schön und vernünftig. Unvernünftig aber ist es darauf keine Rücksicht zu nehmen und zu erwarten, daß 6 bis 10 in der Familie gerade so gut mit $600.00 auskommen sollen, wie eine oder zwei Personen. Es ist ein schreiendes Unrecht und Gott weiß es, wie die armselige, ungenügende Besoldung dem sozialen Grundübel der kriminellen Einschränkung der Kinderzahl schon Vorschub geleistet hat. Wo aber die lieben Kinder sind, da macht es oft viel Kummer und Sorge, sie ordentlich zu erziehen und manch eine brave Pfarrfrau macht sich tatsächlich zur Magd und arbeitet und sorgt sich in ein frühes Grab. Das Gehalt eines Bruders mit Familie sollte bei diesen teuren Zeiten nicht weniger als $900 sein. Das würde noch keinen reich machen, wohl aber der Not steuern und das Auskommen ermöglichen.

Bei Nennung dieser Zahlen denke ich nicht daran, daß etwaige Miete für eine Wohnung eingeschlossen ist. Nein, es sollte immer mehr betont werden, daß Mietsentschädigung streng genommen kein Pfarrgehalt ist. Jede Gemeinde sollte entweder ein Pfarrhaus haben, oder für die Miete in erster Linie aufkommen. Für ein Obdach zu sorgen ist Pflicht der berufenden Gemeinde. Bei den Katholiken und Methodisten ist das selbstverständlich, ja sie stellen möblierte Pfarrhäuser.

Die wirkliche Notlage

nachzuweisen, ist unsere weitere Aufgabe, und ich befürchte, daß man selbst jetzt, wo in der ganzen Synode darüber geredet wird, den wirklichen Sachverhalt nur ahnt, aber nicht kennt. Nur durch direkte diesbezügliche Anfragen und Angaben kann das ermittelt werden und dazu hatten wir weder Zeit noch Geld. Ich erinnerte mich aber f. Z. Bruder J. Schöttle in Scranton, Pa., bei der Herstellung und Aussendung jener, die Unterstützungssache betreffenden Fragebogen geholfen zu haben. Eine verhältnismäßig kurze Zeit ist seitdem verflossen und die Verhältnisse haben sich inzwischen wohl nicht nennenswert geändert. Die Gehälter sind nicht größer, eher aber die Preise aller Lebensmittel noch mehr gestiegen. Dazumal zählte die Synode 998 Pastoren, heute 1033. Ich nehme also an, daß die Verhältnisse heute im allgemeinen dieselben sind und bringe das Resultat jener Erkundigungen. Von jenen 998 Pastoren beantworteten 910 die Frage: „Wie groß ist Ihr Gehalt?" Von diesen 910 Pastoren erhielten 26 Pastoren $200.00, 29 $300.00, 152 $400.00, 168 $500.00, 184 $600.00, 96 $900.00, 73 $800.00, 28 $900.00, 33 $1000.00, 4 $1100.00, 33 $1200.00, 1 $1400.00 12 $1500.00, 4 $1800.00 und 1 $2000.00.

Diese, auf Tatsachen und wirklichen verbürgten Angaben beruhen-

den Zahlen müssen auch dem Blödesten beweisen, daß die Notlage vieler Pastoren kein Hirngespinst, sondern eine nur zu traurige Tatsache ist. Bedenken wir nur, daß nur 55 Pastoren in unserer ganzen Synode $1000.00 und darüber erhalten, dagegen dieselbe Anzahl $200.00 bis $375.00. Ist das nicht eine Notlage, wie wir sie nicht geahnt haben, schreiend, empörend? 559 Pastoren, von denen weitaus die meisten Familien, und oft große haben, erhalten $600.00 und weniger, bis herunter zu $200.00. Die Hälfte, ja mehr als die Hälfte erhalten kaum das Minimalgehalt, das wir oben für einen ledigen Bruder nannten. Diese Zahlen reden nicht nur, sondern schreien uns an. Ist das die Macht des Christentums, die Kraft des Gottesgeistes, die den Pastor mit seiner Familie mit $18.00, resp. $25.00, $33.00, $42.00 im Monat sein Leben fristen läßt? Welch billiges Christentum! Wie viel Not und Elend, wie viele Seufzer und Tränen, kranke Körper und niedergedrückte, aller Schaffensfreudigkeit beraubte Gemüter stecken doch in diesen stummen Zahlen. Was will es heißen und besagen, daß 55 Pastoren $1000.00 und darüber erhalten? Wir gönnen es ihnen von ganzem Herzen, bedauern aber tief, daß die christliche Erkenntnis in unsern Gemeinden nicht tiefer geht. Sage uns doch niemand, unsere Gemeinden seien nicht imstande mehr zu geben! Viel leichter könnten viele Glieder $2.00 und $3.00 monatlich geben, als ein Pastor mit solch nichtswürdig niedrigem Gehalte auch nur genug essen. Wie sie es fertig bringen, ist einfach unbegreiflich. Dabei verlangt man tapfer drauf los deutsche und englische Gottesdienste, deutsche Schule und zwingt ihn zum Halten eines Pferdes. Unsere Gemeinden sind im Laufe der Zeit verwöhnt und verdorben worden und haben sich nun so an die niedrigen Gehälter gewöhnt, daß sie „Räuber" schreien, wenn man von einem monatlichen Beitrag von $1.00 redet und wundern sich über diese Idee der Notlage, die nach ihren Begriffen gar nicht existiert.

Unsere Missionsbehörde freut sich immer über jeden neugewonnenen Posten und jedes Gemeindlein. Was bedeutet es aber in der Regel anders, als ein neuer Posten, wo wieder einer (man verzeihe den Ausdruck) hungern kann. Wem dieses scharfe Wort „Hungerposten" nicht gefällt, der sei doch so lieb und widerlege obige Tatsachen, welche doch die Bezeichnung voll und ganz rechtfertigen. Es ist ja ganz schön und gut vom Gottvertrauen und Genügsamkeit zu reden, aber hier und angesichts solcher Uebelstände sollte man es nicht tun, sondern zu helfen suchen.

Unser Streben geht viel zu viel nach Gemeinden und Missionen, ohne uns um das Ergehen der Arbeiter zu kümmern. Die Brüder, die von den Missionsbehörden abhängig sind, stellen sich in der Regel nicht so übel und das dient diesen zur Ehre. Aber um die andern, in der Notlage sich befindenden müssen wir uns auch kümmern, denn wir erwarten von ihnen, daß sie begeistert sein sollen für jegliche Mission. Schimpft sie nicht träge, gewissen-, interesselos, selbstsüchtig, sondern nennt sie Kreuzträger, Helden, Märtyrer, weil sie um Christi willen

solche Entbehrung tragen und langsam sich opfern und alle bitteren Gefühle niederkämpfen. Sie leben oft in der Hoffnung, einmal eine bessere Stelle, wo die Not aufhören wird, eine Tausend-Dollar-Stelle zu bekommen, und wissen nicht, daß wir nur 55 in der Synode haben, dagegen mehr als die Hälfte, wo die alte Not wieder neu beginnt. Es ist wirklich traurig und sollte uns das Herz rühren und zu einer erlösenden Tat anspornen.

Wie schön wäre es, wenn unsere Missionsbehörde da und dort hintreten und sagen könnte, Bruder, das geht nicht, du kannst nicht leben, wir geben dir eine Unterstützung — das wäre Mission auf gesunder Basis; das gäbe Synodalpatriotismus und würde sich wohl bezahlen, aber — behüt dich Gott, du schöne Idee, es kann nicht sein. Jene herbe Kritik des Agitationskomitees an den Brüdern mag ja da und dort berechtigt sein, aber sie ist zu allgemein. Bedenken wir die Lage vieler Brüder und wir können das Motiv der Inaktivität finden und milder urteilen.

Was kann nun getan werden, um diese frapante Notlage vieler Pastoren zu beseitigen?

Vorschläge zur Abstellung der herrschenden Notlage.

Wie bereits bemerkt, ist es unsere Ueberzeugung, daß wenige den eigentlichen, betrübenden Sachverhalt und Tatbestand kannten, denn sonst hätte man sicher schon früher darüber beraten. Das allernächstliegende scheint uns deshalb Publizität zu sein. Manche Dinge scheuen das Licht und gedeihen prächtig im Verborgenen. Publizität hat schon mancherorts heilsame Wirkungen gehabt, vielleicht auch in dieser Sache. Ich denke hier weniger an aufklärende Artikel im „Friedensboten", der sich aber auch nicht scheuen sollte ein Uebel aufzudecken und die Wahrheit bekannt zu geben, als vielmehr an die jährlichen Amtsberichte. Wir erfahren durch dasselbe alles mögliche, die stattgehabten Taufen, Trauungen u. s. w., die Anzahl der Sonntagschüler und Leser der Zeitschriften, den Wert des Gemeindeeigentums und wie viel Schulden abgetragen wurden, wie viel aber eine Gemeinde Pfarrgehalt bezahlt, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Ich gebe zu, daß das mancher Gemeinde recht angenehm ist, aber gut ist es nimmer. Also eine Rubrik in die Amtsberichte, die darüber Aufklärung gibt und zwar so, daß zu ersehen, ob die Miete ein- oder ausgeschlossen ist. Nur durch diese Unterlassungssünde war es möglich, daß diese Notlage so allgemein wurde, ohne beobachtet zu werden. Je mehr wir auf allerlei Weise die Notlage klar legen, bekannt machen, desto schneller wird Wandel geschafft werden.

Dazu muß freilich kommen, daß die ehrw. Generalsynode entschieden Stellung nimmt und ein energisches Wort redet. Das wird sie nur dann tun, wenn die Distrikte dasselbe getan und mit ebenso klaren und bestimmten Anträgen vor die Generalsynode kommen. Erwarten wir doch ja nicht, daß diese mißliche Lage mit einem Male kann beseitigt

werden, aber ebenfalls können wir nicht erwarten, daß eine Besserung kommt, wenn wir nichts tun. Die Distrikte sollten beantragen und die ehrw. Synode sollte beschließen, daß das Minimalgehalt für ledige Pastoren $600.00 und das für verheiratete Brüder $900.00 sein soll. Dazu gehört allerdings etwas Mut, aber es ist höchste Zeit, daß, wie Pastor L. von Lanyi mit Recht sagt, die Synode ihre Pastoren schützt ihren Gemeinden gegenüber und sie nicht mit Recht klagen lasse, „wir haben keinen Rückhalt an der Synode." „Landgraf werde hart," heißt es hier, nicht hart, um wehe zu tun, sondern hart und energisch, wo es gilt, das Wehe und die Not zu beseitigen. Schütze deine Ernter, die das Land einernten, deren Lohn abgebrochen ist, damit nicht ihr Rufen komme vor die Ohren des Herrn Zebaoth.

Ja, Generalsynode, sagte mir ein Bruder, was wird die tun? Nichts! Warum denn nicht, sagte ich und die Antwort lautete, weil fast die meisten der Pastoren, die dort erscheinen dürfen, zu denen gehören, die nicht in Not sind und nie waren. Wir haben aber das Vertrauen zu den Brüdern, daß sie erkennen, daß sie ihres Bruders Hüter sein sollen. Sollten wir uns täuschen oder andere Brüder recht behalten, so wäre das gewiß tief zu beklagen. Wenn aber die Distrikte das Ihre tun und bestimmt sagen, was sie wollen, so wird die Generalsynode diesen Wünschen entsprechen.

In der Vorlage redet Referent L. von Lanyi einer Auszahlung des Gehalts in Quartalraten das Wort. Wo eine solche Notlage herrscht und das Geld schon alles fort, ehe das nächste auch nur halbwegs in Sicht ist, sollte die Not nicht noch durch ungebührlich langes Warten vermehrt werden. Eine monatliche Auszahlung kommt wohl wenigen zu schnell. Monatliche und pünktliche Auszahlung ist unbedingt notwendig bei den meisten Brüdern im Amte.

Dagegen stimmen wir der erwähnten, vom Distrikts-Vizepräses an jede Gemeinde zur Beantwortung in regelmäßiger Gemeindeversammlung zu sendenden Fragebogen gerne bei. Dadurch wird die Gemeinde gewahr, daß die Synode sich auch um das Wohlergehen ihrer Pastoren kümmert, daß es bekannt wird in der ganzen Synode, was und wie sie gibt. Das ist kein Zwang oder eine Strafe, sondern eine schöne Ordnung und mag anspornen, der Schande halber etwas besser zu tun. Wo aber solches Scham- und Feingefühl fehlen sollte, darf man es ihnen wohl beibringen.

Zu den Punkten 5, 6 und 7 kann man, nachdem nach obigen Ausführungen die Aederungen gemacht sind, seine Zustimmung geben. Der wichtigste scheint uns aber Punkt 5 zu sein. Bei all dem fast chronisch gewordenen Klagen über Mangel an Pastoren kann man oft das Lächeln nicht unterdrücken, weil man doch weiß, daß da und dort zwei Gemeindlein hart neben-, ja ineinander liegen, jede ein kümmerliches Dasein fristet und nur durch Anwendung der verboten sein sollenden „weltlichen Lockmittel" imstande ist, das kärgliche Gehalt und sonstige Schulden zu

bezahlen, welche leicht vereinigt werden könnten. Keine Gemeinde würde etwas verlieren, jede aber gewinnen, und das Gehalt des Pastors könnte erhöht werden, bessere Kollekten eingesandt, wenn nur die Uneinigkeit im Geist nicht wäre. Diese aber zu beseitigen und ein Wort da und dort zu reden, dürfte unsere Synode, auf deren Banner Ephes. 4, 3—6 steht, sich wohl zur Aufgabe machen. Eine Synode sollte mit starker, sicherer und zielbewußter Hand ihre Gemeinden lenken und leiten, aber nie sich lenken und leiten lassen. Trennungen und Gründungen von Gemeinden aus Unzufriedenen der anderen Gemeinden, die dann sich als „eine neue Gemeinde" an die Missionskasse hängen, sollten so viel als möglich vermieden und nur mit Zustimmung der Synodalbeamten möglich sein. Schließlich sollte auch eine Gemeinde, die ihren Pastor nur zum Teil besoldet, sich zufrieden geben mit weniger Gottesdiensten, als Filiale und nicht dreist so viel verlangen, wie eine starke, wirklich selbständige Gemeinde.

Die Umzugskosten sollten unbedingt, wo immer möglich, von der Gemeinde getragen werden und zwar voll und ganz. Warum nur „bis zum Betrage von $50.00," wie Pastor L. von Lanyi will? Gerade dann, wenn dieselben hoch sind, ist die Verteilung der Lasten am meisten angebracht. Eine Gemeinde kann viel leichter, sagen wir $75.00 bezahlen, als der alleinstehende, arme Pastor, weil mehrere, oder viele sich daran beteiligen. Kein Pastor zieht gerne, weil er die Unkosten kennt und weiß, wie viel Trubel und Sorge und sonstige Auslagen damit verbunden sind mit Packen und Auspacken, Umziehen und Wiedereinrichten, und weil er weiß, daß oft vieles ruiniert wird. Das alles muß der Pastor ganz allein auf sich nehmen und es ist nicht wenig. Wird eine Gemeinde immer mehr entlastet von den Kosten, so kann es uns nicht wundern, daß sie so leicht ihrem Pastor kündigt, oder ihn ziehen läßt; höchstens kostet es jedes Glied einen Dollar. Die Schrecken eines Umzuges sollten auch die Gemeinden zu fühlen bekommen, denn sie sind öfter die Ursache des Wechsels, als die Pastoren. Muß der Pastor auf sich nehmen, was ihm eben niemand abnehmen kann, Packen, Auspacken u. s. w., so sollte die Gemeinde die Umzugskosten tragen, mit Fug und Recht, — das wäre eine gerechtere Verteilung. Dabei würde es dem Pastor immer noch mehr bares Geld kosten als irgend ein Gemeindeglied. Eine Synodalbestimmung dahin gehend: der Pastor nimmt die Strapazen — die Gemeinde die Umzugskosten auf sich — würde Wunder wirken, und dabei wäre es nicht ausgeschlossen, daß zwischen Pastor und Gemeinde die Angelegenheit nach Belieben geordnet würde.

In den Punkten 9 und 10 ist vom Pastorenwechsel die Rede. Die Not vieler Pastoren hat entschieden viel zu tun mit dem häufigen Wechseln, welches als ein Mißstand empfunden wird. Von den 1013 Pastoren wechselten letztes Jahr 163, also 17% und wie viele hätten noch gerne gewechselt? Viel bedeutet ein Umzug für den Pastor und seine Familie, wenig für die Gemeinde. Wie sie auch ihren Pastor los geworden ist, wie sie ihn auch behandelt hat, — ein Brief bringt ihr eine

Liste von Bewerbern, woraus sie wählen kann. Trotz Pastorenmangel also doch kein Mangel. Schwer hält es dagegen für den Pastor eine geeignete Gemeinde zu finden. Eine Gemeinde kann vom neuen Pastor mehr verlangen und beschließen, weniger zu bieten, wer darf ihr drein reden? Wie oft haben einige Unzufriedene schon einen Pastor aus der Gemeinde gebissen und an den Rand bitterster Not gebracht. Wir sagen wieder: „Landgraf, werde hart," schütze deine Arbeiter, wo sie Unrecht leiden.

Die vielen Wechsel finden nicht deshalb statt, weil die Pastoren nicht arbeiten wollen, oder nach Reichtum streben. „Wie die Gemeinden gewiß nicht so christlich sind, wie man vorgibt," so sind die Pastoren sicher nicht so tief unchristlich. Denen, die öfters zu ziehen gezwungen waren, ist auch schon Unrecht getan worden. Die Not lehrt eben auch auf eine Zulage von nur $5.00 im Monat merken und über die Brüder, die so menschlich sind, daß ihnen die Not und das Elend der Ihren zu Herzen geht, sollte man nicht so scharf urteilen.

Würde aber die Gehaltsfrage, wie oben angedeutet, geregelt, so würden gewiß viele Wechsel nicht stattfinden, aber auch erst dann. Alles hängt ab von der Stellungnahme der Generalsynode. Wechsel werden aber immer stattfinden und auch dabei sollte die Synode nicht untätig sein. Ohne die Synode gibt es keine Einführung. Warum nicht einen Schritt weiter gehen und sagen, wir wollen auch einen Einblick haben, wenn es zum Wechseln kommt. Warum nicht nach den Gründen, die dazu führen, fragen, warum nicht lieber heilen, als brechen lassen. Ohne vorhergegangene Einsichtnahme und die Bewilligung der Synode, sollte kein Wechsel stattfinden dürfen; das wäre ganze Ordnung und nicht halbe.

Wie die Verhältnisse jetzt liegen, sorgt jeder für sich selbst so gut er's kann und sein Gewissen es ihm erlaubt. Die Tendenz in den meisten Gemeinden ist — junge Pastoren, aus verschiedenen Gründen. Sie erhalten oft, kaum aus dem Seminar, die besten Gemeinden und alte, ergraute und oft bewährte und treue Brüder sehen sich mit ihren Familien auf die Seite gedrückt. Das ist sicher wohl öfters die Schuld der Gemeinden, als die der jungen Brüder, und doch meine ich, sollte das auch einem jungen Bruder zu Herzen gehen. Wie kann er, der ledige, oder jung verheiratete Bruder sich wohl fühlen, wenn er im Vollen sitzt und die von ihm in der Wahlschlacht Geschlagenen mit ihren Familien vielleicht Not leiden. Wir meinen, es gebe eben auch ein Verzichten, Gewissens halber. Die Gemeinden wollen es so, sagt man. Gut, aber auch du mußt Ja dazu sagen und auf ihr Wollen eingehen. Es ist überaus schwierig, hier Regeln aufzustellen oder Vorschläge zu machen. So viel ist jedoch klar, daß die jüngeren Brüder mit keiner oder kleiner Familie eher auf gering besoldeten Posten auskommen könnten, als die mit großer Familie. Wir täuschen uns oft über das, was als „Wink von oben" angesehen wird. Man kann Gott überall dienen, auch an einer

kleinen Gemeinde und gerade hier recht sich selbst verleugnen und das Kreuz, d. h. etwas Unangenehmes um Christi willen auf sich nehmen.

Aussicht auf die Einführung eines Systems, wie es die Methodisten haben, ist bei uns nicht, obgleich es uns gerechter erscheint, als das unsere. Auch dort wird gesagt, daß es bei der Verteilung der Stellen recht menschlich zugehe, sie aber doch der Ueberzeugung seien, daß ihr System das beste und gerechteste sei und sie nicht davon abgehen möchten. Da aber, wie gesagt, dieſs System den meisten unserer Brüder nicht zusagt, müssen wir so viel als möglich versuchen zu bessern, wo sich bessern läßt.

Das Abschaffen der Probepredigten wäre sehr zu empfehlen, weil sie unlautere Leidenschaften wecken. Oefters soll es schon vorgekommen sein, daß der eine dem andern durch allerlei Taktiken versuchte den Weg abzulaufen. Das ist unseres Amtes höchst unwürdig und schadet uns selbst und andern.

Weit schöner und nobler wäre es, wenn die Gemeinden sich ihren zukünftigen Pastor selbst suchen würden, in der Weise, daß sie, wie es englische Gemeinden tun, einen vom Präses empfohlenen Pastor durch ein Komitee in der eigenen Gemeinde unangemeldet besuchen ließen während eines Gottesdienstes. Nach einer solchen Predigt läßt sich ein Pastor besser beurteilen, als nach einer fein zugestutzten Probepredigt. Auch sonstige Erkundigungen könnten an Ort und Stelle eingeholt werden. Fällt das alles zu Gunsten des Pastors aus, so darf und soll die Gemeinde getrost ohne Probepredigt wählen. Das ist nobel und ehrt Gemeinde und Pastor.

Will man aber das nicht, und besteht eine Gemeinde auf Probepredigt, sollte nur ein Kandidat zur Zeit vorgeschlagen und nach gehaltener Predigt über ihn abgestimmt werden. Erst, nachdem der erste nicht gewählt werden sollte, kann ein zweiter vorgeschlagen werden. Auf alle Fälle sollten wir das „um die Wette predigen" wo immer möglich bekämpfen und uns nicht darauf einlassen. Wo das aber nicht allgemein geschieht, kann nichts ereicht werden.

Ist schließlich die Gehaltsfrage geregelt und geht die Besetzung der Vakanzen einigermaßen würdig vor sich, sollte es sich jeder Pastor zur Ehrenpflicht machen, so lange als möglich an einer Gemeinde zu bleiben, zumal ihn ja dann keine äußere Not wegtreiben würde. Eine Gemeinde aber sollte ihren Pastor, so lange er seine Pflicht erfüllt, in jeglicher Weise ermuntern, ihm Herz und Hände stärken und zeigen, daß sie ihn lieb hat und behalten will, bis Gott sie scheidet.

Wir sind uns wohl bewußt, vor welch schwieriger Aufgabe wir stehen und daß wir das Angedeutete nicht im Handumdrehen werden erreichen können. Daß aber die Not uns zur Aktion fordert und mit gutem Willen und zielbewußtem Handeln viel erreicht werden kann, ist uns auch gewiß, sowohl in der Gehaltsfrage, als auch in der Stellenbesetzung.

Die christliche Erbauung.

Von Pastor M. Weber.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wenn nun, damit wollen wir weiter gehen, in der Kirche, als der durch Christum gestifteten Gnadengemeinschaft, die Gnadenmittel gespendet werden, so müssen wir darauf hinweisen, daß es Christus, der Baumeister, ist, der jedem Gnadenmittel Wirkungen seines Geistes beifügt, wobei aber die bußfertige, gläubige, oder unbußfertige, ungläubige Gesinnung dessen, dem das Gnadenmittel gespendet wird, von Bedeutung ist. Erbauungsempfänglichkeit und Erbauungsbedürfnis sind erforderlich, um durch Spendung der Sakramente erbaut zu werden. Als Grundlage der Wiedergeburt gehört die heil. Taufe als wirksames Gnadenmittel an erster Stelle hierher. Allerdings hinsichtlich der Kindertaufe sind wir gleich darauf gefaßt, von der bekannten Seite her Widerspruch zu erfahren, darin gipfelnd, daß die Kindertaufe keine Taufe sei, weil ein Kind ja nicht glauben könne und auch kein Befehl für die Ausübung derselben vorhanden sei. Aber behaupten dennoch, ohne uns auf weitläufige Auseinandersetzungen einzulassen, daß niemand uns den sakramentlichen Wert der Kindertaufe nehmen kann. Es ist uns zweifellos, daß die Schrift nicht gegen die Kindertaufe, sondern für sie ist; nur darf man nicht unbillige Forderungen an das Schriftzeugnis stellen. Wir möchten überhaupt einmal die Frage stellen: Hat denn der Herr Christus die Ordnungen seiner Kirche bis in Einzelheiten ausgebaut? Hat er nicht vielmehr den Bauplan im Grundriß entworfen und hinsichtlich des Aufbaus seiner Gemeinde zur Leitung den Bauleuten den Heiligen Geist gegeben? Engherziger Buchstabenglaube ist es daher, wenn man jede kirchliche Ordnung verwerfen will, die nicht mit ausdrücklichen Worten in der Schrift verzeichnet steht. Hier ist das Wort auch anwendbar, daß der Buchstabe tötet, aber der Geist lebendig macht. Unsere Logik ist die: Die Kindertaufe ist nicht direkt geboten, aber sie ist auch nicht verboten. Das Wort fehlt, aber die Sache ist da! Freilich Taufe und Lehre gehören zusammen. Eine Kirche, oder Missionspraxis, die Kinder taufen wollte, welche nachher nicht gelehrt würden, stünde im grellsten Widerspruch zum Worte des Herrn. Aber ebenso unrichtig ist es, Kinder nicht zu taufen, weil sie vorher nicht gelehrt werden könnten. Wir argumentieren darum mit den Worten unseres Evangelischen Katechismus: Weil die heil. Taufe von unserm Herrn und Heiland eingesetzt, dasjenige Sakrament ist, durch welches dem Menschen von dem Dreieinigen Gott das neue Leben dargereicht wird, und wodurch der Mensch in die Gemeinschaft mit Gott und der gesamten Kirche versetzt wird, gehört ihre Ausübung zweifellos mit zur christlichen Erbauung. Es müssen, freilich in ihren Anfängen verborgen, vermittelst der Taufe wirklich solche Lebenskeime mitgeteilt werden, die den Getauften zu einem Jünger machen. Darum ist es eine heilige Pflicht der Kirche, besonders ihrer verordneten Diener, alle Ungetauften, ob Kinder oder Er-

wachsene, zu taufen und zu lehren zu ihrer Seelen Seligkeit. Der Keim des neuen Lebens, welchen Gott in der heil. Taufe gibt, muß sich aber entwickeln, wenn der Mensch ein rechter wiedergeborener Christ werden soll. Hat der Mensch aber in der Taufe den Keim zu einem neuen Leben empfangen, dann soll und muß es fortgesetzt und gestärkt werden, denn wenn das neue Leben nicht gepflegt wird, und besonders, wenn der Mensch sich nicht zur Bekehrung und rechtschaffenen Buße bringen läßt, dann geht der Taufsegen verloren, dann ist auch zwischen ihm und dem Ungetauften kein Unterschied und wird durch die Taufe seine Schuld noch vermehrt. Hat er aber durch lebendigen Glauben das neue Leben in Christo empfangen, dann wird er auch bei wahrer christlicher Pflege immer mehr in Christi Bild hineinwachsen. Bei Erwähnung der Kindertaufe als Mittel der christlichen Erbauung sei hinzugefügt, daß die evangelische Erziehung Bedingung der Kindertaufe ist. Denn die Taufe der Kinder, sagen wir im Einklang mit unserm Evangelischen Katechismus, fordert täglich von den Eltern, daß sie durch Erziehung und Unterricht der Kinder zur Gottseligkeit durch Gebet und durch ihren heiligen Wandel das Wachstum des neuen Lebens in den Kindern fördern (Kat. 130). Der höchste Zweck der christlichen Erziehung ist der, das Christenkind allmählich dahin zu bringen, daß es auf Grund eigener Erfahrung sich für Christum mit Herz und Willen entscheide, wie solches am Tage der Konfirmation wirklich stattfinden sollte. Leider lehrt uns die Erfahrung, daß es hinsichtlich einer christlichen Erziehung in vielen Familien so traurig bestellt ist. Bei vielen Kindern kann man überhaupt nicht von einer Erziehung reden, viel weniger von einer christlichen. So viele Kinder entbehren des religiösen, bez. des katechetischen Unterrichts, der ein so wichtiger Faktor bei der Erbauung der Jugend ist. Leider müssen wir ferner beklagen, daß die religiösen Erfolge sehr oft beeinträchtigt werden durch die Umgebung, in welcher das Kind lebt. Der junge Christ erliegt in vielen Fällen dem unchristlichen Geiste seiner Umgebung, oft der allernächsten. Kein Wunder, wenn dann eine zuchtlose Jugend heranwächst, welche weder nach Gott, noch nach Menschen fragt, sondern ihren eigenen Lüsten fröhnt und keine andere Autorität mehr anerkennen will, als ihre eigene. Das sind die konfirmierten Christen, welche ein heiliges Gelübde vor Gott abgelegt haben und durch den verderblichen Einfluß ihrer Umgebung zu verderblichen Grundsätzen verführt worden sind. Das ist dann nicht die Schuld der Kirche, sondern der Menschen, die über ihre Kinder besser wachen sollten. Immerhin soll die Kirche alles versuchen, um diesem demoralisierenden Einfluß entgegen zu arbeiten. Hier wollen wir nur kurz der Tätigkeit der Jugendvereine erwähnen, die geeignet sind, der Verwahrlosung der jungen Christen vorzubeugen. Freilich kann das nicht auf dem Zwangswege geschehen, sondern durch den Ernst und Eifer der Liebe und weise und zielbewußte Leitung. Gott sei Dank, daß die Kirche auch in dieser Richtung hin jetzt mehr wie je ihre Bauaufgabe erkennt und sich der Mittel bewußt ist, wie sie christliche Erbauung unter den jungen Christen aus-

übt. Zu aller dieser Arbeit erflehen wir aber allermeist den Segen und die Kraft von oben.

Steht die heil. Taufe am Anfang des christlichen Lebens, so das heil. Abendmahl im Fortgang desselben. Denn das heil. Abendmahl ist dasjenige Sakrament, durch welches der neue Mensch den Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi empfängt, die Gemeinschaft mit Christo und allen seinen Gläubigen unterhält und dadurch wächset zu einer Behausung Gottes im Geiste. Auch bei dieser Gelegenheit müssen wir eine Klausel einfügen, um unsern Standpunkt als Evangelische Synode in der Spendung des Sakramentes hervorzuheben, als durchaus nicht hinderlich der christlichen Erbauung. Es ist bekannt, daß wir innerhalb unserer Synode und ihren Gemeinden keinen Reformierten, noch irgend ein ordentliches Glied einer wohlangesehenen Kirchengemeinschaft daran hindern, in christlicher Gemeinschaft mit uns zum Tisch des Herrn zu kommen, wegen Differenzpunkten in der Lehre oder Erkenntnis dieses Sakramntes. Die Hauptsache ist uns, daß man im festen Glauben an das Wort des Herrn: für euch gegeben und vergossen, von diesem Brot esse und von diesem Kelch trinke. Und ein solcher wird auch den vollen Segen dieses Mahles genießen, in welcher Form es auch gespendet werde. Wenn nun jene bei ihrer geschlossenen Abendmahlsgenossenschaft behaupten, daß der Reformierte, oder irgend ein anderer, obwohl getaufter Christ, weil er nicht zur Kirche der reinen Lehre gehöre, von der Teilnahme am Abendmahl auszuschließen sei, so wird der Herr selbst, der durch seinen Geist ihnen innewohnt, von seinem eigenen Tische ausgeschlossen. Wie irreleitend und verderblich solches Verfahren ist, mag folgendes Beispiel illustrieren. Eine Frau trat aus einer Gemeinde und Kirche aus, weil sie nach ihrer Angabe, die Union, auf welche 1. Kor. 10, 16. 17 hindeutet, nicht mit Ungläubigen und Falschgläubigen eingehen wollte. Aber in der separierten Gemeinde, in welche sie eingetreten, fand sie bald auch solche Zustände vor, daß sie das Abendmahl auch daselbst nicht empfangen mochte. So enttäuscht, ist diese Person deshalb Jahrelang ohne Abendmahl geblieben. Und solche Beispiele gibt es noch mehrere, welche die Verranntheit des orthodoxen Konfessionalismus bis zur Evidenz beweisen. Von wahrer Erbauung im Sinne und Geiste Jesu kann da keine Rede sein, wohl aber vom Gegenteil. Gewiß ist es unsere Aufgabe, daß wir die Verächter dieses Mahles ernstlich zu warnen haben, wie auch diejenigen, die unwürdig von diesem Brote essen und von diesem Kelche trinken. Der Rückgang der Teilnahme am Abendmahl von seiten der Glieder ist ein ziemlich sicheres Symptom des geistlichen Verfalles einer Gemeinde. In seiner Epistel an die Korinther zieht Paulus den Schluß, daß die mancherlei Todesfälle und Krankheiten in der Gemeinde auf unwürdigem Genuß des Abendmahls beruhen (1. Kor. 11, 30). Sollte, wenn so vieles seine berechtigte Anwendung findet, hierin eine Ausnahme sein? Gewiß nicht, doch müssen wir uns hüten, übereilte Schlüsse zu ziehen, da wir nicht

Herzenskündiger sind! Aber das Wort ist gewiß und aller Beherzigung wert: Ein jeglicher prüfe aber sich selbst!

Als vornehmstes und wirkungsvollstes Mittel christlicher Erbauung müssen wir nun die Predigt des Wortes Gottes anschließen, die, mit alledem, was wir bisher von den Sakramenten gesagt, im engsten Zusammenhange steht. Sakrament und Predigt gehören zusammen. Sie sind für uns die Stücke, in denen das Heil zu uns kommt, in denen selbst Christus und der Geist an den Menschen herantreten. Zudem ist das Wort Gottes das eigentliche Element im Sakrament. Auf dem richtigen Verhältnis zwischen Wort und Sakrament beruht die Gründlichkeit der Erbauung, nicht durch das Wort Gottes allein, sondern durch Wort und Sakrament. Wort Gottes und Sakrament sind die beiden Gnadenmittel, die sich gegenseitig ergänzen, von denen keines neben dem anderen überschätzt, noch unterschätzt werden darf. Es muß auch diese Wahrheit der Gemeinde zu ihrer Erbauung dringend ans Herz gelegt werden. Aber auch dieserorts müssen wir konstatieren, daß trotz des Wortes Gottes und trotz des Sakramentes gar manche unerbaut sind, hingegen andere geistlich erbaut wurden vor jenen, denen es an der rechten Empfänglichkeit fehlte. Für alle Zeiten bleibt es aber volle Wahrheit, daß durch die geistesmächtige Verkündigung der geoffenbarten Heils- und Erlösungstatsachen christliche Erbauung in eminentester Weise erfolgt, so lange wie es erlösungsbedürftige Menschen gibt. In welcher Weise nun ein Mensch innerlich durchs Wort erbaut wird, das zu beurteilen steht bei dem, der Herzen und Nieren erforscht und vor dessen Augen alles bloß und entdeckt ist. Indem wir nun von der Wirksamkeit des Wortes Gottes in der Predigt geredet haben, mögen noch einige Bemerkungen über den Charakter der Predigt sowohl, wie des Predigers, am Platz sein, da dieselben als wesentliche Faktoren bei der christlichen Erbauung der Hörer des Wortes in Betracht kommen. Der erbaulichen Predigt ist es eigen, daß sie Bezeugung des Wortes als göttliche Wahrheit ist. Es kommt dies in Betracht hinsichtlich des Wachstums des einzelnen, wie der ganzen Gemeinde, nach allen Seiten und zwar nach ihrer Erkenntnisseite, wie nach ihrer sittlichen Fortbildung, wie nach ihrem inneren Frieden und ihrer inneren Freude. Erwachsen aus dem Boden der geoffenbarten Heilstatsachen, soll sie für den Stand der Hörer vermittelnd sein. Wenn nun jede Zeit ihre bestimmte Beschaffenheit hat und jede Gemeinde ihre geradeso gewordene Eigentümlichkeit, so muß der Prediger, um erbaulich predigen zu können, auch diese studieren. Wer kein Verständnis für seine Zeit hat, der kann auch derselben nicht predigen, wenigstens nicht mit rechtem Erfolg, dieweil ihm die rechten Anknüpfungspunkte fehlen. Darum bleiben so manche Predigten ohne den gehofften Erfolg, weil die Prediger sich eine ganz andere Zeit und eine ganz andere Gemeinde vorstellen, als die, in welcher sie leben und welche sich in Wirklichkeit vor ihnen befindet. Die Predigt soll zeitgemäß sein, aber so, daß die ewigen Heilsgedanken Gottes in der Zeit erscheinen, das heißt auf die Zeit eingehen, um sie um-

zubilden, nicht aber so, daß die Gedanken von der Zeit gebildet werden. Wenn nun in einer bestimmten Zeit eine bestimmte Gemeinde das Material ist, welches dem geistigen Bau des göttlichen Reiches eingefügt werden soll, so kann nur der Prediger recht behauen, der die eigenartige Beschaffenheit dieser lebendigen Steine kennt. Dies verlangt von dem Prediger ein fleißiges und eingehendes Studium der Gegenwart, der er angehört, und der Gemeinde, die er bauen soll. Es soll wiederum der Prediger dem Hausvater gleich sein, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorträgt (Matth. 13, 52). Auch soll er die Gesinnung des Apostels Paulus teilen, der den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche ward (1. Kor. 9, 19 ff.), aber nicht etwa, um einer der Ihrigen zu werden, sondern um etliche zu gewinnen und selig zu machen. Es wird nun die Predigt im vollsten Sinne und am vielseitigsten erbaulich wirken, welche die einzelnen und die Gemeinschaft, und wiederum die Gemeinschaft und die einzelnen berücksichtigt. Und dann Nota bene wird sie nur dann erbaulich wirken, wenn die Zuhörer, auf deren Freiheit es ebenfalls ankommt, Erbauungsbedürfnis und Erbauungsempfänglichkeit mitbringen. Daher ist es selbstverständlich, daß schon an und für sich nicht jede und auch nicht jede gute Predigt in gleicher Weise erbaulich wirken kann, und daß sie noch viel weniger auf alle Zuhörer in gleicher Weise erbaulich zu wirken vermag. Es ist sehr wohl denkbar und gereicht einem Prediger noch nicht zur Unehre, daß der eine von ihm sagt: ich habe mich in derselben erbaut, während ein anderer erklärt, daß sie ihn nicht erbaut habe. Es hat eben der eine ein anderes Bedürfnis mitgebracht als der andere. Des einen Bedürfnis ist befriedigt worden, während der andere das Bedürfnis nicht hatte. Es gilt ja, wie bekannt, für den Hörer einer Predigt das Wort: Wer da hat, dem wird gegeben werden; wer aber nicht hat, von dem wird auch das, was er hat, genommen werden. Was nun die Wirkung des Wortes Gottes betrifft, so darf man nicht etwa nach einer gewissen Schablone augenfällige Zeichen und Wunder erwarten, weil die Wirkung des Wortes zuerst eine verborgene ist, die des Samenkorns im Erdboden. Der Herr sagt in seiner Gleichnisrede: Die Erde bringt hervor zum ersten das Gras, danach die Aehren, danach den vollen Weizen in den Aehren. (Mark. 4, 28.) (Schluß folgt.)

Allerlei zur Katechismusrevision.

1. Ein Wort aus der alten Schule.

Zur Revision des Katechismus.

Von Pastor Chr. Mohr, em.

Ich greife zu den Bemerkungen des † Pastors Schory, Theol. Magazin vom Jan. 1912, Seite 54, zurück.

Es ist mir da aus der Seele gesprochen, daß trotz der scharfen Denker der Jahrhunderte, die seit Abfassung sowohl des lutherischen, als auch des reformierten (Heidelberger) Katechismus verflossen, man sich

auf keiner Seite erlaubte, denselben zu ändern. Daß wir „Unierte", wie wir nun einmal sind, weder den einen noch andern brauchen konnten, eben wegen unseres Bekenntnisstandpunktes, ist ja klar. Nun aber sollten wir nach kaum 1½ Menschenalter (etliche 50 Jahre), uns doch nicht schon an eine Aenderung machen. Mancher hätte wohl diese oder jene Frage und Antwort etwas anders gewünscht, aber wenn sie dafür eine alle befriedigende geben sollten, wären sie meist in Verlegenheit gekommen. Mancher hat wohl vergessen, daß schon vor 40 Jahren Versuche gemacht wurden, gewisse Fragen (und Antworten) kürzer und einfacher zu geben. Auf Pastoralkonferenzen geschah es mehrmals durch Vorlagen tüchtiger Glieder der Synode, wie z. B. der sel. Brüder: Dr. R. John und Philipp Göbel. Wollte man aber den Wert, die Fülle der betreffenden Antwort nicht fast ganz beseitigen, so mußte man zwei für eine Antwort machen. Kurz! Man gab den Versuch bald auf. Und wer, wie Schreiber dieses, 40 Jahre Schule und Konfirmandenunterricht gehalten, muß gestehen, daß unser Katechismus ihm jährlich teurer wurde.

Freilich: Wer nicht in unsern Gemeinden groß geworden und so mit der Muttermilch ihn einsog, mußte, wie auch der Schreiber, sich erst hineinleben. Jeder hatte einen der obigen gelernt. Wer nun Glied unserer Synode mit ihrem Prinzip wurde, mußte sich da hineinfinden.

Glücklicherweise ist die ganz anders angelegte Vorlage des Pastors Ratsch abgewiesen, wenn man auch dem Verfasser alle Anerkennung zollen muß. Eine andere von dem Komitee Dr. Mayer, Mücke und Wiegmann wirklich möglichst schonende Revision wurde den Gliedern der Synode vorgelegt, wohl auch zum Zweck, daß dieselben etwaige Ausstellungen, resp. Gutachten abgeben sollen, — was auch der Schreiber sich erlaubt. Diese Vorlage wird die meisten ziemlich befriedigen, denn das Komitee ist pietätvoll verfahren. Nur tief bedaure ich, daß an der Frage vom Heiligen Geist ein Teil abgeschnitten ist, der einem etwas Klares über diese dritte Person in der heiligen Dreieinigkeit sagt, eine Art Definition. Viele tiefer denkende Christen wissen nicht recht, — man verzeihe diesen Ausdruck! — was sie mit dem Heiligen Geist anfangen sollen. Sie haben eine verschwommene Ansicht von ihm. Vielleicht mancher Pastor auch.

Ebenso tut mir leid, daß die Antwort über das dreifache Amt des Heiligen Geistes ganz weggelassen, die doch selbst dem Kind etwas Klares, gleichsam Faßbares bringt.

Aber was viele Pastoren, die nur Konfirmandenunterricht — und den noch im beschränkten Maße — geben oder der erschwerten Umstände wegen geben können, ist noch nicht erreicht, und wird es ja wohl nötig sein, einen Auszug für deren Gebrauch, sowie in der Sonntagschule zu machen, aber ja mit ganz gleichem Ausdruck.

Die Vorlage verlangt fast dieselbe Bewältigung von Lernstoff wie bisher. Und es sollte auch dabei bleiben und kann von nur normal begabten Kindern bezwungen werden, den schwächsten wird man immer

etwas nachlassen müssen. Von all den 40 Jahrgängen meiner Konfirmanden haben buchstäblich 90% alles von vorn bis hinten gelernt, ausgenommen bei der Frage: „Gott ist selig," den großen Spruch, der um des Wortes „selig" willen mit allem vor und nach gegeben wurde. Und noch bei Frage 108 „von der Gemeinschaft der Heiligen" ließ ich aus Eph. 4, 15 nur die ersten zwei Reihen lernen, weil der Satzbau auch so verschlungen ist. Letzteres könnte man zwar auch teilweise von den drei „Summas des christlichen Glaubens" (von Luther) sagen, doch hat man da beim Lernen lassen selten Not, wie ich genau wahrnahm und darum bei der Prüfung dieselben stets von den Schwächsten aufsagen ließ. Dabei lernten sie noch eine schöne Anzahl Kernlieder aus Gesangbuch und Sonntagschul-Liederbuch. Freilich nur hervorragend begabte Kinder können das in e i n e m Winter leisten. Wenn es aber heißt: Viele Kinder haben bisher gar keinen deutschen Unterricht gehabt, nur englisch. Gut: Ich habe in verschiedenen Jahren Schüler und Schülerinnen von 14 Jahren gehabt, die im Herbst mit der Fibel anfangen mußten und die ersten Buchstaben: a, e, o, u lernen mußten. — Sie wohnten zehn bis zwölf Meilen von der Kirche entfernt und hatten nur englische Umgebung. Aber bis Ostern standen sie gleich mit den besseren, die zwei Jahre in der deutschen Schule waren. — Zudem, wie heute unsere Sonntagschulen Tüchtiges leisten, kommen die meisten nicht ohne Vorkenntnis von bibl. Geschichte, deutsch Lesen und Bibelsprüche lernen zum Konfirmandenunterricht. Was sie im Englischen in ihrem Kopf geübt, kommt auch dem Deutschen zu gut, wie auch die Zeugnisse englischer Lehrer über deutsche Schüler lauten in umgekehrter Reihe. Was über das Wegschleifen von Härten und dergl. gesagt wird und was ein Kind nicht versteht, kann es auch nicht in den Kopf kriegen, so appelliere ich an eines jeden eigene Jugenderfahrung. Haben wir nicht vieles erst mechanisch gelernt? Wer psychologisch urteilt, findet, daß des Kindes Gehirn mehr oder weniger dem Phonographen gleicht, der Eindrücke mechanisch aufnimmt. Wenn nun das Gehirn durch irgend eine Veranlassung in Bewegung gesetzt wird, wickelt sich dies und jenes vom Aufgenommenen ab, ohne über den Gehalt der Worte nachzudenken.

Zweierlei bedaure ich, daß überhaupt Aenderungen gemacht worden. 1. Welche Konfusion wird in tausenden von Häusern eintreten, wenn z. B. die Mutter, die selbst unsern Katechismus seiner Zeit gelernt, entweder unter Haarmachen und Anziehen desselben oder sonstiger Hausarbeit beim Lernen und Hersagen des Kindes kontrolliert und so oft sagen wird: „Falsch!" Und das Kind entgegnet traurig: „So steht's aber hier!" Oder der Vater sitzt abends am Tisch und hört während er raucht oder Zeitung liest, anders lernen als er getan! Auf ähnliche praktische unangenehme Folgen sollte man achten und nicht so leicht ändern. Daß die Eltern öfter neue Bücher anschaffen müssen, was sie nicht gerne tun, ist's nicht allein. Man ärgert sich über die vielen ehrwürdigen Bücher, die nun im staubigen Winkel vermodern müssen.

Schließlich bedaure ich die neue pädagogische Weise, daß die Frage

in der Antwort „widerkäut" werden muß. Ermüdende Tautologie! Keine verbessernde Neuerung! Das Kind muß doch Frage und Antwort lernen. Aber wer kann gegen die heutige Pädagogik. Die wollte auch Züchtigung des Schülers unnötig machen. Aber das Resultat? Niemand will da noch gerne Lehrer sein! — Alle Theorie ist grau! — Wer kann aber gegen den Strom schwimmen?!

---

2. Eine gegenteilige Ansicht.

Zur Katechismusfrage.

Von Pastor B. Howe.

Vor einigen Wochen wurde uns vom Deutschen Literarischen Komitee eine Vorlage zur Revision des Evang. Katechismus zugestellt.

Diese Revision hält sich im allgemeinen an unsern bisherigen Katechismus, wesentliche Veränderungen sind nicht getroffen. Einiges ist im Wortlaut ein wenig verändert, hie und da wird etwas gestrichen, an anderen Stellen etwas hinzugefügt.

Wenn aber schon eine Revision des Katechismus stattfinden soll, so scheint es mir, daß radikalere Veränderungen vorgenommen werden sollten. Viele unserer Pastoren haben den Eindruck, daß unser Katechismus einfacher, kürzer und übersichtlicher sein sollte.

Sehr bezeichnend ist, wie Herr Pastor Albert Schory im Theol. Magazin als ein Freund unseres jetzigen Katechismus urteilt. Er sagt: „Es ist auffallend, daß die reformierte Kirche seit Jahrhunderten mit dem Heidelberger Katechismus und die lutherische mit Luthers Enchiridion haben fertig werden können, und wir Evangelische alle zwei bis drei Jahrzehnte eine Aenderung nötig zu haben scheinen." Das ist allerdings auffallend, wenn auch vielleicht nicht in dem Sinn, in dem es geschrieben war. Es ist doch wohl kein Unrecht, wenn wir auf Grund dieser Tatsache die Vermutung gewinnen, daß unser Katechismus im Vergleich mit jenen gewisse Schäden und Mängel aufweist. Oder sollte Herr Pastor Schory das Richtige treffen, wenn er meint, nur die Pastoren, die den Konfirmandenunterricht in wenigen Wochen beendigt wissen möchten, hätten so manches an demselben auszusetzen?

Ich glaube doch, man muß die Gründe, warum viele eine Aenderung des Katechismus für wünschenswert halten, tiefer suchen. Mir hat z. B. die Behandlung des zweiten Hauptstücks in unserm Evang. Katechismus nie recht gefallen. Für den Konfirmandenunterricht ist die Behandlung zu schwer und ausführlich, die Kinder ermüden und verlieren die Uebersicht. Das zweite Hauptstück allein umfaßt in unserem Katechismus 35 Seiten, während die vier übrigen Hauptstücke auf 22 Seiten behandelt werden.

Ist es denn wirklich nötig, unsern Kinder in einem Alter, da ihnen das rechte Verständnis für diese Dinge mehr oder weniger abgeht, ein solches Quantum Dogmatik mitzugeben, wie es im zweiten Hauptstück geboten wird? Könnte nicht sehr vieles, das im zweiten Hauptstück be-

handelt wird, ebenso gut im Anschluß an die bibl. Geschichten erläutert werden, ohne daß es in Lehrsätze gefaßt wird? Ich meine, die Geschichte des Reiches Gottes sollte die Hauptsache im Konfirmandenunterricht sein. Durch einen allzu ausführlichen Katechismus aber wird die bibl. Geschichte mehr oder weniger verdrängt, wenigstens in solchen Gemeinden, wo die Zeit des Unterrichts beschränkt ist. Nun können ja freilich viele bibl. Geschichten dem Katechismus wohl angegliedert werden, aber selbst, wo das geschieht, geht eines der wichtigsten Momente für das Verständnis der heiligen Schriften verloren, nämlich: die geschichtliche Entwicklung des Reiches Gottes.

Es ist richtig, daß die Zeit des Unterrichts in vielen Gemeinden zu kurz bemessen ist. Aber wie die Verhältnisse nun einmal liegen, müssen wir danach streben, in der gegebenen Zeit das bestmöglichste zu erreichen. Und weil im Unterricht die Geschichte des Reiches Gottes die Hauptsache sein muß, so ist es wünschenswert, daß uns ein einfacher, möglichst kurz gefaßter Katechismus in die Hand gegeben wird.

Vor mir liegt ein Büchlein: Leitfaden für den Katechumenen- und Konfirmanden-Unterricht. Nach diesem Büchlein habe ich s. Z. meinen eigenen Unterricht empfangen. Mit großer Freude denke ich an jene Zeit zurück, denn nie vorher war mir Gottes Wort so lieb geworden. Dabei waren die Aufgaben, die uns gestellt wurden, durchaus das Bedeutendste, was man Kindern in jenem Alter zumuten darf. Wenn man mir späterhin beim Studium große Bibelkenntnis nachsagte, so verdanke ich dieselbe wesentlich jenen Unterrichtsstunden.

Der biblische Unterricht war dort die Hauptsache, der Katechismus stand an zweiter Stelle, er war das, was er sein soll, nämlich eine möglichst kurze Zusammenstellung der Hauptstücke der christlichen Lehre. Das Erlernen der Sprüche erfolgte ebensowohl im Anschluß an die biblischen Geschichten wie auch an den Katechismus. Dadurch gewannen die Sprüche an Inhalt und Leben. Sie wurden dem kindlichen Gemüt wertvoll und leicht verständlich.

Möge es auch uns gelingen, diejenige Art des Unterrichts zu finden, durch welche wir in immer größerem Maße in den Herzen unserer Konfirmanden große, herzliche Liebe zu Gottes Wort erwecken.

---

3. Antwort des Revisionskomitees.

Von Dr. F. Mayer.

Auf Pastor B. Howes Artikel möchte ich zunächst sagen, daß in dem Heidelberger Katechismus (Ausgabe von Schaff) das zweite Hauptstück etwas über dreißig Seiten einnimmt, alles übrige dann noch 36 Seiten. Dabei behandelt der Heidelberger die Eigenschaften Gottes, welche bei uns über sechs Seiten beanspruchen, nicht einmal. Unser Katechismus hält sich also in dieser Hinsicht an ein klassisches Beispiel. Uebrigens ist

Pastor B. Howe das Unglück passiert, daß er unrichtig zusammenzählt. In unserm Katechismus umfaßt das zweite Hauptstück nicht ganz 35 Seiten, die vier übrigen Hauptstücke dann noch 25 Seiten und nicht 22. Nun könnte man, wie auch das Lit. Komitee darauf aufmerksam macht, die Erklärung der Eigenschaften weglassen und sich an Frage 40 begnügen lassen. Allein da und dort werden diese Erklärungen immer noch von den Kindern gelernt, und wo ein Katechet aus irgend einem Grund dieselben nicht lernen läßt, so schaden sie doch nicht. Ihr Inhalt ist recht, und die darunter stehenden Bibelsprüche sind vielen zum Trost und zur Stärkung geworden. Dasselbe gilt auch von der Heilsordnung. „Tastet nur diese nicht an," schrieb ein verehrter Bruder, „da ist alles wahr und unvergleichlich schön." Andere erklären dagegen einfach die Frage 112 und glauben, daß der erste Teil von Luthers dortiger Erklärung alles hier Nötige sagt. Eine große Synode kann kein Lehrbuch herausgeben, das allen und jedem einzelnen zusagt.

Immerhin hält unser Evangelischer Katechismus in Beziehung auf Einführung, Gebrauch und Wertschätzung in den Gemeinden einen Vergleich aus mit Luthers und dem Heidelberger. Wurden in den letzten vier Jahren doch rund 39,000 in der Synode gekauft, und zwar freiwillig, ohne staatlichen Druck oder eine Kabinettsorder. Aber manche Pastoren geben doch ihren eigenen Katechismus heraus? Wie viele Zeitgenossen und Freunde Luthers haben nicht auf ähnliche Weise Luthers Katechismus zu verbessern gesucht und ihr eigenes Büchlein gedruckt? Heute noch gebraucht Württemberg den Brenzischen Katechismus, in welchem dieser Freund Luthers sich anschickt, Luthers Behandlung des Sakraments der heil. Taufe zu verbessern; er läßt z. B. die „Wasserfrage" ganz weg u. s. w. Aber unser Katechismus sei nur dogmatisch! Ist Luthers denn eine biblische Geschichte? Oder wünscht man Beispiele aus dem Heidelberger Katechismus, etwa Frage 15, auf welcher die ganze Schleiermachische Theologie beruht? Ich könnte fortfahren und Frage um Frage abschreiben aus diesen klassischen Katechismen, und ein Kind wird das wenigste davon verstehen, es ist alles dogmatisch. Dazu ist eben der Katechet da.

Man wendet ein, Frage 4 „Der Inhalt der Heiligen Schrift ist das Gesetz und das Evangelium" sei an dieser Stelle verfrüht. Genau genommen ist ja das wahr; allein es ist das schwerste Problem auch für den gereiften Christen, Gesetz und Evangelium genau auseinander zu halten, und man wird damit nie zu Ende kommen. Ebenso gut könnte man einwenden, Luther habe einen Fehler gemacht, die zehn Gebote mit „Ich bin der Herr, dein Gott" in seinem Katechismus anfangen zu lassen. Was versteht ein zwölfjähriger Schüler von „Ich", Persönlichkeit, von Selbstidentität u. s. w. Oder wie kann ein Kind wissen, was „der N a m e des Herrn, deines Gottes" heißt, derselbe schließt ja die ganze Gottesoffenbarung in sich. Warum dann dieses Gebot nicht an den Schluß des ganzen Katechismus stellen; und dann rückschauend auf alle Taten Gottes erklären, das sollst du nicht mißbrauchen? Frage 4

steht aber doch am richtigen Platz. Die Kinder haben ja bei Erklärung der Frage 3 die Bibel in der Hand, eben lernen sie die Einteilung der Bibel in Altes und Neues Testament. Das Wichtigste im Alten Testament ist das Gesetz, die zehn Gebote; damit ist man beim ersten Hauptstück. Wo Konfirmandenschule gehalten wird, fällt dann die Biblische Geschichte des Alten Testaments zusammen mit der Katechese über die zehn Gebote. Ich kann nicht einsehen, warum das nicht praktisch ist. Ich kann nicht mit dem zweiten Artikel anfangen, ehe die Kinder den Gang des Reiches Gottes durch das Alte Testament kennen gelernt haben.

Sind denn die Katechismen, welche synodale Brüder bearbeitet haben, besser als der, welcher von Männern wie A. Irion, Baltzer u. s. w. herausgegeben wurde? Wo ist auch nur einer nach pädagogischen Grundsätzen verfaßt? Es liegt einer vor mir. Ich greife die erste Frage heraus, auf die mein Auge gerade fällt. Sie lautet: „Wo ist Christus gen Himmel gefahren? Vom Oelberg.“ Die Antwort ist zunächst sprachlich unrichtig. Zum andern, ist denn das wichtig, nötig zu unserer Seligkeit? Wäre die Himmelfahrt Christi nicht ebenso vollwertig, wenn der Herr etwa vom Tabor aufgefahren wäre? Das ist eine Frage der Biblischen Geschichte, aber nicht des Katechismus.

Es ist ja richtig, jeder Katechet geht seinen eigenen Gang. Jeder hat nach Begabung, Erkenntnis und Talent seine besondere Methode. Kögel fing jedes Jahr seinen Unterricht an mit der Erklärung der Bekehrung des Kerkermeisters zu Philippi. Hätte ich Kögels Konfirmanden, welche jahrelang eine Religionsschule besucht hatten, ehe sie zu ihm in den Unterricht kamen, dann würde ich das am Ende auch versuchen. Ich habe sie aber nicht. Kein Katechismus wird allen genau passen, keine einzelne Methode kann von allen gleich befolgt werden. Daran ist aber nicht die Methode schuld und auch nicht der Katechismus.

Unser Evangelischer Katechismus enthält lauter altes Gold, man kann daran feilen, aber eine Torheit wäre es, ihn aufzugeben. Wir haben z. B. an der Antwort zur Frage 124 gefeilt, nicht weil dieselbe falsch ist, sondern weil unsere Kinder, welche größtenteils mit der deutschen Sprache auf gespanntem Fuße stehen, an den Partizipien in dieser Antwort fast die Zunge abbrechen.

Wenn die ehrw. Distrikte an der Vorlage feilen, wenn sie da und dort an der Arbeit unseres Komitees nachbessern, dann wird die Revision gelingen, und wir erhalten den alten Katechismus in verbesserter Form, das alte Gold bekommt einen neuen Glanz. Wo man aber den Evangelischen Katechismus versucht nach allen möglichen und unmöglichen Theorien auf das Prokrustusbrett zu spannen, da wird nach der Stellung der letzten Generalsynode und der Distrikte zu schließen, ein so zugerichteter Katechismus einfach von den Gemeindedelegaten und den Pastoren der nächsten Generalsynode abgelehnt, und wir müssen mit all den schwulstigen Sätzen u. s. w. uns und unsere Konfirmanden weiter plagen.

Den größten Widerspruch gegen unsern Katechismus ruft bei unseren Gemeinden die Zählung der zehn Gebote hervor, und nicht diese oder sonstige Einteilung. Wir haben, so hoffen wir, diesem etwas abgeholfen, indem wir bei Frage 5 die Bibelstelle 2. Mose 20, 1—17 einfügten. Unsere Zählung der Gebote ist aber die allein richtige. Unsere Synode hat sich bis jetzt geweigert, zu korrigieren, was Gottes Finger geschrieben hat, und sie wird das auch in Zukunft tun, solange sie Gottes Wort über jeden Menschennamen und alle Menschenlehre setzt.

Dispositionen.

(Eingesandt vom Pfarrkränzchen in Cincinnati, Ohio.*)

Oculi. 1. Joh. 1, 7.

A. Der Wert der christlichen Wahrheit, sie schafft
 I. einen Wandel im Licht;
 II. brüderliche Gesinnung;
 III. Versöhnung.

B. Christi Blut bewirkt
 I. Lichtfreundschaft;
 II. Blutsverwandtschaft;
 III. Sündenreinigung.

Lätare. Röm. 8, 31—34.

A. Unser großer Fürsprecher.
 I. Er hat Erlösung für uns erworben, da er am Kreuz für uns gestorben.
 II. In ihm sind wir erwählet, Gerechten zugezählet.

B. Unser Gott für uns
 I. der stärkste Beistand;
 II. gegen allen Widerstand.

Judica. Hebr. 8, 10.

A. Der neue Bund:
 I. Gott macht ihn;
 II. ins Herz schreibt er ihn;
 III. zu Gott führt er hin.

B. Gottes Gnadenbund mit den Menschen:
 I. Sein Stifter;
 II. seine Angehörigen;
 III. seine Wirkung.

---

*) Die nachfolgenden Dispositionen waren für's Märzheft eingesandt zur Druckerei und wurden zu unserm Bedauern zurückgelegt wegen Raummangel. (D. R.)

Palmarum. 1. Tim. 6, 12.

A. Wozu verpflichtet uns die Konfirmation?
I. Zum Kampf gegen die Welt;
II. zum Bekennen in der Welt;
III. zum Leben über der Welt.

B. Die Konfirmation ist das Eintreten in die Reihen der Streiter Christi:
I. Dort erwartet uns des Glaubens Kampf;
II. dort winkt uns des ewigen Lebens Sieg.

Karfreitag. 1. Kor. 1, 23. 24

A. Die Karfreitagspredigt:
I. Der Welt ein Verdruß, uns eine Freude;
II. der Welt große Torheit, uns größte Weisheit;
III. der Welt eine Schande, uns selige Gotteskraft.

B. Im Kreuz allein ist Heil:
I. Das ist unser Heilszeugnis;
II. Das ist unsere Heilserfahrung.

Ostern. 1. Kor. 15, 17—20.

A. Die Osterbotschaft: Christus ist auferstanden. Sie macht:
I. Unsern Glauben wahr;
II. unser Christenleben klar;
III. und stellt unsere Auferstehung dar.

B. Die Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi:
I. Sie ist alles Glaubens Grund;
II. alles neuen Lebens Quell;
III. sichere Bürgschaft unserer dereinstigen Auferstehung und Vollendung.

Quasimodogeniti. Offb. 7, 9—17.

A. Die lebendige Frucht des Ostersieges:
I. Wer sind sie?
II. Woher kommen sie?

B. Die Gottesgemeinde im weißen Gewand:
I. Wo war sie einst?
II. Wie kam sie vor Gottes Thron?

C. Die Auserwählten Gottes im Himmel:
I. Ihre Herkunft;
II. ihr Schmuck;
III. ihre Freude.

Mis. Domini. Jes. 32, 17.

A. Der Segen des Gehorsams gegen Gottes Zucht besteht:
  I. In der Gerechtigkeit;
  II. im Frieden.

B. Der Segen der Gerechtigkeit:
  I. In der menschlichen Gesellschaft;
  II. im Leben des einzelnen Menschen.

Jubilate. Ps. 23, 4.

A. Des Christen Pilgerlied:
  I. Im dunklen Lebensweg hab ich göttlich Licht;
  II. im finstern Todestal schau ich Jesu Angesicht.

B. Unser Weg hienieden geht:
  I. Durchs dunkle Erdental;
  II. an Gottes Hand zum Himmelssaal.

C. Des guten Hirten Obhut ist:
  I. Sicherheit;
  II. Pflege;
  III. Trost.

Kantate. Apg. 4, 20.

A. Wir können es nicht lassen:
  I. Wir haben's gesehen;
  II. Wir haben's erfahren.

B. Die freudige Predigt der Apostel:
  I. Ein Glaubensbekenntnis;
  II. Ein Erfahrungszeugnis.

Rogate. Apg. 16, 25. 26.

A. Eine Gebetsstunde im Gefängnis:
  I. Die Beter;
  II. das Gebet;
  III. die Erhörung.

B. Die betenden Gottesknechte:
  I. Des Gebetes Veranlassung;
  II. des Gebetes Inhalt;
  III. des Gebetes Erhörung.

Himmelfahrt. Mark. 16, 19. 20.

A. Des Herrn Himmelfahrt. Sie zeigt uns:
  I. eine geöffnete himmlische Welt, und
  II. eine zu öffnende irdische Welt.

B. Christi Himmelfahrt weist uns:
I. abwärts zur Erde in der Arbeit in Freude und Leid;
II. aufwärts zum Himmel in die ewige Seligkeit.

Exaudi. Joh. 14, 12—18.

A. Welcher Art ist der Pfingstgeist?
I. Ein Geist der Tatkraft;
II. ein Geist aus Christo;
III. Ein Geist der Wahrheit.

B. Der Glaube an Jesus und sein Wort:
I. Er treibt uns zum Gebet in Jesu Namen;
II. er bringt den Geist des Trostes als Gabe.

C. Der Herr verläßt die Seinen nicht:
I. Er hilft ihnen wirken;
II. er erhört ihre Gebete;
III. er gibt ihnen den Geist der Wahrheit und des Trostes.

Pfingsten. Titus 3, 5—7.

A. Die Gabe des Heiligen Geistes:
I. Zu unserer Heiligung gegeben;
II. zu unserer Seligkeit nötig.

B. Was hast du vom Heiligen Geist?
I. Aus Gnaden das Bad der Wiedergeburt;
II. aus Gnaden die Tür zum Himmelreich;
III. aus Gnaden das Erbe der Kindschaft.

C. Die Gnadensonne des Heiligen Geistes:
I. Sie leuchtet uns;
II. sie erneuert uns;
III. sie erfreut uns.

Trinitatis. Apg. 8, 26—39.

A. Unser Lebensweg im Glauben an den Dreieinigen Gott:
I. Wir haben das Wort des Vaters;
II. wir glauben der Liebe des Sohnes;
III. Wir erfahren die Kraft des Heiligen Geistes.

B. Zu Gottes Lob:
I. Die Anbetung des Vaters;
II. die Verkündigung des Evangeliums von Jesu;
III. die Wirkung des Geistes.

C. Das Fest der heiligen Dreieinigkeit. Es führt uns vor Augen:
I. Die leitende Gnade des Vaters;
II. die rettende Liebe des Sohnes;
III. die versiegelnde Macht des Heiligen Geistes.

---

1. Sonntag n. Trin. Ap. 22, 10a und Micha 6, 8.

A. Drei Anforderungen Gottes an den Menschen:
  I. Gerechtigkeit;
  II. Liebe;
  III. Demut.

B. Die große Lebensfrage: Was soll ich tun?
  I. Wer kann sie recht stellen?
  II. Welches ist die rechte Antwort?

---

2. Sonntag n. Trin. Luk. 13, 23. 24.

A. Wer kann selig werden?
  I. Jeder kann es, aber nicht nach eigenem Gutdünken;
  II. du sollst es, aber allein nach Gottes Ordnung.

B. Die schmale Tür:
  I. Ringe dahinein zu kommen, anstatt über unnütze Fragen dich aufzuhalten;
  II. denn nur durch die enge Pforte führt der Weg zur Seligkeit.

---

3. Sonntag n. Trin. Jes. 62, 2.

A. Ein Zukunftsbild des Reiches Gottes. Es verheißt:
  I. Herrschaft über alle Völker;
  II. Erhebung der Reichskinder in das göttliche Wesen.

B. Die Herrlichkeit Zions:
  I. Die Heiden sehen sie;
  II. die Kinder erleben sie.

---

4. Sonntag n. Trin. Apg. 24, 14—16.

A. Apostolische Amtsfreudigkeit. Sie fordert:
  I. schriftgemäßen Glauben;
  II. gewisse Hoffnung der Auferstehung;
  III. ein unverletztes Gewissen.

B. Ich glaube, darum rede ich. Wir finden:
  I. ein freimütiges Bekenntnis;
  II. ein gottgefälliges Dienen.

„Lutheran Germany."*)

Von Prof. em. E. Otto.

J. Evjen (Prof. of Church History in Augsburg Seminary, Minneapolis): *Lutheran Germany and the Book of Concord.* 76 pages. Edited by the Free Book Concern, Minneapolis, Minn.

Die Tendenz des Büchleins geht dahin, dem amerikanischen Luther-

*) Wir geben hier die Besprechung der oben genannten Schrift, statt unter Literatur, da diese Besprechung zugleich eine willkommene Beleuchtung der hiesigen kirchlichen Verhältnisse darbietet.

tum an dem Exempel der deutschländischen lutherischen Landeskirchen die Wahrheit zu Gemüte zu führen, daß der bekenntnistreue Charakter einer Kirchengemeinschaft nicht garantiert wird durch das offiziell kirchenrechtlich in ihr geltende Formular der Ordinationsverpflichtung, daß Unionismus, Liberalismus und sonstige perhorreszierte Abweichungen ebenso wohl unter der Fahne strengeren als laxeren offiziellen Bekenntnisstandes sich einbürgern können. Der Verfasser hätte vielleicht Manchem, wie z. B. dem Einsender dieses einen Gefallen getan, wenn er eine ebenso umfassende Ueberschau über die amerikanischen lutherischen Körperschaften gegeben, wie er über die deutschländischen mitgeteilt hat. Ueber den gegenwärtigen Stand und die internen Beziehungen der ersteren, die doch die Veranlassung zur Abfassung der Schrift gegeben haben, kann hier nur sehr oberflächliche Auskunft gegeben werden. Die ca. 60 (?) lutherischen Synoden Nordamerikas sind, abgesehen von einzelnen, die noch lokal isoliert bestehen mögen, ihrer konfessionellen Färbung nach in drei Gruppen geteilt. Den ältesten Versuch, die einzeln bestehenden Lokalsynoden auf einer konfessionellen Basis mit einander zu verbinden, hat die „lutherische Generalsynode“ gemacht; die konfessionelle Basis, auf Grund deren die Vereinigung geschlossen ward, war eine breite, auf der Verschiedenheiten der Richtung nebeneinander Platz haben sollten, als gemeinsames Glaubensbekenntnis sollte die Augsburgsche Konfession gelten. Ob nun gerade infolge der formellen Weite des Bekenntnisses oder sonst aus anderen Gründen breitete sich eine latitudinarische Richtung in der Körperschaft aus; Neigung zur Annahme von New measures nach methodistischem Muster, Revivalversammlungen mit Bußbank, Pflege der Kanzelgemeinschaft mit anderen Konfessionen, gab Anstoß und Anlaß zur Abzweigung einer strenger konfessionell organisierten Synodalvereinigung, des General Councils; die größere konfessionelle Energie der neuen Verbindung fand ihren Ausdruck in dem Bekenntnis zu den sämtlichen symbolischen Schriften der lutherischen Kirche, wie sie im Konkordienbuche zusammengestellt sind, also mit Einschluß der Konkordienformel. Aber auch diese konfessionell korrektere Organisation galt aus irgend welchen Gründen nicht makellos genug, und unter Führung der Missouri-Synode bildete sich die dritte Vereinigung, die Synodal-Konferenz, die Elite des Luthertums repräsentierend. Aus dem Schoße des General Councils ging jüngst die Anregung aus, die Spaltung der Gruppen zu überbrücken und die Gestaltung einer ökumenischen, alle Länder umfassenden lutherischen Kirche vorzubereiten. Behufs dessen ward der Plan zu einer „allgemeinen lutherischen Konferenz“ entworfen, die in Philadelphia zusammentreten sollte. Einladungen zur Teilnahme an derselben wurden an alle lutherischen Synoden erlassen und von seiten der „Generalsynode“ willkommen geheißen; die Synodalkonferenz aber und die mit Missouri um den Preis der Rechtgläubigkeit rivalisierenden Synoden, wie die Jowa-Synode, lehnten vornehm ab: nicht koscher genug. Es wurde geltend gemacht: die konfessionelle Basis für die „allgemeine luth. Konferenz“ ist das Kon-

Konkordienbuch, die sämtlichen lutherischen Bekenntnisse; die „Generalsynode“ die sich allein zur augsburgischen Konfession bekennt und von ihrer latitudinarischen Praxis nicht abläßt, darf nicht mithalten, entweder sie oder wir.

Hier setzt nun die Evjensche Schrift ein: Dieser konfessionelle Rigorismus ist ungerecht und würde das Zustandekommen einer allgemeinen Konferenz und damit in weiterer Ferne das Zustandekommen einer wenigstens im Geiste geeinigten ökumenischen lutherischen Kirche unmöglich machen. Wie würde eine „Allgemeine luth. Konferenz“ aussehen, wenn nach dem Grundsatze verfahren werden sollte, daß nur das Bekenntnis zum Konkordienbuche zur Teilnahme an derselben qualifiziere? Viele Teile der lutherischen Kirche, denen man sonst den echt lutherischen Charakter nicht abspricht, müßten ausgeschlossen werden, während man manche andere, die in ihrem wirklichen Verhalten kein Haar besser als die Unierten sind, zulassen müßte. Die ganze dänische, die norwegische Kirche, die doch für unverfälscht lutherisch gelten, bekennen sich nur zur augsburgischen Konfession und zu Luthers Katechismen, die schwedischen Lutheraner sind wenigstens geteilt in der Frage, ob das ganze Konkordienbuch bei ihnen bindend sei. Es sei ihm nicht, sagt der Verfasser, daran gelegen, eine Lanze für die Generalsynode zu brechen, aber zu zeigen, daß diese Körperschaft keineswegs allein stehe in ihrer Stellung zur Unterschrift der symbolischen Bücher, zum Zeugnisse Skandinaviens komme das Deutschlands.

Die deutschländische protestantische Kirche trägt noch das Erbe der ehemaligen politischen Kleinstaaterei und des damit verbundenen Territorialsystems an sich, so daß von einer einheitlichen protestantischen Kirche nur sub specie invisibilitatis die Rede sein kann und eigentlich nur von Kirchen im Plural geredet werden muß; von den ehemals drei- bis vierhundert Landeskirchen sind immerhin noch 26 innerhalb des deutschen Reiches übrig. Von den ca. 50 Millionen Lutheranern Europas gehören zum deutschen Reiche ca. 32 Millionen; Reformierte, mit Einschluß derer, die den reformierten Typus in der Union repräsentieren, sind nur 3 Millionen. In fast allen Landeskirchen außer etwa in Mecklenburg, ist die Union eingeführt, doch ist dieselbe dem Zahlenverhältnis gemäß in den meisten Kirchen eine absorptive, indem durch Zulassung zur Abendmahlsgemeinschaft die Minderzahl in die Mehrzahl aufgenommen ist. In den älteren Provinzen Preußens ist die Union offiziell eine föderative, indem nach Erlaß des summus episcopus die Zugehörigkeit zur Union kein Aufgeben des bisher geltenden Bekenntnisstandes bedingt, sondern nur ein Zusammenleben der kirchenregimentlich geeinigten Konfessionen im Geiste der Mäßigung und Milde fordert. In Baden, z. T. in Hessen, Nassau und den Rheinprovinzen ist die Union eine fusionistische, aus zweien ein drittes bildend, was durch Einführung eines Consensus-Katechismus bekundet ward.

Die Bekenntnis- und Verpflichtungsformeln der verschiedenen Landeskirchen sind verschieden; etliche derselben verpflichten auf das ganze

Konkordienbuch, etliche auf die Bekenntnisse der luth. Kirche, vornehmlich die augsburgische Konfession, etliche nur auf die augsburgische Konfession, etliche auf die unveränderte augb. Konfession u. dergl. Es geht aus der Verschiedenheit hervor, daß der faktische Bekenntnisstand und der innere Charakter einer Kirche nicht durch die kirchenrechtlich geltende Formel bestimmt wird. Es gibt Landeskirchen, die in ihrer Praxis durchaus unionistisch verfahren, und die doch auf das Konkordienbuch verpflichten, während von nicht zu beanstandender Seite anerkannt wird, daß manche offiziell innerhalb der Union stehende Provinzialkirchen an Ernst, Klarheit und Kraft in der Aufrechterhaltung des lutherischen Bekenntnisses manche von der Union unberührte Kirchen übertreffen.

Vom Ergebnis seiner Ueberschau auf die deutschländischen Verhältnisse Anwendung machend auf die der lutherischen Kirche unseres Landes stellt der Verfasser die beiden Fragen: Sollte die Unterschrift zu den Symbolen rigorös sein? (Should confessional subscription be rigid?) und: Sollte die Unterschrift zu allen Symbolen gefordert werden? Beide Fragen beantwortet er mit Nein. Die erste Frage ist wohl etwas zu änigmatisch geformt. Was heißt rigid? Gemeint ist wohl, ob vom Ordinandus verlangt werden soll, daß er nicht nur in der negativen Weise sich verpflichten soll, nichts im Widerspruche mit den Symbolen stehendes zu lehren, sondern auch positiv alle Aussagen derselben, eventuell mit Verleugnung seiner theologischen Einsicht und seiner Gewissensüberzeugung zum Ausdrucke zu bringen. Letzteres wäre, wie an Beispielen nachgewiesen wird, für die meisten ohne reservatio mentalis nicht möglich. Die Apologie z. B. erkennt ausdrücklich drei Sakramente an. Die Augustana wenigstens implicite, indem sie dem Artikel 13 de usu sacramentorum die drei von der Taufe, vom Abendmahl und von der Absolution vorangehen läßt. Ferner wenn es Art. 9 der Augustana heißt: „Von der Taufe lehren die Unsrigen, daß sie zur Seligkeit nötig ist,“ kann ein protestantischer Theolog diesen Wortlaut ohne Vorbehalt unterschreiben? Die rigid subscription wird sich den einzelnen Symbolen gegenüber um so weniger ausführbar erweisen, als ein solches den eigentlichen Charakter einer Bekenntnisschrift ablegend zur Lehrschrift wird, und damit ist die zweite Frage schon beantwortet, ob das ganze Konkordien**buch** unterschrieben werden solle; denn die darin enthaltene Konkordienformel trägt viel zu sehr den Charakter einer theologischen Lehrschrift, unschätzbar als eine solche zur Bereicherung und Klärung der theologischen Erkenntnis für den Studierenden, aber unbrauchbar als ein Gesetzbuch, in dem nachzuschlagen ist, was über jeden Punkt christlicher Wahrheit die rechte Schriftlehre sei.

Der Verfasser stimmt dem Urteile eines zitierten Schriftstellers zu (Löber), der als empfehlenswerte Muster von Bekenntnisverpflichtungen drei solcher Formeln namhaft macht. 1. Im Königreich Sachsen lautet die Verpflichtungsformel für den Ordinandus: Ich verspreche vor

Gott, daß ich nach bestem Wissen und Gewissen das Evangelium von Christo lauter lehren und predigen will, wie dasselbe enthalten ist in der Heiligen Schrift und bezeugt in der ersten unveränderten Augsburgschen Konfession und sodann in den übrigen Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche. 2. In der lutherischen Domkirche Bremens lautet die Unterschrift: Ich verspreche nach bestem Wissen und Gewissen das Evangelium von Christo zu predigen, solche Lehre zu bewahren und einen solchen Wandel zu führen, wie ein aufrichtiger Diener Christi dafür vor Gott Rechenschaft geben kann. 3. Das Bekenntnis der Herrnhuterkirche: Wir bekennen in Einheit mit der ganzen Kirche die Lehren, die im apostolischen Glaubensbekenntnis enthalten sind, und erklären ferner, daß die Fundamentalartikel des christlichen Glaubens in den 21 Lehrartikeln der augsburgischen Konfession, der ersten und allgemeinsten Bekenntnisschrift der evangelischen Kirche, klar und deutlich ausgesprochen sind.

Der Verfasser beurteilt vielleicht die kirchlichen Zustände Deutschlands noch etwas zu sympathisch; erkennt von den einzelnen Kirchen an, daß sie mit einander sympathisieren, sich um einander kümmern, keine Mühe unterlassen, von den theologischen und gemeindlichen Bewegungen wechselseitig Kenntnis zu nehmen. Das ist hierzulande anders, jede Synode steuert für sich, eine eifersüchtig auf die andere.

Man sollte meinen, von solchem Lutheranismus aus, wie ihn der Verfasser repräsentiert, und wie er innerhalb der lutherischen Gemeinden wahrscheinlich und hoffentlich noch viele Anhänger zählt, wäre der Schritt zum ausgesprochenen Unionismus, wie wir in der Evangelischen Synode ihn meinen, so gefährlich weit nicht. Warum soll ein guter Lutheraner in seinem Bekenntnisse nicht auch noch den Heidelberger Katechismus in den Kauf nehmen können, soweit derselbe mit der Augustana übereinstimmt? Denn daß derselbe vieles mit dem lutherischen Symbolen Uebereinstimmende besitzt, wird man doch hoffentlich nicht leugnen, wenngleich die Sonderung von Uebereinstimmendem und Nichtübereinstimmendem sich nicht mechanisch durch Zerlegung in zwei Teile vollziehen läßt.

Es ist nun allerdings im Auge zu behalten, daß die Stellung der Kirchengemeinschaften zu ihrem Bekenntnis in gewisser Beziehung hierzulande eine andere sein muß als die drüben in Deutschland. Drüben ist der Bekenntnisstand einer Landeskirche rein das Erbe historischer Vergangenheit, das eine Ländchen hat z. B. die Konkordienformel angenommen, das andere nicht, das übt in Bezug auf Lehrpraxis, Verfassung u. s. w. nicht den mindesten Einfluß aus. Hierzulande haben wir Bekenntnisgemeinschaften, wir müssen hier bestimmt formulierte Bekenntnisparagraphen haben, an deren Annahme die Zugehörigkeit eines Teiles zum Ganzen erkennbar wird, eine Synode kann ordnungsgemäß keine Gemeinde in ihren Verband aufnehmen, die nicht ihren Bekenntnisparagraphen mit dem synodalen in Einklang setzt; aber das eigentlich Zusammenhaltende und Verbindende für die einzelnen Körperschaften

ist doch nicht die Gemeinsamkeit des Bekenntnisparagraphen, sondern das gemeinsame Handeln, die Mitarbeit an gemeinsamen Leistungen, an der Unterhaltung gemeinsamer Lehranstalten, der Missionsfelder, der Anstalten organisierter Liebestätigkeit. Die Lösung der gemeinsamen Aufgaben kann natürlich sich leichter vollziehen, wenn die Verbundenen lokal nahe beieinander sind, wenn keine andern Trennungen existieren, als die durch die lokale Entfernung geboten sind; darum ist die Existenz von Konfessionskirchen, deren Glieder oasenförmig verstreut sind, ein Hemmnis für die Lösung der gemeinsamen Aufgaben der Kirche.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Der Rundschauer findet im Allgemeinen wenig Anlaß über kirchliche Vorkommnisse im Inland zu berichten. Die Christen unsers Landes sind ja alle in besonderen „Hürden" gesammelt, will sagen: Jede kirchliche Benennung hat ihre eigene Kirchenverfassung und -Regierung, und es geht, soweit wir es beurteilen können, alles seinen kirchlich geordneten und geregelten Verlauf in kleineren und größeren Konferenzen und synodalen Versammlungen. Die Beschlüsse auch größerer Generalversammlungen haben in der Regel keinen weittragenden Charakter. Die Berichte befassen sich lediglich mit der eigenen Kirche; die Beschlüsse haben nur Geltung innerhalb der eigenen Kirchengrenzen und sind selten von solcher Bedeutung, daß sie auch in weiteren Kreisen Beachtung finden.

Die Kirchen unsers Landes haben auch sich so sehr in die eigentümlichen Landesverhältnisse eingelebt, die besonders durch die scharfe Trennung von Kirche und Staat geschaffen sind, daß man nur selten auf den Gedanken kommt, daß der religiösen und sittlichen Verwilderung der Jugend unsers Landes mit wirksameren Mitteln sollte entgegen gearbeitet werden als bis jetzt geschehen ist.

Während man in dem als so ungläubig verschrieenen Deutschland doch sich energisch aufmacht, um den Bestrebungen des Radikalismus entgegen zu wirken, der die religionslose Schule mit allen Mitteln erstrebt, gehen hier die Kirchen in gewohntem Schlendrian dahin. Sie klagen wohl über die zunehmende Mord- und Ehebruchs, resp. Ehescheidungsstatistik, klagen über viele beklagenswerte, traurige Mißstände. Aber energisch Hand anzulegen, daß der religionslosen Schule im Lande ein Ende gemacht wird — davon wird man nicht viel gewahr. Wohl wissen wir, daß das orthodoxe Luthertum sich mit aller Macht dagegen sträubt, daß überhaupt Religionsunterricht in die öffentlichen Schulen eingeführt wird. Aber wenn dem überwiegend großen protestantischen Teil der englischen Bevölkerung dieses Landes endlich die Augen aufgingen, wohin diese sittlich-religiöse Verwilderung der Jugend führen muß, dann würde bei dem energischen Charakter unsers Volks leicht sich eine so mächtige Bewegung zu Gunsten dieser Sache ins Werk setzen lassen, und es ließen sich Mittel und Wege finden, um es möglich zu machen, daß die große Mehrzahl der Schüler des Landes eine gute religiöse Grundlage für das Leben mit bekämen. Eine Beschneidung der z. T. sehr übertriebenen einzelnen

Lehrfächer zugunsten der Gewinnung von freien Stunden für den Religionsunterricht, könnte durchaus nichts schaden. Wir denken natürlich nicht daran, Zwangsunterricht in der Religion durch den Staat zu befürworten. Sondern wir glauben, daß eine solche Lösung dieser Frage zu erzielen wäre, daß beide Teile, Staat und Kirche, damit könnten zufrieden sein. — Ueber das Sprechen über diese Sache sind wir hierzulande noch nicht viel hinausgekommen. Anders in Australien. Darüber fanden wir in der „Ref. Zeitung" folgende Notiz:

„Eine Frage, welche bei uns seit Jahren viel besprochen worden ist, hat in Australien schon vor Jahrzehnten ihre Lösung gefunden, nämlich die Frage, ob in der öffentlichen Schule die Bibel gelesen und Religionsunterricht erteilt werden dürfe. Vier der sechs Staaten haben nämlich zurzeit „das Australische System"; nach diesem System werden einfache ausgewählte Bibellektionen von den Schullehrern dargeboten, ohne irgend welche sektiererische Lehre, und wird Pastoren oder deren Stellvertretern die Machtvollkommenheit verliehen, während der Schulstunden die Schulen zu besuchen und die zu ihren Benennungen gehörenden Kinder zu unterweisen.

Eine Gewissensklausel bestimmt, daß kein Kind wider den elterlichen Wunsch an den Bibellektionen beim Staatsschullehrer oder an dem Religionsunterricht beim Pastor teilnehmen darf. Dieser Zusatz enthält tatsächlich die Lösung der ganzen Frage, weil er den Eltern völlige Freiheit der Entscheidung überläßt. Weder der Staat noch der Pastor kann ein Kind zwingen, zum Religionsunterricht zu kommen. In New South Wales ist dieses System seit dem Jahre 1866 in Anwendung, in Tasmania seit 1868 und Western Australia hat es 1893, Norfolk Island 1906 eingeführt und Queensland im vorigen Jahre.

Die tonangebenden Beamten versichern, daß sich bei Anwendung dieses Systems keine Schwierigkeiten seitens der verschiedenen Kirchenkörper eingestellt haben, und die Staatsschullehrer bezeugen in Ausdrücken hoher Anerkennung den Wert des in der staatlichen Schule erteilten Religionsunterrichts. Und, was wohl für uns das Maßgebende ist, die Kirchenkörper, Anglikaner, Presbyterianer und Methodisten wie auch die Heilsarmee, haben einstimmig durch ihre höchsten Gerichte diesem System ihre höchste Anerkennung ausgesprochen und dessen Einführung empfohlen, wo es noch nicht vorhanden sei.

Hier finden wir also eine Einrichtung, die nicht von heute oder gestern ist, sondern sich in zwei Staaten über vier Jahrzehnte bewährt hat, und die in andern Staaten eingeführt werden konnte, ohne die geringste Störung zu verursachen. Denn daß die Römisch-Katholische Kirche, d. h. die Priesterschaft, sich ablehnend verhält, fällt bei der Lösung einer solchen Frage nicht ins Gewicht. Zumal die Glieder diese Stellungnahme der Priester nicht einmütig unterstützen, sondern in New South Wales allein mehr als 30,000 katholische Kinder die Staatsschulen besuchen und sämtlich den Stunden beiwohnen, in welchen die ausgewählten Stellen Heiliger Schrift von den im Dienst des Staates stehenden Lehrern durchgenommen werden.

In den Vereinigten Staaten hat sich die Erkenntnis immer mehr Bahn gebrochen, daß es so mit der Erziehung unserer Jugend nicht fort gehen dürfe, wenn überhaupt von Erziehung die Rede sein kann auf Schulen, die das religiöse Element ganz ausschließen oder sehr vernachlässigen und für die Sitten-

lehre häufig nicht viel mehr Teilnahme verraten als für die Religion. Auf diese Art wächst ein bedeutender Teil unsers jungen Volkes im Heidentum auf, und es ist wahrlich zum Lachen und zum Weinen zugleich, daß unsere kirchlichen Kreise in der letzten Zeit so außerordentliche Anstrengungen machen, um den Heiden in andern Erdteilen das Christentum zu bringen und christliche Schulen zu geben, während die Jugend des eigenen Landes zum Teil eine Erziehung bekommt, die den Unglauben fördert und stärkt. Laßt uns endlich ans Werk gehen und, wenn wir nichts Besseres wissen, von den Australiern lernen."

Die Evangelische Gemeinschaft hielt letztes Jahr ihre 25. Generalkonferenz. Zu den wichtigsten Fragen, welche dieser Generalkonferenz zur Besprechung vorlagen, zählten die der Vereinigung mit der Vereinigten Evangelischen Kirche und die Angelegenheit mit Bezug auf eine Verbindung der Gemeinden der Evangelischen Gemeinschaft in den Grenzen der Canada-Konferenz mit der Methodistenkirche. Die Kommission, welche ernannt worden war, Verhandlungen mit der Vereinigten Evangelischen Gemeinschaft zwecks einer Vereinigung anzuknüpfen, legte einen Bericht vor über das, was hierin bis jetzt getan wurde. Die Generalkonferenz gab ihre volle Zustimmung zu diesen sämtlichen Handlungen und ernannte eine neue Kommission, welche bevollmächtigt wurde, die Unterhandlungen mit den Kommissären der Vereinigten Evangelischen Kirche fortzusetzen. In dem Bericht der Kommission über Förderation erklärte sich die Generalkonferenz wieder zu Gunsten einer organischen Vereinigung der beiden Kirchen. In der Zwischenzeit soll auf jedmögliche Weise auf ein harmonisches Wirken der beiden Körper hingezielt werden. Zu diesem Zweck soll ein Uebereinkommen getroffen werden, wonach keine der beiden Kirchen Gemeinden gründen sollen, wo eine der beiden Benennungen bereits vertreten ist und eine zweite Gemeinde überflüssig wäre. Diese Kommission macht ebenfalls die Empfehlung, daß in solchen Fällen, wo Gemeinden in weiter Entfernung von andern Kirchen der gleichen Benennung bestehen, in einem Gebiete, das von der andern Kirche bearbeitet wird, solche Gemeinden Schritte tun, sich mit der jährlichen Konferenz der letzteren zu verbinden.

Dagegen scheint man dem Plan, die Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft in Canada mit der Methodistenkirche zu verschmelzen, ernstliche Hindernisse bereiten zu wollen. Das ist aus folgender Notiz zu ersehen:

„In Canada hatte die Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft auf Grund der stattgefundenen Abstimmung in den vierteljährlichen Konferenzen und Gemeinden sich bereit erklärt, sich mit der Methodistenkirche Canadas zu vereinigen. Die Bischofsbehörde der Evangelischen Gemeinschaft hat aber dieses Vorgehen für gesetzwidrig erklärt und die Vorstehenden Aeltesten der Canada-Konferenz stimmten ihrer Entscheidung bei. Von der Canada-Konferenz wurde nun eine Petition an die Generalkonferenz gerichtet, in welcher gebeten wurde, daß eine Vereinigung mit der Methodistenkirche in Canada gestattet werden soll, wenn zwei Drittel der Mitglieder der vierteljährlichen Konferenzen und zwei Drittel der Gemeindeglieder zugunsten einer solchen Vereinigung stimmen. Diese Bitte wurde von der Generalkonferenz aber nicht gewährt. Statt dessen empfahl das Komitee über Kirchenvereinigung und Föderation, daß die Bischöfe diese Angelegenheit einer gründlichen Untersuchung unterwerfen und in der Angelegenheit nach ihrem Gutachten den In-

tereſſen der Kirche in Canada gemäß handeln. Alle Fragen bezugnehmend auf eine derartige Verbindung wurden an die Biſchofsbehörde und die Kommiſſion über Kirchenvereinigung und Föderation gewieſen."

Eine bemerkenswerte große Verſammlung war die Oekumeniſche Methodiſtenkonferenz in Toronto. Dieſe wurde vor dreißig Jahren ins Leben gerufen und verſammelt ſich alle zehn Jahre abwechſelnd in der alten und in der neuen Welt. Die erſte Konferenz wurde 1881 in der hiſtoriſchen Wesley-Kapelle in London gehalten; die zweite 1891 in Washington, D. C.; die dritte wieder in der Wesley-Kapelle, 1901. Die vierte nahm am 4. Oktober 1911 in Toronto, Canada, ihren Anfang und dauerte bis 17. Oktober. Nahezu 500 Delegaten hatten ſich aus allen Teilen der Welt dazu eingeſtellt. Ausführliche Berichte darüber brachte der „Chriſtl. Apologate", beginnend in der Ausgabe vom 18. Oktober v. J. Wir können natürlich uns nicht darauf einlaſſen, eingehenden Bericht über die Verhandlungen der Konferenz geben zu wollen. Wir beſchränken uns auf einige Hauptpunkte, die wir dem „Chriſtl. Apologate" entnehmen. Er ſagt u. a.:

Dieſe Zuſammenkunft von Vertretern des Methodismus in allen ſeinen Zweigen und aus allen Weltteilen hat ſelbſtverſtändlich keine legislative Macht. Die Beſchlüſſe, welche von derſelben angenommen wurden, haben keine bindende Kraft. Sie haben aber nichtsdeſtoweniger eine große Bedeutung als ein Ausdruck der gemeinſamen Geſinnung dieſer in alle Weltteile verbreiteten Zweige des Methodismus. Die Oekumeniſche Konferenz beſprach die großen Fundamentallehren des gemeinſamen Methodismus, hat ſich aber nicht die Aufgabe geſtellt, ein neues, gemeinſames Glaubensbekenntnis aufzuſtellen. Es fand z. B. die moderne Bibelkritik einen Platz auf dem Programm der behandelten Gegenſtände, aber es iſt der Konferenz nicht eingefallen, darüber eine Aeußerung zu machen, die als maßgebend für alle in der Konferenz vertretenen Zweige des Methodismus gelten ſollte, denn es fanden ſich unter den Delegaten alle Schattierungen der Geſinnung über dieſen Gegenſtand von den Ultra-Konſervativen bis zu den Ultra-Radikalen.

Wenn man nun die Frage ſtellt: Was iſt durch dieſe große Zuſammenkunft und vierzehntägige Beſprechungen und Verhandlungen bezweckt worden, das dauernden Wert hat? ſo würden wir darauf erwidern:

1. Es kam dadurch das Gefühl der brüderlichen Einigkeit des Geiſtes und das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit zum neuen und ſtarken Ausdruck. Das war ſchon an und für ſich von unendlichem Wert. Seitdem dieſe Konferenz vor dreißig Jahren ins Leben gerufen wurde, hat ſie eine ganz beſtimmte Wirkung ausgeübt zur Vereinigung mancher einzelnen methodiſtiſchen Gemeinſchaften, und auch an dieſer Konferenz war der Gedanke des engeren Zuſammenſchließens und der kirchlichen Union einer der leitenden Gedanken, welcher ſich geltend machte.

2. Die Konferenz diente einem ſehr nützlichen Zweck in der Verbreitung vermehrter Auskunft über das, was der Methodismus in allen Weltteilen heute iſt und tut. Schon das war an und für ſich von großem Wert.

3. Die verleſenen Referate, die Anſprachen und die Diskuſſionen der verſchiedenen Gegenſtände auf dem reichhaltigen Programm waren außerordentlich anregend, und da ſie durch den "Daily Christian Guardian"

Tag für Tag vollständig berichtet wurden und später auch in Buchform erscheinen werden, so ist der permanente Wert des Lichtes, das über diese mannigfaltigen und wichtigen Gegenstände verbreitet wird, ganz unschätzbar. Der Einfluß der Konferenz wird durch die methodistische Presse und die Delegaten in die weitesten Kreise des Methodismus hinausgetragen werden und inspirierend unter Hunderttausenden von solchen wirken, die persönlich nicht anwesend sein konnten.

Der Methodismus ist von Anfang an und nach seiner ganzen Veranlagung praktisch. Derselbe fühlt sich berufen, das lebendige Christentum in alle Sphären des sozialen und intellektuellen Lebens hineinzutragen. Er nimmt daher einen innigen Anteil an allen sozialen Problemen der Gegenwart und allen nationalen und internationalen Bestrebungen zum Wohl der Menschheit und bekämpft daher in energischer Weise auch alle Formen des Uebels. Er ist nicht einseitig in seiner Weltanschauung. Er predigt sowohl eine diesseitige Religion als eine Religion des Jenseits. Wir lassen hier einige der Hauptbeschlüsse folgen, welche an dieser Konferenz zur Annahme kamen.

Beschlüsse wurden gefaßt: Ueber Opiumhandel (in China), Getränkehandel (in den Ver. Staaten: ein Gesetz wird erstrebt, das die Einfuhr geistiger Getränke in Prohibitionsstaaten verbieten soll), Ehescheidung und

IV. Gegen das katholische *"Ne Temere"*-Dekret.

„Diese Konferenz, welche, hier in Toronto versammelt, alle Zweige des Methodismus in der ganzen Welt vertritt, verzeichnet ihren entschiedenen Protest gegen das *"Ne Temere"*-Dekret, welches die römische Kirche vor kurzem erlassen hat. Während wir dafür halten, daß allen Glaubensbekenntnissen die völligste religiöse Freiheit gewährt werden soll, so verwirft diese Konferenz nichtsdestoweniger aufs entschiedenste die Idee, daß irgend welches kirchliche Dekret das Zivil-Gesetz außer Kraft setzen soll, und ganz besonders inbezug auf einen so heiligen Gegenstand wie die Ehe, wovon die Wohlfahrt der Gesellschaft abhängt. Diese Konferenz spricht es als ihre Ueberzeugung aus, daß die Verkündigung des *"Ne Temere"*-Dekrets ein Insult gegen die Grundrechte der Bürgerschaft ist, und wir fordern daher alle Mitglieder, welche in dieser Oekumenischen Konferenz vertreten sind, auf, alle Mittel zu ergreifen, um sowohl der Proklamation als der Annahme dieses Dekrets in den Ländern, wo dasselbe erlassen wird, zu widerstehen. Diese Konferenz ist der entschiedenen Ueberzeugung, daß eine Trauung, welche von irgend welcher Person vollzogen wird, die vom Staate dazu autorisiert ist, vollgültig ist, ungeachtet irgend welcher religiösen Verbindung der betreffenden Personen." (Dieser Beschluß wurde in feierlicher Weise durch Aufstehen ohne eine einzige abweichende Stimme von der großen Konferenz angenommen.)

Es ist charakteristisch, daß auch diese Oekumenische Konferenz sich mit der Frage der religiösen Erziehung der Jugend gar nicht scheint beschäftigt zu haben.

Die Methodisten-Kirche hält es für viel wichtiger, die Bevölkerung in einem fort im Atem zu halten mit den ekelhaften Umtrieben des Prohibitionismus. Sie scheint keine Ahnung zu haben, wie weit entfernt dieses Getriebe ist von dem echten Geiste des Christentums. Was als ein freiwilliger, durch den Geist Jesu Christi gewirkter Verzicht auf den Genuß geistiger Getränke sollte erstrebt und geübt werden,

das wird herabgezerrt in das heuchlerische politische Gezänke und Getriebe des Alltagslebens und politischer Zwangsgesetze. Dafür werden Kräfte und gewaltige Summen vergeudet, die Bevölkerung verhetzt und Heuchelei und Gesetzesübertretung befördert. Und die große Frage der sittlich-religiösen Verwilderung der Jugend bleibt ganz und gar aus dem Gesichtspunkt der Beratung. — Diese Kirche scheint auch keine Ahnung zu haben, wie sehr sie mit diesem Getriebe sich der Kirche Roms gleichstellt, die nicht auf Geistesfreiheit und Geistesbefreiung, sondern auf Zwang sich gründet, auf Zwang womöglich durch den Staat, oder im Gegensatz zum Staatsgesetz. So soll der Staat der Büttel sein, um die prohibitionistischen Gelüste der Methodisten-Kirche durch Zwangsgesetze auszuführen.

Man erlaube uns hier eine kleine Digression mit der nachfolgenden Frage:

Wozu Druckfehler gut sind.

1. Der „Deutsche Lutheraner" berichtet: „Die Zahl der täglichen Zeitungen der ganzen Welt beträgt nahezu 6000. Dazu kommen über 900 auf Deutschland und 250 auf Großbritannien. In Paris erscheinen 150 tägliche Zeitungen, mehr als in London, New York, Philadelphia und Boston zusammen. „Le Petit Journal", eine Pariser Zeitung, hat die größte Verbreitung unter allen Zeitungen der Welt. Die „Frankfurter Post" ist die älteste europäische Zeitung, während die „Pekinger Nachrichten" oder „Tsing Pao" die älteste Zeitung der Welt ist, da sie seit fast 1400 Jahren erscheint. Sie erscheint in einer Auflage von 10,000 Exemplaren. Es mag hierbei erwähnt werden, daß es bis vor kurzem lebensgefährlich war, diese Zeitung herauszugeben, da über Druckfehlern das Damokles*schert* der Todesstrafe schwebte. (Wer hätte da wohl bei uns Lust, unter die Zeitungsschreiber zu gehen? Wie grausam wäre auch ein solches Gesetz für die Leser, denen es ein köstliches Vergnügen ist, Druckfehler zu entdecken!)

Wie gut ist's, nicht nur für den „Lutheraner", daß wir kein solches lebensgefährliches Damoklesschert über uns hängen haben, sondern auch *für uns*! Sind wir doch uns so vieler Druckfehler, trotz aller Sorgfalt bewußt, daß wenn wir auch, wie die lernäische Schlange, hundert Köpfe hätten, diese alle längst abgeschlagen wären, und wir keine dreizehn Jahrgänge durch den Druck gebracht hätten! Denn sicher wären die abgeschlagenen Köpfe kaum schnell genug nachgewachsen, um nur noch *einen* Redaktionskopf übrig zu behalten, sintemal nach unserer Schätzung für den Nachwuchs auch nur eines brauchbaren Redaktionskopfes ein Zeitraum von zwei Monaten sicher nicht ausreichend wäre.

2. Die Aerzte behaupten, daß das Lachen gesund sei, weil es eine heilsame Erschütterung des Zwerchfells bewirke. Von dieser guten Wirkung haben gewiß die alten Chinesen keine Ahnung gehabt, sonst hätten sie nicht eine so grausame Strafe auf die Druckfehler gesetzt. — Wir haben die heilsame Wirkung obigen Druckfehlers in besonderer Weise erfahren. Jener Druckfehler veranlaßte uns nämlich, dem lieben Herrn Dr. Berkemeier, Redakteur des „Deutschen Lutheraner", unsere Genugtuung auszusprechen, daß wir hier kein solches Gesetz haben, da sonst auch ein teures Haupt der Redaktion des „Lutheraner" in Gefahr wäre. Und nun kommt die gute Wirkung: Herr Dr. Berkemeier hatte die Güte, uns seinen hochinteressanten Bericht über das Wartburg-Waisenhaus und seinen Neujahrsgruß für 1912 zuzusenden. Und

diese Schriften sind in so glücklich humoristischem Tone geschrieben, daß man aus dem fröhlichen Lachen nicht herauskommt. Glücklich die Kinderschar von 300 Kindern, die einen so heiter und freundlich angelegten Direktor hat; Gott segne das Werk der Liebe, das da in so fröhlichem Sinne getan wird! Ja, ja, was der kalte Verstand trennt, das kann die Liebe in kurzer Zeit verbünden, wenn man erst sich kennen lernt! Ist's nicht so?

Ein Urteil über Dr. Walther und die Missourisynode.

In Dr. Stellhorns „Theol. Zeitblätter", dem Magazin der Ohiosynode, fanden wir folgenden Aufsatz:

„Das Theologische Zeitblatt über Missouri. — Das „Theologische Zeitblatt im Dienste der lutherischen Kirche," das Organ des Lutherischen Bundes, der sich von der Allgemeinen Lutherischen Konferenz aus Treue gegen die lutherische Kirche trennen zu müssen glaubte, also in gewisser Hinsicht den streng lutherischen Standpunkt in Deutschland einnimmt, äußert sich in seiner Novembernummer zweimal über Missouri. Das erstemal geschieht dies bei der Erwähnung der Waltherfeier. Nachdem eine längere Charakteristik Dr. Walthers aus einem Blatte der in Verbindung mit der Missouri-Synode stehenden Sächsischen Freikirche zum Abdruck gebracht worden ist, macht das Theologische Zeitblatt folgende Bemerkung: „Wir haben dem begeisterten Schüler und Anhänger Walthers unverkürzt das Wort vergönnt, müssen aber nun zur Steuer der Wahrheit, die wichtiger ist als Verherrlichung eines Menschen, wer es auch sei, doch einige Bemerkungen beifügen. ‚Ein zweiter Reformator der lutherischen Kirche' ist Walther nicht gewesen, man müßte denn die von ihm gegründete und geistig beherrschte Missouri-Synode mit der lutherischen Kirche identifizieren, wozu die Missourier allerdings sehr geneigt sind. Denn eine vom Staat freie und unabhängige lutherische Kirche hat es schon vor Walther gegeben und gibt es neben der Missouri-Synode noch heute in Amerika und in andern Ländern, auch in Deutschland. Die prinzipielle Verwerfung der landeskirchlichen Verfassung gibt den Missouriern eine größere Bewegungsfreiheit, als andere Freikirchen haben, welche die Glaubensgemeinschaft mit lutherischen Staatskirchen noch festzuhalten suchen; aber sie zerreißt auch kurzerhand um äußerer Formen willen das Band des Friedens, durch welches wir die Einigkeit im Geist zu halten fleißig sein sollen, und bringt so die Freikirche in den Geruch eines hochmütigen Richtgeistes und unduldsamen Separatismus. Ist schon dadurch die Missouri-Synode zu einer Gefahr geworden für das Einigungswerk der lutherischen Kirche in Deutschland, so noch mehr durch die unter Walthers Autorität von ihr aufgestellten und mit zähem Eigensinn festgehaltenen Glaubenssätze, welche von dem in den lutherischen Symbolen fixierten Konsensus der lutherischen Kirche mehr oder weniger abweichen. Ganz besonders gilt das von der calvinisierenden Gnadenwahlslehre Walthers, über die nun schon seit 35 Jahren jenseits und diesseits des Weltmeeres gestritten wird. Wer um die reine Lehre eifert, sollte nicht neben oder gar über die von Gott gegebenen Quellen derselben, nämlich Gesetz und Evangelium, noch ein drittes Prinzip setzen, welches mit ihnen unvereinbar ist und dem Christen zumutet, beides, Ja und Nein, zu glauben, nämlich: Ja, Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und 2. Nein, Gott will nur die von ihm (ohne Rücksicht auf den Glauben an Christum) Erwählten selig machen. Diese Waltherische Gnadenwahlslehre ist keine gute, sondern übele Hinterlassenschaft des sonst so

reich gesegneten Mannes. Und die missourischen Brüder sollten, anstatt auch darin auf die Worte ihres Meisters zu schwören, den klaren Gegenbeweisen endlich Raum geben und, indem sie sich von dieser Irrlehre lossagen, die Glaubensgemeinschaft mit der lutherischen Kirche wiederherstellen. Das wäre die schönste Gedächtnisfeier ihres Stifters, an welcher auch die ihre Freude haben würden, welche die Geheimnisse Gottes droben im Lichte schauen."

Die zweite Aeußerung über Missouri findet sich in derselben Nummer des Theologischen Zeitblattes gelegentlich einer Besprechung des Stöckhardtschen Kommentars über den Römerbrief. Nachdem die lobenswerten Seiten desselben hervorgehoben worden sind, heißt es: „In dem beigegebenen Exkurs freilich (über die Gnadenwahl S. 83—96 und über die Bekehrung S. 127—139) stellt sich der Verfasser ganz in den Dienst der von der Missouri-Synode auf Walthers Autorität hin ausgeprägten Sonderlehre, indem er alle dagegen laut gewordenen Bedenken als menschlichen Vorwitz kurzerhand abweist. Eigentümlich berührt es, wenn er, auch sofern diese Bedenken in der Schrift gegründet sind, sich mit der Redewendung abfindet: ‚Das steht auf einem andern Blatt der Bibel', und darf hier nicht herangezogen werden. Dem alten Grundsatz, daß die Heilige Schrift ihre eigene beste Auslegerin ist, und daß man die dunklen aus den hellen Sprüchen zu verstehen suchen soll, entspricht dieses Verfahren nicht."

Missouri wird in seinem Unfehlbarkeitsdünkel auch dies Zeugnis als dem Synergismus entsprungen abweisen; wir freuen uns desselben. St.

Ausland.

Von Amerika, wo das Friedensgesäusel in allen Tonarten auf der politischen und kirchlichen Schaubühne ertönt, wo es heißt: Friede, Friede und ist doch kein Friede, nicht einmal unter den christlichen Kirchen untereinander — treten wir auf das europäische Festland, wo nicht nur die Nationen in Waffen starren, sondern wo auch die christliche Kirche in einen Kampf auf Tod und Leben sich verwickelt sieht.

Von solchem Kampfplatz ist denn auch vorwiegend nur zu berichten von den Anläufen der Mächte der Welt gegen die Kirche Christi und gegen das Bollwerk der Heiligen Schrift, und von den ernsten Anstrengungen, die gemacht werden, um diese Angriffe abzuschlagen und die eigene Position zu behaupten. Wir erinnern hier zunächst an die gewaltigen Anläufe des Riesen Goliath, genannt Dr. A. Drews, der das Land in Aufregung brachte mit seinen Vorträgen, in welchen er zu beweisen suchte, daß Jesus überhaupt gar nicht gelebt habe, sondern eine mythische Figur sei. — Seine ganze Agitation ist im Sande verlaufen und ist endgiltig abgetan. Das Ergebnis dieser ganzen Verhandlung war, „daß sich der Bekenntnisschatz der christlichen Kirche, besonders das Bekenntnis zu dem lebendigen Christus, dem Haupt der Gemeinde, in neuer Geisteskraft und Klarheit vor aller Welt als der Felsengrund erwiesen hat, dem allein die Verheißung ewiger Dauer gilt." Dafür sei aus der Menge der Zeugnisse, die hierzu vorliegen, nur ein besonders charakteristisches mitgeteilt. Es erschien in einer Beilage der „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 1. Januar 1911. Da ließ Prof. Dr. Otto Kirn sich vernehmen, wie folgt:

„Der Beweis, daß Jesus lebt, kann nur darin bestehen, daß noch heute in Denkweise und Verhalten des religiös und sittlich lebendigsten Teils der

Menschheit seine Impulse maßgebend sind. Und das ist es, was wir der Frage des pessimistischen Philosophen als unsere Antwort entgegenstellen. Solange niemand der Sehnsucht der Menschheit, die geheimnisvolle Macht zu erfassen, die den Gestirnen ihre Bahn vorschreibt und die Geschicke der Menschen nach ihren Absichten leitet, eine erhabenere und tröstlichere Erfüllung bringt als die Botschaft von dem Vater, der in den Himmeln ist, solange können wir nicht zweifeln, daß Jesus lebt. Solange niemand eine höhere Moral erdenkt als die der dienenden Liebe, die auch dem Feind nur Gutes erweist, und diese Moral, wie Jesus getan hat, durch sein eigenes Verhalten zur fortwirkenden Tat macht, solange lebt Jesus. Solange niemand ein größeres Beispiel von Festigkeit im Kampfe und Siegeszuversicht im Tode gibt, wird Jesus es sein, aus dessen Seelengröße die von Schmerzen und Leiden Heimgesuchten Trost und Mut schöpfen. Aber auch diejenigen, die in Jesus nicht den Führer zu Gott und den Erlöser von Sünde und Verderben sehen, können doch nicht umhin, in seinen unvergänglichen, kristallklaren Worten zu denken und in seinen unvergleichlichen Bildern zu reden, und bezeugen damit, daß Jesus, wenn auch nur als der Weise von Nazareth, eine unauslöschliche Spur in ihrer Seele hinterlassen hat.

Oder wäre es denkbar, daß Menschen, denen auch nur ein Rest der Fähigkeit geblieben ist, Werte zu unterscheiden, den großen und kühnen Gedanken des Christentums die Lehren unsers pessimistischen Philosophen vorziehen sollten? Dort der Glaube an einen persönlichen Gott, der seiner selbst und seiner Welt bewußt und mächtig ist; hier die abenteuerliche Vorstellung von einem Unbewußten, das in seinen halbwachen Träumen Ideen schaffen und Zwecke setzen soll. Dort der ernste Gedanke, daß Unlauterkeit und Selbstsucht von der Gemeinschaft mit Gott scheiden und nur durch seine erlösende Gegenwirkung aufgehoben werden können; hier die wunderliche Idee, daß das Absolute selbst der Erlösung von dem Uebel des Weltprozesses bedürfe und sie von seinen Geschöpfen erwarte. Die ganze Religionsphilosophie Hartmanns der hoffnungslose Versuch, auf dem Boden einer monistischen Metaphysik Raum zu schaffen für die Religion, die ihrem Wesen nach als Heilsverlangen und Vertrauen einen realen Unterschied von Gott und Welt, Schöpfer und Geschöpf voraussetzt und ohne diesen zur bloßen Phrase herabsinkt. Dort eine Sittlichkeit, die unserm Leben den großen Inhalt des Kampfes für Wahrheit, Recht und Bruderliebe gibt; hier eine Denkweise, die trotz aller großen Worte von uninteressiertem Gutestun doch alle positiven sittlichen Ziele der pessimistischen Stimmung zum Opfer bringt. Wem kämen nicht, wenn er diese ganze trostlose Weise überblickt, die Worte Fausts in den Sinn:

Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt!

Nein, solange keine gefährlichere Konkurrenz in der Bemühung um die geistige Leitung und sittliche Hebung der Menschheit auf den Schauplatz tritt als die unersprießliche und widerspruchsvolle Philosophie Ed. v. Hartmanns, solange dürfen wir getrost bei dem Bekenntnis bleiben: Jesus lebt! Und wer die Entwicklung des außerchristlichen Denkens seit zwei Jahrtausenden mit dem geistigen Gehalt der Evangelien zusammenstellt, der darf hinzufügen: wird leben, solange es eine Menschengeschichte gibt."

Hat der Prahlhans Drews durch sein Geschwätz sich um allen Kredit gebracht bei kompetenten, urteilsfähigen Denkern; so nicht minder der fade Schwätzer Jatho. Er ist ja nach ernsten Kämpfen in der preußischen Landeskirche des Amtes entsetzt worden. Darüber erhob die liberale Presse ein greuliches Zetergeschrei. Doch die Welt geht ihren Gang nach wie vor, und der ganze Rummel dient nur dazu, dem gleichgiltigen Volk die Augen aufzutun, daß jeder sich klar werden muß: Hier gilt's eine Entscheidung, hier handelt es sich um ernste Glaubens- und Gewissensfragen.

Jatho sucht nun als Wanderredner aufzutreten und für seine schwarmgeistigen Ideen Propaganda zu machen. Aber jetzt tritt erst sein geistiger Bankrott recht offen zu Tage und er wird bald als eine abgetane Größe, oder besser Kleinheit in die Rumpelkammer wandern müssen.

Sogar die Sozialdemokraten wollen nichts mit ihm zu tun haben. In der sozial-demokratischen Zeitung „Züricher Volksrecht“ berichtet ein Schreiber: „Selig sind die Unfertigen!“ ruft Jatho, und begründet dies so: „denn aus ihnen kann noch etwas werden!“ Nun gut, in diesem Sinn darf auch seine Weltanschauung füglich „selig“ genannt werden. Unselige aber selig zu machen, vermag sie nicht. Wer also zu Jatho ging, um Trost für seine dürstende Seele zu erlangen, ist sicher trostlos nach Hause gegangen. Und diese trostlose Enttäuschung muß ich von Herzen teilen. Ich hatte erwartet, einen geistreichen, aber durchaus ernsthaften Philosophen über ernste Probleme reden zu hören, der innerlich wahr sein würde, wahr und ohne Aufmachung, als treuer Ausdruck von des Redners Temperament und Stimmung. War Jatho ein ruhiger Philosoph, so würde er, so dachte ich, klar, ruhig und überzeugend sprechen; war er ein Pathetiker, so würde er in stürmischem Pathos sein Temperament entladen; war er ein Fanatiker, so würde er in hysterischer Verzückung die Augen verdrehen und in ewiger Seligkeit schwelgen. Ein pathetischer, ein wissenschaftlich philosophierender, oder auch ein fanatischer Redner hätte mir, jeder für sich, noch wahr erscheinen, ich hätte ihn noch ernst nehmen können. Statt dessen aber fand ich einen Schauspieler, der eine auf rethorische Wirkung hin ausgearbeitete Rolle gab, geschickt mit allen Temperamenten spielte und zu jedem auch den entsprechenden Gesichtsausdruck so täuschend wiedergab, als hätte er ihn im Spiegel studiert.... Im knappen Zeitraum einer Stunde die Superlative von einem Dutzend verschiedener Gefühle zu erleben, bald verzückt und bald ermahnend und bald donnernd zu sein, ganz wie's das Konzept verlangt, das ist nicht dem Wahrheitssucher, sondern nur dem Redner, dem Schauspieler möglich.... Pfarrer Jatho verkündet keine neue Wahrheit; sein Bruch mit der Orthodoxie mag vielen als eine Tat erscheinen. Dem Glücklichen aber, der von Jugend auf in dogmenfreiem, modernem Denken aufgewachsen ist, scheint es fast, als wäre Jatho auch hier als ein „Unfertiger““ auf halbem Wege stehen geblieben. Und wer nicht das Wesen der Wahrheit, sondern nur deren Schein sucht, wer sich nicht dafür interessiert, ob Tell gelebt habe, sondern nur, ob man ihn lebenswahr spielen könne, wer nicht wissen will, ob und was Gott ist, sondern nur, wie und was er sein könnte, der gehe zu Pfarrer Jatho, der in seltener Kunst und Vollendung göttliche Komödie mimt.“ Armer Jatho!

Doch der Unglaube ist in der Tat eine hundertköpfige Hydra. Kaum ist ein Haupt anscheinend erfolgreich abgetan, so erheben sich gleich andere mit tobender Wut und Getöse. Auf Jatho folgt der Fall Heydorn, von dem wir im September-Heft 1911 berichtet haben. Und gleich darauf der Fall Traub, des lärmenden Agitators von Dortmund. Er steht noch in kirchendisciplina-

rischer Untersuchung. Was dabei herauskommen wird, ist noch nicht vorauszusehen.

Wir fanden aber in „Positiver Union" ein ganz charakteristisches Urteil über Traub, das im „Dortmunder Generalanzeiger" stand und angeblich von einem stammt, der als ruhiger, liberaler Mann bekannt sei, und einer der ältesten Presbyter der Reinoldi-Gemeinde (Traubs) ist. Es lautet:

„Was viele bedeutende Menschen, und nicht zum wenigsten die Geistlichen an sich haben, wurde bald auch bei Herrn Traub erfunden: die Sucht, alle Geister zu beherrschen! Man muß nämlich nicht glauben, daß die Unduldsamkeit nur bei den Positiven zu finden ist, die Freisinnigen leisten darin auch oft außerordentliches. Herr Traub steckte aber nicht nur in der Reinoldi-Gemeinde seinen Hut auf die Stange, sondern er wurde in ganz Deutschland auf politischem, journalistischem, philosophischem, religionsgeschichtlichem und künstlerischem Gebiete zu einer tonangebenden Persönlichkeit, die den Dingen ihren Stempel aufdrückt, war viel auf Reisen und knüpfte zu allen führenden Kreisen der Nation Beziehungen an. Fast wäre ich versucht, ihn mit einer in Deutschland weit höher stehenden Persönlichkeit zu vergleichen, die auch in vielen Töpfen kocht.

Diese Tätigkeit Traubs war mir und vielen Freunden von Reinoldi nicht angenehm. Wir fürchteten, daß er durch diese vielseitige schöngeistige und politische Tätigkeit in den trüben Strudel des Tagesstreits gerissen und die harmlose Freude an der pastoralen Erbauung seiner Gemeinde, die nicht nur aus philosophischen Professoren, sondern auch aus armen und elenden Menschen besteht, verlieren würde. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, und nicht umsonst wies unser Herr Jesus Christus im Gleichnis den Versucher von sich, der ihm die ganze Welt schenken wollte.

Die Laufbahn Traubs ist so geworden, wie ich sie trüben Herzens geahnt habe. Sein Geist ist glänzender, aber seine Worte sind bitterer geworden. Tiefer und tiefer reißt ihn seine diktatorische und agitatorische Natur hinein in den Parteikampf. Das ist sein Lebenselement; mag es nun gegen die Agrarier oder gegen die Orthodoxie oder gegen beide gehen. Wir können ihn nicht aufhalten; er muß sein Leben vollenden, wie er es angetreten hat. Aber eins darf ich doch wohl sagen, bei aller Anerkennung seiner großen Vorzüge und Verdienste: ein solcher Mann ist kein Pfarrherr, wie er mir als Ideal vorschwebt. Und ich gehe noch weiter und sage: die große Zwietracht, die heute in der Reinoldi-Gemeinde herrscht, rührt zumteil auch aus seinen Charakteranlagen her, mögen seine Freunde der evangelischen Freiheit sich immerhin als die Verfolgten hinstellen. Und darum wandten sich die Mittelparteiler bei den jüngsten Wahlen von Traub ab. Gehässigkeit gegen ihn lag ihnen ganz fern, aber die freisinnige Diktatur in der Kirche war ihnen unerträglich geworden."

Doch die Genannten sind nun die Rufer im Streit, die keck und frech voranstürmen. Traub hatte sogar die Frechheit, das Urteil über Jatho eine „Gottlosigkeit" zu nennen! „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen!" Ja, „wehe den Gottlosen, denn es wird ihnen vergolten werden, wie sie es verdienen!" Groß ist heute der verführte Haufe, der freilich es nicht anders haben will. Er jauchzt blindlings den Verführern zu und läßt willig sich irre führen, läßt willig sich die heiligsten Güter des Glaubens aus dem Herzen rauben. Es sind nicht nur Einzelne, die am Umsturz arbeiten. Es ist ein ganzes Heer,

das Sturm läuft gegen die feste Burg des Glaubens. Da ist die radikale Theologie, der nichts mehr heilig ist, und die die Kanzel und Lehrstuhl zum Tummelplatz menschlicher Meinung machen will; da ist der „Monistenbund", der gröberen oder feineren Materialismus an die Stelle des Christentums setzen möchte und recht rührig vorangeht in seinen Agitationen. Da ist „die rote Flut" der Sozialdemokratie, die nun wieder so drohend ihr Haupt erhebt. Diese Feinde der christlichen Kirche arbeiten darauf hin, eine Austrittsbewegung aus der Kirche ins Große in Gang zu bringen. Ein Komitee aus zehn Mann bestehend, unter Leitung des Prof. Gurlitt, hat sie gebildet, das systematisch in allen Städten den Massenaustritt aus der Kirche organisieren soll durchs ganze Land.

Besonders giftig und feindselig aber zeigt sich der sächsische Lehrerverein unter seiner radikalen Führerschaft. Wir haben darüber schon früher berichtet, auch von der mannhaften Erklärung des sächsischen Kultusministers gegen die Umsturzpläne der radikalen Lehrerschaft.

Gegenüber den Umtrieben dieser Lehrer steht aber die sächsische Landeskirche und ein Teil der Lehrer mit der sächsischen Regierung fest zusammen. Es wird da viel gute Arbeit getan zur Entfaltung der evangelischen Volksschule. Die letzte Landessynode des Königreichs Sachsen hat nahezu einstimmig eine Erklärung angenommen, die wir nun nachstehend mitteilen. Sie lautet:

„Der Landessynode ist es ein Bedürfnis, dem hohen Kirchenregiment für die feste Stellung zu danken, die es zu den religiösen Kämpfen der Gegenwart durch die Rede seiner Exz. des Herrn Kultusministers bei der feierlichen Eröffnung der gegenwärtig tagenden Synode vor dieser und dem Lande kundgegeben hat.

Mit demselben Geiste freudiger Bekenntnistreue beseelt, erkennt es auch die Synode als ihre vornehmste Pflicht, dahin zu wirken, daß allen Schichten unsers Volkes die idealen Güter erhalten bleiben, die es in den Heilswahrheiten des evangelischen Christentums besitzt, und die ihm in allem Wandel der Zeiten und Geschicke festester Halt und kräftigster Ansporn geworden sind.

Die Synode sieht einen verhängnisvollen Irrtum in der leider weit verbreiteten Annahme, daß mit der fortgeschrittenen Naturerkenntnis die Lehren des Christentums nicht vereinbar seien. Sie tritt mit dem ganzen Ernste innerster Ueberzeugung für die unerschütterte Wahrheit ein, daß über die durch Naturgesetze bestimmte äußere Erscheinungswelt hinaus und in sie hinein noch eine andere Welt göttlichen Waltens und Einwirkens ragt, die Gottes Wort und unser Gewissen, Geschichte und eigenes Erleben uns bezeugen. Nur aus der Erkenntnis der untrennbaren Einheit beider ergibt sich eine harmonische und innerlich befriedigende Weltanschauung.

Von entscheidender Bedeutung ist diese Erkenntnis für eine gedeihliche Arbeit der Schule und nicht zum wenigsten unserer Volksschule. Die Synode steht unverrückbar auf dem Standpunkte, daß die Volksschule ihre Aufgabe, Verstand, Gemüt und Willen, also den ganzen Menschen im Kinde auszubilden, nur dann erfüllen kann, wenn sie der religiös-sittlichen Erziehung des Kindes neben seiner sonstigen Ausbildung völlige Gleichberechtigung einräumt. Das aber kann sie mit Erfolg nur dann, wenn sie den Religionsunterricht im Einklang mit den Grundlehren der Kirche erteilt.

In voller Uebereinstimmung mit der im Jahre 1909 bei außerordentlicher

Tagung eingenommenen grundsätzlichen Stellung erachtet die Synode namentlich folgende Gesichtspunkte als maßgebend:

1. Der konfessionelle Charakter ist unserer Volksschule und insbesondere ihrem Religionsunterricht zu erhalten.

2. Dem konfessionellen Charakter der Volksschule entsprechend, hat als Grundsatz zu gelten, daß der Lehrer wie allen anderen, so auch den Religionsunterricht erteilt und demgemäß das Religionsgelöbnis ablegt.

3. Für den Religionsunterricht hält die Synode an Aufsichtspflicht und -Recht der Kirche fest. Sie empfiehlt der Kirchenbehörde, für diesen Dienst dort, wo die Verhältnisse es wünschenswert machen, besonders erfahrene Geistliche zu bestellen.

4. Für die zusammenfassende Unterweisung in den religiösen und sittlichen Grund- und Heilswahrheiten des Evangeliums ist der Kleine Katechismus Luthers, dies volkstümlichste Bekenntnis unserer Kirche, als Richtlinie und Ziel unentbehrlich.

5. Weil es ein Segen bleibt, sich in der Jugend einen Schatz von Kraft- und Trostsprüchen für Leben, Leiden und Sterben zu sammeln, ist einer Verarmung unsers Volkes an Spruchkenntnis und Liedererbe zu wehren.

Die Auswahl des Lernstoffes hat mit Berücksichtigung, jedoch ohne Unterschätzung der kindlichen Auffassungskraft, ebenso nach religiösen wie nach sittlichen Gesichtspunkten zu geschehen.

Dementsprechend kann der Lernzweig, besonders inbezug auf den Katechismus, gemildert werden.

Die Synode wünscht selbst eine Reform des Religionsunterrichts nach den Grundsätzen fortgeschrittener Pädagogik und verkennt auch da, wo sie hinsichtlich der Gestaltung der Reform abweichende Anschauungen vertritt, doch nicht, daß auch andersgerichteten Reformbestrebungen die besten Absichten zugrunde liegen.

Sie hält — unbeirrt durch alle Vorgänge der neueren Zeit und bestärkt durch die treue Mitwirkung vieler Lehrer am kirchlichen Leben und an verschiedenen Zweigen der Reichsgottesarbeit — die Hoffnung fest, es werde sich das zu ihrem tiefen Schmerze getrübte Verhältnis eines Teiles der Lehrerschaft zur Kirche in absehbarer Zeit wieder zu dem alten Vertrauensverhältnis gestalten, wie es durch die beiderseitigen inneren Beziehungen zu einander von selbst geboten ist."

Und was antworten darauf die Lehrer? Wir geben einen Teil einer Resolution, die der Dresdener-Lehrerverein gefaßt hat, wie wir ihn in „Pos. Union" finden:

Wenn der Religionsunterricht in dem von der Synode gewünschten Sinne weiterhin erteilt wird, muß die religiöse Entwickelung unsers Volkes unberechenbaren Schaden leiden. Ein maßgebender Einfluß des Votums der Synode auf die Entschlüsse von Regierung und Landtag würde um so verhängnisvoller sein, als ein Blick auf die religiösen Kämpfe der letzten Jahre überzeugend lehrt, daß in der Einmütigkeit der Synode sich nicht etwa die Stimmung und Meinung des gesamten evangelischen Volkes wiederspiegelt, sondern die Ansicht engster, orthodoxer Kreise. Diese Tatsache allein beleuchtet in geradezu erschreckender Weise, wie völlig entfremdet bereits die große Masse des evangelischen Volkes den kirchlichen Angelegenheiten gegenüber steht. Wenn der Antrag Pank erklärt, daß der ganze Mensch im Kinde nur ausgebildet werden könnte, wenn der religiös-sittlichen Erziehung des Kindes, neben

seiner sonstigen Ausbildung, völlige Gleichberechtigung eingeräumt wird, so sagt er damit nur, was die sächsische Lehrerschaft mit größter Entschiedenheit immer und immer wieder ausgesprochen hat. Wenn aber die Synode als unerläßliche Bedingung zur Erreichung dieses Zieles nur den Religionsunterricht erklärt, der im Einklange mit den Grundlehren der Kirche erteilt werde, zu denen ohne Zweifel uns völlig fremde Dogmen gehören, so läßt sie das Wahrhaftigkeitsbedürfnis nicht nur der Lehrerschaft, sondern der großen Mehrheit des ganzen Volkes unberücksichtigt. Den Gegensatz zur Kirchenlehre hat die Lehrerschaft nicht geschaffen, sie hat ihn vorgefunden als notwendiges Resultat der gesamten geistigen Entwickelung. Der Widerspruch kann nie mehr ausgeglichen werden, wenn die Kirche nicht mit voller Entschlossenheit die Wahrheitsfrage stellt. Die Lehrerschaft verwahrt sich entschieden dagegen, daß in der Ablehnung des dogmatischen Religionsunterrichts die religiös-sittliche Erziehung gefährdet werde. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die Forderungen der Synode bedeuten eine völlige Ablehnung der Forderungen der Lehrerschaft, der gegenüber der Wunsch nach Verständigung am Schluß fast peinlich berührt. Wenn der Dresdener-Lehrerverein an den Forderungen der Lehrerschaft unerschütterlich festhält, so hofft er, daß durch ihre Verwirklichung eine allmähliche Ueberbrückung der tiefklaffenden religiösen Gegensätze in unserm Volke geschaffen und gerade dadurch der Kirche selbst am besten gedient wird.

Hierzu bemerkt die „Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung" in Leipzig:

Jedes Wort der Kritik ist überflüssig. Die Frage aber, welche uns diese Resolution des Dresdener-Lehrervereins wieder ins Gewissen schiebt. ist die: Bedeutet es nicht für Eltern, welche in dem Glauben und dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche ihr höchstes Gut sehen, eine auf die Dauer geradezu unerträgliche Gewissensnot, wenn sie gesetzlich gezwungen sind, ihre Kinder der Beeinflussung von Religionslehrern ausgesetzt zu sehen, die ganz offen erklären, daß der Religionsunterricht unserm Volke einen „unberechenbaren Schaden" zufügt? Können Lehrer, die diese Erklärung abgeben — auch wenn der konfessionelle Charakter der Volksschule gewahrt bleibt — unsere Kinder wirklich im Glauben unserer Kirche unterrichten? Es zeigt sich immer mehr — trotz aller günstigen Schulrevisionsprotokolle: Die Religionsunterrichtsfrage ist nicht nur eine Frage der Zukunft, sondern auch eine — und zwar brennende — Frage der Gegenwart.

Das ist Kampf! Es ist, wie wir anderswo in Literatur gesagt haben: Man versteht sich nicht mehr und will sich nicht verstehen!

Die Kirche sucht krampfhaft zu halten, was sie hat; und die Gegner stoßen um so schroffer das bisherige Glaubensgut von sich.

Die Frage, wie soll das weiter gehen, wird eine recht brennende. Verbinden sich die verneinenden Geister zum Ansturm wider die Kirche und im letzten Grunde gegen das Christentum, so sollte das doch den gläubigen Christen die Augen öffnen, zu sehen, daß es hohe Zeit ist, alle kleinlichen Zänkereien und Parteizerklüftung fahren zu lassen und sich in einem Sinn und Geist um das große Siegespanier des Kreuzes Christi zu scharen. Dem welttrunkenen Geschlecht muß das Kreuz Christi in seiner ganzen Häßlichkeit (für den Fleischesmenschen) gepredigt werden. Das Wort muß der Menschheit entweder ein Geruch des Lebens zum Leben, oder ein Geruch des Todes zum Tode werden.

Unter diesen Kämpfen und Wirren erhebt sich immer ernster und dringender die Frage der Trennung der Kirche vom Staat. Ueber diese Frage

hat sich die „Allg. Evang.-Luth. K.-Z." im Vorwort II. geäußert wie folgt:
Eine sehr ernste Frage hat der Jatho-Fall flüssig gemacht: die Frage der Trennung von Kirche und Staat. Man findet es unerträglich, daß die Geistlichen durch Zwang ein Evangelium predigen sollen, das sie nach ihrer Ueberzeugung nicht mehr vertreten können, und daß sie der Kirchendisziplin verfallen, wenn sie nach ihrer Ueberzeugung handeln. Man sieht, wenn die Dinge bleiben, wie sie sind, die Unwahrhaftigkeit in der evangelischen Kirche dauernd etabliert. Die Frage der Trennung ist sehr ernst und wird uns noch viel beschäftigen. Nur so, wie man sie jetzt behandelt, scheint sie uns nicht zum Ziele zu führen. Man behandelte sie nämlich vielfach unter dem Gesichtspunkte der „religiösen Vergewaltigung" bezw. der „religiösen Freiheit". Man spielte mit der Täuschung, als ob die Gemeindeglieder in ihrer persönlichen Ueberzeugung bedroht seien; als ob der deutsche Reichsbürger keine Religionsfreiheit mehr genösse. Und er genießt sie doch in vollstem Maße. Jeder Erwachsene kann aus der Kirche austreten, wann er will; er kann Jude, Buddhist, Monist, Theosoph, kurz, er kann alles werden, wozu ihn gelüstet. Daher redeten auch die Besonneneren nur insofern von einer Vergewaltigung, als man liberalen Gemeinden orthodoxe Geistliche aufnötigte und sie dadurch in eine religiöse Zwangslage bringe. Auch das jedoch bedarf noch der Modifikation. Denn diese liberalen Gemeinden bezw. Gemeindeglieder sind doch meist in den Großstädten; und welche Großstadt hat nicht ihre freier denkenden Prediger? Die Kirchentüren zu ihnen stehen offen, und wer modernreligiöse Erbauung sucht, findet sie bei ihnen; der Kirchgang ist keinerlei Zwang ausgesetzt. Aber ist nicht das wenigstens ein Zwang, wenn eine liberale Gemeinde nicht den liberalen Pfarrer bekommen oder behalten darf, den sie will? Liegt hier nicht doch eine Vergewaltigung vor? Sehen wir von so singulären Fällen wie Jatho und ähnlichen ab und holen uns sonst wo Rat, wo die Dinge bereits nach modernen Wünschen gestaltet sind, so tritt uns die beachtenswerte Erscheinung entgegen, daß im allgemeinen die sogenannten liberalen Gemeindeglieder überhaupt nicht mehr oder nur ganz selten zur Kirche gehen. Wenn sie der Prediger nicht persönlich fesselt, die moderne Religion als solche gewinnt ihnen nicht das Herz ab. Wer kennt nicht die erschreckend leeren Kirchen liberaler Gemeinden in Hamburg, Berlin, Bremen und anderwärts? Man wird daher nur in sehr eingeschränktem Maße von der religiösen Gewissensnot der liberalen „Gemeinden" oder von ihrer „Vergewaltigung" reden dürfen, wenn ein positiver Pfarrer auf der Kanzel steht. Nein, die Frage der Trennung von Kirche und Staat ist in solcher Beleuchtung imgrunde mehr eine Pastorenfrage als eine Gemeindefrage. Pastoren und ihre Freunde haben sie aufgeworfen, Pastoren ereifern sich um die „Lehrfreiheit" und hoffen, zum erwünschten Ziel zu kommen. Aber die Pastoren sind noch nicht die Kirche. Daher hat es auch allen Anschein, als ob die Frage in dieser Form keine brennende „Kirchenfrage" werden wollte. Die bisherige Diskussion wenigstens ist nicht sehr ermutigend. Der einsichtigste Vorschlag, der von Dr. Theodor Kaftan, den Modernreligiösen als einem Sonderzweig der Gesamtkirche selbständige Gemeindebildungen mit Kirchen und Predigern zu ermöglichen, fand sofort den lebhaftesten Widerspruch; man wolle nicht nur nebenher „geduldet" sein. Andere Vorschläge, die Gesamtkirche etwa in Einzelgemeinden aufzulösen, jede mit eigenem Bekenntnis und freien Predigerwahlen, zeigten schon in ihrer Anlage die Un-

durchführbarkeit. Und es ist auch eine Frage, ob damit irgend jemand zufriedengestellt würde. Die Liberalen, d. h. die Weitblickenden unter ihnen, wissen ganz genau, daß ihre Ausscheidung aus dem Körper der Bekenntniskirche nur zu ihrem eigenen Untergang führen würde. Solange sie in der Bekenntniskirche sind, bedeuten sie noch etwas; sie sind unter sich so erlahmt, wie die Geschichte zeigt, nur zu bald ihre religiöse und kirchliche Kraft. Und ob der Staat mit einer solchen liberalen und bald religionslosen „Kirche“ einverstanden wäre? Denn das hieße für ihn Auflösung der Religion in einem großen Teile des Volkes und damit sittlichen Selbstmord. Aber auch die glaubende Kirche selbst, der doch daran liegt, den Sauerteig des Evangeliums unter das ganze Volk zu bringen und ihm zu erhalten, könnte sie mit ruhigem Gewissen in solche Scheidung willigen? Sie selbst hätte zwar den allergrößten Gewinn davon, sie könnte endlich in Ruhe und Kraft ihre Gemeinden pflegen. Aber könnte sie des Volkes Sterben ansehen?

Uns scheint die „Trennung von Kirche und Staat“ von einer andern Seite zu drohen, als von freiheitfordernden Pastoren und ihren Freunden, nämlich von der allgemeinen antikirchlichen Zeitströmung. Diese Zeitströmung sucht, wie wir alle wissen, das staatliche und Volksleben von jeder Beziehung zur Kirche zu lösen und die Kirche hinauszustoßen unter den Haufen der übrigen Vereine, wie es in Frankreich geschah. Und darauf haben ernste Kirchenmänner auch längst ihr Augenmerk gerichtet: Was ist schon jetzt zu tun, wenn auch bei uns der gewaltige Bruch eintreten sollte, damit die Gemeinden nicht so hilflos dastehen wie in Frankreich? Die Frage ist in erster Linie nicht Pastorenfrage, auch nicht Bekenntnisfrage, sondern Finanzfrage. Man hat daher schon da und dort den Modus der Selbstbesteuerung ergriffen, und dieses Gebiet wäre mit Weisheit, aber auch Energie weiter auszubauen. Es müßte ferner schon jetzt durch sachkundige Männer das ursprüngliche Kirchenvermögen, das, was einst der Staat an sich nahm, oder das mit dem Staatsorganismus sich vermischt hat, reinlich zahlenmäßig ausgeschieden und durch die Volksvertretung und Behörden als rechtliches Eigentum der Kirche anerkannt und festgelegt werden. Das Ergebnis könnte im Aktenschranke bleiben, solange der Staat seinen Verpflichtungen gegen die Kirche nachkommt. Aber sobald das Wort der Trennung zur Wirklichkeit wird, wird das anerkannte Recht seine praktischen Folgen erhalten und die Kirche vor der Not schützen. Was weiter noch zu geschehen hätte, ob vielleicht an die Sammlung eines Riesenfonds zur Erhaltung der Kirche der Reformation gedacht werden könnte — welch eine Parole für das Jubeljahr 1917! — mögen die erwägen, denen die Leitung der Kirche befohlen ist. Jedenfalls ist es des Schweißes der Edlen wert, beizeiten für Dach und Fach zu sorgen, falls einmal die Kirche auch bei uns obdachlos werden sollte.

Aber — Gott sei es gedankt — noch dürfen wir diesen Wandel nicht von heute auf morgen erwarten. Die Kirche steht! und die deutschen Fürsten und ihre Ratgeber freuen sich noch, sie zu haben; und in keiner deutschen Volksvertretung ist noch ernstlich die Frage der Trennung erwogen worden. Und haben wir uns nicht getäuscht, daß Gott gerade jetzt seiner Gemeinde und damit auch unserm Volke eine neue Zeit schenken will, so ist die Frage erst recht keine aktuelle.

Wohl aber liegen zwei andere Aufgaben vor uns, die keinen Augenblick Versäumnis dulden. Die eine ist die, daß die Kirchenleitungen die Gemeinden mit allem Ernst gegen die Heterodxie

schützen und sich durch nichts abhalten lassen, solchen Schutz zu handhaben. Noch besteht die evangelische Kirche zu Recht, noch haben ihre Geistlichen das Amtsgelübde freiwillig abgelegt; so sind sie auch gehalten, danach ihr Amt auszuüben. Man wird bei der noch vorhandenen Verwirrung nicht von allen die volle Glaubensverkündigung fordern dürfen; das wäre allerdings ein Zwang gegen die Wahrhaftigkeit des einzelnen. Aber das wird man fordern dürfen, daß sie alles zurückstellen, was dem Glauben der Gemeinde direkt widerstreitet. Es wird dann noch Gemeinsames genug übrig bleiben, worin ihre eigene Ueberzeugung mit dem Glauben der Kirche zusammentrifft und wodurch sie erbauen können und nicht mehr niederreißen.

Die andere nächstliegende Aufgabe halten wir noch dringender und hier sehen wir die brennendste Frage der Gegenwart, das ist die Frage der religiösen Unterweisung der Jugend. Hier ist ungeheuer viel versäumt worden, und hier droht eine größere Gefahr als von hundert Jathos und Traubs zusammen. Die Jugend ist den Lehrern übergeben, und wenn diese die Religion nicht mehr kennen, so ist sie ihnen preisgegeben, wehrlos. Und vielfach ist sie ihnen schon preisgegeben. Wir wollen nicht wiederholen, was schon oft gesagt worden ist. Aber das sagen wir: Wenn hier die Kirche nicht wachsamer wird, dann wird zwar nicht ein plötzlicher Sturm die Landeskirche hinwegfegen, aber — sie stirbt in aller Stille dahin. Haben wir nicht schon genug Tod vor Augen an dem heranwachsenden Geschlecht? Was wissen sie noch von christlicher Religion? Was können sie noch von Bibelsprüchen und frommen Liedern? Wohl, es ist noch Gutes da, aber die innere Verarmung hat bereits die verhängnisvollsten Dimensionen angenommen. Hier müßte die Kirche sich in volle Rüstung werfen, hier müßten die Synoden beraten, die Kirchenregierungen Beschlüsse fassen; hier müßten endlich Wege gefunden werden, um den Religionsunterricht so mit der Kirche zu verankern und ihn so reichlich und von so befähigten Kräften erteilen zu lassen, daß wir wieder eine gut christliche Jugend gewinnen. Mit flammenden Buchstaben möchte man es an die Wände schreiben, mit Posaunentönen durch das Land rufen: Wer die Jugend hat, hat die Zukunft."

Damit kommen wir zurück zu der Frage des religiösen Jugendunterrichts, die wir unter Inland behandelt haben. Wie viel schlechter ist es damit hier in diesem Lande bestellt, wo die Kirchen so hochmütig auf das „ungläubige" Deutschland herabblicken und nicht sehen, in welcher religiösen Unwissenheit und Oberflächlichkeit hier die Jugend aufwächst! Es ist hohe Zeit, daß die Kirchen aus ihrem Schlaf der Sicherheit aufwachen und sich mit allem Ernst verbinden, der religiösen Indifferenz des Staates dieser Frage gegenüber ein Ende zu machen. Versagt der Staat den Forderungen allgemeiner und systematischer Religionsunterweisung, so sägt er sich selber den Ast der Autorität ab, auf dem er sitzt und wird durch Gottes Gericht zugrunde gehen.

Literatur.

Vom Verlag der Pilgermission in Gießen kam uns zu: Karl Heinrich Rappard. Ein Lebensbild. Von seiner Gattin. Zweite Auflage, viertes bis sechstes Tausend. Zu haben in unserm eigenen Verlag in St. Louis, Mo. 439 Seiten. Preis: gebunden 4 Mk., mit Goldschnitt 4.50 Mk.; im Verlagshaus, portofrei: $1.35.

Es gibt ohne Zweifel unter unsern Lesern eine ganze Anzahl, die mit der markanten Person des sel. Inspektors Rappard von St. Chrischona bei Basel persönlich bekannt geworden sind. Ist er ja doch vierzig Jahre der leitende Geist der genannten Anstalt gewesen. Und alle, die in Basel, sei es in der dortigen Missionsanstalt oder in der Predigerschule ihre Ausbildung empfingen, sind doch irgendwie auch mit der Pilgermission auf St. Chrischona und ihrem geistesmächtigen Inspektor bekannt geworden. Für alle diese sollte vorweg der Lebenslauf des Entschlafenen eine besondere Anziehungskraft haben. Aber nicht bloß für sie. Wir möchten sagen: Alle, denen es ein Herzensanliegen ist, sich ganz, unbedingt und in voller Lauterkeit des Herzens dem Herrn zu übergeben, alle, welche ihr Leben ganz allein der souveränen Leitung und Führung des Herrn übergeben wollen; alle, welche ein Sehnen nach wahrer Heiligung durch das Blut Jesu in sich tragen und unter geheimen Lasten seufzen; alle, welche in Haus und Amt in wahrem Segen wirken möchten; denen möchten wir raten: Greift nach diesem schönen, herrlichen Lebensbild, das euch die Gestalt eines Jüngers Jesu vor Augen malt, der in göttlicher Einfalt, Lauterkeit und Wahrheit vor Gott wandelte und Tausenden zum Segen geworden ist.

Wer den Charakter des Mannes recht verstehen will, sollte eigentlich zuerst den Lebensabriß von Karl August Rappard, dem Vater des Inspektors lesen, der im Anhang des Buches beigefügt ist, geschrieben von Direktor W. Arnold, dem Schwager von Inspektor R. — Der Vater war ein Separatist mit ganz besonderen Ideen. Selbst ein sehr gelehrter und gebildeter Mann (Theologe), wollte er doch seine zwölf Kinder erziehen ohne allen Einfluß von Welt und Kirche. Er meinte in ihren Herzen einen „leeren Raum" lassen zu müssen, um dem originalen Wirken des Wortes und Geistes Gottes desto mehr Eingang zu verschaffen. Das ging sogar soweit, daß er für sich und die Seinen kein Staatsbürgerrecht hatte, weder in Deutschland noch in der Schweiz, wo er seßhaft war. Und er hoffte sogar, seine Kinder sollten alle ledig bleiben, um sich ganz dem Herrn zu widmen.

Erst die Wirksamkeit des aus Indien zurückgekehrten Basler Missionars Hebich im Kanton Schaffhausen vermochte es fertig zu bringen, daß die Familie Rappard von ihrer einsiedlerischen Weltabgeschlossenheit abkam und eine Verbindung mit den gläubigen Christen der damaligen Zeit hergestellt wurde. Und diese Berührung mit Hebich gab auch dem nachmaligen Inspektor den inneren Antrieb, sich in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen; da aber der Vater jeder wissenschaftlichen Theologie abhold war und für das Seelenheil der Studenten fürchtete, so entschied er, daß sein Sohn nur auf Chrischona seine Ausbildung bekommen dürfe, wo er, unbefleckt von jeder Wissenschaft, nur eine praktische Bildung bekommen sollte für den Dienst Christi. Das war eine Einseitigkeit des Vaters, die aber unstreitig zu großem Segen ward nicht nur für den nachmaligen Inspektor, sondern auch für sein ganzes Lebenswerk, das in diesem Buch uns hier von einer liebenden Gattin gezeichnet ist. Kann man auch den Standpunkt der Verwerfung aller theologischen Wissenschaften und Bildung nicht billigen, so ist doch nicht zu leugnen, daß auch in diesem einseitigen Biblizismus eine große Kraft liegt, um auf weite Volkskreise im Segen zu wirken.

Das Buch zeigt, von welch entscheidender Bedeutung die Berufung Rappards als Inspektor der Pilgermission auf St. Chrischona geworden ist für diese selbst und für die Entwicklung des Dienstes der Evangelisation in den

Heimatkirchen. Die phantastische Idee Spittlers von der „Apostelstraße" wurde fallen gelassen und Rappard faßte immer fester das Ziel ins Auge, die Zöglinge der Chrischona für den praktischen Evangelistendienst in der Heimat auszubilden. Und bei dem kläglichen Zerfall des Glaubenslebens und dem Ueberhandnehmen einer glaubenslosen Theologie hat gerade die Tätigkeit der von Chrischona ausgehenden Glaubensboten unter des Herrn Leitung dazu gedient, vielen den Weg zum Leben zu weisen, die sonst irre gingen in der Sandwüste dieser Welt.

Möchten doch recht viele unserer Leser nach diesem Buch greifen, gerade auch die, welche in Gefahr sind, in dem Irrgarten der falsch berühmten Kunst, genannt Theologie, sich zu verirren und durch allerlei Menschenfündlein sich abbringen zu lassen von dem E i n e n, was für Herz, Haus und Amt allein not tut. An solchem mustergiltigen Vorbild kann das Herz erstarken und in neuem Glaubensmut sich ermannen, alle Sünden- und Sorgenlast abzuwerfen und im Dienste Christi sich gerne und freudig zu verzehren bis zum letzten Atemzug.

Wir verweisen besonders auch noch auf die Anzeige Seite 16 im „Friedensbote" No. 1, 1912, die kein Wort zu viel sagt.

Aus demselben Verlag kam: S. A. H a d l e y. Ein Wunder der Gnade. Von Rev. Wilh. Chapman, D. D. Autorisierte Uebersetzung. Zweite Auflage. Kartoniert 1. 40 Mk., Geb. 2 Mk. 179 Seiten.

Dem streitenden und zankenden Theologengeschlecht unserer Tage, das über die Realität der Person Jesu und über Erlösungs- und Versöhnungstheorien sich zankt — möchten wir dieses Buch in die Hände geben und hören, was die Herren dazu zu sagen hagen. „Es gibt keine Wunder," hat nie welche gegeben — so dozieren die Herren Professoren auf ihren Kathedern. Laßt sie sehen „d a s W u n d e r d e r G n a d e," das Werkzeug in der Hand des Heilandes, S. A. Hadley, durch welchen der Herr so viele Seelen aus tiefstem Abgrund gerettet hat! Eine aufgeklärte Wissenschaft schwatzt wohl in schönen Phrasen von der „Ethik Jesu," die allein noch übrig bleibt vom Christentum. Möchten doch die Herren sehen, wie die „Ethik Jesu" aussieht bei diesem auserwählten Rüstzeug Jesu, und wie diese „Ethik Jesu" sich erbarmend zu den tief gefallenen Sündern neigt und sie mit mächtiger Hand herausreißt aus dem Sumpf der Liederlichkeit und Schlechtigkeit, sie umwandelt und zu brauchbaren Gliedern im Reich Gottes macht.

Hadley, einst selbst ein verkommenes Subjekt, ein Fälscher, Spieler und Trunkenbold, wurde an einem Abend mächtig ergriffen von der Gnade Gottes als er in der Rettungsmission Jerry McAuleys in New York einkehrte. Von da an erlebte er eine völlige Umwandlung und Erneuerung seines ganzen inneren Menschen. Er, der selbst schon dem delirium tremens rettungslos verfallen schien, wurde ein reich gesegnetes Werkzeug der Gnade Gottes, um so tief gefallenen Sündern zum Leben aus Gott zu verhelfen. Das Buch ist eine Illustration zu dem Vers: „Sein Blut, der edle Saft, hat solche Stärk und Kraft, daß auch ein Tröpflein kleine, die ganze Welt kann reine, ja aus des Teufels Rachen frei, los und ledig machen."

Aber wer glaubt das? Wer wagt es darauf? Man verschaffe sich dieses Buch, um die Wunder der rettenden Gnade kennen zu lernen.

Von gleichem Verlag kam: F. Köhler: „Wie weit ist's in der Nacht, Wächter?" Zweite Abflage. Ein kleines Heft von 24 Seiten. Preis 20 Pf. Wer an die Erfüllung der prophetischen Weissagungen bei Daniel und in der Offenbarung glaubt, wird hier wichtige Fingerzeige für die Beurteilung unserer Zeitlage finden. Für andere Leute ist's eigentlich nicht geschrieben. Eine Weltkrisis scheint sich allenthalben anzubahnen.

Hin zur Fülle. Von Pfr. E. Lamerdin, theolog. Lehrer auf St. Chrischona. Ein Heft von 32 Seiten, Preis 25 Pf. (Aus gleichem Verlag.) Ein Referat, gehalten von dem Verfasser bei einer Konferenz auf St. Chrischona. Angesichts der traurigen Verirrungen, die bei der sogenannten Pfingstbewegung zu Tage traten, sucht Verfasser in nüchtern biblischem Sinne und an der Hand der Schrift die Frage zu verhandeln: Wie kommt es zur Fülle des Geistes und Lebens bei uns und in unsern Gemeinden? 1. Die Notwendigkeit; 2. die Möglichkeit; 3. die Vorbedingung; 4. die Verwirklichung des Empfangs.

Solange die Christen im gewohnten Schlendrian dahingehen und sich nicht bewußt werden, wie tief sie unter dem Normalchristentum stehen, solange wird auch kein Sehnen nach der Lebensfülle und kein größeres Maß des Geistes und der Kraft sich einstellen. Und solange bleibt auch das Christentum schwach, ohnmächtig und verächtlich vor der Welt.

Vom Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, kamen uns zu: Leben und Religion. Gedanken aus den Werken, Briefen und hinterlassenen Schriften von Max Müller, † Prof. der orientalischen Sprachen in Oxford. 4—5. Tsd. Autorisierte Uebersetzung von Max Müllers: **Thoughts of Life and Religion.** 251 Seiten, geb. 4 Mk.

Ferner: In Harmonie mit dem Unendlichen. Von Ralph Waldo Trine. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb in Marburg. 41—45. Tausend. 224 Seiten. Geb. 3 Mk. 50 Pf. Dieses Buch ist in englischer Sprache schon in ca. 200,000 Exemplaren verlegt und verkauft worden.

Der Verlag, dem wir die Zusendung dieser Bücher herzlichst und bestens verdanken, schreibt dazu Folgendes: „Lebensbücher. Von Ralph Waldo Trine, Orison Swett Marden, Max Müller u. a. Unsere vor nunmehr sechs Jahren begründete Sammlung von Lebensbüchern hat in den weitesten Kreisen eine derart freudige Aufnahme gefunden, daß unsere Hoffnung, einem wirklichen Bedürfnis entgegenzukommen, in reichstem Maße erfüllt worden ist.

Die Lebensbücher wollen eine von starren Glaubenssätzen und Formeln losgelöste, innere Religiosität pflegen; sie gehen auf die gemütlichen Bedürfnisse des denkenden und arbeitenden Menschen von heute ein und verkünden in einer gemeinverständlichen Sprache eine ideale Lebensauffassung, die den Weg zu einem freien großen Menschentum erschließen soll.

Eingeleitet wurde die Serie durch das berühmte Werk von Trine: „In Harmonie mit dem Unendlichen", dem wir weitere Werke desselben Verfassers und anderer Denker wie Orison Swett Marden und Sheldon Leavitt folgen ließen. Als Gegengewicht gegen diese amerikanischen Werke

werden wir in zwei neuen Bänden nunmehr auch deutsches Denken und Fühlen zu Wort kommen lassen, und wir zweifeln nicht, daß wir damit den unausgesprochenen Wunsch vieler erfüllen werden."

Die zwei Bücher von Müller und Trine haben etwas geradezu Faszinierendes und Bestechliches, das einen so gefangen nehmen kann, daß man denkt, es gibt kaum etwas Schöneres und Besseres als diese Lebensbücher.

Fragt man sich dann, und sucht sich Rechenschaft darüber zu geben: Was ist denn diesen Büchern eigen, das solchen bestechlichen Reiz ausübt über das bedrückte und von der Not des Lebens so eingeengte Herz — so ergibt sich folgendes Resultat:

1. Beide Bücher sind Ergebnisse von vergleichenden, tüchtigen, religionsgeschichtlichen Studien, die ihre Verfasser frei gemacht haben von allem engen und starren Dogmenzwang, der unserer christlichen Theologie noch vielfach anhängt.

2. Beide Verfasser haben einen weiten und freien Blick gewonnen in die Schönheit, Kraft und Herrlichkeit eines ungehemmten und unbeschränkten Lebens in froher, seliger Lebensgemeinschaft mit Gott und sie beschreiben dieses Leben mit Worten, die unmittelbar das Herz und Gemüt ergreifen und hinreißen. Sie haben erkannt, daß im Grund alle Religionen dieses Höchste suchen und erstreben.

3. Max Müller übersieht auch nicht die einzigartige Größe und Herrlichkeit des Christentums, das alle andern Religionen weit überstrahlt; während Trine in diesem Stück hinter Müller weit zurücksteht.

4. Man kann sagen: Beide Verfasser bieten das Höchste, Schönste und Größte dar, was das Christentum, aber auch nur dieses allein, der Menschheit zu bieten vermag, und darin liegt wohl der hohe Reiz, den sie auf das Herz ausüben beim ersten Lesen.

5. Beide aber schweigen von Sünde und Schuld und scheinen nicht zu wissen, daß die Sünde und Schuld das einzige Hindernis ist, daß Gott und Mensch nicht können zusammenkommen. Darum ist es auch beiden nicht klar, inwiefern nur Christus der einzige Mittler und der Weg ist, durch den wir zu Gott kommen können.

6. M. Müller gibt zwar Seite 17 eine dunkle Andeutung von dem Vorhang, den Christus habe hinwegtun müssen, sagt aber nicht, was dieser Vorhang sei, es war wohl dem teuren Mann selbst nicht klar.

7. Dieses Zurücktreten des spezifisch christlichen Moments kann nun in Dogmen befangene Leser vielleicht so abstoßen, daß sie ihnen gar den christlichen Charakter abzusprechen wagen. Das wäre aber weit gefehlt. Wie gesagt: Sie bieten das Höchste und Größte, was das Christentum uns zu bieten vermag. Ihr Mangel ist aber der, daß sie nicht sagen, wie durch Christum allein diese höchste und beste Frucht gewonnen wird. (Römer 5, 1—5.) Dem Mangel kann aber abgeholfen werden.

7. Wir raten den Christen: Lest diese Lebensbücher, laßt euch durch sie die im Tode des Dogmatismus erstarrten Augen auftun, reibt euch den Schlaf aus den Augen und schaut, welch ein herrliches, reiches und seliges Leben ihr durch Christum bekommen könnt in der Gemeinschaft mit Gott. Dann geht zur Lebensquelle selbst, geht zur Schrift, die euch zeugt von dem Leben, das beim Vater ist und uns erschienen in dem Sohne Jesus Christus (1. Joh. 1, 1 ff.) Tut ihr das, so ist uns nicht bange, daß ihr des rechten Weges verfehlen möchtet. (Joh. 14, 6.)

8. Wie man Trine des Pantheismus zeihen kann, ist uns unverständlich. Es ist Theismus im höchsten Sinne des Wortes, was wir bei ihm fanden; allerdings kein dogmatisch erstarrter Theismus, sondern ein lebensvoller, der mit dem Wort Apostgelgesch. 17, 28 u. 29 vollen Ernst macht. Das weiter auszuführen, würde hier zu weitläufig werden.

Aus demselben Verlag kam: „Beißwänger, Wir Christen von heute. Verlag von J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. Gebunden 3.50 Mk.

Professor Rudolf Eucken-Jena bezeichnet das Buch als vortrefflich. Um nicht immer nur eigene Urteile zu geben, drucken wir hier einige Urteile der Presse ab:

„.... Das Buch ist eine der erfreulichsten Früchte des ‚Kampfes um die Weltanschauung', und ist ihm in den Kreisen, für die es bestimmt ist, viel Eingang zu wünschen. Dazu mag auch die vom Verlag ihm gegebene einfach-vornehme Ausstattung das ihre beitragen."

„Staatsanzeiger für Württemberg."

„Von der Muße seines ländlichen Pfarrsitzes aus hat der Verfasser den Zweifelnden und Suchenden — und das sind im Grunde alle Gebildeten — ein feines und köstliches Büchlein geschenkt. Dasselbe ist nicht für die Fertigen und Satten, für die Buchstabengläubigen und Traditionsanbeter; es ist ein Wegweiser zu einem ernsten und tiefen Christentum auf freierer Grundlage..... der freiere, modernere Standpunkt des Verfassers ist aber keineswegs ein solcher individueller Willkür oder pantheistischer Verwaschenheit..... Was dem Buche seinen besonderen Wert gibt, das ist die reiche Belesenheit und die gründliche philosophische Bildung des Verfassers. Das Buch würde es verdienen, wenn es in den weitesten Kreisen Eingang fände." „Schwäbischer Merkur."

„Was den Verfasser besonders auszeichnet, ist das entschiedene Festhalten an den wesentlichen Grundlagen unserer Religion bei allem Freimut der Kritik. Die Literatur, die sich mit der religiösen Frage beschäftigt, beginnt ja bereits ins Unendliche auszuwachsen. Aber ich habe kein Buch dieser Art gelesen, das Geist und Gemüt so gleichermaßen befriedigt und auch dem Laien so leicht verständlich ist, wie Beißwängers „Wir Christen von heute."

„Württemb. Zeitung."

Was uns ganz besonders empfehlenswert erscheint ist das letzte Kapitel des Buches: „Religiöse Erziehung", eine Frage, die auch uns angeht und tief ins praktische Leben eingreift. Wir sind oft in dieser Frage zu sehr dogmatisch-theologisch befangen, und haben nicht die rechte Einsicht, wie der kindliche Geist in die großen göttlichen Wahrheiten einzuführen sei, ohne ihm mit bloß dogmatisch-kirchlicher Autorität zu imponieren. Hier gibts viel zu lernen! Auch für den Konfirmandenunterricht bei Kindern, die ohne viel religiösen Unterricht uns zugeführt werden und von uns in das religiöse Denken und Leben einen Einblick bekommen sollen. Ein solches Buch erweitert den Geistesblick und macht verträglicher gegen Andersdenkende!

Vom Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a./S., kam uns zu: „In Ihm war das Leben." Sammlung akademischer Predigten v. Dr. Herm. Hering, Prof. der Theologie, Geh. Konsistorialrat und

Universitätsprediger in Halle. 308 Seiten. Preis 6 Mk., geb. 7.50 Mk. — Das Buch ist originell eigenartig angelegt. Es will nicht einen „Jahrgang" Predigten bieten, nach dem Kirchenjahr geordnet. Sondern der Inhalt ist nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet. „Seelsorgerworte an Studierende" eröffnen das Buch. Dann folgen: „Seelsorgerliche Gespräche Jesu" — mit Nikodemus (drei Predigten) mit der Samariterin (zwei Predigten); dann „Rechtfertigung der Sünderliebe Gottes (Luk. 15; vier Predigten), „Wegweisung zum Glauben" (drei Predigten), Lob der Liebe; Gebet, sonst noch drei Themen; zuletzt: „Ewiges Leben". (drei Predigten.)

Wir haben vorstehend Bücher genannt, die sich mit dem Namen „Lebensbücher" einführen und die aller Beachtung wert sind. Doch haftet ihnen ein Mangel, eine gewisse Einseitigkeit an, wie wir ja angedeutet haben. Es kommt bei Max Müller und bei R. W. Trine das „In Ihm war das Leben" nicht so recht zu seinem vollen und klaren Ausdruck. Die religionsgeschichtlichen Studien haben noch etwas zu viel Macht über sie. Hier aber in Prof. Herings Predigtbuch haben wir auch ein Lebensbuch, das mit lauter und klarer Stimme zeugt von dem, der allein zur Einigkeit mit Gott und zur „Harmonie mit dem Unendlichen" als masc. nicht neutr. gefaßt) uns führen kann. Ihm hat die große Gelehrsamkeit nicht den Blick getrübt. Er hat erkannt, daß der Lebenshauch aus dem Geiste Jesu Christi uns innerlich berühren und beleben muß, wenn wir sollen zur Einheit mit Gott kommen. In akademischer Sprache gefaßt, bieten diese Predigten einen köstlichen Inhalt und ein klares Zeugnis des Glaubens an den, in dem uns das Leben erschienen und zugänglich gemacht worden ist.

Die Sprache ist freilich nicht so populär, so einfach, so leicht verständlich und — nicht so unmittelbar zum Herzen dringend und mit Macht anpackend, wie die jener obengenannten Bücher. Die volkstümliche Art ist es, die jene Bücher in weite Volkskreise eindringen läßt. Hier sind Predigten, die nur auf Studierende und Studierte berechnet sind. Den letzteren mögen sie Anleitung geben, das herrliche Evangelium mit neuer Freudigkeit zu predigen. Doch müssen die Prediger mehr zur Volkssprache sich bequemen, wenn sie Eindruck machen wollen auf den einfachen Volksmann. In gebildeten Kreisen wünschen wir dem Buch weiteste Verbreitung.

Jaarboek der Vereniging voor Nederlandsch-Luthersche Kerkeschiedenis. In haar naam uit gegeven door Dr. J. N. Pont. Amsterdam Ten Brink en DeVries. 1911.

Das vorstehend angezeigte Buch kam von unserm Verlag uns zu. Es ist der vierte Teil eines Werkes, das wir in deutscher Uebersetzung geben: „Neue Beiträge zur Kenntnis der Geschichte und dem Wissen des Luthertums in den Niederlanden."

Da wir weder ein guter Kenner der holländischen Sprache sind, noch auch voraussetzen, viele solcher unter den Lesern zu finden, so bescheiden wir uns mit der Anzeige des Buches.

Vom Verlag des Deutschen Philadelphia-Vereins, Stuttgart, kamen uns zu:

1. Von Ernst Schreiner: Sieben Segensquellen. Preis 1.20 Mk. — Heilkraft für die Nervösen. 70 Pf. — Was bringt uns die nächste Zukunft? 25 Pf. — Gottes Abrechnung mit den Völkern Europas.

Vom gleichen Verfasser. Preis 20 Pf. 23 Seiten. — Volksschriften, Heft 1—5. Jedes Heft 20 Pf.

Sieben Segensquellen: Der Segen des Gehorsams; — eines völligen Vertrauens; — der Demut; — des verborgenen Gebets; — der Tat; — eines offenen Bekenntnisses (Christi); — der Fürbitte.

Das ist ein Büchlein, das in die Demütigung, in die Tiefe und in die Stille führt vor Gott; dort sind die Quellen der Kraft. Wir haben hierzulande das vielgeschäftige Tun und Machen wohlmeinender Männer, die durch große Agitationen hoffen, in der Kirche und Welt Großes auszurichten. Dabei hören wir die Klage: Wir haben in unsern deutschen Gemeinden die Männer nicht für solche Arbeit, wie sie z. B. das sog. Laien-„Movement“ herbeizuziehen sucht. Und das ist wahr! Da müssen wir, liebe Brüder, erst selbst die verborgenen Segensquellen kennen und benützen lernen, die Schreiner hier andeutet. Wenn wir wollen ein Segen werden für andere, müssen wir erst selbst jene Segensquellen treu für uns selbst benützen, dann gibt der Herr auch den Segen. Denn „es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen,“ spricht der Herr.

Heilkraft für die Nervösen. Ein Büchlein, das die verborgenen Ursachen aufdeckt, woher die körperliche Kraftlosigkeit kommt. Es gibt bittere Heilstropfen ein, die nicht jedem munden werden. Da heißt's eben: Willst du gesund werden?

Was bringt die nächste Zukunft? Ein furchtbar ernster Weckruf an das sichere, vom Taumelkelch der Welt trunkene Geschlecht! „Wenn sie werden sagen: Friede, Friede, es hat keine Gefahr, so wird sie das Verderben plötzlich überfallen wie der Schmerz ein schwangeres Weib und werden nicht entrinnen!“ Das sollte man auch unsern blinden Politikern zuschicken, die meinen mit papiernen Verträgen den Weltfrieden sichern zu können. Diese Schrift ist schon in sechzehn Tausend Exemplaren gedruckt. Sie kommt wesentlich überein mit der andern Schrift vom Verlag der Pilgermission: „Wie weit ist's in der Nacht?“, die auch in diesem Heft zur Anzeige kommt. Brüder, übersehet diese Warnungssignale nicht!

Aehnlichen Inhalt hat die nächste Schrift: „Gottes Abrechnung mit den Völkern Europas.“ 1. Der Ernst der Zeit. 2. Die Sünde unserer Zeit. 3. Gottes Abrechnung mit seinen Knechten. 4. Gottes Abrechnung mit der liberalen Theologie. 5. Gottes Abrechnung mit dem Kapitalismus. 6. Gottes Abrechnung mit dem Sozialismus. 7. Gottes Abrechnung mit der modernen Genußsucht. 8. Wie? 9. Wann wird's geschehen? 10. Die Aussichten des Christentums.

Verfasser unternimmt es nicht, Tage oder Jahre anzugeben, glaubt aber, daß Völkerkriege und Bürgerkriege (soziale Krisis) nahe bevorstehen und den Umsturz vollziehen. Frankreichs Revolution ist Vorbild. Dem Umsturz folgt die Tyrannei des Antichristen, wie vor 100 Jahren die Napoleons. Die Entscheidungskämpfe werden in Palästina auszukämpfen sein. Das stimmt mit der prophetischen Weissagung.

Die Volksschriften sind: „Wie es im Simmentale einmal Goldstücke regnete.“ Eine ernste Offenbarung der waltenden Gerechtigkeit Gottes.

„Juno, der Affe mit dem Menschenverstand.“ Ein verrückter Affenprofessor durch seinen eigenen Affen ad absurdum geführt.

„Zum Tode verurteilt.“ Eine herzergreifende Geschichte vom Fall eines sonst gut erzogenen Jungen, und wie er den Weg zum Vater fand.

„Die Enterbten.“ Eine Humoreske, wie ein sozialistischer Redakteur und seine Frau durch eine kleine Erbschaft von den sozialistischen Schrullen kuriert wurden.

Die Schriften Schreiners treffen tief ins Herz und Gewissen.

2. Aus gleichem Verlag kam: „Steine statt Brot.“ „Ein Blick in die Oede des modernen Vernunftglaubens.“ Von Pastor Siedersleben, Kleinmühlingen (Anhalt).

In diesem Buch spiegelt sich so recht die babylonische Sprachenverwirrung auf dem Gebiet der Theologie, wo keiner den andern mehr versteht und verstehen will. Vieles, was Verfasser als äußerst bedenklich und gefährlich ansieht in den Schriften der Modernen, beurteilen wir persönlich ganz anders! Zwar den Schlußsätzen des Verfassers, von Seite 35 an, können wir fast ganz zustimmen, obgleich auch da manche Anmerkung zu machen wäre. Wir beurteilen kirchliche Zustände hier anders als ein Staatskirchenmann. Vielleicht wenn der Zudrang der Zusendungen wieder abflaut, ist es uns einmal vergönnt, unsern Standpunkt genauer zu präzisieren. Die Schriften von R. W. Trine und von Max Müller müßten als ergänzende Seitenstücke zur Vergleichung beigezogen werden. Sie sind einseitige Halbheiten, die aber der schroffen Orthodoxie zur Seite gestellt werden müssen. „Nach Liebe hungert die Menschheit, nicht nach rechtgläubigen Lehrsätzen,“ schreibt Schreiner auf Seite 79 in „Segensquellen.“ Nicht durch Theologengezänk wird die Welt gerettet, sondern durch die demütige, tätige Sünderliebe.

Vom Verlag von J. C. Hinrichs, Leipzig, kam uns zu: Carl Hilty. Eine Einführung in seine Schriften mit einer Skizze seine Lebens. Von Karl Haas. Mit Bild und Faksimile von C. Hilty. Zwölf Seiten. Preis 30 Pf. Das Heft ist ein neubearbeiteter Sonderabdruck aus Deutsch-Evangelisch. Einleitend sagt Verfasser: „Der für alle Fortschritte der modernen Kultur aufgeschlossene Mensch der Gegenwart empfindet doch in seinen besten Vertretern das uralte Verlangen der Menschheit nach dem Ueberſinnlichen, Unfaßren, Ewigen, aber eine tiefe Abneigung gegen alle „dogmatischen“, alle „theologischen“ Erörterungen hat bei vielen Gebildeten ein unüberwindliches Vorurteil gezeitigt gegen die berufsmäßigen Verkünder der christlichen Religion. Darum ist es für unsere Zeit von besonderer Bedeutung, wenn Persönlichkeiten auftreten, die, von Hause aus nicht Theologen, vielmehr einem ganz anderen Lebenskreise angehörig, doch durch Naturanlage und Lebensgang sich als berufene Führer für die „Suchenden“ unserer Zeit erweisen. Unter ihnen ist, sowohl nach seiner geistigen Begabung, wie nach seiner umfassenden Wirksamkeit, in erster Linie zu nennen: Carl Hilty.“

Dieses Urteil unterschreiben wir voll und ganz. Wer abgehetzt und ermüdet von dem Theologenkampf unserer Tage nicht weiß, wohin er sich wenden soll, weil er einerseits die ewigen Grundlagen der christlichen Religion nicht verlieren will und doch mit den dogmatisch-theoretischen Festsetzungen der Orthodoxie des Mittelalters sich nicht mehr zufrieden geben kann, andererseits bei Zuwendung zur sogenannten modernen Theologie fürchtet, gerade eben diese Grundlagen zu verlieren, der wende sich weg von aller Theologie zu dem Laien Carl Hilty, lasse von ihm sich die einfachen, ungekünstelten Wege einer

urkräftigen Religiösität zeigen, die ihn in Verbindung und selige Abhängigkeit bringt mit dem Gott seines Lebens und ihn sachte und still die steilen Pfade hinanführt, wo die Gottesnähe zu erfahren ist. Hilty lebte als Kind Gottes in der Schrift des alten und neuen Testaments, unbeirrt von aller Kritik der Theologenzunft. Er hatte für die Kirche kein besonders günstiges Urteil, wie seine Schriften zeigen; er hatte mit ihr traurige Erfahrungen gemacht. Dafür hielt er sich unerschütterlich an die historische Quelle der christlichen Religion: die Schrift, ohne sich sklavisch an die Inspirationstheorie zu binden. — Vorliegende Schrift zeigt in Kürze den Lebensgang Hiltys und gibt eine ganz summarische Uebersicht über seine religiösen Schriften. Wer damit bekannt werden möchte, greife zunächst nach diesem Heftchen.

Vom Verlag der Basler Missionsbuchhandlung kam uns zu: „Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir." Von Dr. John R. Mott. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Zweite, sorgfältig revidierte Auflage. Mit acht Bildern. Preis: Broschiert Fr. 3 = Mk. 2.40, gebunden Fr. 4 = Mk. 3.20.

Die erste Auflage der deutschen Ausgabe von Motts Entscheidungsstunde der Mission ist binnen Jahresfrist vollständig vergriffen — ein Beweis dafür, daß sein gewaltiger Missionsappell auch in der evangelischen Christenheit Deutschlands ein Echo gefunden hat. Sie erscheint in zweiter Auflage in einer sozusagen neuen Bearbeitung; die Uebersetzung ist einer sorgfältigen Revision unterzogen worden, der Text wurde mit zahlreichen Ueberschriften versehen und dem Ganzen eine ausführliche Inhaltsübersicht beigegeben. Motts markige und prägnante Sprache ist freilich im Deutschen kaum nachahmbar; um so mehr Mühe hat der Bearbeiter darauf verwendet, die Gedanken Motts möglichst genau und in verständlichem und fließendem Deutsch wiederzugeben. Möge das Buch auch in seiner neuen Gestalt neue Freunde gewinnen und namentlich auch von Missionsstudienkränzchen fleißig studiert werden!

„Eroberung der Welt in diesem Jahrhundert für Christum" heißt bekanntlich das Motto, welches der heutige Missionsenthusiasmus sich gestellt hat. Und wir wollen sicher nichts tun, um den Mut und die Tatkraft der treuen Knechte des Herrn zu lähmen. Es ist jetzt entschieden Missionszeit. Das betont auch Ernst Schreiner in dem oben genannten Heft: „Was bringt die nächste Zukunft?" Er erkennt Seite 14 in den offenen Türen der Heidenwelt das vom Herrn gegebene Zeichen (Matth. 24, 14.) Er sagt dann aber, und wir müssen ihm darin durchaus beistimmen: „Die große Missionsparole: Die Welt für Christum in dieser Generation, entsprang wohl einem von Liebe glühenden Herzen, entspricht aber nicht dem Plane Gottes. Die Welt für Christus, das werden wir im tausendjährigen Reiche erleben. Da wird es Massenbekehrungen geben, und den Erstlingsgarben wird die volle Ernte folgen. Aber vorerst dürfen wir uns keinen falschen Hoffnungen hingeben und nicht die Christianisierung ganzer Nationen in diesem Zeitalter erwarten." Wir glauben, daß Schreiner kein Unglücksrabe ist, sondern mit nüchternem Geistesblick die ganze gefährliche Zeitlage im Licht des Geistes der Weissagung im Ganzen richtig beurteilt. Gleichwohl soll auch das Buch von Dr. Mott uns dazu dienen, den Schlaf aus den Augen zu reiben und „zu wirken, solange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da niemand wirken kann."

Aus gleichem Verlag kamen: drei neue kleinere Missionsschriften:

„Die Saat der Mohren." Kurze Schilderung der Basler Mission auf der Goldküste. Von P. Steiner. Mit 12 Bildern. Preis: 20 Pf.

Tschin, der arme Chinesenknabe, und Vater Bodelschwingh. Neue Ausgabe. Mit 5 Bildern. Preis: 10 Pf.

„Ein seltsamer Heiliger." Ein Lebensbild aus der indischen Mission. Erzählt von P. Steiner. Mit 6 Bildern. Preis: 10 Pf.

Das erste zeigt, welche Opfer die Mission auf der Goldküste forderte, ehe es zum heutigen Stand der Arbeit kommen konnte.

Das zweite gibt die Lebensgeschichte eines armen Chinesenknaben, der in Englind bekehrt wurde, den Trieb bekam, Missionar zu werden, aber selig starb in England. Die Lebensbeschreibung dieses Knaben gab aber den Anstoß, daß Bodelschwingh sich entschloß, sich der Mission zu widmen und dadurch in seine gesegnete Laufbahn eingelenkt wurde.

Das dritte Heft gibt den Lebensabriß eines indischen Fakirs, der ein Johannes-Evangelium zu eigen bekam und auf eigene Faust den Namen Jesu verkündigte, ohne zu wissen, daß das der Christenglaube sei. Er wurde später ein gläubiger Christ, auch ein Verkündiger des Evangeliums, aber stets etwas nach seiner eigenen Art.

Vom Verlag von Bertelsmann, Gütersloh, kam uns zu: Resch, Kirchenrat Dr. Alfred, Der Auferstandene in Galiläa bei Jerusalem. Ein Beitrag zum topographisch-pragmatischen Verständnis der Auferstehungsgeschichte. Preis: 6 Mk.

Man beachte den Titel: **Galiläa** bei Jerusalem. Das zeigt die Haupttendenz des geehrten Verfassers. Er will erweisen, daß es östlich vom Oelberg eine Gegend gab, die man „Galiläa nannte, und dieses Galiläa sei gemeint in allen den Stellen: Markus 14, 28; Matth. 26, 32; 28, 7. 10. 16 — auch Lukas 24, 50 kombiniert Verfasser mit Matth. 28, 16, wobei die Schlußworte von Lukas 24, 51 „und fuhr auf gen Himmel" gestrichen werden.

Nach dem Verfasser war Simon (Petrus) der eine Wanderer nach Emmaus und Kleophas der andere. Er bringt dafür Belege aus alten Zeugnissen. Die Erscheinung des Herrn vor den 500 Brüdern auf dem Galiläa-Berge setzt er an den Schluß des Auferstehungstages. (Lkas 24, 50 ff.) Das gibt eine prächtige Harmonierung der verschiedenen Erscheinungen des Herrn. Natürlich ist diese Auffassung des Verfassers nicht unwidersprochen. Dr. Th. Zahn hat schon 1903 seine ganze Gelehrsamkeit aufgeboten, um die Annahme eines Galiläa bei Jerusalem als Märchen zu erweisen. Aber er konnte weder Dr. Resch noch andere überzeugen, daß er Recht habe. So müssen wir es den Gelehrten überlassen, über diese Dr.-Frage zu verhandeln, bekennen aber, daß die Darstellung von Dr. Resch etwas sehr Gewinnendes für sich hat. Es ist keine Frage der Seligkeit, aber doch eine das Gemüt sehr ansprechende Frage.

Derfs, Pfarrer E. A., „Passiflora." Zeugnisse eines Kämpfenden. Preis: 4 Mk., geb. 4.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.) Ein Jahrgang Predigten über altkirchliche Perikopen, gehalten von einem Manne mit seltener Kraft und Begabung, Predigten in volkstümlicher, packender Form, einfach, daß der Schlichteste sie fassen, und schön, daß der Gebildete sich daran erbauen kann.

Aus einem Urteil: „Fröhliches Christentum predigt Derfs, obschon sein eigen Leben durch manches Dunkel ging. Starkes, bekenntnisfreudiges Christentum predigt er, stets im Tone eines Zeugen, der persönlich jedes Wort, das er spricht, vertritt. Aus dem Leben heraus, praktisch und angreifend redet er. Alles in allem: ein prächtiges Buch, ein Werk voll Originalität, das seinen Segensgang machen wird durch die deutsche Christenheit."

Wir können vorstehende Urteile mit vollster Ueberzeugung bestätigen. Es sind echt evangelische Predigten in volkstümlich-einfacher Sprache gehalten. Verfasser schämt sich nicht des alten Evangeliums, das von der blutigen Sühne durch Christi Blut und Tod Zeugnis gibt. In seiner prächtigen Karfreitagspredigt über Jes. 53, 4—6 predigt er über:

Die große Heilandsliebe.

1. Sie trägt die Sünde. 2. Sie sühnt die Sünde. 3. Sie heilt Sünde.

Unter 2 sagt er: Ob es unser Herr Gott nötig gehabt hätte, um der Gerechtigkeit willen Blut zu fordern? Diese Frage kommt für mich gar nicht in Betracht. Ich sehe nur überall, wo fühlende, warme Menschenherzen schlagen, tragen und klagen seit Jahrtausenden bis in diese Stunde hinein jene große, tiefe, untilgbare Sehnsucht nach Sühne." — Auch dieses Buch darf mit Recht ein Lebensbuch genannt werden und ist zugleich mustergiltig für volkstümliche Einfachheit, Kürze und Klarheit der Sprache.

Dr. H. Cremer. Ein Lebens- und Charakterbild. Gezeichnet von (seinem Sohn) Liz. E. Kremer. Preis: 5.40 Mk., geb. 6 Mk. Mit Bilderschmuck. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

Es war beabsichtigt, in dieser Nummer im redaktionellen Teil dieses Buch einer ausführlichen Würdigung zu unterziehen. Das Manuskript liegt auch dafür da. Aber so kurz vor den Distriktskonferenzen sind so viele dringende Gegenstände zu verhandeln, daß es uns unmöglich ist, dieses Mal auch das Lebensbild von Dr. H. Kremer mit aufzunehmen. Wir müssen also unsere Leser auf das nächste Mal vertrösten.

Reu, Joh. Mich., Professor D.: Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der Evangelischen Kirche zwischen 1530 und 1600. 1. Teil: Quellen zur Geschichte des Katechismusunterrichts. Zweiter Band: Mitteldeutsche Katechismen. 1. Abteilung: Historisch-bibliographische Einleitung. Preis: 10 Mk., geb. 12 M. 2. Abteilung: Texte. Preis: 20 Mk., geb. 22 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Von diesem wichtigen Quellenwerke liegt nun der zweite Band, enthaltend die Mitteldeutschen Katechismen, vollständig vor. Des großen Umfangs wegen hat er in zwei Abteilungen erscheinen müssen. Die erste Abteilung enthält die umfangreiche (496 Seiten) historisch-bibliographische Einleitung. Der Religionsunterricht des 16 Jahrhunderts war hauptsächlich Katechismusunterricht. Hier fließen die Quellen am reichsten, lebendige Zeugen einer rastlosen Tätigkeit und vorbildlichen Treue der Kirche. Die Einleitung verfolgt einen doppelten Zweck. Sie will den Entwicklungsgang der jeweiligen Landeskirche soweit skizzieren, als es nötig war, um die Situation aufzuzeigen, unter der es zur Einführung oder zum Wechsel eines katechetischen Lehrbuchs gekommen ist. Und sie will die notwendigsten bibliographischen Notizen

bringen. Drei Gebiete sind behandelt: die sächsisch-thüringischen, die schlesischen und die hessischen Katechismen. Am Ende befindet sich ein genaues Orts- und Personenregister.

Die zweite Abteilung enthält die Texte der Mitteldeutschen Katechismen auf 1126 Seiten. Aus dem sächsisch-thüringischen Gebiet liegen 59 Katechismustexte vor, aus Schlesien 16 und aus Hessen 12. Die Texte sind genau reproduziert, deutsch oder lateinisch. Die alte Orthographie ist beibehalten. Für den Fachmann wie den praktischen Pädagogen und Katecheten, der sich für solche Dinge ein Interesse bewahrt hat, ist damit eine Fülle wertvollen und großenteils schwer zu beschaffenden Materials zur bequemen Benutzung zugänglich gemacht worden. Man staunt über den unverdroßenen Fleiß, mit dem der Herausgeber aus 71 Bibliotheken und Archiven, aus mehreren 50 Programmen und sonst woher die katechetische Literatur zwischen 1530 und 1600 in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit gesammelt hat. In Anerkennung seiner verdienstvollen Arbeit ist er von der theologischen Fakultät zu Erlangen mit der theologischen Doktorwürde geehrt worden. A. M.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Recht anziehend ist das Februarheft gestaltet. Wir nennen von den größeren Aufsätzen: Wesen und Arten des Mythus. — Erkenntniskritik, Weltanschauung und Apologetik. — Ellen Key. — Ein Kriegsplan der Dissidenten. Besondere Beachtung verdient auch die Rubrik „Rundschau im Geisteskampf" mit ihren kleineren, aber nicht minder interessanten Artikeln.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von D. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Februarheft wird eröffnet mit einem sehr interessanten Aufsatz über „Fetischismus in Westafrika", dann erzählt der Herausgeber weiter über „Die evangelische Mission in unsern Kolonien im Stillen Ozean." Es folgen „Die chinesische Revolution und die Mission" und „Die Ueberschwemmungen von Kiautschou", zwei Aufsätze, die ebenfalls besondere Beachtung finden werden.

Die Theologie der Gegenwart, herausgegeben von Professor D. R. H. Grützmacher in Rostock, Prof. Dr. G. Grützmacher in Heidelberg, Prof. D. Dr. Hunzinger in Erlangen, Prof. Lic. Jordan in Erlangen, Prof. D. Kühl in Göttingen, Prof. D. Sellin in Rostock,

Direktor Lic. Dunkmann in Wittenberg. — Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Inh. Werner Scholl. — Die Zeitschrift erscheint in vier Vierteljahrsheften. Preis pro Jahr M. 3.50 (für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" M. 2.80.)

In der Zeitschrift „Theologie der Gegenwart" haben sich namhafte Vertreter der positiven Theologie zusammengetan, um in zusammenhängenden Aufsätzen über die fünf Teile der wissenschaftlichen Theologie im Lichte der fortgesetzt erscheinenden wissenschaftlichen und praktischen theologischen Literatur sachlich und klar zu unterrichten. Somit muß die übrigens sehr billige Zeitschrift (4 Hefte 3.50 Mk., für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" nur Mk. 2.80) allen, aber besonders den vom großstädtischen Buchhandel und von Bibliotheken abgeschnittenen Theologen unschätzbare Dienste als Wegweiser für die jedem Pastor und Religionslehrer heute unerläßliche wissenschaftliche Weiterarbeit leisten.

Die Uebersichten über die literarischen Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Theologie zeichnen sich aus durch klare Objektivität und sachliche Ruhe, man vermag an der Hand der Theologie der Gegenwart den Bewegungen auf den einzelnen Gebieten der theol. Wissenschaft genau zu folgen, ist hinlänglich orientiert und bleibt darum in Berührung mit der fortgehenden Arbeit der Wissenschaft. Das aber macht gerade die Theologie der Gegenwart empfehlenswert.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Märzheftes: Sterne. Von Fr. Sch.— Der von der Vogelweide. Roman von Franz Karl Ginskey. (Fortsetzung.)— Deutschland und die Politik der offenen Tür. Von Otto Corbach. — Dornröschenprinzen. Von Eilhard Erich Pauls. (Fortsetzung.) — Die Unverstandene. Von Hans Ludwig Rosegger. — Zwei Weltanschauungen. Von Albert Beneke. — Naumann. Von Dr. Gustav Beißwänger. — Eine neue Luther-Biographie. Von Christ. Rogge. — Friedrich Gentz. Von Herman v. Petersdorff. — Das Rassenproblem. Von Dr. Julius Reiner. — Die Welt ohne Erbarmen. — Sind unsere Vorfahren größer oder kleiner gewesen als wir? — Heilkunst und Philosophie. Von Dr. med. K. Strünckmann. — Türmers Tagebuch: Zwischen den Parteien. — Die Schöpfung der Sprache. Von August Sannes. — Bekenntnis-Dramen. Von Hermann Kienzl. — Der neue Frenssen. Von Karl Storck. — Alte Herren und junge Leute. Von Ewald Gerhard Seeliger. — Friedrich der Große in der Kunst. Von Dr. Karl Storck. — Bilderwerke. — Rhythmus und musikalische Erziehung. Von Dr. Karl Storck. — Die Erinnerungen des Grafen Zichy. Von St. — Spinnstubenlieder aus Ostpreußen. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 14. Band. St. Louis, Mo. Juli 1912.

Hilft uns der liberale Christus etwas?

Aus „Lebensfragen für moderne Menschen."

Der liberale Christus ist keine neue Figur auf der Bühne der theologischen Weltgeschichte. Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche gab es Männer, welche an Stelle des biblischen Heilandes einen Erlöser setzen wollten, der zwar den Namen und die geschichtlichen Abstempelungen des alten Jesusbildes trugen, seiner Gottessohnschaft aber entkleidet war.

Und nun ist diese Phantasiegestalt gar zum Hauptglaubensartikel der modernen liberalen Theologie geworden.

Jesus, ein edler Mensch, die Blüte des Menschentums, — der hervorragendste Lehrer der Ethik in seiner Zeit, der Märtyrer der sittlichen Freiheit! Aber im Grunde genommen ist dieser Jesus alles andere, nur kein Erlöser. Er ist Mensch, wie auch wir Menschen sind. Und wenn er Mensch ist, so muß er auch menschliche Fehler und Gebrechen an sich tragen. Hat er aber eine sündige Natur, wie wir alle, was sollen uns dann seine schönen Worte von der „rechten Freiheit", vom „ewigen Leben", vom „Reiche Gottes" und andere? Ein Sünder kann doch den andern nicht erlösen, auch mit den schönsten Worten nicht. So bleibt Christus, wenn ihm der wallende Purpur der Göttlichkeit von den Schultern gerissen ist, nur ein armer Idealist, der sich selbst und andere betrogen hat. Er kann sich und andern nicht helfen. Wohl sagt nun die liberale Theologie: Die Ideen, die Jesus aussprach, wirken befreiend. Aber sie merkt den Irrtum nicht. Was helfen dem armen Trinker alle Ideen? Was hilft dem Unkeuschen das schönste Vorbild? Was er braucht, ist ein Lebens- und Kraftstrom, der sich in sein verzweifeltes Herz ergießt. Ja, Vergebung für die Vergangenheit, Kraft für die Gegenwart und Hoffnung für die Zukunft liegt nicht in schönen Einbildungen. Die Sünde, die am Lebensmark des einzelnen wie an dem unsers ganzen Volkes zehrt, ist eine so furchtbare, in die Augen springende Macht, daß sie allen Schönredereien spottet. Mit ihr wird nur einer fertig, der sich nie unter ihr Joch gebeugt und nie ihr verzehrendes Gift in den Adern getragen hat. Und ihre häßlichen, das ganze Menschen-

bild entweihenden Flecken kann nur eine wirkliche Kraft abwaschen, die nichts weiß von der alles durchseuchenden Pestilenz. Wirklichkeit gegen Wirklichkeiten! Wo die arme Menschheit so erlösungsbedürftig ist, daß sie ohne einen Erlöser einfach zugrunde geht, da verneinen wir mit starkem Willen die wesenlose Phantasiegestalt des liberalen Christus. Sie hilft uns ebensowenig, als einem Lungenkranken der Prospekt einer Heilanstalt. Wir brauchen den Heiland der Bibel, nicht den der Hochschulen. Ihn, der in göttlicher Liebe sich zu uns Armen herabneigte, um uns aus Elend, Kraftlosigkeit und Sünde emporzuheben. Ihn, der sein Blut für uns verströmt. Ja, ihn, den Gottes- und Menschensohn.

„Konfuzius ging an mir vorbei, und Buddha gab mir einen guten Rat,“ sagte jener bekehrte Chinese. „Aber Jesus Christus ergriff mich bei der Hand, zog mich aus der Grube und stellte meine Füße auf einen Felsen.“ Gelobt sei sein Name! Ernst Schreiner.

Was ist uns evangelischen Christen das Alte Testament?

Von Pastor G. F. Schütze.

(Schluß.)

Auch die dogmengeschichtliche Seite der religionsgeschichtlichen Evolutionstheorie ist absolut unhaltbar. Darnach wäre also die reine Jahvereligion aus dem barbarischen Heidentum dadurch entstanden, daß von Amos an geistig hervorragende Männer gegen das Heidentum protestiert und den sittlichen Charakter Jahves betont hätten, den Mose bereits dem Wettergott Jahve aufgestempelt habe. Amos entdeckte den Gott der Heiligkeit, Hosea den Gott der Barmherzigkeit, und so immer weiter bis Jeremia oder Hesekiel das persönliche Verhältnis des einzelnen Individiums zu Gott entdeckte und endlich Deuterojesaja die Entwicklung krönte mit der Entdeckung des universalen Charakters Gottes. Wie wackelig aber diese ganze Konstruktion ist, zeigt das Festklammern an Amos. Daß uns keine ältere Prophetenschriften aufbewahrt sind, beweist doch nicht, daß keine bestanden haben. Wie nun, wenn uns plötzlich eine Schrift Nathans ausgegraben würde? Oder waren Männer wie Nathan oder Samuel noch „halbbarbarische Heiden?“

So sind denn auch aus den Reihen der „Religionsgeschichtler“ selbst Angriffe gegen diese Hypothese gemacht. Julius Wellhausen selbst hat zugegeben: „Warum wurde z. B. nicht Kamos von Moab zum Gott der Gerechtigkeit und zum Schöpfer Himmels und der Erde? Eine genügende Antwort kann man darauf nicht geben.“ Auch Professor Baentsch in Jena ist der Ansicht, daß die Theorie rettungslos in die Brüche geht (N. B.: schon in der Vorlage: Biblische Zeit- und Streitfrage IV, 2 Seite 16 gesperrt gedruckt.).

Anders geht nun dagegen die altorientalische astralmythologische Schule zu Werke, deren Urheber Winkler ist. Der ganzen biblischen Geschichtsbetrachtung von Abraham an bis zur Teilung des Reiches soll nämlich das astralmythologische System der babylonischen Weltauf-

fassung zu Grunde liegen. Und zwar sollen die Haupthelden jedesmal die Gottheit repräsentieren, die in der betreffenden Aera an der Spitze der Götter steht.

Darnach ist Abraham die Verkörperung des Mondgottes Sin, ebenso wie Isaak und Jakob. Abram ist der Mond während der Periode der Zwillinge, Isaak für die des Stiers, Jakob für die des Widders. Zum besseren Verständnis dieser Hypothese ist nachzutragen, daß die Babylonier verschiedene Weltperioden annahmen, die eintraten, sobald die Frühlingstag= und Nachtgleiche unter einem neuen Zeichen des Tierkreises eintrat. Gegenwärtig geht die Sonne am ersten Frühlingstage im Zeichen der Fische auf, d. h. dort, wo das Sternbild der Fische nachts am Himmel steht. So würde ein Babylonier jetzt sagen, wir leben in der Weltperiode oder Aera der Fische. Eine solche Weltperiode dauert 2,166 Jahre; somit repräsentiert Abram die 2,166 Jahre, in denen Frühlingsanfang im Sternbilde der Zwillinge war. Nebenbei hat Abram, in dessen Bild verschiedene Mythusheroen angeblich verschmolzen sind, neben sich Lot als seinen Bruder=Dioskuren, und sein Weib Sarah als Vertreterin der Ischtar. Noch toller wird die Fabelei bei Jakob. Jakob ist der Mond, sein Zwillingsbruder Esau also die Sonne; die 12 Söhne Jakobs sind also offenbar (! !) die 12 Monate. Aber noch weiter: das babylonische Jahr hatte 360 Tage, d. h. 72 Mal die Einheit von 5 Tagen. So muß Jakob auch von 5 Frauen (Josefs Weib und Kinder eingerechnet) 72 Nachkommen haben. Jakobs Schwiegervater heißt Laban, wieder ein klarer (! !) Beweis für Jakobs Mondnatur; denn lebana heißt Mond. Lea hat blöde, d. h. glanzlose Augen, sie ist also der Neumond; dagegen Rahel, schön von Gestalt, ist der Vollmond. Dazu die beiden Mägde als Nebenweiber, so haben wir die 4 Mondphasen, aus denen die 12 Monate entstehen. Ferner Lea hat 6 Söhne und 1 Tochter Dina. Diese ist augenscheinlich (! !) die Ischtar. Also sind diese 7 vollen Geschwister auch Repräsentanten der 7 Wochentage, deren einer weiblich ist, nämlich der Freitag (Freyas Tag) lateinisch: Veneris dies, französisch: vendredi. Venus ist Ischtar. Es stimmt also alles bis auf das letzte Tüttelchen, auch darin, daß Freitag der letzte Arbeitstag der jüdischen Woche, Dina aber das letzte Kind der Lea ist. Völlig schlagend aber ist der Umstand, daß Jakob beim Ueberschreiten des Jordans einen Stab hat. Das ist eine Erinnerung an den Hirten= und Zauberstab des Mondgottes und an das Sternbild, den Gürtel des Orion (Alfr. Jeremias), der ja auch heute noch Jakobsstab genannt wird.

Der unbefangene Leser greift sich unwillkürlich an die Stirne und sagt sich: Ja, dann ist ja die Glaubwürdigkeit des ganzen Alten Testaments verloren. Das ist sie auch in der Tat, und eine konsequente Durchführung dieser Mythologisierungsmethode führt zuletzt dahin, daß von der ganzen Bibel überhaupt nichts Geschichtliches übrig bleibt. So hat denn auch ganz kürzlich der namhafte Assyriologe Jensen eine ganze Reihe angeblich mythischer Motive des Alten und Neuen Testa=

ments auf das Gilgameschepos zurückgeführt, und bezeichnet selbst als Resultat seiner Untersuchung, „daß wenigstens so gut wie die ganze evangelische Geschichte rein sagenhaft ist und kein Grund vorliegt, irgend etwas von Jesus (!) Erzähltes — für geschichtlich zu halten." (N. B. schon in der Vorlage gesperrt und mit Ausrufungszeichen versehen, cf. Bibl. Zeit- und Streitfrage III, 10 Seite 35).

Aber ganz abgesehen von den Resultaten und Konsequenzen haben wir auch methodologische Einwendungen zu machen. Es ist nämlich noch an keinem einzigen Punkte gelungen, die Wanderung einer ganzen astralmythologischen Sage von Babel nach Israel nachzuweisen. Es ist darum verkehrt einzelne, beliebige und alltägliche Motive aus dem Zusammenhanz zu reißen und als Beweismittel für das babylonische Astralsystem zu verwenden. Noch verkehrter aber ist es, wenn solche Züge aus dem Mythen-, Sagen- und Märchenschatz aller Zeiten und Orte "disiecta membra poetae" als astralmythologische Beweisgründe in Anspruch genommen werden. Wenn wir mit Lic. F. Wilke diese Methode als „Spiel einer undisziplinierten Phantasie" bezeichnen, so haben wir uns noch sehr milde ausgedrückt. Auf diese Weise kann man „Einiges" beweisen. Einige wenige Beispiele mögen die Methode ad absurdum führen. Mose hatte scharfe Augen bis zum Tode, also ist er ein Sonnencharakter, Isaak und Jakob hatten schwache Augen, also müssen sie Mondheroen sein. Was für Augen muß ein Mensch denn nun eigentlich haben, um als historische Persönlichkeit gelten zu können? Jonathan greift die Feinde bei Tag an, und zwar mit Pfeil und Bogen, also ist er ein Sonnencharakter, Saul kämpft mit dem Speer, greift nachts an und ist melancholisch, also Mondrepräsentant. Nun, wann soll ein Krieger und mit welchen Waffen kämpfen, um der Nachwelt als historisch gelten zu dürfen? Sei es scherzeshalber erlaubt diese Theorie auf zeitgenössische Personen und Ereignisse anzuwenden. Kaiser Wilhelm II. hat sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter; offenbar eine Personifikation der Woche, er ist an einem Arm stärker als am andern, charakterisiert also Tag und Nacht, offenbar also ein Mondcharakter. Oder der russisch-japanische Krieg ist nach dieser Theorie nur ein Symbol der Aequinoctialstürme. Die Russen sind weiß und warten in Sibirien in Schnee und Eis des Angriffs, bedeuten also den Winter. Die Japaner dagegen sind gelb, kommen von Osten und dringen unaufhaltsam vor, sind also Sonnenrepräsentanten. Der Sieg fällt den Japanern zu, wie die Frühlingssonne den Winter überwindet.

Schlimmer noch als die falsche Methode ist die Tatsache, daß in der Babylonischen Literatur sich absolut keine Belege für dies System nachweisen lassen. Die besten Assyriologen bestreiten sie ganz energisch. Der hervorragende Keilschriftgelehrte C. Bezold nennt diese Theorie „ein kühnes Phantasiegebilde, zu dem die Keilinschriften selbst auch nicht den geringsten Anhalt bieten;" und der schon erwähnte P. Jensen kann „keinen so intimen Kontakt zwischen Himmel, Mythus und Legende"

erkennen. „Es zeigt sich nirgends, daß er existiert hat, noch daß er selbst in spätester Zeit noch erkannt ward."

Dagegen wird wohl eingewendet, daß in der Literatur der Babylonier allerdings kein Kompendium der Astraltheorie gegeben sei, — wie im Neuen Testament kein Lehrbuch der Dogmatik — daß vielmehr die israelitische Geschichtsschreibung die einzige zusammenhängend erhaltene sei, und darum nur hier das astrale System erschlossen werden könne. Was ist denn nun aber gemeinsam? Die mythischen Motive und die Zahlenspekulation. Nun, mit den mythischen Motiven sind wir ja wohl fertig, bleibt also noch die Zahlensymbolik.

„Wie in der babylonischen Literatur, stoßen wir nämlich auch in der israelitischen auf eine Reihe von typischen Zahlen, die immer wiederkehren, und es fragt sich darum, ob diese etwa auf den Einfluß der altbabylonischen Weltanschauung zurückzuführen sind. Diese Zahlen sind besonders 7 und 12. Doch würde es diese Arbeit zu weit ausdehnen dieser Argumentation bis ins Detail zu folgen. Wer sich dafür interessiert, den verweisen wir auf F. Wilke in Bibl. Zeit- und Streitfrage III, 10, dessen Ausführungen wir hier folgen. Es genüge hier das Endresultat Wilkes festzustellen, nämlich, daß „wir bestreiten, daß die israelitischen Erzähler bei jenen fraglichen Motiven und diesen typischen Zahlen an die astralmythologischen Beziehungen gedacht haben, und daß es ihre Absicht war, den Leser daran zu erinnern."

Nachdem wir uns beinahe zu ausführlich auf die Bekämpfung destruktiver Tendenzen eingelassen, liegt es uns nun auch ob, nun selber eine befriedigende positive Antwort zu finden auf die Frage, ob den Geschichtsbüchern des Alten Testaments eine religiöse Autorität für uns eignet? Durch die Bestimmung des Subjektes Autorität vermittelst des Attributs religiös ist unsre Frage wesentlich vereinfacht; denn nun können wir ruhig zugeben, daß die biblische Historiographie mit den Mitteln der Profangeschichte arbeitet, also Quellen benutzt, wohl auch Sagen und alte Heldenlieder unbefangen mit verarbeitet. Ueberhaupt ist ja wohl nicht zu erwarten, daß die Forschung auf einem Jahrhunderte oder gar über ein Jahrtausend zurückliegenden Gebiete stets zu unanfechtbaren Resultaten gelangen muß.

So können wir es unmöglich als Glaubenspflicht ansehen, jede Zahl, jeden Namen, jedes kleine Detail für unumstößliche Wahrheit zu halten. Wir dürfen ruhig Mißverständnisse und Irrtümer der Ueberlieferung anerkennen, zumal wenn wir sehen, wie dieselben Dinge uns in parallelen Berichten ganz verschieden dargestellt werden, cf. 1. Sam. 16, 21 und 1. Sam.17, 55—18, 2. Dennoch lautet das Urteil eines erfahrenen Historikers wie Professor Oettli „sehr günstig" und „was man die fides humana derselben zu nennen pflegt," ist „bestätigt." (Bibl. Zeit- und Streitfragen II, 2 Seite 19—20.)

Was folgt nun daraus? und besonders in Ansehung unserer

Frage: Was ist uns als evangelischen Christen das Alte Testament? Meines Erachtens müssen wir sagen: Die Geschichtsbücher sind uns als evangelischen Christen nicht etwa ein geschichtliches Lehrbuch. Ihre göttliche Autorität bezieht sich nicht auf das, was sie mit aller anderen Historiographie gemeinsam haben. Das ist es nicht, was sie uns lieb und teuer macht, sondern vielmehr ihre Tendenz. Die Verfasser haben vielmehr ihre Schriften geschrieben mit der Absicht ihren Lesern das einzuprägen, was ein großer Mann einmal in den Worten ausgesprochen: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Nicht in trockenem Chronisten- oder Kalenderstyl, aber auch nicht in dithyrambischen Epopeen berichten die biblischen Geschichtsschreiber, sondern der Finger Gottes, der in Belsazars Gastmahl das Mene Tekel an die Wand schrieb, ist ihnen alle Tage und in allen Ereignissen deutlich sichtbar. Wenn sie scheinbar trocken berichten über Israels Größe und nachfolgenden Niedergang, so halten sie uns damit vor: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Was sind einem Christen die Geschichtsbücher der Bibel? Ein Spiegel, der uns unsere Sünde vorhält, ein Mene Tekel, das auch unsere Zeit bedroht, ein Bild des heiligen Herren Zebaoth, der auch unser Gott ist. Und darum, weil aus ihnen und in ihnen Gott auch zu uns im 20. Jahrhundert spricht, sind die Geschichtsbücher der Bibel heilige Bücher.

Die Propheten haben wir eingangs geschieden in ältere und neuere Propheten. Da aber von der älteren Prophetie so gut wie gar nichts an literarischen Erzeugnissen erhalten ist, wir auch im vorigen Kapitel schon etliches über den Prophetismus zu sagen hatten, so dürfen wir uns hier kürzer fassen. Wenn irgendwo im Alten Testament, so offenbart sich hier die göttliche Inspiration! Und doch sind auch hier die Babylomanen an der Arbeit, die auch die Prophetie als einen Zweig aus der großen Babylonischen Wurzel erklären. Ganz speziell in Bezug auf die Propheten des Alten Testaments ruft Delitzsch aus: „Wie so gleichartig ist alles in Babel und Bibel!“ (Babel und Bibel 2, Seite 18) und verweist uns dafür als Beweis auf die „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft zu Berlin“ (1898). Dort lesen wir aber als ein Beispiel „höfischer Poesie“ folgendes Stück: „Ich, der Knecht, der Prophet des Königs, seines Herren, spreche aus diese meine Prophezeiungen für den König, meinen Herren. Die Götter sollen .... dem Könige, meinem Herrn, geben. Ich aber, der Prophet des Königs, meines Herrn u. s. w.“ Nun bitte, halte man doch das neben irgend einen Bibelpropheten! Der Babelprophet ein Knecht des Königs, ein Bibelprophet ein Knecht nur Jahves, dem Könige stets koordiniert, cf. Jesaja — Hiskia oft aber auch der Herr des Königs, cf. Samuel — Saul, Nathan und Gad — David. Der Babelprophet spricht „seine“ Weissagung, die die Götter „annehmen und hören“ sollen, der Bibelprophet spricht: „Neum, neum Jahve,“ d. h. so spricht der Herr. Mit andern Worten in Babel soll sich der Gott nach dem Worte des Propheten richten, in der

Bibel richtet sich das Wort des Propheten nach dem Willen Gottes. Selbst die Propheten in Israel, die sich nachher als falsche Propheten ausweisen, glauben doch im Namen Jahves zu reden (1. Kön. 22, 11) und auch der Vertreter der wahren Prophetie, Micha, der Sohn Jemlas, spricht seinen Gegnern durchaus nicht die bona fides ab. Da klafft doch eine unüberbrückbare Kluft zwischen Babel und Bibel. Und wenn H. Winckler (Die Keilinschriften 1903 Seite 170) geradeaus dieses babylonische Vaticinium in Vergleich, gleichwertig mit Jeremia stellt („solche Propheten" wie Jeremia) dann zeugt das entweder von starker Voreingenommenheit oder schwacher Wahrheitsliebe. In beiden Fällen aber ist seine Arbeit darum wissenschaftlich wertlos. Dagegen hat ein anderer Gelehrter, der Marburger P. Jensen, der, wie oben gezeigt, doch stark sich für Babel ins Geschirr legt, ausdrücklich bezeugt: Nabe, (Rufer, Sprecher)- Propheten der Babylonier oder Assyrer sind mir unbekannt. Ich weiß nur, daß der „altbabylonische König Hammurabi sich nabiu (Berufener) des Anu und Bel nennt." (Theologische Literaturzeitung 1896 Sp. 69.)

Dem entspricht es denn auch, daß die „Propheten" im Geistesleben Babels keineswegs so hervortreten wie in dem Israels. Keineswegs bilden die Reden der babylonischen Prophetie einen solchen überragenden Anteil der Literatur wie im Alten Testament. Es gibt ja wohl in Babel außerdem sogenannte Anzeichen (lat: omina) wie folgendes: „Wenn im Monat Elul von 1.—30. Tage Winde wehen, so wird Regenflut und Hochwasser eintreten," auch wirkliche Weissagungen, z. B.: „Seeküste gegen Seeküste, Elamiter gegen Elamiter . . . Land gegen Land, Haus gegen Haus, Mensch gegen Mensch, ein Bruder soll kein Erbarmen gegen seinen Bruder zeigen, sie sollen einander töten." (Cheyne: Encyclopaedia Biblica 3. Sp. 3063.) Man darf hierin eine Ankündigung eines staatlichen Umschwungs sehen, der dann auch erfolgte und in der Staatengründung Hammurabis endigte. Eine solche Weissagung aber kann auch infolge der politischen Zustände ohne Theopneustie gemacht werden.

Eine andere Weissagung lautet: „Wenn am 14. Tage Sonne und Mond mit einander gesehen werden, wird die Rede des Landes wahr sein, wird wahre Rede im Munde der Leute gefunden werden, das Vieh im Lande Akkard wird in Sicherheit auf dem Felde sich lagern." (Delitzsch Schlußvortrag Seite 63.) Also an den Eintritt eines astronomischen Phänomens wird der Anfang der Ehrlichkeit und das Ende des Viehdiebstahls geknüpft. Das steht doch nicht auf dem geistigen Niveau der Prophetie, wie wenn z. B. Zeph 3, 12 f dem Volke, das Glauben und Ehrlichkeit bewahrt, auch politisches oder soziales Glück verheißen wird.

Nein, auch in Bezug auf die Prophetie bewährt sich die Erzählung vom Turmbau zu Babel. Dort hat man wohl ein gewaltiges Kulturgebäude aufgeführt, aber die Gottesgemeinschaft hat dort nicht ihre Heimat, und daher auch nicht die Propheten, die Botschafter und Träger dieser Gemeinschaft.

Aber auch aus der kananitischen Volksseele hervorgegangen und nachher auf die Jahvereligion übergesprungen ist die Prophetie nicht, wie z. B. der Holländer Kuenen lehrt (De Profeten en de Profetie onder Israel Bd, 2, Seite 227).

Gegen Kuenen ist zu bemerken, daß es mindestens stark einseitig ist eine Erscheinung bei andern semitischen Völkern und Kulten als original anzuerkennen (B. R. Harper in International Critical Commentary (zu Amos und Hosea) Seite 54 f.) anzuerkennen, für Israel allein aber zu bestreiten. Sodann aber ist zu bedenken, daß die Jahvepropheten, die bittersten, unversöhnlichsten Feinde alles kananitischen Heidentums, die einen Vernichtungskampf gegen dieses bis aufs Messer geführt haben (cf. Elia auf Karmel) ihre Institution aus eben diesem Heidentum herübergenommen haben sollen! ! Ein Gideon z. B., der den Ehrentitel „Baalsbekämpfer" (Jerubbaal, Rich. 6, 32) erwarb, soll die Baalsreligion in ihren Einrichtungen sklavisch kopiert haben. Höchst unwahrscheinlich! Es ist übrigens ebenso unglaublich, daß Israel während der kritischen Tage seiner Richterperiode seinen nationalen Bestand und Eigenart hätte bewahren können, wenn es nicht in seiner besonderen Religion den Jungbrunnen besessen hätte, aus dem heraus es sich bei allen Verirrungen stets wieder erneuern konnte. Im anderen Falle wäre Israel spurlos im Kananitertum aufgegangen, wie so manches andere Naturvolk von dem geistig und kulturell überlegenen, nur mit den Waffen besiegten, Volk aufgesogen ist.

Vielmehr erklären wir den Ursprung der Prophetie so: Mose entzündete in Israel das Feuer der neuen Gotteserkenntnis (Exod. 3. 7 ff) das damals hell aufloderte (Exod. 15, 11; 18, 11.). Ihm zur Seite stehen, wenn ich so sagen soll, sekundäre Propheten, d. h. Gestalten, die nicht unmittelbar von Gott ihre Weisungen erhalten, sondern nur die Worte und Gesinnungen „des" Propheten reproduzieren. Mose ist „der" Prophet (Deut. 18, 15; Hos. 12, 14); neben ihm steht Aaron (Exod. 4, 16; 7, 1) ausdrücklich der Prophet Mosis genannt, und Mirjam, die aber beide nicht direkt mit Gott reden (Num. 12,cff), sondern nur, was Mose darreicht, weiterbieten (Exod. 15, 21 cf mit 15, 1.). Ebenso sehen wir, das Weissagen der 70 Aeltesten in der Wüste (4. Mos. 11, 24ff) erfolgt erst, nachdem Gott mit Mose geredet und dieser den Geist auf die 70 gelegt hat. Dieses Feuer nun sank in der folgenden Zeit sehr bedenklich zusammen, ist aber n i e g a n z e r l o s c h e n (Jos. 24, 31; Richt. 2, 10; 4, 4; 8, 23; Am. 2, 11; Jer. 7, 25). An dem niedrigsten Tiefpunkt des nationalen und religiösen Volkslebens erweckte Gott den Samuel als einen Seher (roe) und Rufer (nabi). Nach seinem Auftreten finden wir dann auch wieder die sekundären Propheten, Prophetenschüler, die, wie wir vorweg nehmen wollen, uns auch später wieder nur nach dem Auftreten eines Propheten ersten Ranges, des Elia begegnen. Vor Samuel war „das Wort des Herrn teuer, d. h. selten und wenig Weissagung," (1. Sam. 3, 1), aber es war doch da.

Mit Samuel tritt vielmehr nur eine neue Epoche in der Prophetie

ein, die durch die politische und religiöse Lage des Volkes bedingt ist. Demgemäß ist auch die prophetische Tätigkeit zweifach, politisch-sozial und religiös. Das eben ist das Epochemachende an Samuel, daß er als erster diese beiden Seiten des Volkslebens in unauflösbare Verbindung gebracht hat, und nicht wie vor ihm die Prophetin Debora nur die nationale Seite betonte. In diesem Doppelamte dürfen wir nun wieder eine zweifache Tätigkeit konstatieren entsprechend den beiden Namen. Die Propheten waren kraft der ihnen verliehenen göttlichen Begabung mit einer außergewöhnlichen Kraft der Intuition ausgerüstet, (daher der Name Seher) die sie befähigte in den bestehenden Verhältnissen nicht nur die Oberfläche, sondern auch den Kern und vor allem die Konsequenzen zu erkennen. So sehen wir bei den jüngeren Propheten, — von den älteren ist ja keine Literatur erhalten — die sogenannten eigentlichen Weissagungen, d. h. eine Reihe von Gemälden der näheren, wie der entfernteren Zukunft, jene mit scharfen, markigen Zügen umrissen, diese desto unbestimmter und verschwommener, je entfernter der Gegenstand.

Aber es würde der Prophetie wenig Ehre antun heißen, sie mit Wahrsagern, also gewerbsmäßigen Zukunftsverkündern in eine Kategorie zu stellen, sondern sie sind auch Sprecher und Rufer, wenn man so will, Herolde Gottes (nabi). Ein Prophet ist einer, der den Willen Gottes verkündet. So war es damals, in politischer und sozialer Beziehung mußten die Propheten die Könige warnen und strafen wegen untheokratischen Handelns, die Reichen und Großen wegen Unrecht und Bedrückung zur Rede stellen, die Armen und Elenden auf die bessere Zeit vertrösten und ermutigen. In religiöser Hinsicht mußten sie die Priester vornehmen wegen geistlosem Mechanismus und Heuchelei und die Laien wegen Gleichgiltigkeit, Unglauben und Abfall, andrerseits aber auch zum Glauben und Bewähren des Glaubens ermahnen. So war es damals, so ist es noch heute, denn das menschliche Herz ist noch heute das trotzige und verzagte Ding, wie vor 3000 Jahren. Und darum ist uns eben die Prophetie in ganz besonderem Maaße Gottes Wort, weil sie, wie kein andrer Teil des Alten Testaments uns klar und deutlich „den Willen Gottes, unsre Heiligung" vorhält, aber auch uns unsre Erlösung zeigt.

Das führt nun auf die besondere Frage, nämlich nach der messianischen Prophetie. Ist Jesus von Nazareth wirklich der, von dem alle Propheten zeugen (Act. 10, 43)? Wir wissen, daß Jesus selbst diesen Anspruch erhebt (Joh. 5, 39), und daß auch seine Jünger von seinem Messiasamt überzeugt waren. Wenn z. B. Jesus auf einem Esel in Jerusalem einzog, so tat er es in bewußter Anlehnung an Sach. 9. Auch die Evangelien, und zwar besonders Matth. sind voll von alttestamentlichen Reminiszenzen, die sie öfter nur dem Wortlaut nach ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Meinung der Propheten, in Jesu Leben erfüllt sehen. So sind z. B. Matth. 2, 15 und 2, 18 im Urtexte absolut

nicht messianische (vgl. Hos. 11, 1; Jer. 31, 15). Ist also manchem Prophetenwort die Messianitätsbeziehung erst nachträglich angehängt, so fragt es sich, was haben wir von diesen Weissagungen zu halten? Es sind doch auch manche Züge im Messiasbild der Propheten, die nicht erfüllt sind, so z. B. die Parusie Gottes bei der Erscheinung des Messias und dessen irdisches Königtum.

Aber dieser Umstand beeinträchtigt m. E. die Autorität und Glaubwürdigkeit der messianischen Prophetie durchaus nicht. Haben wir doch zuvor gesehen, daß mit der zunehmenden Entfernung der Zeit auch die Umrisse des Zukunftsbildes undeutlicher und verschwommener werden. Aber das schadet ja am Ende auch nicht, solange der Kern intakt bleibt. Ein Beispiel möge genügen: Jes. 63, 1 ff wird dem Messias ein rotfarbenes Gewand beigelegt, rot vom Blut seiner Feinde. Was verschlägt es nun, daß im Neuen Testament sich keine Stelle findet, die man, selbst mit gekünstelter Allegorie, als Erfüllung dieser Weissagung bezeichnen könnte? Jes. 63 mag erfüllt sein, oder nicht, solange nur Jes. 53 erfüllt ist! Neben dem Bilde des siegreichen Königs zeichnen uns die Propheten doch auch den „Knecht Gottes," der sich als Mittler zwischen Gott und Menschen hingibt. Haben wir vorhin die Prophetie darum als Gottes Wort bezeichnet, weil sie uns die Heiligung als den Willen Gottes predigt, so sind es auch hier die messianischen Weissagungen, weil sie uns die andre Seite des göttlichen Willens, die Erlösung der Menschheit durch das Leiden und Sterben des Gottesknechtes verkündigen.

Es kommen zuletzt zur Besprechung die Schriften, die im jüdischen Kanon als Hagiographen bezeichnet sind. Es sind teils nachexilische historische Werke, Chronika, Esra, Nehemia, Esther und Ruth, teils poetische und didaktische Schriften, Psalter, Klagelieder, Hohelied und Sprüche, Prediger, Hiob und endlich der Prophet Daniel. Wir haben es hier nur zu tun mit der Poesie und den Lehrschriften, denn für die historischen und prophetischen Schriften gilt mutatis mutandis das vorhin bei diesen Abschnitten gesagte.

Beginnen wir also mit den Psalmen. Zu ihrem Preise noch etwas zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Sie sind d a s klassische Buch der Herzenserfahrungen. Ohne den Psalter können wir uns weder eine Juden- noch Christengemeinde denken. Beruht doch unsre ganze religiöse Lyrik auf ihm. Ich greife aufs Geratewohl, ohne erst nachzuschlagen im Gesangbuch, einige Lieder heraus, die ganz und gar auf den Psalmen beruhen: Psalm 46 — Ein feste Burg; Psalm 103 — Lobe den Herren; Psalm 23 — Der Herr ist mein getreuer Hirt; Psalm 37 — Befiehl du deine Wege. Die Psalmen haben die Eigenschaft, daß sie mehr als Propheten und Geschichtsbücher, von Herz zu Herzen reden, weil das Zeitgeschichtliche in ihnen beinahe völlig zurücktritt hinter dem, was ewig ist, der ewigen Gnade Gottes und der ewigen Sünde der Menschen. Das ist es denn auch, was dem Psalter seinen Platz in der Bibel verleiht, daß wir in ihm den besten Ausdruck unsrer eigenen per-

sönlichen Herzensfrömmigkeit finden. Und das wird auch nicht gehindert dadurch, daß sich auch im Psalter Stellen finden, die aus verschiedenen Gründen unserem christlichen Empfinden widersprechen. So dürfte wohl kaum einer den Anspruch auf Sündlosigkeit erheben, wie Psalm 17, 3; 18, 21—24 geschieht. Uebrigens schränken sich diese Stellen ja bedeutend ein, werden vielleicht ganz aufgehoben durch andere, wie Psalm 19, 13; 25, 7; 51; 130, 3. Ebenfalls können wir nicht einstimmen in die Einschätzung des Todes (Psalm 6, 6; 30, 10; 88, 11 ff; 115, 17), seitdem durch die spätere Offenbarung von dem Tode des Todes durch Jesu Auferstehung wir besser belehrt sind. Endlich aber sind die sogenannten Rachepsalmen (wie z. B. Psalm 69, 23—29; Psalm 137, 8 f) für einen Jünger des Meisters, der uns Matth. 5, 44 geboten hat, zu beten unmöglich. So sehen wir, daß der Psalter für uns sehr wohl ein heiliges Buch ist, wenn seine Sänger auch Menschen waren. Wo sie es sind, und das zum Ausdruck kommt, da eignen wir uns natürlich ihre Worte nicht zu. Wo sie aber getrieben vom Heiligen Geist der Offenbarung reden, da sind sie wohl imstande auch uns zu erleuchten und zu bekehren, zu leiten und aufzurichten.

Mehr die nationale Seite der Prophetie kommt zu Tage in den Klageliedern des Propheten Jeremias. Aber dadurch, daß er das Elend mit der Sünde verknüpft und auf die Gnade hinweist, kann er in Zeiten nationaler Erniedrigung und Unglücks uns den Sinn und Zweck sowie das Heilmittel des Unglücks darreichen.

Das Hohelied dagegen kann in keinerlei Weise den Anspruch auf Theopneustie erheben. Ursprünglich eine Sammlung semitischer Hochzeitsgedichte, wurde es schon in den vorchristlichen Targumim auf Gott und Israel gedeutet, seit Origenes auf Christus und seine Kirche. Gegen Oettli, der „mit freudiger Dankbarkeit anerkennen" will, „daß auch im Gebiete und Lichte der Offenbarungsreligion die geschichtliche Liebe eine Darstellung gefunden hat, in welcher das Natürliche nicht verstümmelt, aber doch hoch über alle Gemeinheit hinausgehoben wird" (cf. H. Strack: Einleitung in das Alte Testament Seite 139), stimme ich vielmehr dessen späterer Auffassung in Bibl. Zeit- und Streitfragen 2, 2 zu, wo er sagt, „seine (nämlich des Hohenliedes) Auffassung der Geschlechtsgemeinschaft liegt weit unter dem christlichen Ideal der Ehe, ja unter der schon im Alten Testament erreichten Prägung desselben, vergleiche Gen. 2, 20—24." Der Maßstab, den Luther an die neutestamentlichen Schriften anlegt, ob sie Christum treiben, gilt cum grano salis auch für das Alte Testament, und vor diesem Gericht kann das Hohelied nicht bestehen.

Es bleiben noch die didaktischen Schriften. Die Sprüche enthalten eine Reihe von großer praktischer Weisheit zeugender kurzer Epigramme, denen wir noch heute manche treffende Worte entnehmen können. Dagegen ist die religiöse Seite lange nicht mit dem tiefen Ernst behandelt, was auch nicht wunderbar ist, da wir als das Thema dieses Buches bezeichnen können: „die Gott gefällige Ausbildung des bür-

gerlichen Lebens." Damit aber, daß das zivile Leben unter das göttliche Wohlgefallen untergeordnet wird, hat das Spruchbuch doch einen bleibenden Ewigkeitswert, wenn auch vieles von der vorgeschritteneren Kultur veraltet ist, wie z. B. die Anweisungen über Freiheit und Sklaverei u. s. w. Daß keine große neue religiöse Wahrheit ausgesprochen wird, ergibt sich schon von selbst aus der Abfassungszeit, die eine sehr späte ist, wie der beständige Gebrauch des Wortes Weisheit (chokma) bezeugt. Die vorhandenen Wahrheiten aber sind in manches treffende Schlagwort ausgeprägt, wie denn auch in unserer Agende, und zwar beim heiligen Abendmahl ein Wort aus den Sprüchen Verwendung gefunden hat (28, 13 b). Alles in Allem: Ständen die Sprüche nicht in der Bibel, so wollten wir doch wohl selig werden. Da sie aber nun einmal darin sind, so freuen wir uns ihrer als einer schönen Perle in der köstlichen Schnur der Gottesworte; denn gräbt dies Buch auch keine Goldkörner aus, so münzt und prägt es sie doch. Und das ist auch etwas wert.

Das Buch Hiob ist die älteste je geschriebene Theodicee. Ist es darum nun auch wie alle Theodiceen unzulänglich, indem der Heilsplan Gottes darin nicht zu einem adäquaten Ausdruck gelangt und auch nicht gelangen kann — denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken —; so halten wir dies Buch doch hoch und herrlich, und um so höher, als vom alttestamentlichen Standpunkt aus der Verfasser die Wahrheit noch nicht erkennen konnte, die Paulus erst ausgesprochen in Röm. 8, 18. 28. Jedenfalls bedeutet das Buch Hiob eine wesentliche Vorstufe zu Jes. 53, welches Kapitel uns die vollendete Lösung des schwierigen Problems des Leidens des Gerechten an dem Beispiele des Knechtes Gottes gibt. Durch die Kapitel 38—42 zeigt uns der Autor ganz klar, daß er über alles Ungemach hinweg doch die Herrscherhand Gottes sieht, die nach Psalm 37, 5 es wohl machen wird. Und das ist die Bedeutung Hiobs für uns, daß wir in unseren Nöten in Hiob unser Spiegelbild sehen. Da ist keine Regung des menschlichen Herzens, von dem ohnmächtigen Wutschrei des gefesselten Prometheus bis zu dem kräftigen Glaubensbekenntnis: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, die sich nicht im Hiob wiederspiegelt. So liegt die Berechtigung des Hiob im Kanon darin, daß er uns eine Ausrüstung bietet in Sturmesnöten zu bestehen, ohne in Unglauben zu versinken, weil Gott alle Dinge zum besten leitet.

Der Prediger Salomo endlich (Koheleth) liegt hart an der Grenze der geoffenbarten Gottesreligion. Der ihm innewohnende skeptische Pessimismus verrät deutlich die starke Beeinflussung durch die griechische Philosophie, besonders der Stoa. Die Summa seiner Lebensanschauung könnte man beinahe in das mephistophelische Wort einkleiden: Alles was besteht ist wert, daß es zugrunde geht. Bei manchen Worten könnte man, wenn man sie in moderne Sprech- und Denkweise einschließt, gerade so wohl auf einen Schopenhauer oder Nietzsche als Verfasser schließen. Das Buch vertritt also einen entschieden unterchristlichen, nicht einmal durchschnittsjüdischen Standpunkt, und hat nur in-

sofern Existenzberechtigung im Kanon, als es den Weltkindern, „denen ihr Bauch ihr Gott ist," als ein gewaltiges Menetekel entgegenruft: Alles ist eitel. Das Ideal des katholischen Mönchtums mag sich in ihm finden, aber nicht nach Joh. 17, 15 das christliche Lebensideal. Immerhin aber leistet es die schätzenswerte, propädeutische Arbeit, daß es den Baals- und Astartealtar im Herzen einreißt und somit Platz schafft den Tempel des Herrn zu bauen.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch das Alte Testament. Wiederholen wir nun unsre Eingangs aufgeworfene Frage: Was ist uns das Alte Testament? so antworten wir: nicht ein Buch der Lehre oder des Wissens, sondern ein Buch des Lebens. Wenn so oft das Alte Testament falsch gewertet wird, entweder vergötternd, als unfehlbar bis zum Tüttelchen, oder verkleinernd und absprechend, so beruht das auf einem falschen Ausgangspunkt. Pharisäer und Schriftgelehrte waren Meister im Alten Testament und doch sagt Jesus ihnen: Ihr wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes (Matth. 22, 29). Auf der andern Seite aber sehen wir, daß den Aposteln das Alte Testament eine Kraft Gottes war, in der sie lebten. So dürfen wir auch das bekannte Wort Lessings parodierend auf das Alte Testament und seine Schriften anwenden: Wir wollen weniger gepriesen (scil. oder geschmäht), und fleißiger drin gelebet sein. So jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei (Joh. 7, 17), der wird bei vielen Mängeln und Menschlichkeiten im Alten Testament darin doch Wasser des Lebens finden.

Das Umlagesystem.

Von Pastor G. Nußmann.

Es ist des Schreibers Absicht, sich in Folgendem mit zwei Artikeln zu befassen, die in Nummer 5, Jahrgang 1911, resp. Nummer 1, Jahrgang 1912 des „Theologischen Magazins" erschienen sind. Dieselben stammen aus der Feder von Herrn Pastor L. von Lanyi und sind gegen das Umlagesystem gerichtet.

In den Nummern 50—53 des „Friedensbote" vom letzten Jahr erschien eine Reihe von Artikeln von dem Schreiber dieses, in welcher er in positiver Weise seine Stellung in dieser Frage gekennzeichnet hat. Wenn darum diese Arbeit nicht so eingehend ist, so mag der geehrte Leser das entschuldigen.

Im Dezemberheft des „Magazins" werden drei Prinzipien, nämlich der Freiheit, Liebe unnd Selbsteinschätzung aufgestellt, die ja im Grunde genommen richtig sind; nur läßt die Ausführung viel zu wünschen übrig. Wer in einer biblischen Untersuchung inbezug auf die Frage des Gebens nur etliche Stellen aus dem Alten Testament hervorhebt, wo es sich um Hebopfer zur Errichtung oder Instandhaltung des Hauses Gottes handelt, wird der Sache nicht gerecht. Warum ist denn kein Wort von den Opfern und andern Abgaben gesagt und der Zehnte nur so „nebenbei" bemerkt, obwohl der zentrale Gedanke aller dieser Gaben,

die innere Hingabe des Menschen an Gott, von welcher die äußere Gabe nur Zeichen sein sollte, noch heute gilt? Es tut's ferner nicht, daß man etliche Stellen des Neuen Testaments (Jak. 2, 8 u. 12; 2. Kor. 3, 17) aus ihrem Zusammenhange reißt und sie auf freiwilliges Geben anwendet. In der ersten Stelle weist Jakobus auf die Nächstenliebe hin, die die Erfüllung des Gesetzes bedeutet; in der zweiten steht die Freiheit des Geistes gegenüber der Buchstabenknechtschaft. Der Verfasser wollte sich, wie er sagte, ganz dem Wort des Herrn und seiner Apostel zuwenden und sehen, welche Grundsätze durch dieselben betreffs der Darreichung der Liebesgaben für Gottes Werk von demselben aufgestellt werden. Sieht man aber nun seine Arbeit durch, so findet man, daß er zweimal Christi Urteil über das Witwenscherflein erwähnt, und dann noch Lukas 12, 48 zitiert. Was Christus sonst noch über den irdischen Besitz, über die Stellung des Menschen zu demselben, über das Geben sonst gesagt hat, ist ganz außer acht gelassen. Auch der apostolischen Belege sind sehr wenige. Es hat den Anschein, als ob jene drei Grundsätze vorher aufgestellt worden wären, und es sich nur um ihre biblische Begründung handele.

Die einseitige Betonung der Freiheit öffnet der Willkür die Türe, Gal. 5, 13; und der geehrte Gegner steht in Gefahr, solches zu tun. Nur der ist recht frei, welchen der Sohn von seinen Sünden frei gemacht hat. (Joh. 8, 36; Röm. 8, 2 u. 21.) Das bedeutet aber nicht, daß der Christ nun tun und lassen kann, was er will. „Nun ihr aber seid von der Sünde frei und Gottes Knechte worden, habt ihr eure Frucht, daß ihr heilig werdet, das Ende aber das ewige Leben." (Röm. 6, 22; 18, 20; Offb. 5, 9 u. s. w.) Gerade da ist hervorzuheben, daß auch unser irdischer Besitz ganz dem Herrn gehört, und wir nur Haushalter desselben sind. Haushalter können mit dem anvertrauten Gute nicht tun, was sie wollen. Sie sind darüber Rechenschaft schuldig. Gewiß, was diese Rechenschaft betrifft, so steht und fällt darin ein jeder seinem Herrn. Von einer absoluten Freiheit kann da keine Rede sein. Dieselbe Wahrheit muß bei der Selbsteinschätzung beachtet werden. Daß Christus selbst Stellung zum Zehnten genommen hat ist in der gegnerischen Arbeit gar nicht erwähnt. Nach der Letzteren könnte jemand sich auf den hundertsten oder tausendsten Teil, je nachdem er Gedeihen hat, einschätzen, und es wäre vollkommen recht. — Man hat die Gaben für das Reich Gottes Liebesgaben genannt. Diese Bezeichnung läßt Raum zu großem Mißverständnis. Wie mancher Redner hat es verstanden, bei Missionsfesten und dergleichen die Herzen seiner Zuhörer zu rühren, sodaß sie tiefer in die Tasche griffen! Und doch ist das im Grunde genommen nur sentimentale Liebe. Die Liebe, aus der wir geben lernen sollen, muß Gottes Liebe sein, die uns so ganz unnd gar gefangen genommen hat. Das ist keine Liebe, von welcher Freiheit das Postulat, die Voraussetzung und Grundbedingung ist, sondern die aus dem Glauben kommt. (Gal. 5, 6; 2. Petri 1, 8.) — Wir vermissen auch in jenem Referat jegliche Anerkennung der Tatsache, daß auch das Geben erst gelernt sein muß.

Es wird ferner dem Verfasser jenes Referats nur darum möglich, so vollständig über das Umlagesystem den Stab zu brechen, weil er geflissentlich die Bedeutung desselben verkehrt darstellt. Er erwähnt wohl, daß es eine Uebersetzung des Wortes "Apportionment" ist, greift es aber stets als ein Steuersystem an. Alle gegenteiligen Erklärungen des Agitationskomitees haben für ihn keinen Wert, er beruft sich auf die Vorlage der Generalsynode. Nun gut. Wir wollen dieselbe einmal vornehmen. (Prot., Seite 222.) Da beachte man zuerst das Wort Vorlage. Das bedeutet kein bestimmtes Gesetz. Wo es sich um die Einrichtung einer so vollkommen neuen Sache handelt, wie es das Umlagesystem für uns ist, kann von ganz bestimmten Vorschriften nicht die Rede sein. Da muß der betreffenden Behörde notgedrungen Freiheit eingeräumt sein. Lesen wir dann Punkt eins: „In Anbetracht dessen, daß die Liebesgaben für fast alle Zweige der synodalen Tätigkeit ungenügend sind und mit dem Wachstum unserer Bedürfnisse nicht Schritt halten, stellt sich die Notwendigkeit heraus, der Liebestätigkeit unserer gesamten Kirche neue Anregung zu geben, um womöglich alle Gemeinden und alle Glieder zu regelmäßigen, entsprechenden und wachsenden Gaben zu erziehen. Es seien hier nur etliche Worte aus eben Zitiertem hervorgehoben: Neue Anregung der Liebestätigkeit, womöglich Erziehen zu regelmäßigen entsprechenden und wachsenden Gaben. Wer da das Umlagesystem zu einem Zwangsgesetz stempeln will, der hat kein Recht, von einer „unbefangenen" Prüfung der Vorlage zu reden. Herr Pastor A. Menzel schrieb in seinem Referat im „Friedensboten" Nummer 33, 1909, Seite 261: „Wir wollen, nach wie vor, eine freie Liebestätigkeit, ein freiwilliges Geben. Es soll kein Zwang an die Stelle solcher gesetzt werden, ganz abgesehen davon, daß auch nicht die entfernteste Möglichkeit existiert, einen solchen auszuüben. Wir wollen keine Besteuerung in weltlichem Sinne, keine mechanische Eintreibung gewisser Summen, wobei es vor allem auf die Erlangung dieser Summen selbst ankäme." — „Wir wollen aber, bei aller Kontrolle, eine freie Liebestätigkeit." Es ist einfach nicht wahr, daß das Umlagesystem genau so viel vom Aermsten wie vom Reichsten verlangt. Das ist ebenfalls aus der Vorlage ersichtlich, wo es Punkt 6 heißt: „Die Erträge dieser Kollekten, wie alle sonstigen Gaben durch Vereine oder Privatpersonen, werden der betreffenden Gemeinde in Aufbringung der Umlage angerechnet."

Es ist ebenfalls nicht wahr, daß dieses System die Designation der Gaben abschafft. Punkt 5 der Vorlage spricht von den Kollekten für die verschiedenen Kassen. Somit erhält jeder Gelegenheit, für diese Kassen zu geben, wenn er will und wie viel er will.

Wohl ist in der Vorlage irrtümlicherweise von Kommunikanten die Rede. Das ist jedoch nicht anders aufzufassen als Kommunionberechtigte. Daß das nie anders als so verstanden worden ist, ist schon aus Nummer 34, 1909, des „Friedensboten" zu ersehen. Daselbst redet der Redakteur in einer Besprechung des Systems von Gemeindeglie-

d e r n. In einer Zuschrift in Nummer 35 desselben Jahrgangs spricht der Einsender von Kommunionberechtigten. Das ist seitdem in allen Veröffentlichungen des Agitationskomitees beibehalten worden. Alle Berechnungen unter Zugrundelegunng der Kommunikantenzahl haben darum gar keinen Wert.

Da das Umlagesystem kein Zwangssystem ist, braucht niemand Angst davor zu haben, daß es zur Wiederaufnahme des Gebrauchs weltlicher Lockmittel zur Aufbringung von Geldern für kirchliche Zwecke führt, oder gar die Herabsetzung des Pfarrgehalts verursacht.

Bei der Kontrolle der Gaben handelt es sich nicht darum, eine Gemeinde an den Pranger zu stellen, wenn sie die Umlage nicht aufgebracht hat. Das wäre direkt taktlos und würde nie zum Ziele führen. Wo die Kontrolle im rechten Sinne geübt wird, da wird sie eher ermunternd als tadelnd auftreten.

Wenn eine nichtsynodale Gemeinde sich um Besetzung an die Synode wendet, und einen Pastor aus derselben erhält, so wird sie, genau genommen, aller Rechte einer synodalen Gemeinde (mit Ausnahme von Sitz und Stimmrecht) teilhaftig. Da ist es nicht mehr als recht und billig, daß sie auch an den Pflichten mittragen hilft, wie sie § 19 der Nebengesetze unserer Statuten zu lesen sind. Selbstverständlich muß sie darauf in taktvoller Weise aufmerksam gemacht werden.

Mit Recht hat der geehrte Gegner seinen letzten Artikel die Schattenseiten des Umlagesystems genannt. S c h a t t e n s e i t e n wäre als Titel aber schon genügend gewesen. Seine Arbeit wirft keinerlei Licht auf die Lösung des Problems, mit welchem wir zu tun haben. Auf der einen Seite will er warten, bis Gott in seiner Weisheit die Mittel flüssig macht, auf der andern aber „sollte man ernstlich darauf hinwirken, daß unsere obligatorischen Kollekten in a l l e n unsern Gemeinden prompt und g e w i s s e n h a f t erhoben, und alle Glieder angeleitet werden, sich an denselben regelmäßig zu beteiligen." Wie er beides in Einklang miteinander bringen will, wissen wir nicht. Ebensowenig wird uns eine Methode empfohlen, wie wir jene Kollekten in der angedeuteten Weise erheben können.

Das synodale Agitationskomitee faßt die Aufgabe und die Lösung derselben in der folgenden Weise auf:

1. Belehrung über die Stellung des Christen zur Güterfrage.
2. Belehrung über die Stellung des Christen zum Reich Gottes.
3. Belehrung unserer Glieder über ihre eigene Synode, deren Aufgaben und Bedürfnisse.
4. Pflege der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Gemeinden, nicht sowohl durch Pastoren, als auch durch Gemeindeglieder.

Davon wollen wir nur den letzten Punkt etwas weiter ausführen. Nachdem die Umlage ausgerechnet ist, sollten die verschiedenen Distriktskomiteen, die nach einer neuen Vorlage zum größeren Teil aus Gemeindegliedern bestehen sollen, den einzelnen Gemeinden ihres Distrikts, wenn möglich persönlich, davon Mitteilung machen. Wenn ein Distrikt

zu groß ist, so daß dies nicht geschehen kann, so soll er in kleinere Kreise abgeteilt werden, in welchen dann jedesmal ein Subkomitee wirkt. Die Gemeinden sollten womöglich individuell behandelt werden, so daß ihre ganze bisherige Geschichte, ihre Leistungsfähigkeit u. s. w. in Betracht gezogen werden. Ein Gemeindeglied, das zum Agitationskomitee gehört, besucht die Gemeinde zu einer gelegenen Zeit und spricht mit ihr über diese Angelegenheit. Dieses Glied versucht, der Gemeinde klar zu legen, daß es sich bei aller Arbeit der Synode um ein gemeinsames Unternehmen handelt. Es erzählt, was seine eigene Gemeinde bisher getan hat und was sie künftighin zu tun gedenkt. Es nennt die Aufbringung der Umlagesumme als das nächste Ziel, das man zu erreichen bestrebt sein solle. Es erkennt mit warmen Worten an, was bisher von der Gemeinde geschehen ist, und schließt mit etlichen aufmunternden Bemerkungen. Wenn so oder ähnlich verfahren wird, wird die Zusammengehörigkeit der Gemeinden, so wie das sein soll, gefördert und wir fühlen uns je mehr und mehr ein einig Volk von Brüdern. Freilich mögen dabei noch Fehler vorkommen, wie sie auch bisher von Befürwortern des Umlagesystems gemacht worden sind. Wir wollen uns aber deswegen nicht vom Fortschritt abhalten lassen, sondern wie bisher im Blick auf den barmherzigen Gott ruhig mit unserer Arbeit fortfahren.

Thesen und Anmerkungen zur Logenfrage.

Von Pastor Alfred E. Meyer, Chicago, Ill.

Mit Empfehlung des Pastorenkränzchens von Chicago und Umgegend eingesandt.

Einleitung.

I. Die Stellung der Evangelischen Synode in der Logenfrage wird gegenwärtig auf Grund dessen angegriffen, daß der Anschluß an die Loge ein „Adiaphoron" sei und darum, wie er den Laien erlaubt ist, so auch den Pastoren und Lehrern erlaubt werden sollte.

II. Als Adiaphora sind Dinge zu beurteilen, die mit dem Maßstabe der Heiligen Schrift gemessen, als an sich sittlich-religiös gleichgiltig und darum für das Seelenheil belanglos, „harmlos und unschädlich", dastehen, folglich von dem Christen ohne Sünde gebraucht oder gelassen werden können.

III. Indem die Synode den Laien den Anschluß an die Loge nicht verbietet, wird, offenbar deshalb, angenommen, daß sie die Logenzugehörigkeit an sich als ein Adiaphoron ansehe und darum eine Inkonsequenz damit begehe, daß sie Pastoren und Lehrern den Anschluß verbiete.

IV. Letzteres ist jedoch ein übereilter Schluß, da es Umstände gibt, unter denen auch prinzipiell adiaphorale Dinge ihren adiaphoralen Charakter verlieren, indem ihr Gebrauch unter diesen Umständen zur Sünde und darum unzulässig wird.

Anmerkung. 1. Kor. 8, 12: Das an sich adiaphorale Essen des Götzenopferfleisches wird zur Sünde „an Christo“, indem es den Schwachen zum Anstoß und zur Verwirrung des Gewissens dient, und ist darum, wo Schwache sind, nicht zulässig. Gal. 2, 3 u. 5: Die adiaphorale (1. Kor. 7, 19) Beschneidung braucht Paulus bei Timotheus, bekämpft sie aber bei Titus, weil ihr Gebrauch unter den gegebenen Umständen als eine Verdunkelung, resp. Gefährdung evangelischer Grundprinzipien, eine Sünde gewesen wäre. („Auf daß es mit der Wahrheit des Evangeliums sein Verbleiben habe für euch.“)

V. Läge in der amtlichen Stellung des Pastors und Lehrers etwas, das seinem Anschluß an die Loge den adiaphoralen, „harmlosen und unschuldigen“ Charakter nähme, so handelte die Synode nicht inkonsequent, wenn sie ihm als Pastor und Lehrer den Anschluß an die Loge verböte.

VI. Zur Sünde wird nun nach 1. Kor. 8, 12 und Gal. 2, 5 der Gebrauch eines Adiaphoron, wenn er Aergernis und Verwirrung der Gewissen anrichtet, oder Grundprinzipien des Evangeliums verdunkelt und gefährdet.

VII. Könnte auf Grund der Schrift gezeigt werden, daß durch Logenanschluß des Pastors und Lehrers als Pastors und Lehrers Aergernis und Verwirrung der Gewissen, oder Verdunkelung, resp. Gefährdung der Grundprinzipien des evangelischen Glaubens veranlaßt würde, so wäre damit die Berechtigung der Stellung der Synode, und das richtige ev. Urteil unserer Väter in dieser Sache erwiesen, selbst wenn die Synode den Logenanschluß an sich als ein Adiaphoron ansähe.

VIII. Da es klärlich nach § 5 der Nebengesetze die religiösen Prinzipien und der Secretismus der Loge, sowie die permanente eidliche Verpflichtung ihrer Glieder sind, welche die Synode zu ihrer Stellung veranlassen, so muß festgestellt werden, ob nach diesen Seiten hin etwas vorhanden ist, das bei der amtlichen Stellung des Pastors und Lehrers seinen Anschluß an die Loge unzulässig macht, als Aergernis und Verwirrung der Gewissen erregend, oder Grundprinzipien des evangelischen Glaubens verdunkelnd, resp. gefährdend.

IX. Eine Prüfung der genannten Punkte im Lichte der Heiligen Schrift ist darum notwendig.

Anmerkung 1. Daß wir bei der Behandlung dieser Fragen vor allem den Freimaurerorden ins Auge fassen, hat seinen Grund darin, daß er als der älteste, prominenteste und einflußreichste Orden, dem alle anderen Logen mehr oder weniger nachgebildet sind, der Hauptexponent der Logenprinzipien ist, speziell auch darin, daß bei ihm die religiöse, überhaupt idealistische Seite, sowie der Sekretismus und die eidliche Verpflichtung am stärksten hervortritt.

2. “The Masonic order stands preeminent among the secret fraternities, not only because it is in a degree the successor of the ancient Egyptian and Grecian Mysteries and legitimately so of the ‘collegia fabrorum,’ of the ancient Romans, but also because it is *the source*

whence all these fraternities have proceeded. The Masonic brotherhood is the parent of all existing societies. An *exposition* of the principles and philosophical analysis *of the Masonic society* is in fact a philosophical analysis of *all the others* which are fashioned after the same idea." (Arnold, History and Philosophy of Freemasonry, p. 7 of preface. (Arnold, ein Freimaurer.)

3. Auch muß von vornherein gesagt werden, daß je nach der Art der Betonung der religiösen Prinzipien, des Sekretismus und der Eide, die in den verschiedenen Logen verschieden ist, das abgegebene allgemeine Urteil bei der Kritik der Einzelloge entsprechend zu modifizieren ist.

4. Hinsichtlich der Obligationen z. B. sind nicht unwesentliche Unterschiede vorhanden. Diejenigen der Freimaurer sind Eide in der vollsten Bedeutung dieses Wortes, hinsichtlich der Obligationen anderer Orden beachte das Folgende: Nach den Exposés von Ezra A. Cook, Publ., Chicago, (for sale by National Christian Association, 850 W. Madison St., Chicago), "Odd Fellowship Illustr., 1912", "Modern Woodman Ill., 1904", "Knights of Pythias Ill., 1908", ist die Obligation bei diesen drei Orden: ein "Promise on (or pledge of) my sacred (word of) honor," bei den Odd Fellows ohne Erwähnung des Namens Gottes, bei den Knights of Pythias mit Hinzufügung der Worte: "So help me God", bei den Modern Woodmen ohne Hinzufügung des Namens Gottes, aber Hinzufügung der Worte: "May I be dashed to pieces, etc."

Die religiösen Prinzipien der Loge.

X. A. Die Loge, in praktischer Beziehung vielfach weiter nichts als gegenseitiger Unterstützungsverein im weitesten Sinne dieses Wortes, ist noch heute, wie zur Zeit der Entstehung der Freimaurerloge, wenigstens in ihren ausgebildeteren Formen, nach ihrer idealen Seite Humanitätsgemeinschaft. Die Menschen aller Völker, Stände und Religionen durch Humanität zu verbinden (Menschenverbrüderung), ist ihr ideales Ziel.

Anmerkung 1. Vergleiche Lessing, „Ernst und Falk," Gespräche für Freimaurer; Enc. Brit., Werner Ed., vol. 9, p. 75: "Their (Freemasons') fundamental principles are the fraternity of men and their indifference to theological belief." "Masonry is but another name for that pure spirit of brotherly love which should unite all men under God's heaven." (Steinbrenner, Haupthistoriker der Freimaurer, in "Origin and early history of Freemasonry," p. 13.) Grosh, Odd Fellow's Manual, p. 88: "The Fatherhood of God and the Brotherhood of Man, then, are the great principles of our order." National Congress of Modern Woodmen in 1897: "The Fatherhood of God and the Brotherhood of Man is the bedrock upon which every true order must be founded."

2. Diese Humanitätsidee der Loge ist in ihrer eigentümlichen Fassung ein Kind des 18. Jahrhunderts, der Aufklärungszeit, und kann in mehr als einer Beziehung (nicht nur in religiöser) den Ideenkreis, aus dem sie entsprungen ist, noch heute nicht verleugnen. Unter „Humanität", dem großen Wort des Aufklärungszeitalters, verstand jene Zeit im Wesentlichen, was wir heute Bildung nennen würden. (Vergl. Kahnis: „Der innere Gang des deutschen Protestantismus", Seite 295 ff.) Durch Geistesbildung (symbolisch dargestellt durch die sieben Sprossen einer Lei=

ter, die der Kandidat besteigt und die die Grammatik, Rhetorik, Logik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie vorstellen, zu deren Studium der Kandidat aufs eindringlichste vermahnt wird), mit Hinzufügung von Tugend das Ziel der Beseitigung von Fanatismus und Aberglauben (symbolisch dargestellt durch ein Stechen [Stabbing] des Kandidaten auf zwei, eine Tiara und Krone tragende Totenschädel) und der Herstellung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu erreichen, wird in dem 30. Grade der Scotch Masonry als das "*ne plus ultra of Masonic knowledge*" bezeichnet. "To knowledge add virtue, and the universe is saved." (Scotch Masonry. Illustriert. Zweiter Band, Kap. 56.) Vergl. auch: "Masonry is the Apostle of liberty, equality and fraternity." (Pike: "Morals and Dogma." Seite 153.) "Preacher of Liberty, Fraternity and Equality." (Pike: "Morals and Dogma." Seite 329.)

B. Dieses Ziel gibt notwendig der „Humanität" den Charakter des Wesenhaften und drückt jene die Menschen trennenden Dinge, auch die religiösen Unterschiede zum Unwesentlichen herab.

C. Schon darin liegt ein prinzipieller Gegensatz der Loge zum evangelischen Christentum, da letzterem die Güter evangelischen Glaubens auf Grund solcher Schriftstellen wie: „Es ist in keinem andern Heil u. s. w.", „So halten wir es nun u. s. w" und vielen andern, als das Wesentliche für die Menschheit, ja alleinige religiöse Wahrheit erscheinen. („Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.")

XI. Der Gegensatz tritt aber noch deutlicher hervor bei Betrachtung der religiösen Prinzipien der Loge im einzelnen.

A. Daß die Loge religiöse Prinzipien, und zwar bei den Freimaurern bestimmt ausgeprägte religiöse Prinzipien, hat, geht klärlich aus folgenden Zitaten hervor:

Anmerkung. Es sollte bemerkt werden, daß die angeführten Autoritäten, deren Bücher nicht etwa Geheimschriften, sondern im offnen Büchermarkt zu haben sind, nicht obskure Freimaurer, sondern Männer höchster Freimaurergrade und Stellungen und höchsten Ansehens sind, resp. waren, so Sickels und Morris, jeder "Sovereign Grand Inspector General"; Mackey, "Past General Grand High Priest" und "Secretary General of the Supreme Council 33d. for the Southern Jurisdiction of the U. S."; Pike, "Grand Commander of the Southern and Western Jurisdiction of the U. S." u. s. w. Besonders Pike und Mackey, den wir am häufigsten zitieren, gelten unter den Freimaurern als Autoritäten allerersten Ranges. Von Albert Pike schreibt die "Masonic Voice-Review": "General Albert Pike was the greatest Masonic student and teacher of modern times......He brought to his work a wonderful inspiration but little short of divine." Pike's "Morals and Dogma" ist auf Autorität des "Supreme Council of the 33d Degree, Southern Jurisdiction" herausgegeben; Mackey's „Encyclopaedia", an der er zehn Jahre arbeitete, das Resultat mehr als dreißigjähriger Studien, zitieren wir nach der Ausgabe von 1900.)

1. "The altar in Masonry is not merely a conventional article of

furniture but a sacred utensil of religion, thus identifying Masonry as a *religious institution*." (Mackey, Enc., p. 73.)

2. "All the ceremonies of our order are prefaced and terminated with prayer, because Masonary is a *religious institution*." (Mackey, Lexic. Art. Prayer, p. 371.)

3. "In Masonry, as in a treasury, are kept in safety all *the great truths of the primitive revelation* that form the basis of all religions." (Pike, "Morals and Dogma," p. 625.)

4. "Masonry is in every philosophical sense of the word an eminently *religious institution*." (Mackey, Enc., p. 640.)

5. "Masonry can and will educate the pious man to that *higher religion* in which all men can agree, which indeed *embraces the lower religion of creeds and sects*, but divested of all intolerant, uncharitable views and prejudices." (Steinbrenner, "Origin and History," p. 14.)

6. "Every Masonic Lodge is a temple of religion and its teachings are instruction in religion, for here are inculcated......faith, hope and charity......this is the true religion revealed to the ancient patriarchs. Masonry is the universal, eternal, immutable religion, such as God planted it in the heart of universal humanity." (Pike, M. & D., p. 219.)

B. Das, allerdings in diesem Leben vergebliche, Suchen nach göttlicher Wahrheit wird sogar als der Zweck der Freimaurerei nach der religiösen Seite bezeichnet:

1. "The *real object* of Freemasonry, in a philosophical and religious sense is the *search for truth*......That which is properly expressed to a *knowledge of God*." (Mackey, Enc., p. 834.)

2. "The *real object* of Freemasonry is neither charity nor almsgiving, nor the cultivation of the social sentiment; for both of these are merely incidental to its organization; but it is the *search after truth*, and that truth is the unity of God and the immortality of the soul." (Mackey, Enc., p. 834.)

3. "*Divine truth—the knowledge of God*—concealed in the old cabalistic doctrine, under the symbol of the ineffable name, and typified in the Masonic system under the mystical expression of *the true word*, is the reward, proposed to every Mason......in short the *Master's wages*." (Mackey, "Ritualist," p. 508.)

4. "The great *object* of all Masonic labor is *divine truth*. The *search for the lost word is the search for truth*." (Mackey, "Ritualist," p. 548.)

5. "*In this first temple* (the temple of this life) *the truth* (Divine truth as symbolized by the lost true word) *cannot be found*." (Mackey, "Ritualist," p. 508.)

6. Vergleiche dazu Joh. 8, 32: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen." Joh. 14, 6: „Ich bin die Wahrheit." Gal. 4, 9: „Nun ihr aber Gott erkannt habt...., wie wendet ihr euch wieder zu den schwachen und dürftigen Satzungen?" 1. Joh. 4, 6: „Wir sind von Gott, und wer Gott erkannt hat, der höret uns.... Daran erkennen wir den Geist der Wahrheit und den Geist des Irrtums."

C. Die religiösen Prinzipien der Loge, im engsten Zusammenhang mit dem Humanitätsideal stehend, sind unstreitig deistische (im kir=

chengeschichtlichen, nicht „technischen" [Enc. Brit. Werner ed. Vol. 7, S. 33] Sinn dieses Wortes.)

a. Der Deismus, dessen kräftige Entwickelung in England und auf dem Kontinent zur selben Zeit einsetzt, als die erste Großloge der (modernen, spekulativen) Freimaurer 1717 in England (London) gegründet wurde, und nach ihrem Beispiel andere Großlogen auf dem Kontinent, vertritt die Anschauung, daß das, was die positiven Religionen, wie die christliche, jüdische und muhammedanische von einander trennt, das Nebensächliche ist. Hauptsache ist die „Naturreligion", die Religion des gesunden Menschenverstandes. Als deren Grundelement bezeichnen die Deisten das sittliche Bewußtsein des Menschen (Tugend), auf welchem wiederum der Glaube an ein höheres Wesen (Gott) und die Hoffnung auf eine Fortexistenz nach dem Tode (Unsterblichkeit) beruht.

Anmerkung. "Deists agreed in seeking above all to establish the certainty and *sufficiency of natural religion* in opposition to the positive religions and in tacitly or secretly *denying* the unique significance of a *supernatural revelation* in the Old and New Testament." (Enc. Brit., Art. Deism.)

b. Als deistische erweisen sich die religiösen Prinzipien der Loge einerseits darin, daß sie „Naturrelion" lehren, und, von dem, was das eigentlich Trennende der positiven Religion ist, absehend, nur feststellen einen allgemeinen Gottesglauben.

Anmerkung 1. Its (Freemasonry's) religion is that general one of *nature*." (Mackey, Enc., p. 641.)

2. "As Masons, we only pursue the universal religion, or the religion of *nature*." (Sickels, Ahiman Rezon, p. 46.)

3. "Masonry propagates no creed except its own simple and sublime one, that universal religion, taught *by nature and by reason*." (Pike, "Morals and Dogma," p. 718.)

4. "Nature is the great teacher of man, for it is the revelation of God. (Pike, M. & D., p. 64.) The true knowledge of God is written by him on the leaves of the great book of universal nature. (Pike, M. & D., p. 209.) Masonry for itself finds those truths definite enough which are written by the finger of God upon the heart of man and on the pages of the book of nature." (M. & D., p. 226.)

5. "The truth is that Freemasonry is undoubtedly a religious institution—its religion being of that *universal kind in which all men* agree, and which, handed down through a long succession of ages from that ancient priesthood who first taught it, embraces the great tenets of the existence of God, the immortality of the soul—tenets which, by its peculiar symbolic language, it has preserved from the foundation, and still continues in the same beautiful way to teach. *Beyond this* for its religious faith, *we must and cannot go*." (Mackey, "Masonic Jurisprudence," p. 95.)

6. "Although Freemasonry is not a dogmatic theology it would be wrong to suppose that it is without a creed. On the contrary *it has a*

creed, the assent to which it rigidly enforces. This creed consists of two articles. First, a belief in God, the Creator of all things, who is therefore recognized as the Grand Architect of the Universe; and secondly, a belief in the eternal life, to which this present life is but a preparatory and probationary state." (Mackey, Enc., p. 192.)

7. "So *broad* is the religion of Masonry and so carefully are all *sectarian tenets excluded* that the Christian, the Jew, and the Mohammedan may and do harmoniously unite in its moral and intellectual work with the Parsee, Buddhist and the worshiper of deity under every form." (Morris, F. M.'s Monitor, Art. Religion.)

Anderseits wird neben dem allgemeinen Gottesglauben noch die Sittenlehre stark betont (Tugend) und ein Fortleben nach dem Tode gelehrt (Unsterblichkeit), so daß wir als die wesentlichen Elemente der Logenreligion die Begriffe Tugend, Gott und Unsterblichkeit, oder ihre Aequivalente finden, die in dieser Zusammenstellung und diesem sachlichen Zusammenhang die Schlagworte des Deismus waren und sind.

Anmerkung. „Unser Maurerium hat eine große praktische Mission, die ihren Ausgang nimmt in der Sittenlehre und Ethik, um von hier aus den Weg zu nehmen zu einer tiefen, aber freien Gottesanschauung und den großen Ideen der Freiheit und Unsterblichkeit." (Caspari: „Die Bedeutung des Freimaurertums," mit dem ersten großen Freimaurerpreis gekrönt. Seite 184.)

c. Dieser Deismus der Logenreligion ist sowohl zeitlich, als besonders auch sachlich begründet.

Zeitlich, indem diese religiöse Richtung unter den unkirchlichen Gebildeten die vorherrschende war zur Zeit der Entstehung der Hauptlogen in England und auf dem Kontinent.

Anmerkung. „Eins ist sicher: Im tiefsten Grunde hängen die Freimaurerideen, wie alle großen Philosophen, Dichter und Denker, die unserm Bunde angehört haben, richtig erkannt haben, in religiöser Hinsicht mit dem Aufstreben des Nationalismus zusammen." (Caspari: Bed. D. F. tms., S. 102.)

(Auch in anderen seiner Hauptideale erweist sich das Freimaurertum als legitimes Kind des Aufklärungszeitalters: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," deren Herstellung im 30. Grad der "Scotch Masonry" dem "ne plus ultra of Masonic knowledge", als eines der Hauptziele der Freimaurerei eingeprägt wird, sind ja Schlagworte jener Zeit, die in der französischen Revolution von 1789 ihren grellen populären Ausdruck fanden. "Masonry is the Apostle of Liberty, Equality and Fraternity"; "Masonry is a Preacher of Liberty, Fraternity and Equality." (Pike: M. and D., p. 153, 625.)

Sachlich — und das hat größeres Gewicht —, weil die deistische Religionsauffassung, demselben geistigen Milieu der Aufklärungszeit entsprungen, wie die in der Logengründung verkörperte Humanitätsidee, sich trefflich dem Ideal der Verbrüderung der Menschheit, auch über die religiösen Unterschiede hinweg, anpaßt.

d. Daß auch noch heute von der Loge zäh an ihr festgehalten

wird, hat, abgesehen von dem zeitlichen und sachlichen Zusammenhang des Deismus mit der Humanitätsidee der Loge, seinen Grund darin, daß sie in unserer Zeit der religiösen Indifferenz der Massen und der Unfähigkeit der meisten, auf religiösem Gebiet (theologisch) scharf zu diskriminieren, für die Zwecke der Loge äußerst praktisch ist, indem einerseits, bei ihrer Reduktion der Religion auf jene kümmerlichen Elemente, nur wenige, ganz links Stehende, darin ein Zuviel, und demgemäß ein Hindernis ihres Anschlusses finden werden, anderseits nicht scharf diskriminierende Gläubige durch das immerhin Religiöse derselben angezogen werden.

D. Diese religiösen Prinzipien der Loge decken sich nicht nur nicht mit den religiösen Grundprinzipien der Evangelischen Synode, der auf Grund des Neuen Testaments Christus „A und O", ja die alleinige religiöse Wahrheit ist, sondern stehen mit ihrer Mißachtung des Positiven im Christentum als Nebensächlichen, besonders der Person Christi, als alleinigen Heilandes, ihnen geradezu gegensätzlich gegenüber, so daß sie dem klaren evangelischen Denken unter das Urteil des Herrenwortes fallen: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich;" trotz der folgenden christentumsfreundlich scheinenden Zitate:

Anmerkung 1. "Freemasonry is not Christianity, nor a substitute for it......but there is nothing in it repugnant to the faith of a Christian." (Mackey Enc., p. 641.)

2. "The orders of Knight Templar and Knight of Malta......are *intensely Christian* in their doctrine, their ceremonies also embody events in the life of Christ......This fact of course *forfeits the claim of such degrees and orders to be styled universal Masonry.*" (Morris, Dictionary, Art. Christian Masonry.) (Zu "intensely Christian" vergleiche fifth libation ("sealed obligation") of Kn. Templ. and penalty (double damnation) unter These 24.)

3. "Masonry teaches unbelief in no creed, except so far as such creed may lower *its lofty estimate of the deity.* (Pike, M. and D., p. 525.) Vergleiche aber dazu folgenden Kommentar in demselben Werk: "A *jealous God* who revengefully visits the sins of the fathers on the children," p. 195, "a *cruel bloodthirsty, savage* Hebrew or Puritanic one (God)," p. 196, "*wavering and irresolute* he allowed Moses to reason him out of his fixed resolution (to destroy Israel)......(Vergleiche 2. Mose 34, 6. 7: „Barmherzig, gnädig und geduldig" u. s. w.) he *repented* of the evil that he had said he would do unto the people of Nineveh and he did it not, to the disgust and anger of Jonah," p. 207.

4. "Every true Knight of the Rose Cross will *revere the memory of Jesus of Nazareth* and *look indulgently even on those who assign to him a character* far above his own conceptions or belief, even to the extent of deeming him *divine.*" (Pike, p. 310.)

5. Vergleiche in diesem Zusammenhang auch folgenden Auszug aus einem Artikel in "New Age," published by the Supreme Council of the 33d Degree, June, 1906, p. 571: *Why do Scottish Rite Masons Commemorate Easter?* "In the Morals and Dogma (by Albert Pike) it is written: 'Sectarian of no creed, it has yet thought it not improper to *use the*

old allegories, based on the occurences detailed in Hebrew and Christian books, and drawn from the ancient Mysteries of Egypt, etc., as vehicles to communicate the great Masonic Truths.' *'We teach the truth of none of the legends we recite.* They are to us but *parables* and allegories involving and enveloping Masonic instruction.'......That the celebration of *all the Saviors* of the races of men fell at or about the vernal equinox is significant."

6. Dem theologischen Denken erscheinen die religiösen (deistischen) Prinzipien der Loge als sachlich völlig falsche philosophische Abstraktionen, indem sie aus Elementen, die ein Niederschlag der positiven Religionen sind, ohne Rücksicht auf religionsgeschichtliche Tatsachen, eine in dieser Form nicht vorhandene „Naturreligion" konstruiert. ("The Deists displayed a singular incapacity to understand the true conditions of history." Enc. Brit. art. Deism.)

E. An dem prinzipiellen Gegensatz der Logenreligion zum evangelischen Glauben wird auch dadurch grundsätzlich nichts geändert, daß die Loge dem evangelischen Christen das Recht auf seine Ueberzeugung gewährleistet, sofern sie ein Mehr ist als der von der Loge geforderte Gottesglaube, da das nur auf der Voraussetzung geschieht, daß das, was dem überzeugten Christen alleinige Wahrheit, Leben und Seligkeit ist, als nebensächlich angesehen wird.

Anmerkung 1. "They (the members) are not permitted to introduce them (their own peculiar religious opinions) into the Lodge or to *connect their truth or falsehood with the truth of Masonry*." (Mackey, Lexicon, Art. Religion.)

2. "The doors then are left open to the Jew and the Gentile, the Catholic and the Protestant, the *Agnostic* and the *Atheist*." (J. C. Root, Head Consul, History Modern *Woodmen* of America, p. 13.)

3. Daß die religiösen Sonderansichten der Glieder nicht nur als Nebensächliches, sondern bei den Freimauern tatsächlich als Aberglaube beurteilt werden, scheint evident aus folgendem hervorzugehen: Bei der Einführung der Kandidaten in den 30. Grad (Scotch Rite), der als das "ne plus ultra of Masonic knowledge" bezeichnet wird, wird der Kandidat folgendermaßen angeredet: (Blanchard, Mod. Secr. Soc., p. 140, und Scotch Rite Masonry Illustrated, vol. 2, p. 262,—über Glaubwürdigkeit dieses und anderer Exposés siehe später, Anm. 2 zu These 24) "In all the preceding degrees you must have observed that the *object of Scotch Masonry is to overthrow all kinds of superstition*, and that by admitting in her bosom on the terms of strictest equality the members of all religions, of all creeds and of all countries, without any distinction whatever, she has and indeed can have, but *one single object*, and that is *to restore to the Grand Architect of the Universe*, to the common Father of the human race *those who are lost in the maze of impostures, invented for the sole purpose of enslaving them.* The Knights Kadosh recognize no particular religion, and for that reason we demand of you nothing more than to worship God. And whatever may be *the religious forms imposed upon you by superstition* at a period of your life when you were incapable of discerning truth from falsehood, we do not even require you to

relinquish them. Time and study alone can enlighten you. But remember that *you will never be a true Mason unless you repudiate forever all superstitions and prejudices.*"

F. Während der **Evangelischen Synode**, entsprechend dem **Formalprinzip** der Reformation, **die Bibel Gottes Wort und alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens** ist, nimmt die **Loge** ihr gegenüber einen ganz anderen, dem der Synode prinzipiell **entgegengesetzten, Standpunkt** ein.

Anmerkung 1. "In 1856 the Grand Lodge of Ohio declared 'that a distinct avowal of a belief in *the divine authority of the Holy Scriptures* should be required of every one who is admitted to the privileges of Masonry, and that a denial of the same is an offense against the Institution, calling for exemplary discipline.' It is hardly necessary to say that the enunciation of this principle met with the *almost universal condemnation of the Grand Lodges and Masonic jurists* of this country. The general sense of the Fraternity has rejected all religious tests except a belief in God." (Mackey, Encycl., p. 97.)

2. "In fact *Blue Lodge Masonry has nothing whatever to do with the Bible.* It is not founded on the Bible, if it was, it would not be Masonry, it would be something else." (Chase, "Digest of Mas. Law," p. 207.)

3. "To require that a candidate profess a belief in the divine authenticity of the Bible or a *state of future rewards and punishments* is a serious innovation in the very body of Masonry......It is anti-Masonic to require any religious test, other than the candidate should believe in a God, the Creator and Governor of the universe." (Chase, Digest, p. 206.)

4. "The Jews, the Chinese, the Turks, either *reject* either the New Testament or the old, or *both*, and *yet we see no good reason, why they should not be made Masons.*" (Chase, Dig. M. L., p. 207.)

5. "The Bible is used among Masons as the *symbol* of the will of God, however it may be expressed. And, therefore, *whatever to any people expresses that will may be used as a substitute for the Bible* in a Masonic Lodge. Thus, in a Lodge consisting entirely of Jews, the Old Testament alone may be placed on the altar, and Turkish Masons make use of the Koran. Whether it be the Gospels to the Christian, the Pentateuch to the Israelite, the Koran to the Mussulman, or the Vedas to the Brahman, it everywhere Masonically conveys the same idea—that of the *symbolism* of the divine will revealed to Man." (Mackey, Enc., p. 114.)

G. Ist das **Materialprinzip** der Evangelischen Kirche **Rechtfertigung durch den Glauben**, so stehen auch dazu die religiösen Prinzipien der **Loge** im Gegensatz, indem nach ihnen **jeder selig** wird (vergl. die Begräbnisritualien), „zur oberen Loge eingeht," sofern er nur auf dem Wege der Loge dem höchsten Wesen und seinen Mitmenschen gedient hat. (Praktisch durch Zugehörigkeit zur Loge, resp. pünktliches Bezahlen seiner Beiträge, denn für mehr oder weniger aktive Logenbrüder wird dasselbe Ritual gebraucht.)

Anmerkung 1. "A Mason who *by living in strict obedience to the obligations and the precepts of the Fraternity is free from sin.*" (Mackey, Lex., p. 15, 16.)

2. "When the Master Mason exclaims, 'My name is Cassia,' it is equivalent to saying, 'I have been in the grave, I have triumphed over it by rising from the dead, and being regenerated in the process *I have a claim to life everlasting.*" (Cyclop. of F. My., p. 48.)

3. "The 3 (first) degrees form a perfect and harmonious whole, nor can we conceive that *anything can be suggested more which the soul of man requires.*" (Sickels, Monitor, p. 78.)

4. "We thus find *man complete in morality* and intelligence with the stay of religion added to insure him the protection of Deity and guard him against ever going astray, nor is it possible to conceive of anything more which the soul of man requires." (Morris on the 3d degree.)

5. "The common *gavel* is an instrument made use of by operative Masons to break off the corners of rough stones......but *we*, as Free and Accepted Masons, are taught to make *use* of *it* for the more noble and glorious purpose of divesting our hearts and consciences of all the vices and superfluities of life; *thereby fitting our minds*, as living stones, *for that spiritual building—that house not made with hands—eternal in the heavens.*" (Sickels, Monitor, p. 35.)

6. "The definitions of Freemasonry," says Oliver, in his 'Historical Landmarks of Freemasonry,' "have been numerous; but they all unite in declaring it to be a *system of morality, by the practice of which its members* may advance their spiritual interest, and *mount by the theological ladder from the Lodge on earth to the Lodge in heaven.*" (Mackey, Enc., p. 210.)

7. "Freemasonry inculcates the practice of virtue, *but it supplies no scheme of redemption for sin.*" (Mackey, Enc., p. 641.)

8. "Masonry teaches that everything which man is put to do, if rightly and faithfully done, *naturally helps out to work out his salvation*......The appointed action of life is the great training of Providence, and if man yields himself to it, *he will need neither churches nor ordinances*, except for the expression of his religious homage and gratitude." (Pike, Mor. and Dog., p. 211, 212.)

9. "It is the object of the speculative Mason, by a uniform tenor of *virtuous conduct*, to receive, when his allotted course of life has passed, from his celestial Master the *inappreciable reward of 'Well done thou good and faithful servant.'*" (Mackey, Lex., p. 450, 451.)

10. There is nothing more *salutary*, more humanizing to the heart or more strengthening to our virtue than this frequent *communion, and invocation of the spirit of the dead.* For we should never forget...that our deceased brethren yet *live*, are still working *in the heavenly Lodges* and that they are bound to us in the ties of eternal friendship." (Sickels, "Ahiman Rezon," p. 384, Consecration of Masonic cemeteries.)

H. Das ist klärlich (in dankenswerter Deutlichkeit konstatierte) Rechtfertigung aus den Werken gegen Röm. 3, 23, 24 und 28. Von dieser „eigenen Fasson" des Seligwerdens weiß darum

die Evangelische Synode nichts, vielmehr gibt es für sie nur die eine, alte und doch ewig neue Fasson: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.“

I. Von der grundlegenden Forderung der Buße und des Glaubens (Markus 1, 15) weiß die Loge nichts. Wenn sie von der Wiedergeburt redet, so tut sie das in einem der evangelischen Auffassung diametral entgegengesetzten Sinn.

Anmerkung 1. "There he (the candidate) stands on the threshold of his new Masonic life, in darkness, helplessness and ignorance, having been wandering amid the errors and covered with the pollutions of the outer or profane world, he comes inquiringly to our doors seeking the *new birth* and the removal of the veil which hides divine truth from his uninitiated sight." (Mackey, "Ritualist," p. 22.)

2. "The Entered Apprentice is the type of *unregenerated man* groping in mental and moral darkness and seeking for the light which is to guide his steps." (Sickels, Monitor, p. 26.)

3. "What regeneration by the word of truth is in religion, initiation is in Oddfellowship." (Grosh, Oddfellows' Manual, ed. 1895, p. 100.)

Die ethischen Prinzipien der Loge.

XII. Auch die ethischen Prinzipien der Loge sind, sowohl nach ihrer theoretischen Grundlage, als nach ihrer praktischen Gestaltung andere als die des evangelischen Christentums.

A. Auch sie beruhen auf natürlicher Erkenntnis und binden sich darum nicht an die Offenbarung der Heiligen Schrift.

Anmerkung 1. "Every Mason, say the old charges of 1722, is obliged by his tenure to obey the moral law. Now *this moral law is not* to be considered as *confined to the decalogue of Moses*, within which narrow limits the ecclesiastical writers technically restrain it, but rather as alluding to what is called the Lex Naturae, or the *law of nature ......discoverable by natural light*, obligatory upon all mankind...... No law less universal could have been appropriately selected for the government of an institution, whose prominent characteristic is its universality. The precepts of Jesus could not have been made obligatory on a Jew; a Christian would have denied the sanctions of the Koran; a Mohammedan must have rejected the law of Moses; and a disciple of Zoroaster would have turned from all to the teachings of his Zend Avesta." (Mackey, Mas. Jurisprudence, p. 502.)

2. "*The ten commandments are not obligatory upon a Mason as a Mason*, because the institution is tolerant and cosmopolite, and cannot require its members to give their adhesion to any religious dogmas or precepts, excepting those which express a belief in the existence of God and the immortality of the soul. No partial law prescribed for a particular religion can be properly selected for the government of an institution whose great characteristic is its universality." (Mackey, Enc., p. 205.)

3. Mit obigen Ausführungen stimmt prinzipiell vollständig überein, daß in der Obligation der Freimaurer (vergl. Anmerkung zu These 24) eine Verpflichtung auf selbst so allgemeine sittliche Vorschriften, wie:

„Du sollst nicht stehlen, nicht ehebrechen u. s. w.", nur insoweit gefordert wird, als sie sich auf die Loge, oder die Logenbrüder und deren Angehörige bezieht. (Vergleiche damit: The 3rd degree Mason is "complete in morality." XI, G, 4.)

4. Ein eigentümliches Licht auf die auf natürlicher Erkenntnis beruhenden ethischen Prinzipien des Freimaurertums werfen auch die folgenden Ausführungen von Pike, M. & D., p. 819: "The Blue (first three) Degrees are but the outer court or portico of the temple. Part of the symbols are displayed to the initiate, *but he is intentionally misled by false interpretations.* It is not intended that he shall understand them; but it is intended that he shall imagine he understands them......It is well enough for the mass of those called Masons, to imagine that all is contained in the Blue Degrees; and whoso attempts to undeceive them will labor in vain, and without any true reward violate his obligation as an Adept."

B. **Während nach den Prinzipien christlicher Ethik, die auf dem Gebot der Nächstenliebe im weitesten Sinne dieses Wortes beruht, nur eine solche Handlungsweise dem Nächsten gegenüber wirkliche Nächstenliebe oder Wohltätigkeit genannt wird, die nicht dem Egoismus in irgend welcher Weise fröhnt, und ihrem Charakter nach universell, ja den Feind einschließend, ist, so rühmt die Loge laut als Nächstenliebe und Wohltätigkeit, was wesentlich selbstischen Interessen dienend, also egoistisch und exklusiv gehandelt ist.**

Anmerkung 1. Die aus der Logenzugehörigkeit entspringenden Vorteile kommen nur den Mitgliedern oder deren Angehörigen zugute.

2. Das Recht der Mitgliedschaft ist aber durch finanzielle und andere Rücksichten (z. B. Gesundheitszustand und Alter des Applikanten) beschränkt.

3. Vergleiche dazu: Der barmherzige Samariter. „So ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? (Ueberhaupt Matth. 5, 44—48.)

XIII. Der Pastor, der sich der Loge anschließt, tritt also in engste Verbindung mit einer Gemeinschaft und gibt ihr seine persönliche wie amtliche Sanktion und Unterstützung, die den Grundsätzen der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre prinzipiell gegensätzlich gegenübersteht. Das widerspricht seiner Stellung als offizieller Repräsentant der Evangelischen Kirche (§ 2 der Statuten) und seiner pastoralen Verpflichtung, treuer Vertreter ihres Bekenntnisses zu sein (§ 7 der Nebengesetze, erste Hälfte, vergl. auch 1. Tim. 4, 16 und Gal. 2, 5), und ist eine Verdunkelung und Gefährdung des evangelischen Bekenntnisses vor der Welt.

XIV. Die aus dem Anschluß an die Loge für den evangelischen Pastor und Lehrer sich ergebenden Konsequenzen stehen folgerichtiger Weise, wie die religiösen und sittlichen Grundprinzipien der Loge, im klaren Gegensatz zum Schriftwort.

A. Der Pastor und Lehrer, der sich der Loge anschließt, schließt eine durch Eid aufs engste verbindende Spezialbrüderschaft mit Leuten, und wird mehr oder weniger in ihr Treiben hineingezogen, die, wenigstens zum Teil, dem Christentum und seinen Grundsätzen gleichgiltig, wenn nicht gar feindlich gegenüber stehen. Das widerspricht dem klaren Gotteswort: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen." 2. Korinther 6, 14.)

B. Auch nimmt er bei ihren Versammlungen teil an Gebeten, Andachtsübungen und Riten, die nicht geschehen im Namen Jesu Christi. Das widerspricht der von dem Apostel gegebenen Norm: „Alles, was ihr tut mit Worten und mit Werken, das tut alles in dem Namen des Herrn Jesu." (Kol. 3, 17.)

Anmerkung 1. "The prayers of the Blue Lodge are such as *all Masons, whatever their religious faith,* may unite in." (Morris, Dict: Art. Prayer.)

2. "In this sense Christianity is a sect, hence it is inexpedient, unwise and I think *unlawful to make prominent mention of* it *(the name of Christ) in lodge work.*" (Action of the Grand Sire, formally approved and adopted by the Grand Lodge of *Oddfellows* in semiannual session at Boston.)

3. Vergleiche damit Acta 4, 18: „Sie geboten ihnen, daß sie sich aller Dinge nicht hören ließen, noch lehreten in dem Namen Jesu," und das bekannte Verhalten der Apostel.

4. Die zur Rechtfertigung der Loge in dieser Hinsicht angeführte Parallele, daß auch die Konstitution der Ver. Staaten nicht den Namen Christi enthalte und trotzdem Christen an ihr nichts anstößiges finden, würde nur dann in Betracht gezogen werden können, wenn das Gebet im Namen Christi etwa auch den Kaplanen des Kongresses oder der Armee verboten wäre, was bekanntlich nicht der Fall ist.

Der Secretismus der Loge.

XV. Worte Heiliger Schrift, wie: „Ich habe nichts im Verborgenen geredet" (Joh. 18, 20), „Wer die Wahrheit tut, der kommt an das Licht" (Joh. 3, 21), „Wandelt als die Kinder des Lichtes" (Ephes. 5, 9), „Alles, was offenbar wird, das ist Licht" (Ephes. 5, 13) u. a. stehen im Gegensatz zu der Heimlichkeit, mit der die Loge sich umgibt, und die sie für so wesentlich hält, daß sie sie durch Eide (oder Ehrenwort) für Lebenszeit ihren Gliedern aufnötigt.

XVI. Diese Heimlichkeit, die sich nicht nur auf Geschäftsangelegenheiten, sondern auch auf Dinge erstreckt, die mit dem inneren Wesen der Loge zusammenhängen, müssen grade bei gewissenhaften Christen, die gewöhnt sind, alles im Lichte des Wortes Gottes zu prüfen, das Mißtrauen erwecken, daß die Loge Grund habe, das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen, selbst wenn kein Grund vorhanden wäre.

XVII. Der Pastor und Lehrer, der sich der Loge anschließt, setzt sich damit dem Verdacht aus, gegen das Wort zu handeln: „Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?" (2. Kor. 6, 14), und handelt jedenfalls nicht nach der für einen Pastor und Lehrer ganz besonders zu beachtenden Vorschrift: „Meidet allen bösen Schein." (1. Theff. 5, 22.) Damit richtet er Aergernis und Verwirrung der Gewissen an.

XVIII. Gegenüber dem ihn als Logenglied mitbetreffenden Mißtrauen kann er sich nicht klar im Lichte des Wortes Gottes rechtfertigen, da sein Eid ihm das unmöglich macht. Das ist gegen das Schriftwort: „Seid alle Zeit bereit zur Verantwortung gegen jedermann." (1. Petri 3, 15.)

XIX. Auch widerspricht die Spezialbruderschaft mit seinen Logenbrüdern der Idee der „ungefärbten Bruderliebe" (1. Petri 1, 22), die ein Pastor allen seinen Gemeindegliedern gleichmäßig schuldig ist.

(Nur im Vorbeigehen weisen wir auf die Gefahr hin, daß diese Spezialbrüderschaft sich z. B. bei Pfarrwahlen in höchst störender Weise betätigen möchte.)

XX. Durch das alles wird die segensreiche Arbeit des Pastors, Seelsorgers und Lehrers gefährdet; es ist also auch in dieser Hinsicht der Anschluß des Pastors und Lehrers nicht adiaphoral.

Die Eide der Loge.

XXI. Die Ablegung eines promissorischen Eides, Dinge geheimzuhalten, die man in ihrer prinzipiellen Tragweite vor Ablegung des Eides nicht kennt ist eine sittlich höchst bedenkliche Sache, die ein Pastor und Lehrer nicht auf sein Gewissen nehmen sollte. Auch die Versicherung anderer, daß nichts in dem Eide enthalten sei, das mit seinen Pflichten gegen Gott, den Nächsten und das Vaterland kollidiere, darf ihn nicht zu solchem Eid verleiten, da niemand als Gott Herr seines Gewissens ist und er sich damit seiner Freiheit begibt.

Anmerkung 1. In diesem Zusammenhang dürfte wohl ein Ausspruch W. H. Sewards, des großen Staatssekretärs Lincolns, erwähnt werden, das letzteren Gesichtspunkt emphatisch hervorhebt: "Secret societies, Sir? Before I would place my hand between the hands of other men in a secret lodge......and bending on my knee before them enter into combination with them, I would pray to God that that hand and that knee might be paralyzed......Swear, Sir! I, a man, an American citizen, *a Christian*, swear to submit myself to the guidance and direction of other men, *surrendering* my own judgment and *my conscience to their keeping!* No, no, Sir......I know too well the danger of confiding power to irresponsible hands, to make myself a willing slave."

2. Sollte sich der Pastor später gedrungen fühlen, um seines Gewissens willen gegen die Loge Zeugnis abzulegen, wie es öfters vorgekommen ist, so müßte er, um das im Lichte voller evang. Klarheit tun zu können, ja selbst

nur bei öffentlicher Kritik der Loge, den Logeneid brechen, kann also in die Lage kommen, im Dienste der Wahrheit ein Eidbrecher (wenigstens in den Augen der Loge) zu werden. Ein Beispiel: "While receiving the degree of a Royal Arch Mason, (siehe diesen Eid später) Rev. Nathaniel Colver, D.D., who was afterward a professor of theology in the old Chicago University, refused to take the oath and at the peril of his life left the chapter room. He was coaxed and threatened, but stood fast and shortly afterward revealed the secrets of Masonry to a crowd that filled the court yard in the city where he lived." (Blanchard, Mod. Secr. Societies, p. 118.)

XXII. Ueberhaupt ist die Ablegung nicht obrigkeitlich geordneter (extrajudizieller) Eide nach dem Worte des Herrn: Matth. 5, 34, mit der praktisch von ihm gegebenen Auslegung desselben (Matth. 26, 63 u. 64) auf Grund der Schrift anfechtbar, und ihre Ablegung, vollends Häufung, nicht im Interesse der öffentlichen Ordnung oder des Gemeinwohls, sondern einer Privatinteressen dienenden Gemeinschaft ein schlimmer Mißbrauch des Namens Gottes, noch verschlimmert durch Hereinziehung unmenschlicher und ungöttlicher Strafen im Fall ihrer Verletzung.

Anmerkung 1. Vergleiche das Verbot von Logeneiden seitens der Legislaturen von Rhode Island und Vermont. (These 24, 2.)

2. Ein Pastor, der die Eide der Freimaurer, vollends in ihrer Häufung in den höheren Graden geschworen hat, wird einen schweren Stand haben, sich gegen den Vorwurf der, nicht immer bewußten, Heuchelei zu verteidigen, wenn er Konfirmanden oder Gemeindegliedern das Gebot einprägen will: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen," und absolut unverständlich ist, wie bei gewissen Graden der Loge dieses Gebot eingeschärft werden kann, da ja der Kandidat zu seiner Uebertretung angehalten wird.

XXIII. Legt sie ein Pastor dennoch ab, so richtet er unter den Schwachen Verwirrung der Gewissen an, da sie durch sein Beispiel leicht verleitet werden können, demselben zu folgen.

XXIV. Das alles stimmt nicht mit dem geforderten gottseligen Wandel und der gewissenhaften Erfüllung des Pfarr- und Lehramtes.

Anmerkung 1. Daß das in These 16 erwähnte Mißtrauen gegen die Loge nicht unberechtigt ist, zeigen die Eide der Freimaurer, die zwar nicht in ihrem Wortlaut jedem bekannt sein können, aber doch als in ihrem Geist den christlichen Prinzipien widersprechend, bekannt genug sind. Die teilweise verbreitete Ansicht, daß man die Geheimnisse der Logen, resp. der Freimaurer nicht wissen könne, ist ein großer Irrtum. Für diejenigen, die Klarheit in dieser Sache erlangen möchten, verweisen wir auf die Publikationen der National Christian Association, 850 West Madison Str., Chicago, Ill., unter denen die folgenden dem Referenten besondere Dienste geleistet haben: Finney, Freemasonry. (F., weiland Präsident von Oberlin College, vor seiner Bekehrung Freimaurer); Blanchard, "Modern Secret Societies", (Bl., D. D., Präsident Wheaton College, Ill.); Doesburg, "Freemasonry Illustrated." (Auf seine Richtigkeit beschworenes vollständiges Ritual der sieben ersten Grade des Frei-

maurer-Ordens, zeigend, daß in 1879 noch dieselbe „Arbeit“ getan wurde, wie zur Zeit der Enthüllungen von Morgan, Bernard, Allyn und anderen im ersten Drittel des Jahrhunderts, wie ja der Freimaurer-Orden, wie Rom, erklärt, daß keine Neuerungen in seinem Wesen vorgenommen werden können. Doesburg selbst abgefallener und angesehener Freimaurer des 7. Grades.) "Scotch Rite Masonry Illustrated," by a Sovereign Grand Commander, 33, und zahlreiche andere Publikationen.

2. Hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der verschiedenen Exposés weisen wir hin auf Finney, Kap. 4, aus dem hervorgeht, daß hinsichtlich der ersten 10 Grade der Freimaurer (S. 31) das Zeugnis unter Eid nicht nur von abgefallenen, sondern aktiven Freimaurern vorliegt. In Rhode Island und Vermont wurden auf Grund dieser Aussagen von der Legislatur die Ablegung von Logeneiden unter Strafe verboten, während die Legislatur von Pennsylvania unter der Führung von Thaddeus Stevens und Gouverneur Ritner einen ausführlichen Bericht über die Sache hatte, "but the bill failed to become a law." (Blanchard, p. 23, 24.)

Um der Wichtigkeit der Sache willen zitieren wir Finney auszugsweise:

The first revelation of Masonry in this country was made by William Morgan. In 1826 he published a pamphlet entitled *'Illustrations in Masonry,'* in which the ceremonies of initiation and the obligations of the three (3) first degrees were disclosed. For this publication he was kidnapped and forcibly carried away from a wife and two children, and was murdered by being drowned in the Niagara River. This was done by Freemasons. Thus he has sealed the truth of his revelations by sacrificing his own life, and *the Freemasons established their accuracy incontrovertibly by the punishment they inflicted on him*." (p. 41.) "In the two small volumes published by Elder Stearns, letters will be found from the most respectable and reliable Christian men, that fully sustain this statement, that the adhering fraternity, with very few exceptions, at that time, justified the murder of Morgan. In thus justifying that murder they, of course, *admit that he violated his oath, and had truly published Freemasonry*." (p. 31.)

"In February, 1828, a convention of seceding Masons was held at *Le Roy*, in the County of Genesee, composed of some thirty or forty of the most respectable citizens. They published a declaration to the world under their signatures, in which they declared the revelations of Wm. Morgan to be *strictly true and perfectly accurate*. In the course of the same year (1828) Elder *Bernard*, a Baptist clergyman of good character, and who was a distinguished Mason, published a work, entitled *'Light on Masonry,'* in which the ceremonies, oaths and mummeries of the order are given at full length." (p. 41.) "At a large convention of Masons disposed to renounce Masonry, they appointed a *committee* to superintend the publication of Masonry in all its degrees. Elder *Bernard* was one of this committee; and he, with the assistance of his brethren who had been appointed to this work, obtained an accurate version of some *forty-eight degrees*." (p. 19.) "In 1829 the obligations of the 3 first degrees were proved at a *circuit court* held *by Judge Gardiner*, by the testimony of three seceding Masons and *one adhering Ma-*

son. In obedience to a resolution of the Senate of New York, Judge Gardiner reported this evidence and it was printed by order of the Senate." (p. 42.)

"The testimony of these books is further sustained by the *report of a committee appointed* at that time *by the legislature of Rhode Island.* That body appointed a committee and gave them authority to arrest and examine Freemasons to ascertain whether the oaths published in these books were truly the oaths of Freemasons. This committee succeded in bringing before them men that had taken *the first ten degrees of Freemasonry.* They put them on oath under the pains and penalties of perjury. In these circumstances they did not dare to deny it, but owned to the committee that they were the oaths taken by Freemasons. I said that they did not dare to deny it, because they were well aware that of seceding Masons hundreds and thousands might be obtained who would prove them guilty of perjury if they denied it...... *So that here, for the first ten degrees of Freemasonry we have the admission on oath of ADHERING Masons that these books truly published their oaths.*" (p. 31, 32.) "In the year 1830, *Avery Allyn,* a regular Knight Templar, published a book, called '*The Ritual of Freemasonry,*' in which the ceremonies of initiation, the lectures, oaths and mummeries of *thirty-one* degrees are fully exhibited. *Thousands of Masons* have, *under their names* in the public papers, declared these publications of *Bernard and Allyn to be strictly accurate.*" (p. 42.) "It has been said (by adhering Masons) that these (seceding Masons who have testified against Masonry) are PERJURED men and therefore not at all to be believed. But let it be remarked that this very accusation is an *admission that they have published the truth;* for, unless they have published the secrets of Masonry *truly,* they have violated no Masonic oath." (p. 27.) "*Renouncing Masons are the best possible witnesses by* whom to prove what Masonry really is. They are *competent* witnesses. They testify from their own personal knowledge of what it is. They are in the highest degree *credible* witnesses. *First,* because they testify *against themselves,* they confess their own wrong in having taken those terrible oaths. *Secondly,* their testimony is given *with the certainty of* incurring a most unrelenting *persecution.* Adhering Freemasons are under oath to persecute them, to destroy their characters, and to seek to bring them to condign punishment. Their testimony was *wrung from them by conscience.*" (p. 28, 29.)

Die grundlegenden Exposés von Morgan, Bernard, Allyn (cf. Finney, Seite 40—42) sind damit hinsichtlich der niederen Grade von aktiven Freimaurern unter Eid bestätigt, während ihre *Korrektheit hinsichtlich der höheren Grade von zahlreichen abgefallenen Freimaurern unter ihrer öffentlichen Namensunterschrift bestätigt worden ist.* Es wäre auch lächerlich, anzunehmen, daß die Geheimnisse des Freimaurerordens hätten bewahrt bleiben können, wenn, infolge der Anti-Freimaurerbewegung, die nach der Ermordung Morgans durch Freimauer einsetzte, nach hoher Freimaurerautorität (Morris) von etwa 50,000 Freimaurern in den Ver. Staaten 45,000 abfielen. Es wäre höchstens möglich, daß seit jener Zeit Veränderungen gemacht worden wären. *Die innere Unmöglichkeit* solcher (*wesentlicher*) *Veränderungen* weist Finney schlagend nach S. 152—159, außerdem sind be-

schworene Aussagen vorhanden, die zeigen, daß Ende des Jahrhunderts dieselben Formen im Gebrauch waren, wie im Anfang desselben, also unter dem Ansturm der Anti-Freimaurerbewegung nicht geändert wurden, und um uns ganz sicher zu machen, daß keine Veränderungen gemacht worden sind, finden wir in Webb's "Freemason's Monitor", der nicht eine Geheimschrift ist, Seite 91: "Past Master's Charge 11": "You admit, that *it is not in the power of any man, or body of men, to make innovations in the body of Masonry.*" Dazu nimm noch das Folgende: Ezra A. Cook, Publisher of Exposés, schreibt im Vorwort von "Scotch Masonry Illustrated", daß nicht weniger als die Hälfte seiner Verkäufe an Freimaurer waren, die bei Bestellung sorgfältig ihre Logenverbindung angaben, in der Meinung, daß sie sonst nicht das (nach ihrer Meinung doch offenbar korrekte) Ritual erhalten könnten. Diese Tatsache wird bestätigt durch ein Zirkular von Redding & Co., New York, in dem bekannt gemacht wird, daß viele Freimaurer Exposés kaufen und gebrauchen, die in New York und Chicago veröffentlicht werden, vor denselben als höchst irreführend warnt und über Empfehlung eines 33. Grad Freimaurers die eigenen offiziellen in Chiffre geschriebenen Publikationen empfiehlt. Ein Vergleich eines Exemplars dieser Firma (die Chiffre ist für den, der ein Exposé hat, leicht zu lesen). "*Ecce Orienti*", Ritual der drei ersten Grade, der sogenannten "Blue Lodge", das uns zeitweilig geliehen wurde, zeigt nun aber in den Obligationen (Eiden), die wir Wort für Wort mit den Obligationen der Exposés verglichen haben, sachlich völlige Uebereinstimmung, z. B. mit Doesburg (Michigan Work), die Unterschiede nur bestehend in belangloser Verstellung oder Einschiebung einzelner Worte, so daß von einem „höchst irreführend" nicht die Rede sein kann.

Wir geben ohne eingehenden Kommentar Teile von einigen dieser Eide wieder.

Freimaurereide.

1. *Entered Apprentice* (1. Grad.)

Worshipful Master: "I *assure you* upon the honor of a man and a Mason, that in this obligation there is *nothing that will conflict with the duties you may owe to your God, your country, your neighbor or yourself.*"

Obligation: "I—Pastor X. Y. ?—of my own free will and accord in the presence of almighty God......do hereby and hereon most solemnly and sincerely promise and swear that I will *always hail*, ever conceal and never reveal any of the secret arts,......parts, etc......of Masonry, ...binding myself under no less a *penalty* than that of *having my throat cut across, my tongue torn out by its roots, and buried in the rough sands of the sea, at low water mark, where the tide ebbs and flows twice in twenty-four hours*......So help me God."

2. *Fellow Craft* (2. Grad.)

Worshipful Master: Same as above.

Obligation: "......All this I most solemnly and sincerely promise and swear......*without any hesitation, mental reservation* or *secret evasion of mind* whatever, binding myself under no less a *penalty* than that of having my *breast torn open, my heart plucked out and placed on the highest pinnacle of the temple, to be devoured by the vultures of the air*......So help me God."

3. *Master Mason* (3. Grad.)

Worshipful Master: Same as above.

Obligation: "......I will *keep the secrets* of a brother Mason inviolate, when communicated to and received by me as such, *murder and treason excepted*."

(Vergleiche dazu: "A brother's secrets, delivered to me as such, I will keep as I would my own, because betraying that trust I might be doing him the greatest injury he could possibly sustain." Sickles, Ah. Rez., p. 203, commenting on Master Mason's degree, thereby affirming this part of the obligation.)

Master Mason's obligation continued: "I will not cheat....defraud a lodge nor a brother of this degree knowingly....nor supplant him in any of his laudable undertakings, but *will give him due and timely notice, that he may ward off approaching danger*....that I will not have illicit carnal intercourse with a Master Mason's wife, mother, sister, or daughter, etc"......(Seventh written law of Masonry: 'No Mason shall debauch or have carnal knowledge of the wife, daughter or *concubine* of his Master or Fellows.' Mackey, Jurisprudence, p. 46, 'complete in morality,' XI. G. 4.) Obligation continued: "without mental reservation, etc., (as above)......binding myself under no less *a penalty* than that of having *my body severed in twain my bowels taken from thence and burned to ashes, the ashes scattered to the four winds of heaven* that no more remembrance might be had of so vile a wretch as I should be, etc......So help me God."

4. *Royal Arch Mason* (7. Grad.)

(Während die drei ersten Grade allen Freimaurern gemeinsam sind, so teilen sich von dort an die Wege. Es sei aber bemerkt, daß gerade die als "intensely christian" bezeichneten Grade der Knights Templar und Knights of Malta nur über den Royal Arch Degree ihren Weg nehmen können.)

Captain of Host: "You must take a solemn obligation, which I am free to inform you, contains nothing which can conflict with the duties you owe to your God, your country, your neighbor or yourself."

Candidate: "I—Rev. X. Y. ?—in the presence of God solemnly and sincerely promise and swear......that I will assist a Companion Royal Arch Mason, when engaged in any difficulty, and *will espouse his cause so far as to extricate him from the same, whether he be right or wrong.* I furthermore promise and swear that I will *keep all the secrets* of a Companion Royal Arch Mason, when communicated to me as such, *without exception* (in manchen Staaten früher: "murder and treason not excepted")......binding myself under no less a *penalty* than that of having my *skull smote off, and my brain exposed to the scorching rays of the meridian sun* should I ever knowingly violate this my Royal Arch Mason's obligation. So help me God."

(Auch hier sind in den Eid die Termini eingeflochten, die eine andere [private] Auslegung der Eide als die buchstäbliche aufs bestimmteste ausschließen: "without mental reservation, or secret evasion of mind whatever.")

5. *Knight Templar.*

Fifth Libation ("Sealed obligation") of the *Knights Templar* degree: Eminent Commander shows candidate a *human skull* from which he drinks first and hands it to the candidate, saying: "Repeat after me:"

Candidate repeating after Eminent Commander: "This pure wine I now take in testimony of my belief in the mortality of the body and the immortality of the soul; and *as the sins of the whole world were once visited upon the head of our Savior, so may all the sins of the person whose skull this once was, in addition to my own, be heaped upon my head, and may this libation appear in judgment against me, both here and hereafter*, should I ever knowingly or wilfully violate this my most solemn vow of a Knight Templar, so help me God and keep me steadfast." (Drinks from the skull.) (Revised Knight Templarism Ill., 1911, p. 227, 228, und Allyn, an betreffender Stelle.)

Für diejenigen, denen es unglaublich scheinen möchte, trotz der obigen Ausführungen hinsichtlich der Richtigkeit der Exposés, daß insonderheit die angeführten Strafen ("penalties") Teile der Eide seien, und das gräßliche Trinken aus dem Totenschädel eine Tatsache sein solle, möchten wir mitteilen, daß der im Segen wirkende Pastor einer der leitenden englischen Kirchen Chicagos, der früher ein Knight Templar war, aber um des Gewissens willen aus dem Freimaurerorden austrat, dem Schreiber dieses persönlich versichert hat, daß es mit Beiden seine volle Richtigkeit habe, da er selbst vor etwa 17 Jahren die Eide der drei ersten Grade und später den des 7. Grades in dieser Form geschworen und als Knight Templar aus dem Totenschädel getrunken habe. Diese Mitteilung ist mit voller Autorisation seitens des genannten Pastors gemacht. Daß sogar bereitwilligst die Erlaubnis gegeben wurde, von seinem Namen Gebrauch zu machen, wunderte den Schreiber nicht weiter, da er einer öffentlichen Versammlung beigewohnt, in der der erwähnte Pastor mit rücksichtsloser Offenheit, furchtlos und treu seinem Herrn, auf Grund eigener Erfahrung den Freimaurer-Orden angriff.

6. *Order of the Cross, Knights or Kadosh.*

Obligation of the Holy Thrice Illustrious Order of the *Cross, Knights or Kadosh:* (nicht zu verwechseln mit den "Kadosh" des 30. Grades des "Scotch Rite") "......I swear to put confidence unlimited in every illustrious brother of the Cross *as a true and worthy follower of the blessed Jesus*......I swear to look on His enemies as my enemies, His friends as my friends, and to stand forth to mete out tender kindness or *vengeance* accordingly......I swear to advance my brother's best interest, by......political preferment in opposition to another." (Finney, p. 45, und A. Allyn, an betreffender Stelle.)

Dieselben schwören weiter: "You further swear that should you know another to violate any essential part of this obligation you will use your most decided endeavors to bring such person to the *strictest and most condign punishment, agreeably to the rules and usages of our ancient fraternity, and this by pointing him out to the world as an unworthy vagabond, by opposing his interest, by deranging his business, by transferring his character after him wherever he may go*, and by exposing him to the contempt of the whole fraternity and of the world, *during his whole natural life*. To all and every part thereof we then bind you, and by ancient usage you bind yourself, under the no less infamous *penalty* than dying the death of a traitor, *by having a spear*, or sharp instrument, *like our divine Master thrust into your left side* bearing testimony, even in death, of the power and justice of the mark of the holy Cross." (Finney, p. 102, und A. Allyn, an betreffender Stelle.)

7. *Scotch Masonry. Master Elect of Nine* (ninth degree).

Address of Most Sovereign to Candidate: "Do you find yourself disposed to vindicate the Royal art, and sacrifice this traitor in honor of Masonry?......This man is perhaps one of your most intimate friends, but in such a case as this, every sentiment must give way to that of revenge......Vengeance!" All "Vengeance!"

Obligation: "I likewise promise to revenge Masonry in general.... I submit to perish by the vindictive weapon (a poniard) which shall be given me as an honorable mark of this order." (Scotch Rite Masonry Ill., vol. I., p. 164, 165, 168.)

8. *Master Elect of Fifteen.*

Obligation: "......I do promise and swear upon the holy Bible. ......In failure of this my obligation, I consent to have my body opened perpendicularly, and to be exposed for eight hours in the open air, that the venomous flies may eat of my entrails, my head to be cut off and put on the highest pinnacle of the world, and *I will always be ready to inflict the same punishment on those who shall disclose this degree and break this obligation.* So may God help and maintain me. Amen." (Sc. R. M. Ill., vol. I., p. 196.)

From Lecture of same degree.

Most illustrious Master: "You felt then a *great joy* when you saw those villains executed?"

Candidate (now called 'Inspector'): "The three heads I wear on my ribbon are a proof of it." (Sc. R. M. Ill., vol I., p. 202.)

9. *Eighteenth degree. Sovereign Prince of Rose Croix De Herodem and Knight of the Eagle and Pelican:*

Obligation: "Under the penalty of being forever deprived of the true word, to be perpetually in darkness, my blood continually running from my body, to suffer without intermission the most cruel remorse of the soul, that the bitterest gall, mixed with vinegar, be my constant drink, the sharpest thorns for my pillow, and that the death of the cross may complete my punishment." (Sc. R. M. Ill., vol. I., p. 473.) Same degree continued: Master of ceremonies conducts candidate into the third apartment......and calls his attention to the representations of the *torments of the damned.* Master of ceremonies: "The horrors which you have just seen are but a faint representation of those you shall suffer if you break through our laws, or infringe the obligation you have taken." (Sc. R. M. Ill., vol. I., p. 476.)

Zur Rechtfertigung dieser Eide wird von Freimaurern Folgendes geltend gemacht: a. Die erwähnten Strafen im Fall des Brechens der Eide sind nicht so schlimm gemeint und werden nur zur Einschüchterung, resp. als zu den "ancient landmarks" gehörig beibehalten. Die vorausgeschickte Erklärung, daß sie nichts enthalten, was gegen Gott, den Nächsten, das Vaterland oder den Schwörenden selbst verstößt, nimmt ihnen das Anstößige.

b. Der gelobte Beistand wird im Fall von Gesetzesübertretung nicht gewährt.

Dazu ist Folgendes zu bemerken: Diese freie Auffassung der Obligation ist sowohl durch den Wortlaut der Eide, in denen der Kandidat sich ausdrücklich dazu verpflichtet, sie ohne *reservatio mentalis etc.* zu halten nicht gewährleistet, als auch nicht durch das Freimaurerprinzip nach dieser Seite hin, das Morris, Dict. Art. Obligation, folgendermaßen definiert: "*It is the obligation which makes the Mason, and the difference between one Mason and another, consists simply in the fact, that one keeps his obligation better than another.*" Je weniger ein Freimaurer die eingegangene Verpflichtung ernst nimmt, desto schwerer wird der Mißbrauch des Namens Gottes in dem abgelegten Eid. Wenn die Behauptung, daß die „Strafen" nichts bedeuten, und daß Gesetzesübertreter nicht von ihren Logenbrüdern geschützt werden, für die Gegenwart und für alle Freimaurer richtig ist, (für die Vergangenheit war sie zweifellos nicht immer richtig; vergl. den Fall Morgan und "*Judge Whit-*

ney's defense on charge of unmasonic conduct," (Nat. Christ. Ass.), so ist nicht einzusehen, und vom Standpunkt der Heiligen Schrift nicht zu rechtfertigen, daß solche Eide beibehalten und (von Christen, vollends Pastoren) geschworen werden können, die nach ihrem vor Mißverständnis ausdrücklich geschützten Wortlaut eine solche sündhafte Verpflichtung in sich schließen. Daß wahrhaft christliche Freimaurer und wirklich ehrenhafte amerikanische Bürger sich einer Mitschuld an Verbrechen nicht schuldig machen würden, glauben wir, doch zeigt der Fall von Judge Whitney, daß sich der einzelne unter Umständen nur dann der Mitschuld enthalten kann, wenn er aus der Loge austritt. Vergleiche zu allen diesen Eiden Shakespeare's: *"It is great sin to swear unto a sin, but greater sin to keep a sinful oath,"* und Lev. 5, 4. 5.

XXV. Aus allen genannten Gründen hat die Evangelische Synode ein Recht, ihren Pastoren und Lehrern den Anschluß an die Loge zu verbieten, und um so mehr die Pflicht, dieses Verbot zu betonen und durchzuführen, als der unter Wortbruch vollzogene heimliche Anschluß einzelner ihrer Pastoren gezeigt hat, daß das Verbot, das bei der Selbstverständlichkeit seines Inhaltes eigentlich nicht nötig sein sollte, notwendig ist, um die „Integrität" des evangelischen Pastoren- und Lehrerstandes aufrecht zu erhalten.

1. Den prinzipiellen Gegensatz des Freimaurertums zum evangelischen Christentum im Sinne unserer Synode bringt Caspari in seiner mit dem ersten großen Freimaurerpreis gekrönten Schrift: „Die Bedeutung des Freimaurertums" (S. 191) zum unmißverständlichen Ausdruck in folgenden Worten:

„Wenn durch die Erziehung der einzelnen in sittlicher Hinsicht alle Menschen und Völker, alle Staaten und Religionen in dem Ideal des Maurertums aufgegangen sind, dann, aber erst dann, hätten wir unsern großen Kampf ausgekämpft. Wird das indessen geschehen können, wenn wir Staat, Religion und Freimaurertum ohne weitere Kritik ruhig neben einander stellen? Wer das meint, hat das Wesen des Maurertums gegenüber unserer heutigen religiösen Lehre nicht erkannt und begriffen, der hat den großen Kampf nicht erkannt, den wir um die Freiheit unserer Weltanschauung mit der Orthodoxie (das ist im Sinne von Casparis Schrift bibelgläubiges Christentum) zu führen gezwungen sind.

2. a. In diesem Spezialverbot fordert die Synode nichts mehr und nichts weniger von einem Pastor als Gehorsam gegen das göttliche Wort mit Anwendung auf einen speziellen Fall, der in der Schrift nicht ausdrücklich namhaft gemacht ist. Das ist ebensowenig ein Eingriff in seine persönliche Freiheit, als die (von niemanden angefochtene) Verpflichtung auf den Bekenntnisparagraphen, der die Heilige Schrift als Gottes Wort und einzige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens hinstellt; es ist im Gegenteil dazu angetan, ihm seine christliche Freiheit, die nur in der Gebundenheit an Gottes Wort bestehen kann, bewahren zu helfen.

b. Die zu einem intelligenten Gehorsam gegen das Schriftwort nach dieser Seite notwendige Erkenntnis der Schrift- und Logenprinzipien darf und muß die Synode bei ihren Pastoren voraussetzen, ebenso wie anderseits ein solches Maß christlicher Charakterfestigkeit, sich nicht durch die äußeren Vorteile der Logenzugehörigkeit verblenden, resp. verführen zu lassen.

c. Auch eine Beleidigung wegen seiner Selbstverständlichkeit ist das Spezialverbot für Pastoren nicht, sonst wären auch die Tit. 1 gegebenen, an sich selbstverständlichen Spezialverbote und Vorschriften für Leiter von Gemeinden eine „Beleidigung". Ein Aeltester sei eines Weibes Mann, kein Schwelger; ein Bischof sei nicht ein Weinsäufer, nicht unehrliche Hantierung treibend, keusch.*)

*) Hierzu bemerken wir, daß in den ersten heidenchristlichen Gemeinden sich noch keineswegs eine so selbstverständliche, christliche Sitte gebildet hatte, daß eine solche Vorschrift nicht nötig gewesen wäre. (Vgl. 1. Kor. 5.) D. R.

XXVI. Der Einzelgemeinde die Entscheidung der Frage zu überlassen, ob die Zugehörigkeit des Pastors oder Lehrers einerseits dem evangelischen Bekenntnis gemäß, anderseits mit einer wirklich gesegneten (nicht bloß erfolgreichen) Amtstätigkeit verträglich ist, wäre aus praktischen Gründen selbst dann nicht angängig, wenn, was nach § 8, 1 der Statuten, und § 23 der Nebengesetze nicht der Fall ist, die Entscheidung über den Bekenntnisstand betreffende Fragen der Einzelgemeinde überlassen wäre, da die Entscheidung nach lokalen Verhältnissen sehr verschieden ausfallen und damit die Einheit der Evangelischen Synode aufs Schlimmste gefährdet würde.

Die Zugehörigkeit der Laien zur Loge.

XXVII. Aus obigen Ausführungen geht hervor, daß bei dem Gegensatz der Loge zum evangelischen Glauben in den religiösen und sittlichen Prinzipien und den sich daraus ergebenden Konsequenzen, sowie dem Secretismus und der Eidesablegung die Zugehörigkeit auch eines Laien zu ihr nicht als adiaphoral bezeichnet werden kann.

XXVIII. Es ist aber auch nicht nötig, den Standpunkt der Synode den Laien gegenüber damit zu erklären, daß sie ihren Anschluß für adiaphoral halte. Vielmehr ist dieser erklärlich und zu rechtfertigen unter dem Gesichtspunkt des Tragens der im Glauben und an Erkenntnis Schwachen.

XXIX. Eine Schwachheit des Glaubens tritt auch bei ihnen hervor, wenn sie sich der Loge anschließen, in dem Zurückdrängenlassen ihrer evangelischen Glaubens- und Sittenprinzipien, doch ist diese Schwachheit nicht notwendiger Weise Verleugnung derselben, da sie bei den meisten auf mangelnder Erkenntnis, beides, der christlichen und der wahren Logenprinzipien beruht.

XXX. Diese Schwachheit ist erklärlich und darum tragbar aus folgenden Gründen:

A. Der soziale Vorteil, den die Loge zu bringen scheint, ist so groß, daß er bei den allermeisten alle anderen Rücksichten verdunkelt.

B. Für die religiöse Seite der Logenfrage haben die meisten

a. nicht das Interesse. („Das nimmt man mit in den Kauf");

b. nicht das klare prinzipielle Verständnis. Dieses Verständnis ist für sie erschwert dadurch, daß die Loge christlich erscheinende Riten und Formen hat (Gebete, Altar, Bibeln, biblische Zitate, wenn auch bisweilen entstellt u. s. w.), so daß dem Laien subjektiv die

Loge unter das Urteil des Wortes fallen mag: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns", (wobei freilich zu bedenken ist, daß dieses Wort zugunsten eines gesprochen wurde, der in dem, in den Logen ausgeschalteten, Namen Jesu Teufel austrieb).

c. Der praktische Christenstand vieler ganz wohlmeinender evangelischer Christen geht nicht über das Handeln nach dem Grundsatz: „Tue recht und scheue niemand" hinaus, den sie in der Loge bestätigt zu finden glauben.

C. Auch der Secretismus der Loge erscheint ihnen harmlos, weil „zum Geschäft gehörig".

Anmerkung 1. "Secrecy has a mystic, binding, almost supernatural force, and unites men more closely together than all other means combined. Suppose two men, strangers, traveling in a distant country, should by some accident be brought together for a few brief moments, during which they happen to be the involuntary witnesses of some terrible deed, a deed which circumstances demand shall remain a secret between them forever.... They separate.... Neither time nor distance can weaken that mighty bond (of the secret). In that they are forever one. It is not then, for any vain or frivolous purpose that Masonry appeals to the principle of secrecy. (Sickels, "Ahiman Rezon," p. 63.)

2. "As soon as Masons saw that their secrets were made public, they abandoned their lodges for very shame. With such oaths upon their souls, they could not face the frown of an indignant public. We have greatly erred in not preserving and handing down to the rising generation the literature upon this subject, with which we were made familiar forty years ago. Nothing but correct information is wanting to banish this institution from wholesome society." (Finney, preface, 4 and 5.)

D. Ueber die Bedeutung der Eide lassen sie sich hinwegtäuschen, einerseits, indem ihnen, wenigstens bei den Freimaurern, vorher feierlich versichert wird, daß nichts darin enthalten sei, was gegen ihre Pflichten Gott, dem Nächsten, dem Vaterlande und sich selbst gegenüber verstoße, und anderseits, wenn in der Oeffentlichkeit die Sprache auf die Strafen kommt, gesagt wird, daß sie nichts zu bedeuten haben, und nur wegen ihres hohen Alters beibehalten werden.

E. Das falsche Argument, daß eine Gesellschaft, der so viele gute Männer angehören, nicht unrecht sein könne, hat für viele eine blendende Kraft.

Anmerkung. Auch die Sklaverei zählte zu ihren Vertretern, ja Verfechtern viele gute Männer, und war doch als Institution unchristlich und verderbt.

F. Die Zugehörigkeit vieler (englischer) Pastoren zur Loge läßt dem evangelischen Laien die Zugehörigkeit dazu mit allen ihren Verpflichtungen als vom christlichen Standpunkte „harmlos und unschädlich" erscheinen, denn „Pastoren werden doch nicht etwas tun, das dem Geiste des Christentums widerspräche." — Um der Gewichtigkeit dieses Argumentes in den Augen der Laien willen, ist es doppelt nötig, daß die Synode das Logenverbot als

(teilweise umgefallene) „Warnungstafel“ von neuem aufstelle und befestige.

G. Einmal durch die Eide gebunden, finden viele, die erst dann einen Einblick in das Wesen der Loge bekommen, nicht die moralische Kraft, sich loszusagen, selbst wenn sie es innerlich wohl möchten.

XXXI. In Anbetracht der erwähnten Dinge hat die Synode ein Recht, die Laien, die sich der Loge anschließen, als Schwache zu tragen, besonders, da bei ihrer Zugehörigkeit zur Kirche das Schädliche der Loge wirksamer paralysiert werden kann, als wenn sie von der Kirche ausgeschlossen sind.

XXXII. Jedoch muß, als in der Konsequenz obiger Ausführungen liegend, gesagt werden, daß das stillschweigende Uebergehen der Logenfrage, insofern sie Laien betrifft, seitens der Synode nicht berechtigt erscheint, daß vielmehr von der Generalsynode, da ein Logenverbot für Laien aus äußeren und inneren Gründen nicht angängig ist, ein ernster Hinweis auf das dem evangelischen Christentum Gegensätzliche der Grundprinzipien der Loge, resp. eine Warnung vor Anschluß an dieselbe auch für Laien gegeben werden sollte.

Anmerkung. Das offizielle Stillschweigen der Synode nach dieser Seite hat wohl damit zu tun, daß von einigen Pastoren das Logenverbot für Pastoren, unter Hinweis auf vermeintliche Inkonsequenz der Synode, praktisch als “Dead Letter” betrachtet, und damit der Anschluß an die Loge gerechtfertigt wird, obgleich nach Wiederfestlegung dieses Verbotes in den revidierten Statuten kein Grund zu solcher Auffassung vorhanden war.

Jedenfalls würde eine offizielle Beleuchtung der Logenfrage im allgemeinen viel dazu mitgeholfen haben, daß Pastoren sich eingehendere Information über das wahre Wesen der Loge verschafft hätten. Denn während wohl viele evangelische Pastoren sind, die auf Grund eines sicheren ev. Taktes und gewisser flagranter unchristlicher Erscheinungen im Logenwesen, demselben auch in ihren Gemeinden widerstanden haben, besonders, wenn es sich bei kirchlichen Beerdigungen u. s. w. breit machen wollte, sind doch wohl nur verhältnismäßig wenige, besonders der jüngeren Generation, die die Sache eingehend, d. h. quellenmäßig studiert haben. Referent wenigstens bekennt sich schuldig, daß, während er genug über Logen gelesen und nachgedacht hatte, um ihn zu einem prinzipiellen Gegner derselben zu machen, doch erst der Auftrag des Chicago-Pastoralkränzchens zu vorliegender Arbeit ihn zum Quellenstudium geführt hat.

Mangelnde Erkenntnis der wahren Logenprinzipien vor Anschluß an die Loge mag als Milderungsgrund bei der Beurteilung solcher Pastoren dienen, die sich der Loge angeschlossen haben, wohingegen ein Verbleiben in der Loge, wenn unsere Ausführungen richtig sind, vom christlichen Standpunkt, wie die Synode ihn versteht, für sie nicht zu verantworten ist, so schwer die Lossagung fallen mag, nachdem man die Vorteile der Logenzugehörigkeit erfahren hat.

Ein anderer Grund dafür, daß die Synode die oben erwähnte allgemeine prinzipielle Erklärung geben sollte (und auf Durchführung des Logenverbotes für Pastoren bestehen muß), ist der, daß die gewissenhafte Erfüllung des Pfarramtes auch in schriftgemäßer Kritik der Loge sehr erschwert ist, solange die Möglichkeit besteht, daß ein anderer Pastor derselben Synode, mit scheinbar berechtigter Berufung auf dieselbe, als „liberal“ nach dieser Seite hin (oder gar selbst Logenglied) gern bereit ist, seine Gemeinde zum Zufluchtshafen unzufriedener Logenglieder anderer evangelischen Gemeinden zu machen.

Empfehlungen für einen ersprießlicheren Sonntagschul-unterricht.

Vortrag, gehalten von Pastor Emil Hansen auf der Pastoralkonferenz zu Bennett, Jowa.

Zur Hebung und Belebung des Sonntagschulunterrichtes innerhalb unserer Synode sind je dann und wann vonseiten unserer Zentral-Sonntagschulbehörde allerlei Empfehlungen gemacht worden. Und die letzte Generalkonferenz in Burlington, Jowa, hat auf Empfehlung dieser Behörde wieder verschiedene neue Beschlüsse gefaßt.

Ohne diese jeweiligen Empfehlungen und Beschlüsse kritisieren zu wollen, glaube ich behaupten zu dürfen, daß die meisten dieser Vorschläge nur in wenigen Sonntagschulen, gewöhnlich nur in den Sonntagschulen in größeren Städten, Berücksichtigung gefunden haben. W o r a n l i e g t d a s w o h l? Der Hauptgrund für die so geringe Befolgung der gemachten Vorschläge scheint mir darin zu liegen, daß dieselben in der Regel nicht genug für das Allgemeine berechnet waren und häufig in der Mehrzahl der Sonntagschulen, in den Sonntagschulen der kleineren Stadt- und Landgemeinden, mit dem besten Willen nicht berücksichtigt werden konnten.

Soweit ich wahrnehmen kann, stehen die meisten Sonntagschulen in unserm Distrikt heute noch auf demselben Niveau wie vor fünfzehn Jahren, als ich dieselben kennen lernte.

Wenn nun auch alles, was wir schwachen Menschen beginnen, unvollkommen ist und bleibt, so können wir alle miteinander uns nicht der Empfindung erwehren, daß in dieser Sache mehr getan werden k ö n n t e und s o l l t e. Wir alle können uns nicht eines gewissen niederdrückenden Gefühles eigener Ohnmacht und Schwäche erwehren, wenn wir vor unserer Sonntagschule stehen.

An uns deutsche Pastoren werden außergewöhnlich hohe Anforderungen gestellt. Neben dem Predigtamte sollen wir dem Lehreramte obliegen. Um unserer Aufgabe ganz gewachsen zu sein, sollten wir sowohl tüchtige Prediger als auch tüchtige Lehrer sein. Daß dies Ziel nicht immer erreicht werden kann bei der verhältnismäßig geringen Anzahl der Ausbildungsjahre unserer Pastoren, das liegt auf der Hand.

Und so wird immer ein Teil von uns Pastoren mit einem gewissen Bangen und Zagen an alle und jede Lehrtätigkeit im Amte herangehen, und es wird auch hier und da ein gut Teil des Mißerfolges in der Sonntagschule und Konfirmandenschule auf das Konto dieses Umstandes zu schreiben sein.

Aber in Anbetracht dessen, daß wir uns auf einem Lehrgebiet befinden, mit dessen Inhalt wir alle völlig vertraut sind, so will es mir doch scheinen, daß nicht h i e r i n der einzige, ja bei weitem nicht der wichtigste Grund für den vorhandenen und mit allen schönen Redensarten nicht wegzuleugnenden Mißerfolg auf dem Gebiete des Sonntagschulunterrichts zu suchen ist.

Auf der letzten Generalkonferenz wurde sehr oft bei der Besprechung und Beschlußfassung auf den einzelnen Gebieten unsers synodalen Werkes die Klage über Mangel an System laut. Eine solche Klage möchte ich auch hier im Angesichte unserer Sonntagschulsache führen.

Wir kopieren so viel nach englischen Mustern. Wir sollten unsere eigenen Waren auf den Markt bringen mit der Marke: "Made in German-America." Wir suchen und sammeln schöne Blumen in fremden Ländern und versuchen, dieselben in unsern Garten zu verpflanzen, ohne uns zu fragen, ob der heimische Boden zur Züchtung solcher Blumen geeignet ist. Die Verhältnisse und Bedürfnisse der englischen Sonntagschulen sind doch völlig andere als bei uns, einmal schon, weil wir doppelsprachig sind, während jene es nur mit einer Sprache zu tun haben, welche die Kinder schon sprechen können; zum andern, weil wir es auf gründlichere und systematischere religiöse Ausbildung abgesehen haben, während es jenen doch nur auf eine allgemeinere, moralische Ausbildung ankommt.

Wir sollten einmal anfangen, uns selbständig zu machen und mehr den bei uns obwaltenden eigentümlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Solange die Synode oder ihre Behörde uns nichts anderes empfehlen kann, als was sie auf Reisen gefunden hat, solange wird es der Mehrzahl der Sonntagschulen unmöglich sein, ihren Empfehlungen zu folgen und aus ihnen Nutzen zu ziehen.

Prüfen wir einmal ernstlich und sorgfältig die Verhältnisse und Bedürfnisse unserer eigenen Sonntagschulen und fragen wir uns, was wir eigentlich erreichen wollen bis zum Tage der Konfirmation. Wenn wir erst einmal wirklich wissen, wohin wir gehen wollen, dann wird sich auch schon ein Weg finden, um dahin zu gelangen.

Es ist schon ein großer Fehler, alle Sonntagschulen über einen Kamm zu scheeren. Sonntagschulen an rein oder fast englischen Gemeinden, und solche in Gemeinden mit Gemeindeschulen arbeiten unter ganz anderen Verhältnissen, als die große Mehrzahl der Sonntagschulen, und haben wohl auch andere Bedürfnisse als diese. Und ich zweifle auch nicht daran, daß jene manchmal gewisse Erfolge zeitigen können dadurch, daß sie von englischen Kirchen Neueinrichtungen übernehmen. Aber für die meisten Sonntagschulen trifft das nicht zu.

Die letzte Generalkonferenz hat unzweifelhaft einen Schritt vorwärts getan in der rechten Richtung, indem dieselbe auf die Unzulänglichkeit der vorhandenen Hilfsmittel für die Sonntagschule, und besonders für die Kleinkinder-Abteilung und für die Mittelstufe, hinwies. Ich bezweifle aber, daß durch ihre gefaßten Beschlüsse das Richtige getroffen worden ist, und das Problem in sachgemäßer und den Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechender Weise gelöst werden kann.

Auf die Schaffung der richtigen Hilfsmittel kommt es vor der Hand einzig und allein an; nur so wird man uns dienen und helfen. Sind die richtigen, sachgemäßen Hilfsbücher für jede einzelne Stufe gefunden, dann wird die Sonntagschule von selbst aufblühen, dann ist der richtige

Grund gelegt und dann wollen wir auch gerne von den englischen Kirchen passende und sinnreiche Einrichtungen zur weiteren Belebung der Sonntagschule übernehmen, damit dieselbe mehr und mehr den Charakter einer Schule verliere. Die Synode sollte ein Komitee von pädagogisch veranlagten Brüdern ernennen, welches sich speziell mit der Herstellung der für die einzelnen Stufen geeigneten Hilfsmittel zu befassen hätte.

Stufenmäßig angelegte Hilfsmittel müssen wir haben, aber ich stimme dem Beschlusse in dem Protokolle eines Distriktes bei, daß die uns in Aussicht gestellten "Graded Lessons" uns wenig nützen werden. Diese sind wieder nur geborgtes, unsern Verhältnissen nicht entsprechendes Gut.

Ueber die Existenz der Sonntagschule werden wir wohl nicht zu disputieren brauchen, sondern dieselbe unumwunden als eine durchaus notwendige Einrichtung und als eine sehr hilfreiche Dienerin bei unserer Reichsgottesarbeit ansehen. Die Kinder in unsern Gemeinden, die nur in seltenen Fällen zuhause genügend religiös verpflegt werden, bis zur Konfirmationszeit ohne jegliche religiöse Versorgung hingehen zu lassen, das wäre doch wohl vom religiösen sowohl als pädagogischen Gesichtspunkte aus unweise und unverantwortlich.

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr," und „Man muß den Baum biegen, solange er jung ist," diese Sprichwörter haben ihre volle Bedeutung hier.

Als was wollen wir die Sonntagschule innerhalb unserer Synode ansehen, oder als was sollten wir dieselbe ansehen? Das ist eine äußerst wichtige und die zuerst zu beantwortende Frage, wenn wir daran gehen, dieselbe systematisch auszubauen.

Für mich lautet die Antwort: Die Sonntagschule ist die natürliche und notwendige Vorschule für die Konfirmandenschule. Ist sie das, dann muß sie von diesem Gesichtspunkte aus behandelt und betrachtet, und mit dieser systematisch verbunden werden. Dann müssen auch die Hilfsmittel für Sonntagschule und Konfirmandenschule ein zusammenhängendes stufenmäßiges und aufsteigendes harmonisches Ganzes bilden.

Wir sind amerikanisch-deutsche Pastoren an amerikanisch-deutschen Gemeinden. Daraus sollten wir zum Vorteil für unsere Arbeit die logische Folgerung ziehen, daß unsere Pastoren doppelsprachig sein müssen, um auf dem vielseitigen Arbeitsfelde ihres Berufes völlig Herr der Sache zu sein. Andere fremdsprachige Synoden sind viel früher und viel mehr darauf bedacht gewesen als wir.

Bisher, wo noch die von Deutschland eingewanderte Generation an der Spitze unserer Gemeinden und Familien stand, war der Gebrauch des Englischen in Gottesdienst und Schule noch keine unbedingte Notwendigkeit, aber nach und nach tritt die zweite, nicht mehr völlig der deutschen Sprache mächtige Generation an die Stelle der ersten und

macht die Kenntnis der englischen Sprache bei unsern Pastoren immer mehr zu einer absoluten Notwendigkeit.

Ich möchte nun nicht so verstanden werden, als wollte ich das Deutsche verdrängen. Nein, ich bin der festen Meinung, daß das Deutsche noch lange nicht zu weichen braucht, solange noch unsern jungen Brüdern die Schönheit und Reichhaltigkeit dieser Sprache an maßgebender Stelle recht zum Bewußtsein gebracht wird und sie dieselbe selbst voll und ganz erlernen. Nicht das Deutsche aus Kirche, Schule und Sonntagschule verdrängen möchte ich, sondern nur das Englische benutzt sehen als ein v o r h a n d e n e s Hilfsmittel zu einer vernünftigeren Erlernung des Deutschen und als das n a t ü r l i c h e Hilfsmittel zum Einsäen der ersten himmlischen Samenkörner in die Kinderherzen, in der Sprache, die sie wirklich verstehen, und weiter als ein fortlaufendes Hilfsmittel bei der Erklärung des später in deutscher Sprache zu erlernenden Religionsstoffes. Man möchte nun vielleicht hiergegen einwenden: D a n n g e w i n n e n w i r d i e K i n d e r ü b e r h a u p t n i c h t f ü r d a s D e u t s c h e. Das gerade Gegenteil ist der Fall, wie ich aus eigener Erfahrung in meinem Konfirmandenunterricht beweisen kann. Durch jeweiligen Gebrauch des Englischen führe ich die Kinder zum rechten Verständnis des in deutscher Sprache zu Erlernenden und damit zu besserer Wertschätzung desselben.

Eine weitere Frage ist die: W e l c h e s i s t d e r p a s s e n d s t e L e h r s t o f f f ü r d i e S o n n t a g s c h u l e?

Die Bibel ist selbstverständlich die Vorratskammer, aus welcher wir die geistliche Nahrung für unsere Kinder holen müssen. Aber nicht alles paßt für dieselben. Die obige Frage glaube ich am besten mit Zitaten aus F a n k h a u s e r („Die biblische Geschichte in Sonntagschule und Religionsstunde") beantworten zu können.

„Die ganze Bibel ist Wort und Gabe Gottes," sagt er, „allein, wenn auch Kartoffeln und Sauerkraut sehr anerkennenswerte Gaben Gottes sind für unser Leibesleben, so zieht es die Mutter doch vor, den Säugling einstweilen damit zu verschonen, und ihn mit Milch, einer für ihn allein passenden Gottesgabe, zu versorgen. Ebenso sorgfältig wie die Mutter das Passende auswählt an Nahrung für ihre Kleinen, müssen wir die geistliche Nahrung auswählen für die uns zur Pflege übergebenen Kinderseelen."

Welches ist denn nun die passendste geistliche Nahrung, welche wir den Kindern in der Sonntagschule bieten können? Ich lasse F a n k h a u s e r weiter reden:

„Die Bibel besteht zum größten Teil aus Geschichte. Gott hat sein Volk eine Geschichte erleben lassen, um darin ihnen sein Wesen und seinen Willen zu erkennen zu geben. Jesus, der Lehrer über alle Lehrer, schließt das, was er den Menschen vom unsichtbaren Himmelreich zu sagen hat, an Sichtbares, Angeschautes und Erlebtes an; er erzählt Gleichnisse und Geschichten."

Dem Beispiele Jesu folgend können auch wir gar wohl die geistigen

und abstrakten Dinge in der Religion an der Geschichte biblischer Personen veranschaulichen, so den Glauben an Abraham, die Buße am verlornen Sohne, die Geduld und das Gottvertrauen an Hiob, die Nächstenliebe am barmherzigen Samariter, die Keuschheit an Joseph, die Freundschaft und Treue an Jonathan u. s. w. Und wenn wir dazu bedenken, daß das Kindesalter begierig ist nach Geschichten, so darf man ruhig sagen: Der passendste Lehrstoff für die Sonntagschule ist die biblische Geschichte.

Unter der großen Menge der biblischen Geschichten sind nun wieder manche, welche sich nicht eignen würden für den Unterricht in der Sonntagschule. Und da es nicht darauf ankommt, dem Kinde in der Sonntagschule eine ganz genaue Kenntnis der Geschichte des Volkes Gottes beizubringen, so müßte man aus der großen Menge der Geschichten wieder die passendsten aussuchen. Der Hauptzweck des ganzen Unterrichts bleibt, dem Kinde an der Hand der besten Geschichten die feste Ueberzeugung beizubringen, daß Gott die Welt nicht bloß erschaffen hat, sondern sie auch regiert und erhält, und daß sein nimmer müdes Auge wacht auch über dem Tun und Lassen seines höchsten Geschöpfes, über dem Menschen. Bei der Auswahl der Geschichten für die verschiedenen Stufen müßte auf das Alter und das Fassungsvermögen der Kinder besondere Rücksicht genommen werden, eingedenk des Wortes Markus 4, 26—29: „Denn die Erde bringet von ihr selbst zum ersten das Gras, danach die Aehren, danach den vollen Weizen in den Aehren."

Nur wenn wir uns auf das Niveau ihres Fassungsvermögens herablassen und zu ihnen reden in einer ihnen bekannten Sprache, wird es uns gelingen, ihr Innerstes wirklich zu erreichen. Alles andere bleibt Stückwerk und eitel hohles Geklingel. Das Hauptziel für unsere Arbeit an den Kindern muß sein, sie zu Gotteskindern zu erziehen und nicht, sie in der deutschen Sprache zu unterrichten. Davon sind wir wohl auch alle überzeugt, und darnach haben wir gewiß auch alle gestrebt. Warum wir aber bisher nicht erreicht haben, was wir erreichen möchten, und so wenig Fortschritt in unserer Sonntagschularbeit gemacht haben, dafür möchte ich einige Gründe anführen.

Erstens hat es uns an einem festen System für unsere Arbeit gefehlt; zweitens haben wir uns zu früh der deutschen Sprache bedient und infolgedessen das Kindergemüt nicht erreicht zu einer Zeit, wo es am besten erreicht werden kann; drittens hat es uns an allen passenden Mitteln für die unterste Stufe und für die Mittelstufe gefehlt, und viertens waren die für die dritte Stufe vorhandenen Mittel zu schwer und für die Behandlung in einer halben Stunde zu lang und langstielig. Die Geschichten, wenigstens für die unterste Stufe und für die Mittelstufe, sollten in moderner Sprache und in möglichst kurzer Fassung gebracht werden, und die Einführung in die Bibelsprache frühestens auf der dritten Stufe, am besten erst im Konfirmandenunterricht geschehen.

Durch ein von mir angefertigtes Schema möchte ich nun die Sache anschaulicher machen. Da die Konfirmandenzeit trotz aller gemachten

Zwangsgesetze doch vielfach nur ein Jahr dauert, so müssen Sonntagschule und Konfirmandenschule unbedingt Hand in Hand arbeiten, in der Weise, daß der ersteren eine grundlegende und vorbereitende Tätigkeit zugewiesen wird. Das ist der erste leitende Gedanke gewesen für mich bei der Aufstellung des nachfolgenden Schemas. Da die Kinder in der untersten Stufe nicht nur stumme Zeugen sein, sondern von vornherein zum Denken und Reden geführt werden sollten, so sollten wir vorerst zu ihnen kommen in einer ihnen geläufigen Sprache, in der englischen. Das war der zweite leitende Gedanke.

(Die Zahl der Besuchsjahre der Sonntagschule ist auf fünf Jahre berechnet worden, weil das in der Mehrzahl der Sonntagschulen zutrifft; dieselbe kann jedoch nach Belieben erweitert werden, ohne dem System Abbruch zu tun.)

I. Stufe: (Kleinkinderabteilung) = 2 Jahre.

1. Jahr: a. Kurze biblische Geschichten in moderner englischer Sprache.
   1. Hälfte: Altes Testament.
   2. Hälfte: Neues Testament.

   b. Lesen in der deutschen Fibel.
2. Jahr: a. Kurze biblische Geschichten in moderner englischer Sprache.
   1. Hälfte: Altes Testament.
   2. Hälfte: Neues Testament.

   b. Lesen in der deutschen Fibel.

II. Stufe: (Mittelstufe) = 2 Jahre.

1. Jahr: Die biblischen Geschichten des ersten Jahres der I. Stufe in moderner deutscher Sprache und Erlernung eines passenden Bibelspruches.
2. Jahr: Die biblischen Geschichten des zweiten Jahres der I. Stufe in moderner deutscher Sprache und Erlernung eines passenden resümierenden Bibelspruches.

III. Stufe = 1 Jahr.

Weitere biblische Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament in deutscher Sprache, und jeden Monat Erlernung eines Gebotes und ganz kurze Erklärung.

IV. Stufe. (Konfirmandenschule.)

1. Wiederholung der biblischen Geschichten des Alten Testaments mit Hilfe der „Biblischen Geschichte der Evangelischen Synode von Nord-Amerika."
2. Lesen eines Evangeliums (Matth. Evang.) zum Studium des Lebens Jesu.
3. Katechismuslehre.
4. Deutsche Sprachlehre.
5. Studieren eines zu schaffenden kurzen evan-

gelischen Handbuches (ich habe mir ein solches angefertigt), welches enthalten sollte:

a. Kurze Darstellungen der Hauptreligionen.
b. Kurze Geschichte der christlichen Kirche.
c. Die Hauptunterscheidungslehren der christlichen Kirchen.
d. Kurze Geschichte unserer eigenen Kirche.
e. Das Kirchenjahr.
f. Kurze Geographie des heiligen Landes.
g. Die Bücher der Bibel.

6. Kirchenlied.

Ich möchte nun noch kurz ein paar Worte über den Gesang in der Sonntagschule sagen, darnach ein paar allgemeine Schlußgedanken bringen und schließlich einige Thesen inbezug auf das Ganze aufstellen.

Allgemein anerkannt wird es, daß der Gesang ein nicht zu unterschätzender Faktor im Dienste der Sonntagschule ist. Ist dem so, so sollten wir es möglich machen, alle Kinder von vornherein zur Teilnahme an demselben zu bringen. Nun wissen wir aber alle, wie schwierig das oft ist, einmal darum, weil nicht jedes Kind ein Liederbuch im Hause hat; zum andern, weil es mit dem Lesen hapert. Weil es auch hier wieder nicht darauf ankommt, möglichst viele Lieder zu singen, sondern wenige gut, so sollten in jedem der zu schaffenden Hilfsbücher etwa sechs der schönsten deutschen und sechs der schönsten englischen Lieder enthalten sein. Dann könnten die Eltern die Lieder mit den Kindern zuhause lesen.

Wenn wir den Kindern die biblischen Geschichten in moderner Sprache und in kürzerer Form bieten könnten, dann dürften wir eher erwarten, daß dieselben auch wirklich zuhause studiert würden. Auch würde das Lesen derselben nur die halbe Zeit erfordern und dem Lehrer die Gelegenheit gegeben, die gelesene Geschichte noch einmal in lebendiger Weise mündlich vorzutragen. Noch ein weiterer Vorteil läge darin. Wir alle machen die Erfahrung in kleineren Gemeinden, daß es schwierig ist, Hilfsarbeiter zu gewinnen, weil sie sich an die vorhandenen Hilfsmittel nicht recht heranwagen. Auch diese Klage würde verstummen, wenn wir kürzer gefaßte Hilfsmittel hätten.

Nun zum Schluß die Thesen:

1. These: Die Sonntagschule ist eine unentbehrliche Gehilfin bei unserer Reichsgottesarbeit.
2. These: Der passendste Lehrstoff für die Sonntagschule ist die biblische Geschichte.
3. These: Die Sonntagschule bedarf des Englischen als eines gelegentlichen Mediums.
4. These: Die Sonntagschule muß mit der Konfirmandenschule harmonisch verbunden werden.
5. These: Der Inhalt der Lehrbücher muß stufenmäßig fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, vom Konkreten zum Abstrakten.

Hermann Cremer.

Von Pastor H. Kamphausen, Zanesville, O.*)

Hermann Cremer, von 1870—1903 Professor der Theologie in Greifswald, ist auch in unserm Lande weithin bekannt gewesen als Verfasser des „Biblisch theologischen Lexikons der Neutestamentlichen Gräcität“ (9. Auflage 1902), sowie als Vorkämpfer für positives Christentum im Kampfe gegen Harnack, Ritschl und Die Neue Theologie im allgemeinen. Da er außerdem ein überzeugter Unionstheologe gewesen ist, so schien es dem Redakteur des „Theologischen Magazins“ angemessen, nicht nur seine kürzlich erschienene, von seinem Sohn verfaßte Biographie rühmend zu erwähnen, sondern auch in einem besonderen Artikel seinem Andenken einen bescheidenen Denkstein in unserer Zeitschrift zu setzen. Dies wird hiermit versucht von einem seiner früheren Schüler, hauptsächlich auf Grund des oben angezeigten Buches.

I. Sein Werdegang. Hermann Cremer wurde geboren am 18. Oktober 1834 als der Sohn des Lehrers Wilhelm Cremer in Unna (Westfalen). Seine Mutter war eine geborene Josephson, eine Schwester des „Brosamen“ Josephson, (Verfasser des bekannten Erbauungsbuches) deren Eltern im Jahre 1805 aus dem Judentum zum lebendigen Christenglauben übergetreten waren. Der Lehrer Cremer war ein Mann der alten Schule. Die neuen Lehrmethoden waren noch nicht aufgekommen, aber er war mit Leib und Seele seiner Schule ergeben und dabei ein frommer Christ, der für alle Lebensbewegungen der Kirche ein reges Interesse hatte. Die Missionsbestrebungen fanden in seinem Hause warme Pflege. und die Zeitereignisse auf vaterländischem Gebiet wurden in das Licht des göttlichen Wortes gestellt. Wie ganz anders wehte die geistige Luft dort als die, welche jetzt weite Schichten der deutschen Lehrerwelt durchweht.

Hier war der rechte Boden vorhanden für die Entwicklung christlichen Sinnes und Strebens auch bei den Kindern. Bei Hermann zeigten sich früh reiche Geistesgaben und Liebe zu Gottes Wort. Er wurde zuerst auf das Gymnasium zu Dortmund geschickt, wo aber weder für seine wissenschaftliche, noch seine innere Fortbildung ein günstiges Feld war. So begrüßten die Eltern mit Freuden die Gründung des christlichen Gymnasiums zu Gütersloh (Westfalen), wohin der Sohn im Herbst 1851 sich begab. Gütersloh hat einen guten Klang bei seinen Schülern, und jener Primaner sprach ihnen aus der Seele, der bei seinem Abgang schmerzvoll ausrief:

O Gütersloh, in sandger Heide,
Wer dein vergäß, der tät mir leide!

Die zwei Jahre auf diesem Gymnasium, wo ein entschieden christlicher Geist bei Lehrern und Schülern waltete, haben Cremer sittlich und

---

*) H. Cremer. Ein Lebens- und Charakterbild. Gezeichnet von Lic. E. Cremer. Mk. 5.40, geb. Mk. 6. Mit Bilderschmuck. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

religiös reich gefördert. Auf seinem winzig kleinen Stübchen hat er gewaltig gearbeitet und hier schon den eisernen Fleiß gezeigt, der ihm sein Leben lang eigen war. Oft stand er um 2 Uhr auf und arbeitete, kein Wunder, wenn er später so viel über Schlaflosigkeit zu klagen hatte. Daß er nach Absolvierung des Gymnasiums Theologie studierte, kann bei dieser Entwicklung nicht auffallen. Er wählte die Universität Halle, deren Hauptanziehungskraft damals noch der weltbekannte Professor Tholuck war. Das akademische Leben ist in Deutschland ja ein überaus reizvolles, doch für Cremer bestand sein Hauptwert darin, daß er sich tief in die Wissenschaft stürzen konnte. Von Halle ging er nach Tübingen und hörte besonders Beck, den großen Bibeltheologen, der ihn stark fesselte und beeinflußte. Tholuck und Beck haben wohl bedeutend mit dazu beigetragen, daß er so entschieden auf die Bahn des Biblicismus gezogen wurde, d. h. daß die Bibel selbst das Hauptbuch auch seines wissenschaftlichen Studiums und der Quellort seines theologischen Systems wurde. Während er auf dem Predigerseminar zu Wittenberg weilte, wurden ihm von dem Buchhändler Steinkopf die Mittel dargereicht, noch zwei Semester nach Tübingen zu gehen. Am Ende dieser Zeit verlieh ihm die Tübinger Fakultät auf Grund einer Arbeit über die Endreden des Herrn Matth. 24 und 25 den Grad eines Lizentiaten der Theologie. Das war im Wintersemester 1858/59.

Er hätte sich nun am liebsten an irgend einer Universität als Privatdocent habilitiert und die akademische Laufbahn ergriffen, aber dazu fehlten ihm die Mittel. So mußte er den Plan vorläufig aufgeben. Im August 1859 wurde er zum Pfarrer in Ostönnen bei Unna erwählt. Er nahm an und ist von da an elf Jahre Pastor dieser kleinen Landgemeinde gewesen. Man fasse nun die Sache nicht so auf, als habe er das Pfarramt nur angenommen, weil ihm keine andere Laufbahn offenstand. Sein Ziel und Herzenswunsch war freilich die Universität, aber vom Pfarramt dachte er sehr hoch und ernst, und er brachte auch die besten Qualifikationen zu diesem Berufe mit. Wenn nach dem Kirchenvater "pectus facit theologum," der Gottesgelehrte hauptsächlich durch seine Herzensstellung die Befähigung zu seinem Amte erhält, so besaß Cremer diese Eigenschaft in hohem Maße. Es ist zwar unmöglich, in seinem Leben die Stelle anzugeben, wo er sich „bekehrt" hat. Er ist einer von denen gewesen, die ohne schwere Katastrophen oder Abirrungen sich normal entwickelt haben. Der Same, im Elternhaus gesät, ist aufgegangen und zur Frucht eines christlichen Mannesalters erwachsen. Von eigentlichen Verstandeszweifeln ist er nach seinem eigenen Geständnis trotz seinem starken Erkenntnistrieb verschont geblieben. Die einzige Sorge, die ihm in dieser Hinsicht zu schaffen machte, war die Sorge um sein persönliches Heil, und diese nahm ihm mehr und mehr das Vertrauen auf die Gnade, die überschwenglicher geworden ist als die Sünde. Einmal, als er auf der Landstraße von Ostönnen nach Unna sich befand, so erzählte er wohl, sei ihm über die Versöhnung durch Christum ein wunderbares Licht aufgegangen, das ihn diese Fundamentallehre des christlichen

Glaubens in nie vorher gesehener Klarheit habe schauen lassen. Dies scheint ein wichtiges Erlebnis in seinem inneren Leben gewesen zu sein, ohne daß man es „Erleuchtung" im mystischen Sinne nennen könnte.

Ja, die Gemeinde in Ostönnen brauchte sich nicht über ihren Pastor zu beklagen, er war ein Mann, der in der Bibel lebte, herzlichen Glaubens, dabei ernst, mannhaft, und er leistete etwas auf der Kanzel. Die elf Jahre, die er dort zubrachte, blieben nicht ohne Frucht. Als er kam, schien die Gemeinde tot, und viele Mißstände waren eingerissen, als er ging, war christliche Sitte dort zu Haus, der Kirchenbesuch gut und der Grund zu Besserem gelegt.

Doch auch er lernte nachher dem Herrn danken, daß sein Weg zum Professor durchs Pfarramt gegangen. Er hätte später nicht so auf die Studenten wirken können, wenn er nicht Pfarrer gewesen, noch auch eine solche Stelle in den kirchlichen Kämpfen der Zeit einnehmen, wenn er nicht als Pfarrer Mitglied der synodalen Körperschaften geworden wäre. So waren Gottes Wege wohl nicht seine, aber nachher mußte er doch erkennen, daß sie freundliche und gute Wege gewesen.

Seine kleine Gemeinde ließ ihm jedoch viel Zeit zum Studieren, und so wurde während jener Jahre das Buch seiner ersten Auflage zugeführt, welches das Werk seines Lebens genannt werden darf: das biblisch theologische Wörterbuch. Seine Entstehung verdankte es einer Anregung Tholucks, der einst auf einem Spaziergang mit Cremer bemerkte, daß ein solches Lexikon noch fehle. Cremer griff den Gedanken auf, und er hat ihn nicht wieder losgelassen. Nach neun- (oder elf-) jähriger Arbeit konnte das Werk bei Perthes im Jahre 1866 in erster Auflage erscheinen. Es liegt ihm eine Riesenarbeit zu Grunde, denn bei jedem Wort weist er erst die Bedeutung auf, welche es im Profan-Griechisch hat, was eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der klassischen Literatur voraussetzt. Dann zeigt er, wie die Neutestamentlichen Schriftsteller es umgeformt, resp. welchen Inhalt sie hineingelegt haben. Das Wörterbuch machte ihn weithin bekannt, es wurde von Philologen zum Teil noch mehr gewürdigt, als von Theologen. Es war die Veranlassung, daß er 1870 zum Professor für systematische Theologie nach Greifswald berufen wurde.

II. Cremers Wirken als Professor der Theologie. Wir haben seine bisherige Entwicklung als seinen Werdegang bezeichnet. Wir hatten dabei sehr wohl im Auge, daß er als Persönlichkeit schon vorher etwas Abgeschlossenes war. Aber es liegt am Tage, daß seine eigentliche Lebensaufgabe die des theologischen Professors war. Diese Stufe hatte er nun erreicht. Daher beginnen wir hier einen neuen Abschnitt. Das Ziel und der Herzenswunsch langer Jahre der Vorarbeit war verwirklicht, er stand auf dem Katheder als Professor der systematischen Theologie.

Doch zunächst war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Mit der Professur war zugleich das Pfarramt an der Marien-Kirche verbunden. Der Magistrat der Stadt Greifswald hatte

bei der Vergebung der Pfarrstelle mitzusprechen. Das scheint uns sonderbar. Daß die Beamten der Stadtgemeinde die Besetzung einer Pfarrstelle in Händen haben, ist uns hier ein ganz unvollziehbarer Gedanke. Aber wir müssen bedenken, daß in Deutschland, namentlich im Osten, Staat und Kirche, politische und kirchliche Gemeinde in enger Verbindung stehen. Der Magistrat ist der Vertreter der bürgerlichen Gemeinde. Bürgerliche Gemeinde und kirchliche fallen da, wo fast nur Evangelische wohnen, und jeder Evangelische als Glied der Kirche angesehen und durch Besteurung zu ihrer Unterstützung herangezogen wird, fast zusammen. Die synodale Gesetzgebung in den siebziger Jahren hat ja manches geändert, und im Westen war es glücklicherweise immer anders, aber so war es in Greifswald. Der Magistrat wollte einen Protestantenvereinler, Cremer, ein Orthodoxer hatte die königliche Ernennung erhalten. So erhob denn der Magistrat einen flammenden Protest. Er verweigerte Cremer die Zahlung des Pfarrgehalts, und Cremer mußte sich auf einen langwierigen Kampf mit dem Magistrat einlassen, der erst vier Jahre später endgültig zu seinen Gunsten entschieden wurde. Cremer war eine Kampfnatur und scheute es nicht, für die gute Sache, wie für sein persönliches Recht entschieden einzutreten, aber es war eine dornenvoll Laufbahn, die hiermit begonnen.

Greifswald war auch sonst ein steiniger Boden. Die Fakultät war zwar vorwiegend positiv und Professor Zoeckler sein guter Freund, aber in der Stadt und im kirchlichen Leben herrschte der Protestantenverein und damit der geistliche Tod. Es waren nur 17 theologische Studenten, und Cremer hatte in seiner ersten Vorlesung nur drei Zuhörer. Der Stand des sittlichen Lebens in der Studentenschaft war ein sehr niedriger. Da war seine Arbeit ein Säen auf Hoffnung. Dabei hatte Cremers Auftreten nichts Blendendes. Er war klein und unansehnlich von Gestalt wie der von ihm so hochverehrte Heidenapostel, er besaß keine hervorragenden oratorischen Talente. Noch war es ihm gegeben, durch gewinnendes, mildes, die Gegensätze zurücktretenlassendes Wesen sich Boden zu erringen. Im Gegenteil, er war heftiger Natur, westfälisch eckig und scharf, er verstand nichts schlechter als zu schmeicheln, und wenn er glaubte, daß christliche Wahrheit auf dem Spiele stand, so war er auch nicht für das kleinste Zugeständnis zu haben.

Dazu war er in seiner Theologie einer der konsequentesten Vertreter des unverfälschten Luthertums. Das mag denjenigen verwunderlich erscheinen, die oben lasen, daß er ein Unionstheologe genannt wurde. Er hatte aber als Kind der Westprovinzen (Westfalen und Rheinland) von Jugend auf in praktischer Kirchengemeinschaft zwischen den beiden Konfessionen gelebt und hat diese stets vertreten, ist auch später einer der Begründer der Gruppe der positiven Union gewesen, — die Missourier können ihn also nicht als einen der Ihrigen reklamieren — dem Bekenntnis nach aber war er Lutheraner vom Scheitel bis zur Fußsohle. Die beiden Angelpunkte seiner Lehre waren des Menschen Sünde und Gottes Gnade. Der große Hauptsatz derselben war die Rechtfer-

tigung des Sünders durch den Glauben, und diese Rechtfertigung war ein Gerechterklären, nicht Gerechtmachen, wie Beck gelehrt hatte. Darin ging all sein Lehren und Zeugen auf wie bei keinem andern Theologen des vorigen Jahrhunderts. Man kann sich denken, was für Anstöße das hervorrufen mußte, in einer Zeit, die von der Herrlichkeit des Menschengeistes und seinen Leistungen trunken war.

Der Evolutionsgedanke ist ja in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr überall zur Herrschaft gekommen, die Ansicht, daß sich alles in der Natur und auch im Menschen mit der Zeit auf Grund in ihnen liegender Kräfte zum Besten entwickelt.

Dagegen stritt Cremer mit aller Macht. Von sich aus gäbe es für Welt und Menschen nur eine Entwicklung, so sagte er, nämlich zum Verderben. Auch die moderne Theologie steht im Zeichen des Evolutionsgedankens. Christus ist nicht der Sohn Gottes, der wunderbar in die Welt gekommen, sondern ein geistig und religiös einzig begabter Mensch, der aber auf die eine oder andere Weise als ein Erzeugnis seines Volkes und seiner Zeit zu betrachten ist. Sein Werk ist dies, daß er die Menschen gelehrt hat an die Liebe Gottes zu glauben und ihnen in Menschenliebe und Gottvertrauen ein maßgebendes Beispiel geworden ist. Das nimmt aber doch dem Menschensohn die Krone der Göttlichkeit und seinem Werk den Charakter der Versöhnung, der Erlösung. Der Mensch, so wird weiter gefolgert, dessen Sünde meist Irrtum und Unvollkommenheit ist, bedarf eigentlich nur der Aufklärung und des sittlichen Impulses, der von dem mächtigen Schwung einer gottergebenen Persönlichkeit ihm zuteil wird.

Gegen diese Theologie lag Cremer zu Felde sein Leben lang mit aller Kraft seiner mannhaften Persönlichkeit und seines christlichen Glaubens. Derselbe war bei ihm geboren aus der Erfahrung des Wittenberger Mönches, der auf dem Boden seiner Zelle liegend ruft: "Mea culpa, mea culpa!" Ihm hatte sein in Gottes Wort gänzlich und aufs treueste gegründetes Forschen gezeigt, daß Sünde Feindschaft gegen Gott ist, und demnach Gottes Zorn auf dem Sünder ruht, und daß diese Sünde nicht anders gesühnt, und dieser Zorn nicht anders weggenommen werden könnte, als durch das stellvertretende Opfer des Sohnes Gottes. Das Kreuz war der Brennpunkt seines Zeugnisses, hier zeigt sich, was Sünde ist, und hier zeigt sich auch, was Gnade ist. Hier scheiden sich auch die Geister, denn das Kreuz ist noch immer dem natürlichen Verstande eine Torheit und dem selbstgerechten Sinn ein Aergernis. Wenn es von den Modernen als ein Rest mittelalterlicher, resp. jüdischer Ideen angesehen wurde, daß Gott müßte versöhnt werden, während es doch nur einer Umstimmung des Menschen bedürfe, so schien ihm vielmehr der Sühnetod Christi der einzige Weg, auf dem die sündige Welt noch Gnade erlangen könnte. Wenn es so um den Menschen und sein Verhältnis zu Gott stand, dann konnte es ohne das Eingreifen Gottes mit ihm nichts werden; darum konnte Cremer der Heils-

geschichte, der Wunder, der wunderbaren Persönlichkeit des Erlösers bis zu seiner Auferstehung und Erhöhung nicht entraten.

So stand es also um den Mann und sein Zeugnis, der Ende 1870 auf jenen weltverlorenen Posten fern am Ostseestrand gestellt wurde. In der Tat, es gehörte kein kleiner Mut und keine gewöhnliche Ausdauer dazu, unter solchen Umständen sein Werk hier zu beginnen und durchzuführen. Aber er hat es getan und hat obgesiegt! Aus den 17 Studenten wurden zur Zeit seines Höhepunktes (90er Jahre) 320. Die Feindschaft mußte der Achtung, ja der Verehrung weichen. Greifswald wurde eine der hervorragendsten Fakultäten. Nicht nur Lutheraner, auch Reformierte aus der Schweiz, den Rheinlanden und andern Gegenden zogen hin. Und die hin kamen, gingen um Cremers willen hin. Er übte einen merkwürdigen, tiefgehenden Einfluß auf jene jungen Theologen aus.

Wie kam es? Es war die Macht seiner Persönlichkeit, sein Ernst, seine Ueberzeugungstreue, seine innige Frömmigkeit. Es fühlte ihm jeder ab, diesem Manne ist es Herzenssache. Er lebt von dem Evangelium sowohl, als in dem Evangelium, das er lehrt. Sodann liegt das Geheimnis seiner Wirksamkeit auch darin, daß er nicht nur Professor, sondern Pfarrer (und bis zu einem gewissen Grad) Seelsorger seiner Studenten war. Sie kamen nicht nur zu seinen Vorlesungen, auch zu seinen Predigten in der Marien-Kirche, und den älteren Semestern bot er besonders viel in dem sogenannten homiletischen Seminar. Als Prediger war er nicht viel anders als auf dem Katheder. Er predigte, daß in keinem andern Heil ist, und kein anderer Name gegeben als Jesus und kein anderer Weg als der Glaube. Mann konnte von ihm sagen, was von L. Hofacker u. a. gesagt worden ist: Er hatte nur eine Predigt, aber die war gut. Wir würden seine Predigtart vielleicht einseitig nennen, denn bei jeder Gelegenheit predigte er im Grunde dasselbe, aber er predigte wirksam.

Was das Aeußere anbelangt, so hatte er eine gemessene, feierliche Art, nicht viel Gesten, schon durch die Akustik der Marien-Kirche gezwungen, immer nach einer Richtung hin zu predigen. In unserm Lande würde man das steif finden. Auch den Konversationston auf der Kanzel, den man hier viel empfiehlt, um sich auf einen vertraulichen Fuß mit dem Zuhörer zu setzen und um unangebrachtes Pathos zu vermeiden, hatte er nicht. Von Sensation natürlich keine Spur. Aber dennoch hinter dem Zeugnis stand der ganze Mann, so blieb es nicht ohne nachhaltige Wirkung. Der Kirchenbesuch, sonst in ganz Greifswald über die Maßen kläglich, war gut und blieb es bis zum Ende. Seine Zuhörer in der Kirche bestanden zum großen Teil aus Studenten, und der Umstand, daß jedes Jahr Hunderte, von ihm angezogen, sich in Greifswald einstellten und doch mehr oder weniger geistliches Leben brachten und Front machten gegen die herrschende Unsittlichkeit, mußte auf das kirchliche und öffentliche Leben in der Studentenschaft und Stadt hebend und befruchtend wirken.

Als Pfarrer wurde er bald in die Arbeit der kirchlichen Synode hineingezogen. Charaktereigenschaften noch mehr als seine Schlagfertigkeit in der Debatte und sonstigen Geistesgaben teilten ihm in Kürze eine Führerrolle zu. Sein Bekenntnis war bei ihm Leben, und wo es sich um vitale Interessen handelte, drängte ihn sein energischer Geist zur Aggression. Die Unterminierungsarbeit des Liberalismus, der steigende Abfall der Massen, insonderheit in den großen Städten, riefen gegen Ende der 70er Jahre Männer wie den Hofprediger Adolf Stöcker auf den Kampfplatz. Dieser viel umfochtene Mann suchte die großen Massen des Volkes für das Christentum zu gewinnen. Zur Erreichung dieser Aufgabe stand ihm eine hinreißende Beredsamkeit zu Gebote, welche aus lebendigem Glauben und brennender Liebe für Volk und Vaterland floß. Er arbeitete als Reichs- und Landtagsabgeordneter und Führer der konservativen Partei auf eine dem Arbeiter gerechtwerdende Gesetzgebung hin. Unter dem alten Kaiser Wilhelm war Bismarck dem Hofprediger nicht geneigt, weil er in seinem Eintreten für die Rechte des gemeinen Mannes, in seinem entschiedenen Christentum und seinem Auftreten gegen den zersetzenden Einfluß des Judentums ihm unbequem war. Unter Wilhelm II. schien erst seine Arbeit die schönsten Aussichten zu haben, aber als derselbe anfing sich auf die Liberalen zu stützen und Männer wie der Scharfmacher Stumm seine Ratgeber wurden, wurde Stoecker fallen gelassen, und der von ihm ausgehenden, hoffnungsvollen „Berliner Bewegung" für Christentum und Vaterland die Lebensader durchschnitten.

Cremer war Stoeckers treuer Freund. Er sah in diesem Manne ein auserwähltes Werkzeug Gottes, der ihn mit den außerordentlichen Geistesgaben ausgerüstet, die die Zeit und seine große Aufgabe erforderten. Als ihn Stoeckers eigene Parteigenossen aus Kriecherei gegen den Hof auf der Generalsynode von 1891 aufs schmählichste verließen, stand Cremer fest zu ihm und trat sogar zeitweilig aus der Gruppe der positiven Union aus, um seinen Protest kund zu geben. Doch unterschieden sich Cremers Ansichten vom sozialen Wirken wesentlich von denen Stoeckers. Cremer glaubte, daß die Predigt des Evangeliums und intensives pastorales Wirken die einzigen Mittel seien, die helfen könnten. Stoeckers Absehen war außerdem, die Gesetzgebung heranzuziehen durch politische Tätigkeit. Cremer kam es an auf Gewinnung möglichst vieler einzelner durch Glaubenspredigt. Stoecker zielte auf eine Umgestaltung und Christianisierung des ganzen Volkslebens. Cremer hatte nie die Hoffnung, daß das Evangelium je die Religion der Masse werden würde, Stoecker aber hielt es für möglich, dem Christentum im Staat, der Gesetzgebung, dem öffentlichen Leben, der Gesellschaft so Geltung zu verschaffen, daß es dem einzelnen leichter werde zu glauben und Christ zu sein. Cremer konnte nicht zusammen arbeiten, auch in mehr äußeren Dingen, mit solchen, die im Glauben von ihm abwichen, Stoecker dagegen nahm seine Bundesgenossen, wo er sie fand, denn er war Politiker, Mann des öffentlichen Lebens, des Erfolges; Cremer

Theologe und Geistlicher allein. Es war Cremers Ueberzeugung, daß Stoecker im Grunde mehr hätte erreichen können, wenn er sich auf die Predigt beschränkt und die Politik bei Seite gelassen hätte. Darüber gehen nun wohl die Meinungen auseinander.

War Cremer auf dem sozialen Gebiet nicht im Vordertreffen, sondern nur Helfer und treuer Bundesgenosse derer, denen die Führung zugefallen: wo es sich um die Verteidigung des alten Evangeliums gegen die moderne Theologie handelte, da war er Rufer im Streit. Im Jahre 1892 griff Professor Harnack von Berlin, der bekannte Kirchenhistoriker, das Apostolikum an. Dem Geist der Zeit entsprechend, mußte ihm das Uebernatürliche in demselben als Rest alter Legenden erscheinen. Anstößig waren ihm besonders die Ausdrücke „empfangen von dem Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria." Statt dessen schlug er vor: „Ich glaube an Jesum Christum, vom Weibe geboren, zum Sohne Gottes erkoren und gesalbt mit dem Heiligen Geist." Ferner käme auch nicht zur Geltung, daß Jesus eben das Evangelium von der Liebe Gottes gebracht, nur die nackten Tatsachen seines Leidens, Sterbens u. s. w., seien erwähnt. Der Inhalt seines Lebens würde besser etwa so zum Ausdruck kommen: „Der verkündigt im Evangelium den Frieden, als der Freund der Armen und Kranken, der Zöllner und Sünder, dessen Leben lauter Liebe war; dann verraten von einem seiner Jünger, von allen verlassen, verworfen von seinem Volk, gekreuzigt im Namen der höchsten Gewalt, gestorben, begraben, (auferstanden und) erhöht zur Rechten Gottes." Man sieht, in diesem Glaubensbekenntnis ist mit der Gottheit Christi aufgeräumt, das Wunder ist verschwunden, die Auferstehung in Klammern, statt dessen nur die geistige Erhöhung, die Wiederkunft gänzlich mit Stillschweigen übergangen.

Gegen diese Entleerung des christlichen Glaubens trat Cremer auf: Ja, glauben könne man solches Bekenntnis gewiß leichter, aber wer werde auf Grund solches zweiten Artikels noch sagen können im dritten: Ich glaube an eine Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben? Wenn der Harnacksche Glaube der richtige wäre, dann wäre die Kirche im Unrecht. Aufgeben müßten wir die Gebete der Väter, Weihnachtslieder, wie: „Vom Himmel hoch da komm ich her," Passionslieder, wie: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld," „O Haupt voll Blut," aufgeben die Feste von Karfreitag und Ostern, denn Feste der Legende könnten wir als wahrheitsliebende Männer nicht feiern. Der angeregte Streit schlug mächtige Wellen, doch sofern das Glaubensbekenntnis in Betracht kam, ward er zu Gunsten des alten Glaubens entschieden, die Generalsynode von 1894 sprach sich mit allen gegen eine Stimme für Beibehaltung der alten Form aus.

Doch Harnack ruhte nicht lange, dazu hatte er zu viele auf seiner Seite, er fühlte, daß er der Mann sei, der auszusprechen berufen war, was andere glaubten und die Zeit erforderte. Im Jahre 1899 waren es 100 Jahre, daß Schleiermacher seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" hielt. Harnack muß geglaubt

haben, daß er das Gedächtnis jener Reden nicht besser feiern könne, als indem er im Wintersemester 1899/1900 sich an dieselben Kreise wandte mit seinen Vorlesungen über „Das Wesen des Christentums." Diese wurden unter großem Zulauf gehalten und im Druck massenhaft verbreitet. Was ist das Wesen des Christentums? Wunder gehören nicht zum Wesen des Christentums. Wunder kann es ja auch nach dem Stand der heutigen Naturforschung nicht geben. Das Wesen des Christentums besteht darin, daß Jesus gekommen ist das Reich Gottes aufzurichten, indem er die Liebe Gottes verkündigt und die Menschen lehrt, in Gottes- und Menschenliebe ihm gleich zu werden. Es handelt sich nicht um das Evangelium von Jesu, sondern das Evangelium von dem Vater, das Jesus selbst verkündigt. Jesus gehört selbst nicht in das Evangelium, sondern nur der Vater.

Das war ein verhängnisvolles Wort und eine gewagte Position. Nun konnte es keinem verborgen sein, wie groß der Abfall sei und die Kluft zwischen dem alten und neuen Glauben. Cremer war aufs tiefste ergriffen von diesem destruktiven Angriff auf die geheiligtsten Grundwahrheiten des christlichen Glaubens. In seiner „Streitschrift gegen Harnack" macht er es klar, daß es sich um zwei ganz verschiedene Religionen handele, daß die, welche Christum aus dem Evangelium weise, der alten diametral entgegengesetzt sei. Der Gegensatz sei nicht ein wissenschaftlicher, sondern ein religiöser. Nicht weil man keine Wunder annehmen könne, sei man zu diesem Christusbild gekommen, sondern weil man es mit der Sünde und Sündenvergebung zu leicht nehme. Wer Sünde im biblischen Sinne, in Luthers Sinne auffasse, der habe einen andern Jesus nötig. Und ein solcher sei im Worte Gottes gegeben, ein Jesus, dessen Lebenszweck Vergebung der Sünden gewesen. Die Auferstehung Christi sei dafür ein Beweis, denn da hätten die Jünger gelernt, was das Kreuz bedeute, nämlich daß es göttliche Vergebungstat sei, welche nunmehr der Menschheit eine Erlösung darbietet.

Wir sehen, Cremer macht die Religion, den Glauben überall zur Gewissenssache. Sie hat ihm immer mit der Vergebung der Schuld zu tun. Wie er selbst von Verstandeszweifeln nicht angefochten wurde, so suchte er auch nie die Lehrform zu finden, welche den Glauben mit der modernen Bildung versöhnte, den Ansprüchen, welche die wissenschaftliche Forschung stellte, Konzessionen zu machen. Der wissenschaftlichen Forschung räumt er in Glaubenssachen gar keinen Platz ein. Sie könne uns in der Textkritik Dienste tun, neues Material für die Beurteilung der Vergangenheit herbeibringen, sie kann unsere Welterkenntnis vermehren und verbessern, aber sie kann uns nicht beweisen, ob Christus Gottes Sohn sei oder nicht, oder daß er der Weltheiland, oder daß er „mein" Heiland sei. Das ist die freie Tat des in seinem Gewissen überzeugten Menschen. Vom Gewissen aus, nämlich dem Gefühl der Verantwortlichkeit, kam er zum Glauben an das Dasein Gottes, zur Gotteszgewißheit, und darin, daß die Heilsverkündigung Jesu dem Gewissen die Schuld abnimmt und dafür Vergebung und Friede setzt, fand er

den Weg zur Heilsgewißheit, zum Glauben an Jesum. Wer da nicht mit konnte, weil ihm der Wissensstand des 19. Jahrhunderts es verbiete, von dem verlangte er das sacrificium intellectus, nicht im päpstlichen, sondern im apostolischen Sinne, daß er nämlich die Vernunft gefangen nehme unter den Gehorsam Christi und die Bedürfnisse seines inneren Lebens. Er war sich stark bewußt, daß der Christenglaube dem Denken gewaltige Zumutungen mache, daß es ihm widersinnig erscheine; ja er liebte es sogar, das Paradoxe, der Vernunft anscheinend Widerstrebende desselben auf den stärksten Ausdruck zu bringen. So konnte es ihm bei seinen Streitschriften nicht darauf ankommen, den Gegner zu gewinnen. Streitschriften gegen Harnack u. a. sind nicht um Harnacks willen geschrieben, sondern um dem Glaubensgefühl derer, denen Harnack ins Heiligtum griff, Stimme zu verleihen. Die mit ihm eines Sinnes waren, jauchzten ihm zu, die andern sagten, er behaupte wohl, aber beweise nicht, ja sie mögen auch wohl zu Zeiten die Zähne gefletscht haben.

Cremer hat kein imposantes System hinterlassen wie Frank (Erlangen) oder auch Ritschl. Daran hat ihn u. a. die gewaltige Arbeit an seinem Lexikon mit seinen neun Auflagen gehindert, doch fühlte er sich auch seinen Gaben nach nicht dazu berufen. Dennoch ist seine Theologie von einer wunderbaren Einheitlichkeit. Der Gedanke, der sie beherrscht, ist, wie schon gesagt, die Rechtfertigung. So kam denn in dem Buch über die paulinische Rechtfertigung 1899 recht eigentlich nicht nur ein Stück seiner Lehre, sondern seine ganze Lehre zum Ausdruck.

„Israel im Alten Testament hofft auf Gottes Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit und sein Gericht ist nicht verdammende, sondern heilschaffende Gerechtigkeit. Israel ist zwar auch sündig, aber um seines Glaubens willen an Gott tritt er für sie ein, und wird er für sie eintreten. Was die Propheten verkündigt, dieses Gericht Gottes zum Heil, tritt ein in Jesu und seiner Heilsverkündigung. Juden und Heiden verwerfen ihn, so ist denn schließlich nur Vergebung möglich, dieselbe wird angeboten durch Jesus. Wer sie annimmt, den erklärt Gott gerecht. Das deutlich gemacht zu haben, ist das Verdienst des Paulus. Auf die Heilslehre des Paulus läuft alles Wirken Gottes hinaus. In der Rechtfertigung liegt Wiedergeburt, Heiligung, Geistempfang beschlossen."

Cremer hat auch mehreres über die Taufe geschrieben und das gute Recht der Kindertaufe. In der Taufe erhält der Täufling Vergebung der Sünden und das neue Leben, doch wird ihm nicht ein „Keim" einer neuen Natur eingepflanzt; dies gegen die herrschende lutherische Auffassung, welche in einzelnen bis zur Annahme einer „substantiellen" Wiedergeburt geht.

Von 1899, 1900 an ging es bergab mit Cremers Kraft. Geist und Körper versagten zu Zeiten ganz ihren Dienst. Viel Schweres hatte er auch in seinem Familienleben durchgemacht, von seinen sechs Kindern

starben zwei Söhne und zwei Töchter im erwachsenen Alter (einer von den Söhnen fiel im Burenkrieg).

Doch seine Lebensarbeit war getan. Er hatte nicht alles erreicht, was er wollte. Sein Streben war gewesen, in Greifswald dem Evangelium eine Stelle zu geben, wo es „überwintern" konnte, bis auch anderwärts ein neuer Geistesfrühling komme. Darum ist er Greifswald treu geblieben, trotz wiederholten Berufungen nach Leipzig und Berlin. Er hat die Universität zu einer Segensstätte gemacht für tausende. Er war auch nicht mehr so einsam wie einst, als Kähler in Halle, sein bester Freund, fast sein einziger Mitstreiter war. Mehrere Jahre wirkte Schlatter mit ihm in schönster Einheit des Geistes. Schüler von ihm, wie Schäder und Lütgert u. a. hatten Lehrstühle inne. Doch den Anbruch einer neuen Zeit des Glaubens auf den Universitäten und in der Kirche hat er nicht erlebt. Als er abtrat, war der Ritschlianismus noch stark in der Vorherrschaft.

So kam die Stunde heran, wo der müden Hand die Feder entfiel, und der treue Mund aufhörte, für den Herrn und sein Evangelium zu zeugen. Am 4. Oktober 1903, einem Sonntag, kehrte er abends um 6 Uhr heim. Es war die Stunde, in der er sich vor Gott zu sammeln pflegte. Seine Frau hörte bald darauf einen schweren Fall. Als sie eintrat, sah sie ihren lieben Mann auf dem Angesicht am Boden liegen, ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Sein Wunsch war erhört, den er auf dem Jubiläumstag 1895 ausgesprochen: „In der Arbeit zusammenbrechen und dann sterben, das ist's, was ich mir wünsche." Am 8. Oktober wurde er begraben. Auf dem Denkstein, von Freunden und Verehrern ihm gesetzt, steht: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten" 1. Kor. 2, 2 und: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach" Hebr. 13, 7. Treffender hätte die Auswahl nicht wohl sein können.

Sein Leben und Wirken war ein mächtiges, einheitliches Zeugnis für das alte Evangelium und den Namen dessen, der über alle Namen ist. Gegenüber dem Geist der Zeit und anderen Anfechtungen, hat er mit aller Wucht den Ton gelegt auf den Artikel von der Rechtfertigung. Diese reformatorische Hauptposition hat er verteidigt wie keiner seiner Zeitgenossen unter deutschen Theologen. Den Ansprüchen des Wissens hat er unentwegt entgegengehalten die Fragen des Gewissens. In einer gänzlich anders gearteten Zeit hat er noch einmal gestritten in der Waffenrüstung Luthers. Daß er immer so entschieden ins Zeug gegangen mit Hervorkehrung aller Spitzen und zuweilen verletzender Schärfe, war Temperamentssache. Er war immer Oppositionsmann, auch wenn es sich nicht um Glaubensdifferenzen handelte. Darin, daß er immer so absolut gewiß war, im Recht zu sein, gleicht er unserm Expräsidenten Roosevelt; für den Gegner ist das allerdings keine angenehme Sache.

Natürlich gestattete er den andern auch anderer Meinung zu sein,

und davon machen auch wir selbstverständlich Gebrauch. Wir sind mit nichten damit einverstanden, daß die ganze Heilsgeschichte auf das Evangelium des Paulus hinausläuft. Das Reich Gottes auf Erden zu gründen, ist u. E. der umfassendste Zweck der Heilsgeschichte. Das schließt das Evangelium des Paulus ein als ein Mittel, nicht als den Zweck. Es kommt nicht allein auf die Rettung einzelner Seelen an, sondern auf die Neugestaltung von Menschen. Der Mensch ist ein Glied eines Organismus, von dem er in 1000fältiger Beziehung beeinflußt wird. Soll es zu dauernder Besserung, nicht so wohl einzelner, sondern der vielen kommen, so muß der Geist Christi den Organismus umgestalten, in der Gesetzgebung, im ökonomischen Leben wirksam werden und seine Ausgestaltung finden. Darum ist es wichtig, daß die Kirche und auch die Theologie dem Sozialen die vollste Aufmerksamkeit widmen. Schon Bengel hat gesagt, der „Bluttheologie" Zinzendorfs gegenüber, er glaube auch daran, aber daraus ein Neues und Einziges zu machen, wäre gerade, als erwarte man, daß der Mensch das ganze Jahr von Marksuppen leben solle. Sodann wäre es vom Uebel, wenn alle wollten so das Paradoxe des Christentums hervorkehren. Alles Geschehene in der Welt steht unter dem einen Gesetze Gottes, der Gedanke der Kontinuität der Natur und Welt ist einer der mächtigsten der heutigen Wissenschaft. Das erklärte den gewaltigen Eindruck des Drummondschen Buches "The Natural Law in the Spiritual World" vor 25 Jahren. Das Bemühen ist berechtigt, dem Christentum Boden zu gewinnen durch Betonung dessen, wo es die Wissenschaft für sich hat; nicht nur, wo es sie gegen sich hat.

Ferner scheint es uns, daß Cremer zu viel und einseitig Dogmatiker und zu wenig Ethiker war. Wir wissen natürlich, daß er eine Ethik hatte und selbst eine ethisch durchgebildete Persönlichkeit war. Aber er legte zu viel Nachdruck auf die Dogmatik, bei ihm war der Glaube alles. Die Frucht des Glaubens im sittlichen Leben kam zu kurz; das haben besonders die Gemeinschaftskreise an ihm vermerkt. Er schwamm allzusehr im lutherischen Fahrwasser. Die Wiedergeburt und Heiligung wurden der Rechtfertigung gegenüber ganz in den Hintergrund gedrängt. Zwar hielt er viel von dem reformierten Arzt Dr. Collenbusch, aber er beschäftigte sich wesentlich mit ihm, um zu zeigen, daß durch ihn die reformierte Lehre von der Wiedergeburt und von dem neuen „Ich," dessen Keim in der Taufe gesetzt wäre, in die Erlanger Theologie, besonders Franks, gekommen sei und so deren Luthertum verfälscht habe. Was man auch von diesem neuen Ich und seiner Beziehung zur Taufe halte, sicher ist, daß die Betonung des neuen Lebens in der reformierten Lehre und Kirche für ihre Werktätigkeit, die Ausgestaltung ihrer Verfassung und ihr Verhältnis zum Staat, die kirchliche und demnach auch politische Mündigkeit ihrer Glieder von größtem Werte gewesen ist.

Endlich war dem verehrten Professor Cremer zu wenig Optimismus eigen. Er war nicht ganz so schlimm wie Beck, der von diesem Le-

ben wenig Besserung erwartete, des Christen Hauptpflicht darin sah, sich vom Weltwesen unbefleckt zu erhalten, also in einem asketischen Lebensideal; der für christliche Vereinsbestrebungen, Mission, ja selbst für christliche Erzählungen nur ätzende Kritik hatte: aber in Beziehung auf das Besserwerden dachte er wesentlich wie Beck. Wir sind aber heutzutage nicht mehr zufrieden, bis zur Wiederkunft Christi zu warten, wir hoffen auf den Sieg Christi und seiner Sache schon hier auf Erden. Wir trösten uns nicht mit dem Millennium, sondern erwarten, daß in Staat und Gesellschaft über kurz oder lang der Geist des Evangeliums und die Gebote der Menschenliebe mehr und mehr zur Herrschaft kommen werden.

Wie dem aber auch sei, dem Eindruck wird sich niemand verschließen können, daß Cremer ein ganzer Mann und ein ganzer Christ gewesen. Niemand wird es bereuen, das Lebensbild Cremers, wie es nun vorliegt, sich anzuschaffen und es im Einzelnen auf sich wirken zu lassen. Es wird ihm auch klar vor Augen treten, was für mächtige Geisteskämpfe verschiedener Weltanschauungen im alten Vaterlande toben, Geisteskämpfe, die auch uns veranlassen mögen, die Grundlagen unsers Glaubens von neuem einer ernstlichen Prüfung zu unterwerfen.

Die christliche Erbauung.

Von Pastor M. Weber.

(Schluß.)

Mehr oder weniger werden sich die Früchte geistlichen Lebens im Einzelleben, wie im Gemeindeleben zeigen, sei es nun, daß dieser oder jener sich sittlich aufrafft, diesen oder jenen Fehler ernstlich bekämpft und ablegt, oder im Glück mehr Demut und Dankbarkeit, hingegen bei Kreuz und Trübsal mehr Ergebung und Geduld zu erkennen gibt. Oder wenn Liebe und Frieden in ein zuvor friedloses Haus und uneinige Gemeinde einzieht, oder wenn ein mehr impulsiver und tätiger Liebessinn in ihnen zu Tage tritt, das mag einen Prediger in Demut zu dem Bekenntnis bewegen, daß er erbaulich predigt. Und wenn er auch die Früchte nicht so mit Augen sehen könnte, wie erwähnt, wenn dann nur sein Gewissen ihm Zeugnis gibt, daß er als Mitarbeiter des großen göttlichen Baumeisters nach den ihm geschenkten Kräften und Gaben getan hat, was er konnte. Wir möchten nun noch hinzufügen, daß das Werk des Erbauens darum schwer zu erkennen ist, weil es sich um die Herbeibringung und Einfügung von lebendigen Steinen handelt. Diese Arbeit ist ein Werk des Glaubens und des Fassens und bedingt Liebe, Weisheit und Geduld. Es bedarf für den Prediger des verbindenden Mörtels, das meint des fürbittenden Gebets. Und hier gilt vornehmlich das Sprüchwort: Bete und arbeite. Bei vielen Steinen — freilich wird es erst die Ewigkeit klar machen, wie weit sie in den Eckstein Jesus Christus eingefügt waren. Hinsichtlich der Verkündigung des Wortes ist nicht zu vergessen, daß nur der erbaulich predigen kann,

der sich selbst predigt. Wer sich nicht selbst erbaut, kann auch nicht für andere erbaulich sprechen. Jene laxe Verkündigung des Wortes Gottes, welche es nur darauf abgesehen hat, Sensation zu machen und nach Effekt zu haschen, die hat den Tod im Topfe, wenn er auch mit den schönsten Blättern frommer und gefühlvoller Reden zugedeckt ist. Gewiß soll die Sprache edel sein und nicht ordinär, noch viel weniger trivial. Aber sie soll auch nicht einem sogenannten Blumengewinde von Rosen und Vergißmeinnicht gleichen. Solche Schönrednerei verdirbt die Seelen durch Sinnenrausch und Ohrenschmaus. Das Auditorium mag wohl ergötzt, aber nicht erbaut, zerstreut, aber nicht gesammelt werden. Ebensowenig wird schulmeisterisches Abkanzeln, noch gesetzliches, polterndes Dreinschlagen zur Erbauung gereichen, sondern vielmehr Zorn und Verbitterung bewirken. Es sollte aber auch keine Predigt einer bestimmten Tendenz ermangeln, noch der Klarheit in der Ausführung. Der Prediger sollte sich bewußt sein, was er mit seiner Predigt bezwecken will. Es heißt von Demosthenes, daß er wußte, noch ehe er zu reden anfing, wohin er die Athener bringen wollte. Das sollte auch jeder Prediger wissen, wohin er mit jeder einzelnen Predigt seine Gemeinde bringen will. Alles verschwommene, weitschweifige Predigen, das wie mit Zirkelbewegungen die Hörer umkreist, kann niemals erbaulich einwirken. So wenig wie eine weitschweifige, kann auch eine langweilige Predigt erbauen. Die Königin Christine von Schweden soll auf die Frage, was sie zum Austritt aus der evangelischen Kirche bewogen habe, geantwortet haben: Eure langweiligen Predigten. Wer spricht denn langweilig? Derjenige tut es, der über nebensächliche Dinge wichtig und über wichtige Dinge endlos redet. Dem Nebensächlichen darf also nicht zu viel Raum vergönnt werden. Der Prediger muß im Zentrum stehen und muß die Peripherie vom Zentrum aus beleuchten. Als Regel für erbauliche Predigt gilt der Maßstab: kurz und gut. Es ist viel besser, daß der Zuhörer mehr zu hören wünscht, als daß er das baldige Amen herbeisehnt.

Daß die Verkündigung des Wortes Gottes, wie überhaupt die Lehrtätigkeit in Verbindung mit praktischer Seelsorge sehr wichtige Faktoren sind bei der christlichen Erbauung, davon geben besonders die Pastoralbriefe Zeugnis. Sie bieten dem Religionslehrer einen reichen Schatz von Lehre, Trost und Mahnung dar und geben ihm beachtenswerte Winke für sein Hirten- und Lehramt zum Zweck christlicher Erbauung. Sie sagen ihm, wie er im Hause Gottes sich zu verhalten und dasselbe zu bauen habe. Klar zeigen sie ihm: wie das christliche Leben sich auf den christlichen Glauben gründet und daß im Hause Gottes alles darauf ankommt, was man von Christo, dem Sohne Gottes, hält und in welchem Verhältnis man zu ihm steht. Sie machen ihm persönliche Uebung in der Gottseligkeit zur Pflicht, nicht nur um seiner selbst, sondern auch um seiner Gemeinde und der Verkündigung des Evangeliums willen. Sie ermahnen ihn dringend, geradewegs das Wort zu erschließen, als evangelischer Lehrer zu meiden alles heillose Geschwätz derer,

die nur um Worte zanken. Sie warnen ihn vor jenem einseitigen, engherzigen Separatismus, der sich bestrebt, vollkommene Sonderkirchen zu errichten und alles Unkraut vorzeitig ausscheiden will, als ob der Acker schon die Scheuer wäre. Sehr zutreffend sagte jemand hinsichtlich derartiger Bestrebungen: Erbauen heißt nicht, lebendige Steine aus dem Tempel herausziehen und Extrakirchen bauen, wie es der Separatismus tut, ebensowenig tote Steine in den Tempel Gottes einzuschieben, wie es dem Hierarchismus eigen ist. Soviel von der Lehrtätigkeit und der Seelsorge nach dieser Richtung hin.

Als nächstes bedeutsames Mittel zur christlichen Erbauung möchten wir nun die Heilige Schrift anführen. Sie ist uns Grundlage der Predigt und Urkunde des Christentums überhaupt. Als solche ist sie für den Glauben und das christliche Leben von unglaublicher Bedeutung. Weil nun alle Verkündigung des Wortes in der Evangelischen Kirche Verkündigung aus der Schrift ist, so legen wir im Gegensatz zur katholischen Kirche die Bibel in die Hand unserer Glieder und fordern sie auf: Forschet in der Schrift, ob es sich also verhalte, wie wir euch verkündigen. Aber bei dieser Aufforderung tritt uns die Bibelkritik mit ihrer Forschung widersprechend in den Weg, so daß wir nicht umhin können, davon Notiz zu nehmen im Interesse des praktischen Christentums, noch mehr aber der Führung des geistlichen Amtes in der Evangelischen Kirche. Nur soweit können wir uns damit befassen, als dies unserem Gegenstande entspricht. Jedenfalls kann uns die Bibelkritik nicht hindern daran, unsere Glieder zu ermahnen: Suchet in der Schrift. Und davon sind wir fest überzeugt, daß je mächtiger in unsern Gemeinden bei den Gliedern die praktische Erfahrung von dem Heilswert der Bibel vorhanden ist, desto mehr wird dieselbe ihnen auch höchste Autorität für ihr religiöses Leben sein. Und je mehr sie Christen sind, um so mehr wird auch ihr religiöser Takt den Wert der Bibel darin finden, daß sie es ist, die von Christo zeuget. Und ferner, je mehr sich diese Erkenntnis bei den einzelnen Bahn bricht, um so fester wird auch ihre Glaubensmauer stehen, die keine Bibelkritik zu erschüttern vermag. Sie werden es immer besser erkennen, was sie von der Bibel und von der Bibelkritik zu halten haben. Den Führern des geistlichen Amtes wäre es anzuraten, daß sie zur Schonung der Schwachen so viel als möglich die Ergebnisse der Bibelkritik von der Kanzel und vom Schulkatheder fernhalten, denn es könnten leicht folgenschwere Mißverständnisse eintreten, indem einzelnen die Bibel, wenn nicht ganz verleidet, so doch an Wert verlieren würde. Auch könnte es der Fall sein, daß der Prediger und Lehrer durch Herbeiziehung der Bibelkritik in Konflikt mit dem gläubigen Teil der Gemeinde geraten und in seinem Ansehen als Botschafter an Christi Statt verlieren könnte. Der Einfluß für christliche Erbauung wäre dann illusorisch. Es ist gewiß nur heilsam und dienlich, wenn unsere Gemeinden von den kritischen theologischen Streitereien verschont bleiben. Und wenn es nötig wäre davon zu reden, sollte lieber zu wenig als zuviel gesagt werden. Es sollte uns vielmehr daran gelegen sein,

daß unsern Gemeindegliedern die Bibel lieb und wert sei als das Buch der Bücher zu ihrer Erbauung. In fast alle Sprachen der Welt übersetzt wird sie als solches Buch durch die Boten der Inneren und Aeußeren Mission und diesbezüglichen Gesellschaften in der ganzen Welt zu verbreiten gesucht. Aber der Verbreitung entspricht leider nicht der Gebrauch. Es gibt Christen, die von der Bibel, wenn sie überhaupt eine im Besitz haben, entweder gar keinen, oder nur einen höchst seltenen, oder nur oberflächlichen Gebrauch machen. Dann findet man wieder andere, die das Gesangbuch, oder ein Gebetbuch, oder sonstiges Erbauungsbuch der Bibel vorziehen. Nächst der Bibel haben wir eine Fülle von sonstigen Erbauungsbüchern und anderen christlichen Schriften, die alle mehr oder weniger sich auf das Schriftzeugnis gründen und etwas von ihrem Geiste ausströmen und zur Hauptquelle hinleiten wollen. Diese alle sind geeignet, bei den Heilsbedürftigen und Heilsverlangenden christliche Erbauung zu bewirken und zu fördern. Welche Wichtigkeit der Verbreitung christlicher Literatur beizulegen sei, das wurde bei der letzten Welt-Missionskonferenz in Edinburg von verschiedenen Rednern hervorgehoben. Es wurde unter anderem gesagt, daß christliche Literatur Großes schaffen könne, vorausgesetzt, daß sie mit großer Sorgfalt geschaffen werde. Auch wurde betont: Weil feindliche Literatur überall auftauche, so müsse Gegenarbeit getan werden für die Sache des Glaubens. Und ist dasselbe — was dort für die Mission betont wurde — nicht auch in jedem Christenlande notwendig gegenüber dem demoralisierenden Einfluß der schlechten Literatur? Darum sollten unsere kirchlichen Blätter einer viel größeren Leserschaft zugänglich gemacht werden. Wie viel Gutes ist schon durch diese Friedens- und Heilsboten geschehen! Gar mancher, der seinen Fuß in kein Gotteshaus setzte, oder von der Kirche und dem Worte Gottes aus irgend welchen Gründen sich abgekehrt, wurde beim Lesen innerlich erfaßt und christlich erbaut.

Als letztes und in seiner Art höchst notwendiges Erfordernis christlicher Erbauung, möchten wir die christliche Gemeinschaftspflege in der Liebe, sowie Treue in der Ausübung und Unterstützung des Werkes der Erbauung namhaft machen. Es gilt besonders auf das christliche Gemeinschaftsleben zu achten, wie es auf den Glauben gegründet ist und durch die christliche Liebe lebendig und tätig erhalten wird. Und zwar ist die Bruderliebe das Bindemittel des christlichen Gemeinschaftslebens zur gegenseitigen Erbauung. In der Liebe soll einer dem andern in der Gemeinde Handreichung tun, förderlich und dienstlich sein. Im 14. Kapitel des Römerbriefes schreibt der Apostel ein Wort zum Frieden und zur gegenseitigen Erbauung. Er zeigt, wie der Starke durch seine Rücksichtslosigkeit, hinsichtlich des Gebrauchs der Freiheit, um einer Speise willen, das Bauwerk Gottes, welches sich im schwachen Bruder vorfindet, leicht stören könne. Darum seine Mahnung an die Starken, danach zu streben, was zum Frieden dienet und was zur Besserung und Erbauung geeignet sei. Also Schonung der Gewissen im richtigen Gebrauch der

Freiheit ist zunächst das, was die christliche Bruderliebe anstrebt zur gegenseitigen Erbauung und zu seiner selbst Besserung. Dadurch aber nur, daß einer den andern fördert und im Guten sich fördern läßt, wird er wachsen an dem der das Haupt ist, Christus. Zu dieser Förderung gehört auch, daß man sich belehren, mahnen, strafen und trösten lasse und dann selbst auch alles tut, oder unterläßt, was das Heilsleben der Brüder fördert, oder ihm nachteilig ist. Und wo etwa ein Bruder von einem Fehler übereilet würde, da gilt die Betätigung des Wortes: Helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geiste, die ihr geistlich seid. Im Galaterbrief bezeichnet der Apostel die Selbsterhebung und den Eigennutz als die beiden Untugenden, die dazu angetan sind, das christliche Gemeinschaftsleben zu stören und darum gegenseitige Erbauung zu verhindern. Darum traget einer des andern Last. „Tragt es unter euch, ihr Brüder, auf so treues Lieben an, daß ein jeder für die Brüder auch das Leben lassen kann," wie es herzbewegend im bekannten Liede heißt. So wie Selbsterhebung und Eigennutz der gegenseitigen Erbauung im Wege stehen und wider die Liebe streiten, so verhält sich's auch mit der Rechthaberei und der Unduldsamkeit. Wie oft putzt sich Rechthaberei, Trägheit und Herrschsucht als Gewissenssache heraus. Diese gegenseitigen Reibungen lassen keine Erbauung zu, wirken vielmehr zerstörend und geben der Welt Veranlassung zu Hohn und Spott, wenn diese Streitereien zur öffentlichen Kenntnis gelangen, oder gar vor dem weltlichen Gericht verhandelt werden müssen.

Was könnte aber mehr zur Förderung des Gemeinschaftslebens dienen, als wenn einer dem andern Handreichung tut und reizet zur Liebe in guten Werken. Hinsichtlich der Spaltungen innerhalb der christlichen Kirche äußerte einer der Delegaten bei der schon einmal erwähnten Welt-Missionskonferenz, daß die eigentliche Spaltung nicht etwa in der Verschiedenheit der Denominationen zu suchen sei, sondern daher komme, daß wir aktive und passive Kirchenglieder haben. Diese passiven Kirchenglieder hindern die Innere und Aeußere Mission. Für einen großen Teil der Männerwelt bedeute ihre Zugehörigkeit zur Kirche Ehrbarkeit des Standes mit gelegentlichen Beiträgen, aber ohne lebendiges Interesse — weiter nichts. Die Kirche der Heimat sei noch nicht durchgängig christianisiert: damit sind alle vorhandenen Schwierigkeiten ins Wort gefaßt. Die Laien-Missionsaufgabe nun bedeutet eine neue Auslegung der Lebensaufgabe für jeden Christen. Sie macht Ernst mit der Bestimmung eines jeden Christen, heilig und geistlich zu sein und ein Leben für den zu führen, der für uns litt und auferstand. Es handle sich bei dieser Bewegung nicht etwa, wie man vorgeworfen hat, um die Aufbringung von Geld, nein, vielmehr darum, daß die Christen wirkliche, alltägliche Christen werden, welche als solche die Aufgabe der Christenheit persönlich übernehmen. Die Kirche, die schlafende, muß wach werden; sie muß inne werden, daß ihre Mitgliedschaft Lebensarbeit bedeutet. Diese Lösung dieses großen Problems steht bei Christus, der alles ist.

Wahrlich, das sind Worte, wie sie dem Gegenstand unseres Refera-

tes vortrefflich entsprechen und für die Erbauung unserer Kirche und Gemeinden von großer Bedeutung und Tragweite sind. Dankbar wollen wir es anerkennen, was schon geschehen ist durch Handreichung der Liebe, insonderheit im Blick auf das Wachstum unserer Evangelischen Synode, die ein Teil des Baues der allgemeinen christlichen Kirche ist, und sich bestrebt in ihrem Teile, die ihr von Gott übertragene Bauarbeit zum Austrag zu bringen. Dazu bedarf sie aber, je länger je mehr, die tatkräftige Mitarbeit aller ihrer Glieder. Gerne wollen wir uns auch mit anderen Kirchengemeinschaften vereinigen im Werke der Erbauung der Kirche des Herrn. Fürbittend wollen wir auch ihrer und ihrer Bauarbeit gedenken, dabei aber auch hoffen und bitten, daß uns auch von ihrer Seite eine gleiche anerkennende und fürbittende Liebe entgegengebracht werde.

Er aber, unser Eckstein, unser Haupt und Bauherr, sei gepriesen, daß er unter uns und in aller Welt noch bauen läßt. Er wolle sein Zion und uns in demselben immer mehr zubereiten, stärken, kräftigen und gründen. Zu ihm erheben wir darum unsere Herzen in der gemeinsamen und dringenden Bitte: Ja, schaue, baue, was zerrissen und beflissen dich zu schauen und auf dich allein zu bauen!

Thesen.

1. Nicht Anregung und Rührung der Empfindung, sondern die Erfassung des ganzen Menschen haben wir unter christlicher Erbauung zu verstehen.

2. Christliche Erbauung umfaßt die Gründung und Erhaltung; sowie auch die Befestigung und das Wachstum christlichen Glaubens und christlichen Lebens mit dem Ziele der Vollendung, sowohl des Einzelnen, wie des Ganzen.

2. Die christliche Kirche ist vermöge der Wirksamkeit des Heiligen Geistes die Stätte, wo vornehmlich Erbauung durch Wort und Sakrament stattfindet.

4. Durch die Manifestation des Heiligen Geistes ist die heil. Taufe grundlegend für den christlichen Glauben und das christliche Leben; hingegen der fortgehende und würdige Genuß des heil. Abendmahls förderlich und dienlich zum gedeihlichen Wachstum des Lebens in Christi Gemeinschaft.

5. Die evangelische geistgesalbte Predigt, die zuvor das Herz des Predigers erbaut hat, wird auch auf die Herzen der empfänglichen Hörer erbauend einwirken.

6. Soll aber besonders eine christliche Erbauung des heranwachsenden Geschlechts sich realisieren, dann darf es an der rechten geistlichen Pflege in Schule und Kirche, noch an der rechten Erziehung im Hause nicht fehlen; noch darf die Kirche die konfirmierte Jugend aus dem Auge lassen, sondern muß dieselbe durch Gründung und Erhaltung von strebsamen Jugendvereinen zu erhalten und zu fördern suchen fürs christliche Leben.

7. Alle Glieder der Kirche und Gemeinde sollten es sich angelegen

sein lassen, nicht nur selbst von den geistlichen Produkten der christlichen Literatur, allem voran der Bibel, zu ihrer Erbauung den ausgiebigsten Gebrauch zu machen, sondern auch für deren Verbreitung unter Christen und Nichtchristen tatkräftigst mitzuwirken.

8. Ist die christliche Bruderliebe das wahre Bindemittel des christlichen Gemeinschaftslebens zur gegenseitigen Erbauung, dann wird sie auch in Gebet und Fürbitte jede Bauarbeit allüberall begleiten und für sie tätig sein.

9. Gottes Verheißungen bürgen uns nicht nur für die Verwirklichung der christlichen Erbauung, sondern sie geben uns auch Mut und Vertrauen, zum Ziele der Vollendung hinzustreben und der Hoffnung ihrer Erfüllung uns versichert zu halten, daß einst wird eine Hütte Gottes bei den Menschen sein.

Dispositionen.

Eingesandt vom Pfarrkränzchen in Cincinnati, Ohio.

5. Sonntag nach Trinitatis. Apg. 18, 9. 10.

A. Gottes Gnadenwort an den entmutigten Apostel.
   I. Es kommt in ernster Zeit;
   II. es bringt himmlische Kraft und Freud.

B. Der Herr ermuntert seinen Apostel: Fürchte dich nicht;
   I. denn ich bin mit dir;
   II. nichts und niemand soll dir schaden;
   III. ein großes Volk sollst du mir sammeln.

---

6. Sonntag nach Trin. Matth. 11, 28—30.

A. Die freundliche Einladung des Herrn.
   I. Wen ladet er?
   II. Was fordert er?
   III. Was verheißt er?

B. Der Elenden Trost und Hilfe.
   I. Werft eure schwere Last auf den Herrn;
   II. nehmet sein sanftes Joch auf euch.

---

7. Sonntag nach Trin. 5. Mose 32, 31.

A. Gottesdienst oder Götzendienst.
   I. Alle Menschen müssen etwas verehren, entweder Gott oder einen Abgott;
   II. der Herr allein ein Fels des Heils;
   III. an den Früchten einer Religion kann man auch ihre Wahrheit prüfen.

B. Ihr Fels ist nicht wie unser Fels;
   I. ihr Fels ist selbsterdacht;
   II. unser Fels ist von Gott gemacht.

---

8. Sonntag nach Trin. Jakobus 4, 8.

A. Von dem Nahen zu Gott.
I. Was das sei;
II. was es nütze.

B. Gottes Gemeinschaft beruht auf Gegenseitigkeit. Darum
I. nahet euch zu Gott,
II. so nahet er sich zu euch.

9. Sonntag nach Trin. 1. Kor. 16, 1. 2.

A. Gesegnetes Geben. Es geschieht
I. ordnungsmäßig;
II. regelmäßig;
III. freiwillig.

B. Des Apostels Anordnung der christlichen Wohltätigkeit.
I. Wen geht sie an?
II. Für wen ist sie da?
III. Wer kommt ihr recht nach?

10. Sonntag nach Trin. Luk. 10, 20.

A. Die Freude der Jünger.
I. Wie der Herr sie herunterstimmt;
II. wie er sie erhöht.

B. Unser Heil liegt nicht in der Ausübung besonderer Geistesgaben, sondern in der Gnade.
I. Das demütigt;
II. das beseligt.

11. Sonntag nach Trin. Matth. 19, 3—9.

A. Die Heiligkeit der Ehe.
I. Wer sie verordnet hat;
II. wozu sie verpflichtet;
III. was nur sie lösen kann.

B. Die Zusammengehörigkeit von Mann und Weib.
I. Heilig nach ihrer Anordnung;
II. lösbar nur unter der Sünde.

C. Die Ehe nach Gottes Wort.
I. Wer hat sie gestiftet?
II. Was kann sie lösen?

12. Sonntag nach Trin. Hebr. 11, 27.

A. Der Glaube.
I. Durch den Glauben widerstehen wir den Versuchungen der Zeit;
II. überwinden und tragen alle Sorgen und Leiden des Lebens;
III. ziehen wir in das Land des Friedens.

B. Der Glaube.
I. Nicht Schauen,
II. sondern Trauen.

13. Sonntag nach Trin. 2. Kön. 6, 16. 17.

A. Warum seid ihr so verzagt, ihr Kleingläubigen?
   I. Der alte Gott lebt noch;
   II. der alte Glaube macht stark und wahr.

B. The value of men who have seen the Lord.
   I. They teach the reality of the Supernatural;
   II. they are witnesses of Gods friendship;
   III. they are the leaders of men.

---

14. Sonntag nach Trin. Joh. 8, 46.

A. Die Vollkommenheit Christi.
   I. Sie wird von Christo beansprucht;
   II. die Welt kann sie nicht leugnen;
   III. sie befriedigt die Bedürfnisse unserer Seele.

B. Der Glaube an Jesus sollte nicht schwer sein;
   I. denn sein Leben ist rein;
   II. seine Worte sind wahr.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Ein offener Brief.

(Abendschule, Louis Lange Publ. Co., St. Louis, Mo.)

„Des Papstes Gewalt macht sich immer mehr in unserem Lande geltend. Es wird hohe Zeit, daß die protestantische Presse den Kampf gegen das politische Liebäugeln mit der katholischen Kirche energisch aufnimmt. Wir ersuchen Sie, gefälligst den umstehend wieder abgedruckten Artikel aus der „National-Nummer" der „Abendschule" vom 22. Februar zu lesen. Dieser Artikel ist in einer Uebersetzung an alle Kongreßmitglieder, viele Beamten und Mitglieder verschiedener Staatsgesetzgebungen sowie auch an die Richter des Bundesobergerichts versandt worden, und wir hoffen, daß er vielen der Herren zu denken gibt. Die „Abendschule" wird auch fernerhin bestrebt sein, diese Sache gebührend aufs Korn zu nehmen. Unsere politische und religiöse Freiheit ist uns zu wertvoll!"

Da wir der Ueberzeugung sind, daß es eine heilige Pflicht der religiösen protestantischen Blätter ist, auf die wachsende Gefahr des Romanismus in unserem Lande hinzuweisen, so haben wir uns ausdrücklich die Erlaubnis zum Abdruck dieses offenen Briefes erbeten und tun das unter empfehlendem Hinweis auf das wohlbekannte Familienblatt, dem der Artikel entnommen ist.

Neben Friedrich dem Großen ist George Washington die imposanteste Erscheinung des achtzehnten Jahrhunderts. Moltke nannte ihn einst dem amerikanischen Geschichtschreiber Sloane gegenüber „einen der größten Strategen der ganzen Welt." Wie Friedrich II., so leistete Washington mit geringen Mitteln Großes. Beide Männer sind in vieler Beziehung Geistesverwandte. Wie Friedrich der Große der Tyrannei ein Ende machte, welche die Völker wie Leibeigene ausnützte, und an die Stelle des Gewaltspruches der Monarchen: „Ich bin der Staat!" die goldenen Worte setzte: „Ich bin der erste Diener meines Staates," so war es Washington, der nicht ruhte und rastete, bis

er dem amerikanischen Volke die volle goldene Freiheit errungen hatte. Diese Freiheit, die politische wie die religiöse, war Washingtons Augapfel. Nichts war ihm, seinen Mitarbeitern und den ersten Präsidenten der jungen Republik so teuer und heilig wie die edle Landesfreiheit. Wieviel ihnen dieses Kleinod galt, bewiesen sie mit der Bundes-Konstitution, indem sie gleich im ersten Paragraphen die Trennung von Kirche und Staat als eins der hauptsächlichsten Fundamentalprinzipien niederlegten. In einer Verquickung und Mischung beider sahen sie daher eine der größten und gefährlichsten aller der Freiheit auflauernden Gefahren. O, hätte doch das ganze amerikanische Volk, vom Präsidenten herab bis zum ärmsten Bürger, noch heute solchen klaren, sicheren Blick! Denn gerade in jüngster Zeit ist wieder und wieder an diesem Fundamentalprinzip der strengen Scheidung von Staat und Kirche gerüttelt und geschüttelt worden, und es ist ganz unleugbar, daß heute der Katholizismus die größte Gefahr unserer Landesfreiheit bildet. Ein über das andere Mal hat in den letzten Monaten die römische Kirche von seiten unserer hohen und höchsten Staatsgewalten eine Anerkennung gefunden, die schnurstracks dem Buchstaben und Geiste unserer Verfassung zuwider läuft, ja ihr ins Gesicht schlägt. Wie bekannt, hat der Papst gegen Ende des vorigen Jahres drei neue Kardinäle in Amerika ernannt: für Washington, New York und Boston. Zunächst ist damit der östliche Teil unseres Landes versorgt; der mittlere, der westliche und fernwestliche, der nördliche und der südliche werden aber auch noch an die Reihe kommen. Schon der Eid, den die drei neuen Kardinäle in Rom dem Papste schwören mußten, sollte von jedem amerikanischen Bürger beachtet werden. Denn er lautet: „Ich werde in jeglicher Weise versuchen, die Rechte, selbst die zeitlichen, die Freiheit, die Ehre, die Privilegien, die Autorität der heiligen römischen Kirche und unseres Herrn, des Papstes, und seiner Nachfolger zu behaupten, aufrecht zu erhalten, zu wahren, zu vermehren und zu fördern." Der Papst beansprucht Autorität über jede Obrigkeit; somit schwören diese Kardinäle, die doch vorgeben, treue amerikanische Bürger zu sein, daß sie die päpstliche Autorität über alle Obrigkeiten, auch die amerikanische, „in jeglicher Weise" behaupten und fördern wollen. Daß das nicht zuviel gesagt ist, hat Kardinal O'Connell von Rom aus sogleich bewiesen. Er sandte an seine Diözese einen Weihnachtsgruß, in welchem folgender Passus vorkommt: „Ich freue mich mit euch allen, daß Boston auserkoren wurde, in der Geschichte verzeichnet zu werden, als eins der stolzen Fürstentümer (**principalities**) der größten, ältesten und heiligsten Monarchien auf Erden — des Bistums Petri." Man lese dies nochmals. Muß man nicht fragen: Hat sich denn Boston losgesagt von der amerikanischen Republik? Ist die Hauptstadt des Staates Massachusetts ein „stolzes Fürstentum einer Monarchie" geworden? Haben sich nicht einst gerade dort die Väter zu allererst losgesagt von der Hierarchie eines Königs? Und nun soll man sich freuen, daß Boston ein Fürstentum einer Monarchie geworden, daß es einen „Fürsten" bekommt, der dem Papste zu Rom vollständigen Gehorsam geschworen! Sind denn diese Kardinäle Fürsten? Prunkvolle Kirchenfürsten! Bei ihrem Einzug in New York und Boston veranstalteten sie ein wahres Durbar, so überladen mit Pomp und Pracht in seiner Art wie die Kaiserkrönung des britischen Königs in Indien! Und diesen Kardinälen sandte Präsident Taft seine Beglückwünschung zu hinüber über das Meer, und sie hieß er dann wieder bei ihrer Ankunft auf amerikanischem Boden willkommen! Ist das nicht eine schmähliche Huldigung, nicht eine ganz grobe

Verletzung der Konstitution? Es mag ihm freilich die rechte Erkenntnis des Papsttums fehlen, aber als Präsident muß er zum mindesten wissen, daß der Papst die Trennung von Kirche und Staat „ein Verbrechen“ nennt und von den neuen Kardinälen einen Eid gefordert hat, der Roms Gewalt obenan stellt und die Beseitigung der vollen Freiheit von Staat und Kirche und die Vereinigung beider zum Ziel hat. Brav handelte da Gouverneur Foß von Massachusetts, der, trotzdem ihn der Stadtmayor und der Vorsitzende des demokratischen Staatskomitees bestürmten, dem 9. Infanterieregiment untersagte, mit seinen dem Staate gehörigen Waffen an der Parade zu Ehren des Kardinals teilzunehmen — was selbst die katholische „Amerika“ mit einigen Worten billigt, nur aber, um schließlich doch die Katze aus dem Sacke zu lassen: „Für uns ist der Zustand, der es Kirche und Staat nicht gestattet, gemeinsam zu wirken, nicht der ideale!“ Wie ein Triumphator wurde besonders Kardinal Farley in New York empfangen. Ungefähr vier Meilen weit bildete etwa eine Million Menschen Spalier, um die Triumphfahrt des in roten Scharlach gekleideten Kirchenfürsten zu sehen. Tausende wollten den Ring des Prälaten küssen, und die Polizei mußte überall die Zudringlichen zurückhalten. Abends war die St. Patricks-Kathedrale von 50,000 elektrischen Lichtern erleuchtet, die sich wie ungeheure Efeuranken um das Gebäude wanden und selbst an den äußersten Spitzen der beiden Türme erstrahlten. Alle möglichen Vereine veranstalteten einen Abend auf den andern Bankette zu Ehren des Kardinals, selbst 125 prominente Nichtkatholiken der Stadt wurden veranlaßt, ihm im Waldorf-Astoria ein Bankett zu geben, und daran beteiligte sich auch Gouverneur Dix und huldigte dem „Fürsten“ in einer Rede. Sind das nun noch nicht genug Beweise aus jüngster Zeit, die es uns besonders lebhaft vor Augen führen, daß der Katholizismus zur Hauptgefahr unserer Landesfreiheit zu werden droht? Was geschah am Danktag? „Die offizielle Danksagungsfeier in Washington,“ so lautete die von dort am 30. November abgesandte Depesche der Assoziierten Presse, „fand heute in der St. Patricks-Kirche statt, in Verbindung mit dem dritten panamerikanischen Danksagungs-Gottesdienst. Präsident Taft und seine Kabinettsmitglieder: Staatssekretär Knox, Schatzamtssekretär McVeagh, Kriegssekretär Stimson, Sekretär des Innern Fisher; Oberrichter White und Richter McKenna nahmen teil an dieser (katholischen) Feier.“ Wie, ist denn der Katholizismus zur Staatsreligion in Washington geworden? Wann hätte sich ein Präsident und sein Gefolge so an einer „offiziellen Danksagungsfeier“ beteiligt? Worauf das Streben Roms in den Vereinigten Staaten gerichtet ist, bewies nicht nur der Erzbischof von New York, als er gelegentlich einer Gedächtnisfeier zu Ehren von Gouverneur Dongan die Frage tat: „Sollten wir es nicht wieder einmal mit einem katholischen Gouverneur versuchen?“ sondern auch, und noch deutlicher, ein katholischer Redner auf dem Bankett, das zu Ehren des Richters McLaughlin in Boston veranstaltet wurde: „Die Zeit kommt, wenn Männer, die in unserem Gemeinwesen zu hohen Aemtern gewählt werden, nicht nur Katholiken sein, sondern auch in katholischen Colleges ausgebildet sein müssen, denn in zwanzig Jahren werden wir die Kontrolle über den Staat haben, sowohl in politischen wie in anderen Hinsichten.“ Und folgendes schrieb dieser Tage „The Catholic World“ (New York): „Der römisch-katholische Bürger wird sein Stimmrecht gebrauchen, um die Obergewalt des Katholizismus in diesem Lande herbeizuführen. Alle Gesetzgebung muß sich nach dem Willen Gottes richten, wie derselbe unfehlbar durch den

Papst gedeutet wird. Die öffentliche Erziehung muß unter katholischer Kontrolle stehen, und in dem Worte 'Erziehung' sind die Meinungen der einzelnen wie die Aeußerungen der Presse eingeschlossen. Die weltliche Macht unter der Autorität der Kirche wird dann viele dieser Meinungen verbieten, selbst bis zum Krieg und Blutvergießen." Das ist deutlich geredet! Wie im öffentlichen Schulwesen, wie in der Tagespresse, so sucht Rom in der Politik das Heft in die Hände zu bekommen. Noch sind die protestantischen Denominationen in der Mehrheit. Aber was heißt der schöne Name „Protestant" für alle, die stumm bleiben, ja wohl gar bewundernd mit zuschauen? Am nationalen Feiertage, zu Washingtons Geburtstag, ist allen, vom Präsidenten herab bis zum geringsten Bürger, zu raten, sich ernstlicher zu befassen mit der Konstitution und mit der Geschichte, was sie von den Anmaßungen des Papsttums zu sagen hat!

Es wird Zeit, zu handeln in dieser ernsten Sache. Deshalb freuen wir uns auch, im Anschluß an diesen offenen Brief, berichten zu können von einem anderen Brief, den die Fakultät unseres Predigerseminars und die Studentenschaft an Präsident Taft eingeschickt haben. Das Schriftstück ist jedenfalls wichtig und ernst genug, um auch in unserem „Magazin" eine Stelle zu finden. Es ist entnommen dem „Keryx," herausgegeben von den Studenten des Eden Theologischen Seminars, und lautet wie folgt:

Protest to President Taft.

By a unanimous vote of the student body it was decided to present the following letter of protest to President Taft:

EDEN THEOLOGICAL SEMINARY, MARCH 26, 1912.

To President Wm. Howard Taft,
Executive Mansion,
Washington, D. C.

Dear Mr. President:

In a mass meeting held by the students of Eden Theological Seminary, St. Louis, Mo., it was unanimously decided that we express our sincere regret in regard to your recent action in reversing the order of Commissioner Valentine in the Indian school question.

We have been deeply pained to see a principle which we regard as one of the fundamental ones of our government disregarded in your decision. It is a principle of our government to give absolute religious liberty to every denomination. If, however, one denomination be given liberty to use institutions which belong to all, for its own ends, the religious liberty of others would thereby necessarily be infringed upon. We believe that the condition of the national Indian schools constitutes such an infringement of the religious liberty of all non-Catholic children who attend these schools. The wearing of religious garb of a certain denomination in public schools is a serious affront to all who hold other religious convictions.

In an important matter as this we therefore feel constrained to convey to you, Mr. President, our sentiment which we believe to hold in common with thousands of Protestants, and to voice the hope that you will reconsider your decision which we understand to be but tentative.

Respectfully yours,

Faculty:

Wm. Becker, President. *Prof. S. D. Press.*
Prof. Wm. Baur. *Prof. G. Braendli.*

Com. for Students:

Paul G. Frankenfeld. *R. Niebuhr.* *Frank Puhlmann.*

Recht so, Brüder! Dem Mutigen gehört die Welt, vorausgesetzt daß er „die Wahrheit" auf seiner Seite hat. Das hat Paulus und Luther zum Sieg verholfen über die finstern Mächte Roms, des heidnischen, wie des päpstlichen.

Auch die Church Federation hat protestiert, wie wir dem „Expositor" entnehmen. Sie sandte folgenden Brief an Präsident Taft:

To William H. Taft, APRIL 1, 1912.

President of the United States,

Washington, D. C.

Dear Sir:

The separation of church and state is a fundamental policy of our national life that has been faithfully supported by the Protestant churches of the United States.

The Federal Council, which unites a large proportion of these churches in matters of common interest, joined in the remonstrance that called the attention of the Hon. Robert G. Valentine, Commissioner of Indian Affairs, to conditions that, after careful investigation, resulted in the sending out of an order from his office that "In government schools all insignia of any denomination must be removed from all public rooms, and members of any denomination wearing distinctive garb should leave such garb off while engaged at any duty as government employes."

In behalf of the great constituency represented in Federal Council, we urge that speedy hearing be given to all parties interested. We have no doubt that after such a hearing the principle involved will be sustained.

Respectfully,

E. R. Hendrix, President.

Wm. H. Roberts,

Chairman Executive Committee.

E. B. Sanford, Corresponding Secretary.

Charles S. Macfarland, Secretary.

Dem „Deutschen Evangelisten," Blatt der Presbyterianer, entnehmen wir:

Studentenerwerb.

Der wohlbekannte Orientalist und Weltreisende Dr. Ludwig Schneller hat in seinem soeben erschienenen Buch „Unter dem Sternenbanner" auch Bloomfields gedacht und erzählt unter anderm gleich im Anfang seines interessanten Buches wie folgt: „Meinen ersten Vortrag hatte ich wenige Tage nach meiner Ankunft vor den theologischen Professoren und Studenten des College in Bloomfield zu halten. Es war mir eine besondere Freude, gerade vor diesem Auditorium zuerst reden zu dürfen. Nachher fand noch ein geselliges Beisammensein statt, bei dem ich Professoren und Studenten näher kennen lernte. Interessant war es mir, darunter einige Studenten kennen zu lernen, die erst vor kurzem in Jerusalem und im Syrischen Waisenhause gewesen waren. Dabei lernte ich gleich eine charakteristische Eigenschaft des amerikanischen Volkes kennen. Denn die Studenten hatten die Reise dorthin als Stewards, d. h. Kellner der ersten Klasse eines Dampfers, gemacht, sich dabei etwa 1000 Mark verdient und damit sich in aller Behaglichkeit den Orient angesehen. Als dies geschehen war, reisten sie abermals als Kellner nicht nur gratis und franko, sondern wiederum mit einem schönen Verdienst nach Amerika zurück. Ich sprach einem der Professoren mein Erstaunen darüber aus. Er lachte und meinte, das sei eben eine der schönen und ehrenvollen

Seiten des amerikanischen Volkscharakters, daß jede ehrliche Arbeit einen Mann ehre, gleichviel, welche Stellung derselbe sonst einnehme." Das war als ein echter Bloomfielder geredet. Das ist gewiß eine empfehlenswerte Art für Studenten, sich die Mittel zum Fortstudieren zu verschaffen.

Jesus auf der Bühne.

Im Staat New York ist ein neues Gesetz zum Schutz der Religion gegeben worden. Es handelt sich um die Frage, ob es gestattet sei, die Person Jesu auf die Bühne zu bringen. Das Gesetz lautet: „Keine Person, keine Vereinigung verschiedener Personen, keine Gesellschaft oder Korporation hat das Recht, an irgend einem öffentlichen oder privaten Ort, Halle, Theater oder Auditorium irgend eine Schaustellung, Schauspiel, Drama, Tragödie, Oper oder Komödie oder irgend eine Aufführung zu geben oder veranstalten, in der durch eine lebende Person die Gottheit dargestellt wird oder etwas, was durch irgend ein Art der Anbetung oder in Gemäßheit der Lehre irgend einer Religionsform, oder eines Glaubens die Gottheit bedeutet oder vernünftigerweise auf sie gedeutet werden kann, wie sie verehrt, angebetet, respektiert oder heilig gehalten wird, und dies ganz abgesehen davon, was für eine religiöse Denomination oder Klasse oder Sekte oder Menschenklasse es sei, die sich zu einem bestimmten und klar ausgesprochenen Glauben und seiner religiösen Praxis bekennt."

Die Kontroverse des Altertumsforschers Dr. Hilprecht mit der Universität in Philadelphia mag abermals aufgerollt werden; es ist wahrscheinlich, daß es diesmal auch zu gerichtlichen Verhandlungen kommen mag. Edmund E. R. Daubmann, der juristische Vertreter Hilprechts, erklärt sich dahin. Dr. Hilprecht befindet sich gegenwärtig auf einer Reise um die Welt, aber seine Interessen werden vom Herrn Daubmann und seinen Freunden gewahrt. Die nun schon seit Jahren schwebende Kontroverse zwischen Dr. Hilprecht und der Pennsylvania Universität kulminierte im vorigen Herbst in der Resignation des Professors von der Clark Forschungs-Professur in Assyriologie. Dr. Hilprecht war im Jahre 1902 durch Beschlüsse der Trustees der Universität mit der Obhut der wertvollen Sammlung der Tempel-Bibliothek in Nippur und anderer babylonischer Antiquitäten, welche er gesammelt und der Universität geschenkt hatte, betraut worden; gleichzeitig hatte er das Recht erhalten, diese Sammlungen „auf Lebenszeiten" zu katalogisieren. Nachdem er resigniert hatte, entschieden die Trustees, daß die Obhut und Katalogisierung der Sammlungen durch die Amtsbekleidung bedingt seien und daß er jenes Recht verwirkt habe, als er die Professur niederlegte. Zu jener Zeit war behauptet worden, daß Dr. Hilprecht hinausgedrängt worden sei und daß die Sammlungen ohne seine Erlaubnis in andere Hände übergegangen seien. Dr. Hilprecht hat die Klage erhoben, daß Kisten, welche die von ihm gesammelten archäologischen Schätze enthielten, in seiner Abwesenheit und gegen seinen ausdrücklichen Wunsch, daß es nur ihm gestattet sein solle, die Kisten zu öffnen, geöffnet worden seien. — Dieses ungerechtfertigte Vorgehen soll im Juni passiert sein, nachdem die Universität geschlossen war. Dr. George B. Gordon, unter dessen Aufsicht das Museum steht, wollte angeblich die Kisten öffnen lassen, obschon sie in ein Privatzimmer eingeschlossen waren, zu welchem nur Dr. Hilprecht und sein Assistent den Schlüssel hatten. Es wird behauptet, daß Dr. Gordon Schlosser bestellte

und die Kisten öffnen ließ, auch deren Inhalt examinierte, während Dr. Hilprecht abwesend war. Jetzt taucht das Gerücht auf, welches auch teilweise von Herrn Daubmann bestätigt wird, daß Dr. Hilprecht gerichtliche Schritte tun mag. Sollte es dazu kommen, würde aller Wahrscheinlichkeit nach die ganze Kontroverse nochmals aufgerührt werden, welche nachgerade zu einer internationalen geworden ist, da Archäologen im In- und Auslande das größte Interesse dafür betätigen und sich der großen Mehrzahl nach auf seiten des Dr. Hilprecht gestellt haben. (Ev. Ztschr.)

Ausland.

„Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn."

Herr Baron Julius von Gemmingen, mit dem wir jahrelang persönlich und brieflich in Verbindung standen, ist es wohl wert, daß wir seiner hier mit einigen Zeilen gedenken. Die Familie ist seinerzeit vor ungefähr neunzig Jahren durch den seligen Pfarrer Henhöfer aus dem Katholizismus zum Protestantismus übergeführt worden. Dem Entschlafenen ist der schnelle Tod seiner ersten Gattin Anlaß zu seiner Bekehrung geworden. In Verbindung mit den beiden alten Brüdern Dörrfuß und Funk in Ettlingen, Baden, hat er dann 1867 den „Christlichen Kolportageverein im Großherzogtum Baden" gegründet und blieb zeitlebens der leitende Vorsteher. Seine zweite Gattin war ihm eine treue Gehilfin in seiner ganzen Reichsgottesarbeit.

Diese erweiterte sich zusehends, da überall Mitglieder und Spenden sich an der Traktatverbreitung beteiligen wollten. In den Kriegsjahren 1870—71 machte auch der Kolportageverein mobil und zog, reichlich mit Gottes Wort und vielen deutschen und französischen Traktaten bewaffnet, ins Feld, bis ins Innere von Frankreich; es waren 10 bis 12 deutsche und 6 französisch-schweizerische Kolporteure, die den Gesunden und Kranken mit der Salbe vom Heiland dienen durften.

Seit 1871 erschienen die Mitteilungen des Christlichen Kolportagevereins, seit 1877 das „Oelblatt," das aber 1888 zu erscheinen aufhörte; 1878 wurde der Bibelbund gegründet, in Verbindung mit dem Bibelbund für die ganze Welt. Als dessen Organ erschien von 1883 zur Einführung in das tiefere Verständnis der Schrift die „Beroea". All diesen Arbeiten gab sich der feurige Liebhaber des Wortes Gottes mit ganzem Eifer der ersten Liebe hin. Schon 1872 war der Entschlafene nach Gernsbach übergesiedelt. Als in den Jahren 1874 und 1875 ein neuer Geisteshauch von oben durch die Lande wehte, wurde auch Julius von Gemmingen von demselben ergriffen; infolge seiner Verbindung mit vielen der damals so mächtig bewegten Gotteskinder veranstaltete er größere mehrtägige Herbstversammlungen zur Vertiefung des Glaubenslebens, von denen viel Anregung und Stärkung im Glauben ausging. Als dann 1880 das Asyl für gefallene Töchter unsers Volkes in Gernsbach gegründet wurde, z. T. unter der treuen Mitarbeit der seligen Freifrau Sofie von Rüdt, trat unser seliger Freund in die Arbeit an demselben mit ein und diente derselben als Vorstand mit großer Hingebung bis zu seinem Heimgang. Im Jahre 1881 mußte er seine treue Gehilfin dem Herrn zurückgeben. Auch andere schwere Verluste, besonders der Weggang vieler Mitarbeiter, Kolporteure und anderer Freunde, beugten den Knecht des Herrn. Aber seine Reichsgottesarbeit setzte er unter vielen Kämpfen und Anfechtungen fort, auch nachdem ihm der Herr nochmals eine Gehilfin und treue Mit-

arbeiterin geschenkt hatte in Paula Freiin von Prittwitz und Gaffron. Unter allen Veränderungen der Zeit hielt er stets die Fahne des gekreuzigten und auferstandenen Gottessohnes hoch, wie damals, als er in der Generalsynode von 1871 sich treu und unerschrocken zu unserem allerheiligsten Glauben bekannt hatte, nur von wenigen Gesinnungsgenossen unterstützt. Reicher Segen wurde ihm geschenkt; bis 1907 betrug die Zahl der verbreiteten Schriften 36,413,100, darunter 144,182 Bibeln und Bibelteile. Die letzten Lebens- und Leidensjahre verbrachte der müde Arbeiter in Baden-Baden. Dort nahm der Herr ihn am 29. Februar heim, mitten aus der Arbeit im Alter von nicht ganz 74 Jahren. Die Gedächtnisrede über Offenbarung Joh. 12, 11 und Ev. Joh. 12, 25. 26 hielt sein langjähriger Freund und Mitarbeiter Pfr. K. Kayser in Buch a. Ahorn. Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen.

Ein befremdendes Votum des badischen Kultusministers.

„Ich kann nur mit einem glatten Nein erwidern," so sagte nach dem amtlichen Berichte der neue badische Kultusminister Dr. Böhm in der 11. Sitzung des badischen Landtags am 31. Januar, als ihm der Wunsch nach einer positiven Besetzung der theologischen Fakultät in Heidelberg vorgetragen wurde. Anlaß zu dieser Wunschesäußerung gab eine Bemerkung des Abgeordneten Dr. Zehnter, der dem Kultusminister seine Befriedigung über die jüngste Besetzung eines katholisch-theologischen Lehrstuhls in Freiburg i. B. aussprach. Daran knüpfte der konservative Abgeordnete Schmidt-Bretten an mit der Hoffnung, daß auch die Konservativen einmal in die Lage kommen möchten, eine solche Befriedigung in betreff der theologischen Fakultät Heidelberg auszusprechen. „Ich kann nur mit einem glatten Nein antworten," war die Antwort des Ministers. Er begründete sein Nein damit, daß er überall, in Freiburg wie in Heidelberg, die Vorschläge der Fakultät in erster Linie berücksichtige, so sei es gute badische Tradition. Gewiß sei die Heidelberger Fakultät bis auf einen Dozenten liberal, aber 1. könne man bei „objektiven" Professoren auch der liberalen Richtung ganz gut Kirchengeschichte, Altes und Neues Testament hören; 2. seien zwei der liberalen Dozenten Söhne positiver Männer und hätten somit gewiß Verständnis für positiv-kirchliches Leben; 3. habe die Universität nur die Aufgabe, in der Wissenschaft einzuführen; die „Richtung" soll sich dann der Student später selber suchen; 4. müsse das „innere Verständnis" zwischen den Professoren gewahrt bleiben; 5. könne ein Student, dem die Fakultät nicht passe, ja auswärts studieren; 6. würde eine Berücksichtigung der Wünsche der Positiven dazu führen, daß dann auch liberale Eltern mit ihren Wünschen kämen. „Nach alledem bedaure ich, dem Herrn Abgeordneten Schmidt für die Zukunft auch nicht die geringste Hoffnung eröffnen zu können."

Eine so herbe, ja kränkende Antwort auf einen Wunsch kirchlich gläubiger Kreise ist wohl noch von keinem deutschen Kultusminister gegeben worden. Sie wäre besser verständlich, wenn der Minister mit unwiderleglichen Gründen sich hätte vernehmen lassen. Er meinte, bei „objektiven" Professoren auch der liberalen Richtung könne man ganz gut Altes und Neues Testament hören. Sollte es ihm wirklich entgangen sein, daß gerade bei der Bibelforschung und -erklärung die „Objektivität" des Liberalismus ein Ende hat? Von dem fertigen Dogma aus, daß es keine Wunder geben könne, keine Offenbarung im biblischen Sinne, keine Gottessohnschaft Christi, keine Aufer-

stehung noch Himmelfahrt, wird der eigentliche Kern der Schrift herausgebrochen, und den Studenten legt man vor, was noch übrig bleibt. Aber zwei der liberalen Dozenten in Heidelberg stammen ja aus kirchlich gläubigen Häusern! Wir wissen nicht, wen der Minister damit meinte. Nur so allgemein gesprochen würde sein Satz das gerade Gegenteil von dem beweisen, was er beweisen will. Denn die ihre Theologie im bewußten Gegensatz zu dem Glauben des Elternhauses herausgebildet haben, sind notorisch je und je die Unobjektivsten und sehr oft die entschlossendsten Bekämpfer des Glaubens der Gemeinde geworden. Wir wiederholen, daß wir an keine Heidelberger speziell denken, sondern den Satz im allgemeinen nehmen. Noch unbegreiflicher aber klingt die Behauptung, daß die theologische Jugend auf der Hochschule nur in die Wissenschaft eingeführt werde, nicht in eine „Richtung", die jeder später sich selbst zu suchen habe. Wir wollen von der kränkenden Wendung ganz absehen, die den Glauben der Gemeinde im Sinne der Apostel, den Glauben, der auch in der badischen „Landeskirche" noch zu Recht besteht, als „Richtung" degradiert; aber was soll man zu dieser Scheidung von Wissenschaft und Richtung sagen? In der Mathematik mag es farblose Wissenschaft geben, eine Theologie aber ist nie farblos, weder die liberale noch die positive. Sie wäre auch ein jämmerliches Gebilde, wenn sie farblos wäre und man nicht wüßte, ob ein Professor noch an Christus glaubt oder nicht. Nein, die Theologie gibt ihren Schülern sehr Farbe mit. Daher sind die Schüler liberaler Dozenten in der Regel liberal, und die Schüler von Offenbarungstheologen werden als positive Prediger hinausgehen. Wir wollen keine lebenden Dozenten anführen, aber erinnern nur an die Schulnamen Frankianer und Ritschlianer.

Dann aber macht die Absage des Ministers einen um so peinlicheren Eindruck. Denn dann steht die Sache so: In der badischen Landeskirche besteht noch, wie schon erwähnt, das Bekenntnis zu Recht; es gibt einen offiziell eingeführten Katechismus, es gibt eine offizielle Agende, es gibt ein offizielles Gesangbuch. In allen diesen Stücken kommt der rechtmäßige Glaube der Gemeinde zum Ausdruck. Auf der Universität aber werden die Theologen in einer Theologie unterrichtet, die diesem Glauben strikte entgegengesetzt ist; sie werden geradzu unfähig gemacht, die Gemeinden darin zu unterrichten und zu fördern. Das ist ein ungeheurer Mißstand, und Baden leidet schwer darunter. Wir kennen liberale Geistliche, die selbst am bittersten darüber sich äußern. Der Minister selbst kennt den Mißstand und gibt ihn mit den Worten zu: „Soweit ich weiß, ist zurzeit die überwiegende Anzahl der Geistlichkeit noch in dem liberalen Lager." Trotzdem findet er kein Wort, diese Dissonanz zwischen dem verbrieften Rechtszustand und der leidigen Wirklichkeit zu beklagen. Vielmehr geht er so weit, daß er die eigenen Landeskinder außer Landes gehen heißt, wenn sie am Glauben der badischen Landeskirche festhalten und deshalb nicht zu den Füßen liberaler Theologen sitzen können. Es wäre nicht zu viel gewesen, wenn er freundlichere Worte gebraucht, wenn er von der Schwierigkeit der Verhältnisse geredet, wenn er die Zusage gegeben hätte, nach Möglichkeit — wie billig sind solche Worte! und wie versöhnend können sie wirken! — den Wünschen der Positiven Rechnung zu tragen. Aber so hart als möglich faßt er seine Meinung zuletzt zusammen, daß er „nicht die geringste Hoffnung" für die Zukunft eröffnen könne.

Man fragt sich, ob die gläubige Gemeinde in Baden es wirklich verdient hat, so als quantité negligeable behandelt zu werden, ob ein Minister einem

Teile der Landeskinder, und gerade denen, die nach dem Rechte ersten Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Wünsche haben, nicht wenigstens mit einem Worte der Toleranz hätte antworten sollen, statt mit einem: „Ich antworte mit einem glatten Nein." Vielleicht wird man darauf hinweisen, daß er Altkatholik ist, also nicht das nötige Verständnis in Fragen der evangelischen Theologie und Kirche haben könne; oder auch darauf, daß die Verhältnisse in Baden derart schwierig geworden sind, daß sich auch beim besten Willen nicht so leicht Abhilfe schaffen läßt. Das alles würdigen wir; aber dennoch muß es tief befremden, wenn ein Kultusminister so schneidend die zurückweist, die nicht um einer Parteisache willen an ihn herangetreten sind, sondern um dem Lande den evangelischen noch zu Recht bestehenden Glauben zu erhalten. (A. E. L. Z.)

Dieser rücksichtslosen, liberal-tyrannischen Staatsgewalt gegenüber drängt immer mehr die Frage nach der Trennung von Kirche und Staat sich allen beteiligten Kreisen als einzige Lösung auf. Dem gibt auch die „Pos. Un." Ausdruck in folgenden Worten:

Eine außerordentlich schlimme Folge der eingerissenen Unordnung tritt nicht laut, aber darum nicht minder unaufhaltsam in die Erscheinung. Man gewöhnt sich mehr und mehr an den Gedanken der Trennung von Staat und Kirche und der Abschaffung des Landesepiskopats der Fürsten. Wer aus voller Ueberzeugung diese beiden Aenderungen für verhängnisvoll hält, wird es um so ernster beklagen, daß jene Gedanken immer weitere Kreise ergreifen. Man spricht nicht viel davon, aber man löst sich innerlich langsam von diesen Einrichtungen los. Bei den Liberalen aller Schattierungen haben diese auflösenden Gedanken ja schon viel Land erobert, so daß die Sache immer ernster wird. Man möchte wahrlich so lange und laut nach Klärung rufen, bis die treu zum alten Glauben Stehenden endlich allerorts aufwachen und sich zusammenschließen zur ausdauernden Aktion. Denn hier handelt es sich nicht nur etwa um die badische Landeskirche, sondern um jede deutsche Landeskirche. Tua res agitur.

Falsche Propheten.

Wir wollen gern glauben, daß R. Voigt-Einbeck es mit seinem „letzten Warnungsruf" gut gemeint hat. Er erwartete auf 21. März die Entrückung der Gläubigen. Der Tag ist dahingegangen wie jeder andere, und mit dem Prophetenruhm des guten R. Voigt ist's zu Ende. Seine Niederlage ist zugleich die seines Hintermannes Johannes Walter, der eigenlich Dr. Küpper heißt, und auch sonst viel von sich reden macht. Wir können nun begierig sein, wie sich die beiden Propheten über die Nichterfüllung ihrer Weissagung aussprechen. Geben sie unumwunden zu, daß sie geirrt haben, und daß ihre Prophezeiung nicht vom Geiste Gottes eingegeben, sondern törichte menschliche Meinung war, so können wir ihnen ihre Torheit, durch die sie einfältige Christen verwirrt und die Christenhoffnung zum Gespött der Welt gemacht haben, verzeihen. Dr. Küpper gibt zurzeit eine neue Bibelübersetzung oder vielmehr eine Bibel-Umschreibung heraus. Nach der Probe, die wir gesehen und gelesen haben, eignet sich dieses Bibelwerk für unsere Kreise nicht. Schon das ist für evangelische Christen hinderlich, daß Küpper die Eigennamen für Städte und Personen in der Schreibweise der katholischen Bibelübersetzung gibt, z. B. Kapharnaum für Kapernaum. Auch ist zu fürchten, daß bei seiner Art der Umschreibung zu viel Menschliches mit unterlaufe. Bleiben wir also bei unserem verbesserten Luthertext!

Kaum sind diese beiden Propheten abgetan, so macht ein anderer neue Anstrengungen, die Aufmerksamkeit der Christen auf sich und seine Weissagungen zu lenken. Er heißt Eckstein und bezeichnet sich als „Zionsprediger“ in Talken (Ostpreußen). Er hält sich, wie einst Dr. Alexander Dowie, für den dritten Elias mit Beziehung auf Mal. 3, 23. 24 (in älteren Bibeln Kap. 4, 5, 6.). Dieser „Elias“ ist seiner Sache so gewiß, wie Voigt es war; er ist aber klüger als dieser, indem er die Zeit der Erfüllung auf 1926 hinausschiebt. So steht es also noch 14 Jahre an, bis man ihm nachweisen kann, daß er ein falscher Prophet ist. Im Jahre 1926 soll nach seiner Prophezeiung die jetzige Welt- und Kirchenordnung samt dem Antichristentum niedergeworfen werden durch den Stein, der, ohne Hände herabgerissen, das sogenannte Monarchienbild Daniels zertrümmern wird (Dan. 2, 34). Und dieser Stein wird sein —der jetzt noch so unbedeutende Zionsprediger Eckstein in Talken! Armer Mann! Es muß etwas in seinem Gehirn nicht in Ordnung sein. Er hält sich auch für den kommenden Menschensohn und für den Mann, dem Gott nach Apostelgesch. 17, 31 das Gericht über die Welt übergeben hat. Von andern Sonderlichkeiten sei erwähnt: er will an die Stelle des Sonntags den Sabbat, an die Stelle der Kindertaufe die Großtaufe durch Untertauchen, an die Stelle des Abendmahls eine Art Passamahl gesetzt sehen u. s. w. — Sollte man glauben, daß solche Leute Glauben finden in einer Christenheit, die das unverfälschte Wort Gottes besitzt? Vorerst wird dieser „Elias“ seine Schriften an alle zu verkaufen suchen, die ihm 10 oder 20 Pf. dafür geben. Er kommt in diesen Schriften vielfach auf den Papst und die römische Kirche zu sprechen, so daß es den Anschein hat, er sei aus der katholischen Kirche hervorgegangen.

Wenn ein Mensch sich einbildet, von ihm sei in der Heil. Schrift als von einem besonderen Werkzeug Gottes geweissagt, so kommt solche Schwärmerei sicher aus dem natürlichen Hochmut und ist nichts anderes als Größenwahn. Dasselbe gilt aber auch von einer Gemeinschaft oder Partei, die da meint, in ihr erfülle sich erst eine biblische Weissagung, wie gewisse Kreise schon gemeint haben, sie seien das Philadelphia der Letztzeit, oder das Sonnenweib, oder der „männliche Sohn“ nach Offenb. Joh. 12, 5. Solche Kreise sind ein Nährboden für falsche Prophetie. „Philad.“

Notiz.

Die Masse des Materials nötigt uns, leider einen Teil der „Rundschau“ und die ganze „Literatur“ zurückzulegen. Den Artikel über „Logen“ wollten wir jetzt ungeteilt bringen, um den Herbstpastoralkonferenzen das Ganze auf einmal zu bieten.

Berichtigung.

In dem Artikel „Ein Urteilsspruch“ (s. Mainummer, Seite 164, No. 9) findet sich ein böser, sinnentstellender Druckfehler. Es soll dort heißen Rechtsgleichheit nicht Rechtsungleichheit. Wir bitten das zu verbessern. D. R.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 14. Band. St. Louis, Mo. September 1912.

Die Lehre von der Gottessohnschaft Jesu Christi und von seiner menschlichen Entwicklung.

Von Pastor Ed. Schweizer.

Unser Kommen zu Gott und die Gemeinschaft mit ihm ist der Zweck unsers Daseins, das Ziel unsers Strebens und unser Heil in Zeit und Ewigkeit. Aber Jesus sagt: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“ Die Apostel bezeugen es einstimmig. Unzählige Christen sind im Laufe der Jahrhunderte durch Jesum zu Gott gekommen. „Versöhnung und Friede mit Gott, Heiligung in Gott, Liebe zu Gott, Hoffnung auf Gott, und das alles schließt sich uns im Namen Jesu zusammen; je näher ihm, je inniger mit ihm verbunden, desto lichter und heller wird's in unserm Geiste, desto lebendiger und kräftiger regt sich Gottes Friede, Gottes Liebe, Gottes Hoffnung; je ferner wieder von Jesu, desto schwächer und dunkler wird es wieder in uns. . . . Das sind dauerhafte Erfahrungen derer, die Jesu angehören, Erfahrungen, die kein Mensch sich selber macht, noch sich machen lassen kann, wenn er nicht im Gottesbunde Jesu Christi steht; und alle wahren Christen, vom ersten Jahrhundert an bis in das unsrige, alle unter den verschiedensten Völkern von verschiedenen Sprachen und Zungen, sind einstimmig in diesen Erfahrungen.“ Das hat Dr. T. Beck gesagt.

Unser lebhaftestes Interesse muß darum von Jesu Person, von seinem Wort und Werk in Anspruch genommen werden, wie das vor allen auch bei Paulus, dem Apostel, der Fall war. Denn gegen die Erkenntnis Christi Jesu und das Erfundenwerden in ihm, achtete er für Schaden und ließ fahren, was ihm vorher geschätzter Gewinn gewesen. Und wie Zinzendorf, der nur eine Passion hatte: Christus! An seiner Person liegt unser Heil. Man darf seine Lehre und sein Werk nicht von ihm trennen, wenn beides ihre Bedeutung nicht verlieren soll. Wer sich sein Wort zu nutze machen und die Früchte seines Lebens und

Sterbens genießen will, muß innerlich mit Jesu verbunden sein und seinen Geist in sich haben. Denn „wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein," sagt Paulus. Der Glaube einigt uns mit Christo. Denn durch den Glauben empfangen wir den Heiligen Geist (Gal. 3, 14). Man will und muß aber wissen, was man glauben soll. Die Voraussetzung des Glaubens an Jesum ist seine Erkenntnis (Röm. 10, 14). Aus der aufmerksamen Betrachtung des Bildes Jesu in den Evangelien und in den apostolischen Sendschreiben kann auch ein Laie eine Erkenntnis Christi gewinnen, vollkommen genügend zum Glauben, der uns in Christi Gemeinschaft versetzt. Gott sei Dank, daß auch Unmündige glauben, Gnade empfangen und selig werden können, wenn sie nur redlichen Herzens Jesu Wort hören und bewahren. Doch hat die schlichte, historische Erkenntnis Jesu, des Erlösers, dem menschlichen Denken nicht genügt, wenn das Herz auch wohl dabei bestehen und das innere Leben gedeihen kann.

I. Die apostolischen Aussprüche über Christi Person.

Schon die Apostel blieben nicht dabei stehen unüberdacht und unbegriffen weiter zu geben, was sie gehört, gesehen und empfangen hatten. Jesu Lehre von sich selbst: sein Selbstzeugnis, fordert zum Nachdenken auf. Er hat sich selbst „des Menschen Sohn", aber auch „Sohn Gottes" genannt. Er ist also Menschen- und Gottes Sohn in einer Person, und die Frage erhebt sich: wie verhalten sich die beiden Begriffe zu einander? Ist Jesus eine Doppelperson gewesen mit zwiefachem Ich und Selbstbewußtsein? Oder hat er sich nur einen verschiedenen Namen gegeben ohne damit einen Unterschied in seinem Wesen andeuten zu wollen? Dies Letztere war durchaus nicht der Fall. Ausdrücklich und oft bezeugte Jesus seine Gottessohnschaft im Sinne der Wesens- und Lebenseinheit und Gleichheit mit Gott; aber auch sein wahres Menschsein bezeugt er. Auf beides werden wir in diesem Aufsatz wieder zurückkommen und eingehen. Jesu Gottwesenheit und Menschsein ist auch von den Aposteln nachdrücklich bezeugt. Im Prolog seines Evangeliums schreibt Johannis: „Der Logos, der im Anfang war, der zu Gott hin und Gott war etc., der ward Fleisch" — ein leibhaftiger Mensch, „und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater." Jesus, der Sohn der Maria, war der fleischgewordene Logos, der ewige Gottessohn ein Menschensohn. Dieselbe Erkenntnis finden wir auch bei Paulus, im Hebräerbrief und in der Apokalypse. Die Person des Herrn war und ist ein Unikum, ein Wunder, ein Geheimnis. Schon in den Tagen der Apostel fingen die Versuche an, das Geheimnis zu enthüllen. Die einen, die Ebioniten, leugneten Jesu Gottessohnschaft und hielten ihn für einen bloßen Menschen, indes andere, die Doketen, Jesu wirkliches Menschsein leugneten und seinen Leib für einen Schein-

leib hielten. Die Ebioniten waren Judenchristen, der Doketismus war auf heidnischem Boden erwachsener Gnostizismus. So lehrte der Gnostiker Marcion: Christus ist nicht geboren von einem Weibe, er ist als der vollendete Menschensohn plötzlich vom Himmel gekommen; in einem Scheinkörper hat er sich zu Kapernaum auf die Erde niedergelassen und hat den Menschen den wahren Gott geoffenbart, den sie früher unter dem Gesetz nicht kannten; sie kannten nur den gerechten Gott, nicht den guten Gott. Aber unter der Gerechtigkeit verstand Marcion nicht, was die Bibel darunter versteht, sondern eine Härte, die geradezu in Ungerechtigkeit umschlägt. Der Gnostizismus war spekulativer Rationalismus und die Kirche mußte sich seines gefährlichen Einflusses erwehren durch Festhalten an der apostolischen Lehre. Damit war die Kirche von vornherein zum Kampf gewappnet und im Vorteil. Denn ihre Lehre beruhte auf verbürgten Tatsachen, indes der Gnostizismus nur Ideen und Hirngespinste an die Stelle der geschichtlichen Offenbarung setzte. „Der Gnostizismus starb," sagt Hagenbach, „an seiner eigenen Haltlosigkeit, an seiner Ueberspannung, vor allem an seiner sittlichen Ohnmacht." Ein Schicksal, das alle von der Bibel losgelöste Spekulation trifft, treffen muß.

II. Die altkirchlichen Kämpfe um die Lehre von Christi Person.

Das Eigentümliche des christlichen Glaubens besteht in der Anerkennung der göttlichen Würde: der Gottessohnschaft Jesu. Wie verhielt sich denn die Kirche zu diesem Fundamentalsatz? „Bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ist die Logoslehre, aber auch die Vorstellung von Christus als dem vorweltlichen Sohne Gottes Eigentum einzelner kirchlicher Theologen geblieben. So fest es im allgemeinen stand, daß man über Christus denken müsse ὡς περὶ θεοῦ (wie über Gott), weil er der „Herr," der „eingeborene Sohn Gottes," der „von dem Heiligen Geist Gezeugte," „der Richter der Lebendigen und der Toten" sei, so selten führte diese Anerkennung zu Spekulationen über den Begriff Gottes." Das sagt Ad. Harnack und behauptet weiterhin: „Was man in den entscheidenden Jahren zwischen 140 und 180 in Bezug auf die Persönlichkeit des Erlösers verkündigte und sicher stellte, fiel noch immer in den Rahmen des kurzen Bekenntnisses (des Apostolikums), welches auf Grund der Formel Matth. 28, 19 erwachsen war. Die Anerkennung der übernatürlichen Geburt Jesu, durch welche eine gewisse Präexistenz allerdings bereits vorausgesetzt ist, ist das für ausreichend gehaltene Minimum gewesen, durch welches man sich von den strengen Judenchristen und denen unterschied, welche in Christo nur einen zweiten Sokrates bewundern wollten." Der Ebionitismus und Gnostizismus waren abgewiesen, aber die Christologie, die Lehre von der Person Christi, war zur Zeit noch nicht dogmatisch fixiert und zum allgemein gültigen Bekenntnis erhoben, so daß auch innerhalb der Kirche sehr verschiedene Auffassungen auftauchten und Anhang gewannen. Bald gab es Richtungen

und Sorten. „Welche Mühe es gekostet haben muß," sagt Harnack, „auch nur dieses (oben genanntes) Minimum in den Gemeinden, bei Gebildeten und Ungebildeten durchzusetzen, darüber können die jetzt als doketisch oder gnostisch geltenden apokryphischen Evangelien und Apostelgeschichten, sowie die Hypotyposen des Clemens belehren. Es ist ... nachweisbar, daß im Laufe des zweiten Jahrhunderts innerhalb der durch das Gemeindebekenntnis Verbundenen sowohl solche Christologieen friedlich neben einander gestanden haben, welche als Vorstufe der späteren monarchianischen als solche, welche als Keime der arianisch-athanasianischen zu betrachten sind. ... Es gibt keine Beweise dafür, daß man Christus für die Gottheit selber gehalten habe, wohl aber galt er als der Mensch, in dem die Gottheit oder der Gottesgeist gewohnt hat, oder als das himmlische Geisteswesen, welches Fleisch angenommen hat und erschienen ist." Wir müssen auf weitere Belehrung aus Ad. Harnacks gründlicher Berichterstattung verzichten. Das Gegebene genügt zur Erkenntnis, daß damals fürs Denken viel Spielraum gegeben war. Kräftigere Irrtümer nötigten die Kirche sich klar zu werden und Klarheit zu schaffen.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß sich am Ende des ersten und am Anfang des zweiten Jahrhunderts innerhalb der Kirche Gegensätze gebildet hatten zwischen dem ebionitischen und gnostischen Christentum, zwischen der jüdischen und heidnischen Richtung, die beide das Christentum zu verunstalten drohten. Gegen die Angriffe von außen traten Männer auf, welche die Wahrheit des Christentums verteidigten gegen Heiden und Juden, die Apologeten. Vor allen Justin, der Märtyrer, und bald nachher Tatian, Athenagoras und Theophilus von Antiochien, deren Schriften für die Theologie von hohem Werte sind, indem wir daraus lernen, wie es in der Gemeinde mit der Lehre und der Sitte stand, und wogegen die Angriffe der Gegner, des Lucian und des Celsus sich richteten. Aber auch in der Kirche selbst erhob sich eine freche Opposition gegen die Autorität der Kirche und der des göttlichen Wortes, auf der die Kirche ruht. Doch fehlte es auch da nicht an Männern, die die kirchliche Rechtgläubigkeit in Schutz nahmen; und auch da ist es wieder Irenäus, der gegen die Ketzerei mit tüchtigen Schriften hervortrat. Der Montanismus, der zu jener Zeit die Gemeinden aufregte, war wohl eine Sekte, aber doch keine Irrlehre und bei aller Neigung zur Schwärmerei, war er in der Kirche mit seiner Sittenstrenge, ein Salz und Segen. Die trinitarischen und christologischen Kämpfe begannen erst mit dem Auftreten des Monarchismus.

Zu den Monarchianern oder Unitariern, d. h. den Verteidigern der Einheit Gottes, im Gegensatz gegen die in der Kirche sich ausbildende Lehre von der Dreieinigkeit, rechnet man auch die Aloger, eine in Kleinasien zwischen 170 und 180 entstandene Sekte. Auch Ad. Harnack hat es getan, obwohl er sagt, daß es sich bei den Alo-

gern nicht um das christologische Problem gehandelt habe in erster Linie, vielmehr um die „Stellung zur Prophetie", d. h. zum Montanismus. Sie waren so radikale Gegner des Montanismus, daß sie die montanistischen Gemeinden nicht mehr als christlich ansahen. Sie wollten alles Prophetentum von der Kirche ferngehalten wissen und waren aus diesem Grunde Verächter des Geistes. Sie verwarfen darum die johanneischen Schriften, weil in der einen vom Kommen des Parakletus die Rede ist und die andere Prophezeihungen enthält. Was dachte diese Partei nun aber von Christo? Sie verwarfen die Logoslehre, weil sie Gnostizismus dahinter vermuteten; aber von einer Herabsetzung Jesu zum bloßen Menschen und einer Bestreitung der wunderbaren Empfängnis Jesu kann bei den Alogern nicht die Rede sein. Wäre dies der Fall gewesen, so wären Irenäus und Hypolyt nicht so glimpflich mit ihnen verfahren. Die Aloger waren noch keine erklärten Monarchianer, sondern nur die Vorläufer derselben.

Der Vater des dynamischen Monarchismus (wie Ad. Harnack ihn nannte), war der Lederarbeiter Theodotus. Er kam um 190 von Byzanz nach Rom. Ohne Zweifel war er aus der Gemeinschaft der Aloger hervorgegangen. In Bezug auf Christum lehrte er (nach Harnack) also: „Jesus sei ein Mensch gewesen, der nach einem besondern Ratschluß Gottes aus einer Jungfrau geboren sei durch Wirkung des Heiligen Geistes, nicht aber sei in ihm ein himmlisches Wesen, welches in der Jungfrau Fleisch angenommen habe, zu erkennen. Nach einer vollkommenen Bewährung in einem frommen Leben sei in der Taufe der Heilige Geist auf ihn herabgestiegen, wodurch er zum Christus geworden sei und die Ausrüstung zu seinem besondern Beruf erhalten und diejenige Gerechtigkeit erwiesen habe, kraft welcher er über alle Menschen hervorrage und ihnen Autorität sein muß. Indessen berechtige die Herabkunft des Heiligen Geistes noch nicht dazu zu sagen, er sei nun Gott." Das war nun allerdings gegen die kirchlich zu Recht bestehende Logoslehre. Des Theodotus Lehre wurde darum zu Rom für unerträglich gefunden. Aber ein absoluter Monarchismus war sie auch noch nicht, da sie doch dem Heiligen Geist neben Gott eine besondere, wie es scheint selbständige Rolle zuweist.

Ganz anders war das der Fall bei dem sogenannten modalistischen Monarchismus des Noëtus und seiner Anhänger. Unter diesen vor allen Praxeas und Sabellius. Dieser Monarchismus ist ein ganzer Unitarismus und der gefährlichste Gegner der Logoslehre. Sie lehrten Gott selbst sei in Christo Mensch geworden; die ganze Gottheit, nicht eine einzelne Person, habe ihn erfüllt. Ohne Einschränkung sagten sie: Gott ist geboren worden, Gott ist auf Erden herumgewandelt, Gott ist gekreuzigt worden, Gott hat gelitten, Gott ist gestorben. Die Anhänger dieser Lehre waren also „Patripassianer." So entschieden schriftwidrig und unvernünftig diese Lehre auch ist, so findet sie Anhänger bis auf den heutigen Tag; nicht nur bei einzelnen Theologen, sondern auch in frommen Kreisen, und das

im Interesse die Offenbarung Gottes in Christo recht stark hervorzuheben und Christum zu ehren. So setzte Zinzendorf gewissermaßen den Sohn an Stelle des Vaters und schien keinen andern Gott zu kennen als den Heiland. „Gott ist im Fleische, wer kann dies Geheimnis verstehn," singen wir zu Weihnachten. Wir denken freilich an den Sohn Gottes, und ich glaube, der selige Tersteegen hat es auch so gemeint. „Er heißet Jesus Christ, der Herr Zebaoth und ist kein andrer Gott!" heißt es im weltberühmten Kriegsliede. Das lautet stark monarchianisch; aber Luther hat es nicht so gemeint. „Es lag aber der Kirche daran, nicht nur die einmalige historische Gottesoffenbarung in Christo festzuhalten, sondern die ewige Gottheit des Sohnes verschieden von der des Vaters und dennoch eins mit ihr, zu bewahren als eine persönliche; aber den rechten Ausdruck hierfür zu finden, war schwierig, und lange Zeit schwankte die Kirche selbst hin und her, bis sie diesen Ausdruck glaubte gefunden zu haben." Hagenbach. Die Schriften der Apostel galten in der Kirche als Norm, Regel und Richtschnur für den Glauben und die Lehre. Sie wiesen darum nicht nur die Lehre des Paulus von Somosata und Allex, die die Menschwerdung Gottes in Christo leugneten und Jesum zum bloßen Menschen machen, ab, sondern auch die eines Sabellius wurde verworfen, obwohl seine Lehre auf einem frommen Sinn ruhte: sie war nicht schriftgemäß. Die Treue gegen das Zeugnis der Schrift rettete die Kirche auch in den folgenden Kämpfen vor dem Abfall und Untergang. Mit dem Glauben an die Gottessohnschaft Jesu steht und fällt das Christentum und die Kirche. Um die Rettung, Begründung und Befestigung dieses Glaubens und um seinen Ausdruck in möglichst zutreffenden Formeln und Bekenntnissen, handelte es sich in den großen Kämpfen des vierten Jahrhunderts. Daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist, und zwar nicht durch Adoption und nicht durch Verwandlung eines heiligen und wunderbar erzeugten Menschen, sondern durch Wesenseinheit mit Gott und von Ewigkeit her; und daß der Sohn Gottes als Mensch geboren und eine menschliche, historische Persönlichkeit gewesen, in der die Fülle der Gottheit menschlich wohnte, daß er also göttliches und menschliches Sein, die wir uns als ein Getrenntes denken, in sich vereinigt habe zu einer Person — das war Grundanschauung der christlichen Kirche von Anfang an. Kraft dieser Ueberzeugung schied sie den Ebionitismus aus, der Jesum für einen bloßen Menschen hielt, und wies die gnostische Phantasterei ab, wonach die wahre Menschheit Christi nur Schein gewesen wäre. Das Bekenntnis der Gottheit ist das alte, vorchristliche Bekenntnis der Kirche, das zu bewahren eine Hauptaufgabe der Theologie war und ist. Dem Glauben genügt die in der Schrift bezeugte Tatsache der göttlichen Sohnschaft und Herrlichkeit Christi, des Sohnes der Maria von Nazareth; und hätte sich nicht das menschliche Denken an die Erforschung des Geheimnisses der Person Jesu herangemacht, so hätte es keinen Streit und keine gelehrte Christologie gegeben. Nun

galt es aber darüber zu wachen, daß über der Menschheit die Gottheit und über dieser die Menschheit Jesu nicht vergessen wurde und bei der Unterscheidung von Vater und Sohn mußte doch die Einheit Gottes gewahrt werden. Denn man wollte nicht zwei oder drei Götter ehren und doch auch nicht einen Halbgott, sondern den Dreieinigen Gott im Himmel und den auf Erden erschienenen Gottmenschen, Jesus Christus. „Das ist unstreitig der Kern der christlichen Lehre," wie Hagenbach sagt.

Der erste, der im vierten Jahrhundert mit seiner Lehre eine gewaltige Aufregung in der ganzen Christenheit und eine lange Streitigkeit verursachte, war Arius, ein Presbyter von Alexandrien. Seine Lehre ist kompliziert und spitzfindig und läßt sich in Kürze etwa so wiedergeben: „Gott allein ist ungezeugt, der sein Sein aus sich selber hat und allein schlechthin anfangslos ist. In seinem Wesen unaussprechlich hat er keinen Gleichen; das Gezeugte fällt unter den Begriff des Gewordenen, Entstandenen, der Sohn fällt außerhalb des göttlichen Wesens. Er ist nicht aus dem Wesen des Vaters, nicht demselben angehörig, sondern dem Vater dem Wesen nach fremd; ist zwar ein einzigartiges und unmittelbares, die Schöpfung aller andern Geschöpfe vermittelndes, aber doch selbst Geschöpf, durch den Willen Gottes aus Nichts geschaffen, und zwar vor der Welt und Zeit — und doch gab es eine Zeit, da er nicht war." Die Lehre des Arius ist voll Widersprüche und weder vom Standpunkt der Vernunft noch von dem des Glaubens konnte sie gerechtfertigt werden. Es ist darum nicht zu verwundern, daß sie mit Gründen der Vernunft und der Schrift bekämpft wurde; zu verwundern ist es aber, daß sie so viele Anhänger fand.

Alexander, der Bischof von Alexandrien, trat zuerst gegen Arius auf und nachher, auf dem Konzil zu Nicäa Athanasius. Dem Einfluß dieses kleinen, unansehnlichen, aber geistesgewaltigen Mannes ist es zuzuschreiben, daß ein Glaubensbekenntnis zustande kam, das als Ausdruck der Versammlung genehmigt und von allen unterschrieben wurde. Dieses Glaubensbekenntnis lautet also: „Wir glauben an einen Gott, den Allmächtigen, den Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Dinge, und an einen Herrn, Jesum Christum, den Sohn Gottes, der gezeuget ist aus dem Vater, als der Eingeborene, d. i. aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus dem Lichte, wahrhaftiger Gott aus dem wahrhaftigen Gotte, gezeugt und nicht geschaffen, wesensgleich dem Vater, durch den alle Dinge sind im Himmel und auf Erden, der um uns Menschen willen und zu unserm Heile herabgekommen, Fleisch geworden ist, Mensch geworden, gelitten hat und auferstanden ist am dritten Tage; ist aufgefahren in den Himmel, von dannen er wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten, — und an den Heiligen Geist. Die aber, welche sagen: es war einst, da er nicht war, oder: er war nicht, ehe er geworden, oder er ist aus nichts, oder aus einer andern Substanz oder Wesen geworden, oder der Sohn Gottes ist geschaffen, oder wandelbar, oder

veränderlich, die verdammt die heilige, katholische und apostolische Kirche!" Diese Formel wurde von allen Bischöfen unterschrieben bis auf zwei. Diese zwei wurden mit Arius nach Illirien in die Verbannung geschickt..

Das Glaubensbekenntnis der Synode von Nicäa (325) ist unstreitig ein Meisterstück der theologischen Akkuratesse und hält sich fast durchaus in den Grenzen der Schriftlehre. Der Arianismus und alle vorausgegangenen Irrlehren waren nun ausgeschlossen und das Verhältnis Christi zu Gott, des Sohnes zum Vater klar bestimmt. Auf dem Konzil zu Konstantinopel 380 wurde das nicänische Bekenntnis bestätigt und an einzelnen Teilen vervollständigt und erweitert. Sechsundfünfzig Jahre hatte der Kampf gedauert, aber auch nach dem vollständigen Sieg der Orthodoxie kam die Kirche nicht zur Ruhe. Jetzt erhob sich der Streit über das Verhältnis der Gottheit und Menschheit im Sohne Gottes: der Zweinaturenstreit, der bis auf den heutigen Tag fortdauert.

Es ist Sache der Kirchengeschichte das kirchliche Leben und die Lehrentwicklung zu beschreiben. Der Kirchengeschichte bleibt der lange Zweinaturenstreit überlassen; hier ist es uns nur um die Darlegung der verschiedenen Auffassungen des Streitobjekts zu tun. Daß Christus wahrer Gott sei von Ewigkeit, da stand seit dem nicänischen Konzil fest; aber darum durfte man den Satz der alten Kirche nicht aufgeben, daß Jesus Christus, der Sohn der Maria, auch wahrer Mensch gewesen. Der alte Irrtum der Deketen, wonach Jesus nur einen Scheinkörper besessen, war beseitigt für immer. Aber die menschliche Natur besteht aus Leib und Seele, und nun war die Frage, ob Jesus auch eine menschliche Seele gehabt habe mit menschlichen Gedanken, mit menschlichen Gefühlen und Neigungen, wie andere Menschen. Dies wurde von denjenigen nicht zugestanden, die glaubten, der göttlichen Würde etwas zu entziehen, wenn sie ihm eine menschliche Seele zuschrieben. Mir, dem Referenten, scheint aber das wahre Menschsein Jesu in Frage zu kommen, wenn behauptet wird, er habe nicht, wie wir, eine Seele gehabt. Nach meiner Meinung sind Verständnis, Gedächtnis, Wille etc., Fähigkeiten der Seele, die auch die Tiere mehr oder weniger vollkommen besitzen. Daß so viele Tierarten ein gutes Gedächtns, auch Verstand und die Fähigkeit mit Ueberlegung zu handeln, haben, wird niemand bestreiten, der mit Tieren sich abgibt. Nun aber hat oder ist der Mensch eine „lebendige" Seele. Dies wurde und wird sie durch den Hauch und Odem des Schöpfers; und in Kraft dieses „Lebens aus Gott" unterscheidet sich die Seele des Menschen von der Tierseele. Mit dem göttlichen Hauch oder Geist ist die Anlage zur Gottebenbildlichkeit, das religiöse und sittliche Bewußtsein, auch das Selbstbewußtsein und damit die Persönlichkeit gegeben und gesetzt. Bei dieser Annahme muß man den Traduzianismus der Seele behaupten, indes man den Kreatianismus in Bezug auf den Geist bei jeder neuen Entstehung eines menschlichen Lebewesens voraussetzen muß.

Anstelle des gottgehauchten Geistes ist in Jesu der Logos getreten, der ewige Gottessohn; und Jesus war wahrer Mensch und doch nicht bloß Mensch; ein göttliches Wesen und doch auch Mensch, der in seiner Erniedrigung nach seiner Entäußerung (κένωσις) ohne Besitz und Bewußtsein seiner göttlichen Herrlichkeit ein wahrhaft menschliches Leben lebte und sich menschlich entwickeln mußte. Denn im Besitz und Bewußtsein seiner göttlichen Macht und Herrlichkeit wäre Jesus ein Scheinmensch gewesen. Dies meine Ueberzeugung.

Der erste, der dem Verhältnis der beiden Naturen in Christo nachgedacht und den Streit darüber verursachte, war der Bischof Apollinaris von Laodicea um 350. Im arianischen Streit stand er aufseiten der Orthodoxen und machte sich nachher durch treffliche Schriften gegen Julian und Porphyr ums Christentum verdient. Athanasius würdigte ihn großer Achtung, die er ihm auch in den zwei Büchern, die er gegen ihn schrieb nicht versagte. „Seine Lehre hat auch in sich wissenschaftlichen Gehalt und Charakter," sagt Herzog. Er lehrte: Mit der Wesensgleichheit mit Gott in Christo könne eine Wesensgleichheit mit den Menschen nicht bestehen, d. h. es sei nicht anzunehmen, daß in Christo ein vollkommener Gott und ein vollkommener, vollständiger Mensch sich vereinigt haben zu einer Person. Es wäre nur ein mechanisches Nebeneinandersein zweier Personen. Auch das Leiden Christi verlöre seinen versöhnenden Charakter, wenn man bei ihm ein vollkommenes Menschsein annähme. Es hätte dann nur der Mensch gelitten; aber „eines Menschen Tod tötet nicht den Tod." Er behauptete Christus habe keine menschliche, uns verwandte Seele gehabt, sondern der Logos habe bei ihm die Stelle unsrer Seele vertreten. So fehlte Christo gerade das, was das Wesen des Menschen ausmacht; in dieser Beziehung war er nicht gleichen Wesens mit uns. Er war nicht ein Mensch, sondern gleichwie ein Mensch, ὡς ἄνθρωπος." Christus war ihm Gott, aber dieser Gott verdrängte gleichsam das Menschliche, so daß kein Raum mehr für dasselbe übrig blieb. Auch die Geburt und den Tod des Erlösers betrachtete Apollinaris als ein Geborenwerden und Sterben Gottes. Das klang orthodox; aber besonnene Vertreter der Orthodoxie widersetzten sich dieser Lehre, weil sie die Menschheit Jesu vernichteten und eine stufenweise menschliche Entwicklung für unmöglich erklären mußte. Des Apollinaris Lehre ist allerdings eine Irrlehre, aber es gilt auch davon, was der selige T. Beck von den dogmatischen Mängeln in der Lehre des frommen G. Menken gesagt hat, nämlich: es sind nur Denkfehler und keine Herzensfehler, eine Entschuldigung, die unzähligen andern zu gut kommt, die nicht unter die Irrlehrer gerechnet werden möchten.

Bald entstand ein neuer größerer Streit, der die schlimmsten Leidenschaften entfesselte und das Christentum in den Augen der Nichtchristen herabwürdigen mußte. Sie stritten um untergeordnete Lehr-

punkte und behandelten einander aufs Schmählichste, vergessend, daß der Herr seine Jünger daran erkannt haben wollte, daß sie Liebe unter einander haben.

Die Veranlassung gab der am Ende des vierten Jahrhunderts aufgekommene Brauch die Jungfrau Maria „Mutter Gottes" (Gottgebärerin, θεωτόκος) zu nennen. Man wollte die Mutter des Herrn ehren und vor allen Frauen und Müttern auszeichnen. Der Ausdruck ist ja nicht ganz unrichtig,(? D. R.) erinnert aber doch an den Sabellianismus und mit Recht erhob sich dagegen Widerspruch. Besonders war es der Bischof von Konstantinopel, Nestorius, der sich dem Ausdrucke als einem unbiblischen und als einem solchen widersetzte, der zu den gefährlichsten Irrtümern führen könne. Maria, lehrte er, habe Christum nicht als Gott, sondern als Menschen geboren; es sei darum geziemender sie die Mutter Christi (χριστοτόκος) zu nennen. Dies ist ja freilich richtig, aber es konnte doch der Mensch Jesus nicht ohne, sondern nur in Verbindung mit dem Sohne Gottes geboren werden. Der Gottes- und Menschensohn lassen sich nicht von einander scheiden.

Gegen Nestorius erhob sich Cyrill, der Bischof von Alexandrien und schleuderte zwölf Bannstrahlen gegen Nestorius. Dieser antwortete mit zwölf andern. Es war ein klägliches Schauspiel, wie diese zwei großen Patriarchen einander verketzerten und die Gemeinden aufregten um einer Sache willen, die den seligmachenden Glauben nicht berührte. Die Theologen hätten wohl ohne viel Rumor mit einander ins Reine kommen können. Wie viel übler Zwist hätte in der Kirche verhütet werden können, wenn die Theologen demütiger, gottesfürchtiger und christlicher, d. h. brüderlich liebreich und nicht so eigensinnig gewesen wären.

Nestorius wurde auf der Synode zu Ephesus 431 abgesetzt und seine Anhänger verfolgt. Vorsumas, ein Anhänger des Nestorius und Lehrer der christlichen Schule zu Edessa, floh ins persische Reich und wurde Bischof von Nisibis. Dort erhob sich eine blühende Schule und entstand eine nestorianische Kirche in Persien, die, losgelöst von der Reichskirche, bis auf den heutigen Tag ihr Dasein fristet. Die Nestorianer trugen viel zur Verbreitung des Christentums im Orient bei. „Von Menschen verworfen dienten sie in Gottes Hand als Werkzeug höherer Absichten," sagt Hagenbach. Die Thomaschristen in Indien sind Nestorianer.

Die Gegner des Nestorius hatten gesiegt; aber nun verfielen diese Theologen ins andere Extrem. Wer in diesen äußerst diffizilen Fragen die Skylla vermeiden will, muß sich vor der Charybdis in acht nehmen. Die Unterscheidung der göttlichen und menschlichen Natur sollte nun mit sorgfältigen Verklausulierungen in die orthodoxe Lehre aufgenommen und für alle Zeiten fixiert werden. Doch auch jetzt zeigt sich wieder das Gegenteil. Es entstand nun der monophysitische Kuddelmuddel, dessen Urheber war Eutychus, der alte Abt eines Klosters bei Konstantinopel. Man sagt von ihm, er sei ein ehrlicher, bi-

belfester, aber ungebildeter, im Denken ungeübter, am Erlernten zäh festhaltender, streitsüchtiger Greis gewesen. Seine Auffassung der Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in der Person Christi legte Eutychus vor einer Synode also dar: „Christus ist nicht durch eine doketische Geburt, sondern wahrhaft aus der Jungfrau Mensch geworden. Da er indes den Leib Christi im spezifischen Sinn als Leib Gottes betrachte, welcher durch die Vereinigung mit der Gottheit des Logos selbst verkörperlicht sei, so wolle er die Leiblichkeit Christi, welche keineswegs dem Körper aller Menschen gleich wesentlich sei, nur mittelbar als menschliche gelten lassen, nämlich insofern als Maria, die Gottesmutter, einen vollkommen menschlichen Leib gehabt hat. Daß das Wesen der Gottmenschheit Christi die persönliche Einheit zweier Naturen sei, davon lese man weder in der Schrift noch bei den Vätern. Vor der Einigung allerdings bestand der Herr aus zwei Naturen, nach der Vereinigung ist bloß e i n e, die des fleischgewordenen Gottes." Der Bischof F l a v i a n von Konstantinopel berief eine Synode und die Lehre des Eutychus wurde verdonnert, 448. Aber Eutychus hatte einen mächtigen Anhang und darunter den gewalttätigen Bischof D i o s c u r u s von Alexandrien. Die Kirchengeschichte berichtet das abscheuliche Betragen dieses Mannes (Räubersynode). Doch, die Wahrheit siegte. Auf der v i e r t e n ö k u m e n i s c h e n S y n o d e z u C h a l c e d o n Anno 451 wurde Dioscur abgesetzt. Die Lehre von den zwei Naturen in Christo wurde festgestellt, so daß diese Synode in Bezug auf die zwei Naturen maßgebend wurde, wie die zu Nizäa 325 und zu Konstantinopel 381 in Bezug auf die Dreieinigkeit. Die Lehre des Nestorius und Eutychus wurden verdammt, und festgesetzt, daß in der e i n e n Person unsers Herrn zwei Naturen anzunehmen seien, eine göttliche und eine menschliche, die unvermischt, unverwandelt, ungetrennt und ungemindert bestehen.

Dem menschlichen Denken und Begreifen ist damit freilich keine Genüge geschehen, die Person des Herrn bleibt ein Geheimnis. Aber die Synode hatte getan, was sie konnte, sie hat die Gottmenschheit Christi gerettet gegen die, welche seine Gottheit oder seine Menschheit verkürzen oder eins dem andern opfern wollten. Den falschen und verwirrenden Auffassungen waren die Konzilbeschlüsse zur Abwehr und der öffentlichen Verkündigung Grenzsteine gesetzt, innerhalb welcher sie sich zu halten hatte. „Wer in ihnen," sagt Hagenbach, „auch für den persönlichen Glauben des Individuums genügenden Ausdruck sucht, der wird leicht darin zu viel oder zu wenig finden; zu viel für das, was darin dem Verständnis zugemutet wird, zu wenig für das, was das gläubige Gemüt an seinem Christus hat und haben soll. Wenn wir, abgesehen von allen solchen Lehrbestimmungen, uns einfach in das Leben Jesu vertiefen, wie die Evangelien es uns darbieten, und dann die Aussprüche der Apostel über das, was i h n e n Chrisus war, damit vergleichen, so werden wir von der gottmenschlichen Persönlichkeit des Herrn einen unendlich reichern, befriedigendern Eindruck erhalten, als der ist, den uns solche

Lehrbestimmungen zu geben vermögen. Es verhalten sich diese unmittelbaren Anschauungen zu dem, was die kirchlichen Bekenntnisse aussagen, wie die grünen und blühenden Pflanzen eines Gartens zu einem Herbarium, wie der Geistes- und Herzenserguß eines befreundeten Auges zu einem geschriebenen Dokument. Jeder, der das Bild des Herrn, wie es in den Schriften des Neuen Testaments uns gegeben ist, auf sich wirken läßt, wird einen Eindruck erhalten, der ihm das Göttliche wie das Menschliche dieses Lebens in seiner harmonischen Einheit vor die Seele führt, ohne daß er sich bewogen fände dieses Leben einer anatomischen Sektion zu unterziehen; er wird eher zurückschrecken vor einer solchen Operation. Er wird sagen: alles ist göttlich und alles menschlich zugleich, was von ihm herrührt, wir sehen überall die Herrlichkeit, Huld und Majestät, die Freundlichkeit und Liebe Gottes in menschlichem Wesen hervortreten, Gott geoffenbart im Fleische, und wir sehen hinwiederum ein von Gott getragenes, wie in Gott gewurzeltes, mit Gott im innersten Grunde verbundenes Menschenleben. . . . . Mögen wir dann mit dem chalcedonensischen oder einem andern Bekenntnis sprechen: wir glauben zwei Naturen in einer Person, und alle möglichen Verwahrungen beifügen, so haben wir damit im Grunde nichts gesagt, wenn nicht die gläubige Stimmung des Gemüts als Interpret hinzutritt. Wir dürfen den Wert solcher offiziellen Lehrbestimmungen nicht zu hoch schätzen, wenn wir sie auch nicht unterschätzen. Unsern Glauben aus ihnen schöpfen, unsern Glauben an ihnen nähren, das werden wir nicht. Sie sind weder Quelle noch Brot des Lebens und die Seele kann innerlich verhungern und verdürsten bei aller Regelmäßigkeit des Bekenntnisses. Aber für ihre Zeit waren sie notwendig. Es sollten damit Richtpunkte angegeben sein zu weiterer Entwicklung. . . . Die Reformation nahm solche Glaubensbekenntnisse auf, um den Lehrzusammenhang mit der alten Kirche nicht aufzugeben und auf ihrem Grunde fortzubauen. Ich habe mir erlaubt, diese schönen und wahren Worte Professor Hagenbachs, eines edlen Mannes und gebildeten Theologen hieherzusetzen, weil dieser Gelehrte vor vielen andern die Fähigkeit besaß, in solchen Dingen ein richtiges Urteil abzugeben.

Die Synode hatte entschieden, aber der monophysitische Streit nahm nur erst recht seinen Anfang. Wir gehen darüber hinweg; denn nicht eine Kirchen- und Ketzergeschichte wollen wir schreiben, sondern nur die Entwicklung der Lehre von der Person Christi darstellen. Die katholische Kirche blieb bei den ökumenischen Bekenntnissen, die chalcedonensischen Bestimmungen mit eingerechnet. Wenn einzelne Lehrer anders lehrten, so änderte das am kirchlichen Bekenntnis nichts.

III. Die Lehre der Reformatoren und ihrer Nachfolger von Christi Person.

Wie schon gesagt, übernahm die Reformation die alten Bekenntnisse; doch nicht ohne Modifikation. Lutherische Theologen pflegen die

reformierten Christologen des Nestorianismus d. h. einer Trennung des Gottes- und Menschensohnes in Christo, zu beschuldigen, der Vorwurf ist nicht ganz unbegründet. Der Meister der reformierten Theologie und Christologie ist doch wohl Calvin selbst. Ich setze seine Lehre von Christi Person hieher. Im dreizehnten Kapitel des II. Buches seiner Institution handelt er ausführlich mit Benutzung aller die Sache betreffenden Schriftstellen von der Gottheit und Menschheit Christi und redet dann im 14. Kapitel von den zwei Naturen des Mittlers, die eine Person ausmachen: „Wenn gesagt wird „Das Wort sei Fleisch geworden," so ist das nicht so zu verstehen, als ob es in Fleisch verwandelt worden, oder mit dem Fleisch unordentlicher Weise vermischt worden wäre, sondern so ist es zu verstehen: dieweil er sich aus dem Leib der Jungfrau einen menschlichen Leib zum Tempel, darin er wohnte, angenommen hat, und der, so ein Sohn Gottes ist, ein Sohn des Menschen geworden ist, nicht durch Vermischung beider Naturen und Wesen, sondern durch die Einigkeit der Person, das ist, daß seine Gottheit mit der Menschheit, die er angenommen hat, also verbunden und vereinigt ist, daß eine jede dieser zwei Naturen ihre Eigenschaften durchaus behalten hat, und doch ein Christus aus den zwei Naturen geworden ist. . . . Von dieser Vereinigung zweier Naturen in Christo redet die Schrift so gewiß und deutlich, daß sie auch oft der einen zuschreibt, was der andern Natur gehört, welche Weise zu reden die alten Kirchenlehrer genannt haben: Communicationem idiomatum, d. h. Mitteilung der Eigenschaften." So Calvin und nicht anders lehrte Luther und seine Schüler. Referent schwört nun nicht in allen Stücken in die Worte dieses Meisters. Apollinaris hat mit Recht das Beieinandersein eines vollkommenen Gottes und eines vollkommenen Menschen beanstandet. Das gäbe keine vollkommene Einheit, keine Union, sondern eine Konföderation.

Behauptet man daneben eine Communicatio idiomatum, so setzt man einen Widerspruch. Denn die Communicatio idiomatum vernichtet das vollkommene Menschsein. Ein allwissender, allmächtiger, allgegenwärtiger etc., Mensch ist nur pro Forma Mensch, ein Scheinmensch. Führt die Behauptung, in Christo seien eine vollkommene Gottheit und auch eine vollkommene Menschheit unverändert, unvermischt etc. beieinander zu eineu Person vereint, zum Nestorianismus hin, so ist die Konsequenz der Lehre von der Communicatio idiomatum kaum weniger als der Eutychianismus oder Monophysitismus. Mit dem Menschsein der Person Jesu und einer wahrhaft menschlichen Entwicklung des Gottessohnes muß die Theologie ernst machen, wie mit seiner wahrhaften Göttlichkeit. Die Schrift macht mit beiden ernst in einer unmißverständlichen, einfachen, natürlichen, ungekünstelten Weise. Ebenso muß die Theologie ernst machen mit der Behauptung eines so völligen Ein-

seins der beiden Naturen in Jesu, daß von einem Bei- und Nebeneinander der beiden Wesenheiten und einer Trennung nicht mehr die Rede sein kann.

(Schluß folgt.)

Unverrückbare Grenzen.

Von Pastor Theo. Werkenthin.

Unter dem Eindruck der Tatsache, daß wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Anarchismus kein Gebiet der christlichen Fundamente unangetastet läßt und oft in offener Fehde gegen Gott, Christus und das Evangelium steht, ist es gewiß zeitgemäß, die Frage zu stellen: „Sind wir noch Christen?", zumal in einer Zeit, in der es scheint, als gäbe es keine gemeinsamen festen Grundlagen mehr.

Wollten wir diese Frage unter dem Schutz des römischen Papismus studieren, so wäre das Resultat einfach dieses: „So weit ihr von Rom abweicht, so weit seid ihr nicht mehr Christen."

Wir Kinder der Reformation sind aber nicht gehalten, Gewissensfragen vor den priesterlichen Beichtstuhl Roms zu bringen, ebensowenig wie wir imstande sein würden, Entscheidungen in Glaubenssachen von päpstlichen Bullen anzunehmen. Seit der Reformation ist die Christenheit prinzipiell frei geworden von der unnatürlichen Vormundschaft des Bischofs von Rom, wenn auch ein großer Teil, zumal der lateinischen Völker dieses Joch heute noch trägt. Für jedes Volk kommt einmal die Stunde, in der ihm die Wahrheit und Freiheit wert wird.

Das ist zuzugeben, daß mit der Proklamation der Gewissensgebundenheit in Glaubenssachen dem einzelnen schwer Grenzen gezogen werden können.

Um so wichtiger ist es, diejenigen Grenzen festzustellen, die die Christenheit als Ganzes sichert gegen alle Aergernisse destruktiver Tendenz. Vor welchem Richterstuhl soll dann aber diese Frage nach den unverrückbaren Grenzen entschieden werden?

Für den evangelischen Christen gibt es nur einen Weg: Das in Gott gebundene Gewissen entscheidet nach Maßgabe des göttlichen Evangeliums.

Unsre Aufgabe wird es demgemäß sein:

1. Die verschiedenen Grenzpfähle zu untersuchen.
2. Die unzulässigen Ueberschreitungen zu kennzeichnen.
3. Die unverrückbaren Grenzen fest zu legen.

I.

Bei allen Entscheidungen auf dem Gebiet theologischer und religions-philosophischer Fragen tun wir gut, die unbestechliche Richterin Geschichte und ihre zuverlässige Berichterstattung zu Rate zu ziehen.

Im Urchristentum finden wir Grenzen, die die junge Christen-Gemeinde scheidet von Juden und Heiden.

Zwar besteht zunächst noch ein Zusammenhang mit der jüdischen Tempelgemeinde für die junge Jerusalemische Christengemeinde. Und doch — trotz dieser äußeren gemeinsamen Tempelbenutzung ist der Gegensatz doch vollzogen.

Im Tempel selbst scheidet Petrus sich und die Gemeinde von denen, denen er zuruft: „Den Fürsten des Lebens habt ihr getötet!"

Es ist eine Jesus-Gemeinde.

Tut Buße und glaubet an das Evangelium von Jesu, heißt die Antwort auf die unter dem Wirken des Heiligen Geistes gestellte Frage: Was sollen wir tun? Zur K i r c h e gehört, wer dem Evangelium von Christo glaubt, Christus das Haupt und seinen Herrn nennt, seinem Worte folgt und auf sein Kommen wartet.

In der Stunde, in welcher zum erstenmal in Europa die Frage gestellt wurde „Was muß ich tun, daß ich selig werde?", lautet die Antwort: „Glaube an den Herrn Jesum Christum." Christus-Glaube, Hingabe an Christus und unbedingtes Vertrauen auf ihn als den Herrn ist das A und O aller Grenzfestsetzung.

Bis zum Wiederkommen Christi wird jede Festsetzung über die unverrückbaren Grenzen ihr sorgfältiges Augenmerk auf diese Antwort zu lenken haben.

Zur Ehre einer fast neunzehnhundertjährigen Geschichte sei es festgestellt: trotz aller Irrtümer auf allen Gebieten der Glaubenslehre hat es bis zum vorigen Jahrhundert zwar nie an solchen gefehlt, die die zentrale Bedeutung dieser Festsetzung fallen lassen wollten, aber erst in unserm Jahrhundert konnte es gewagt werden, nicht nur die zentrale Bedeutung des Christusglaubens anzugreifen, sondern den Versuch zu machen, die Person Christi als ungeschichtlich auszuschalten, um eine christliche Kirche ohne Christus zu konstruieren.

Unter einer dreihundertjährigen Verfolgungsgeschichte ging die Christenheit, innerlich siegreich, ihren Weg dem erhöhten Herrn nach, bis im abend- und morgenländischen imperium die christliche Religion zur Herrschaft gelangt. Zu Konstantins Zeit sind die Grenzen des Reichs die Grenzen der Kirche. Die Kirche ist Staatskirche geworden, gewiß zum Schaden ihrer inneren Kraft. Die Verfolgungen unter dem Wiederhersteller des Heidentums, brachten die Kirche zur Besinnung auf das Geheimnis ihrer Kraft.

Mit dem Sieg des Hildebrandschen Papstgedankens wurden die Grenzpfähle reguliert nach dem Grade der absoluten Unterwerfung unter das Papsttum.

Je mehr die Papstkirche von dem Christuswort abweicht: mein Reich ist nicht von dieser Welt, um so mehr wird die Frage der Zugehörigkeit zur christlichen Kirche eine reine Machtfrage.

Wenn der Frankenkönig Karl der Große mit Gewalt des Schwertes die Grenzen der Kirche festsetzt, so ist das zwar roher in der Form,

aber im Grunde dasselbe, wie die Unterwerfung von Fürsten und Völkern unter päpstliche Willkür durch Bedrohung mit Bann und Interdikt.

In den Tagen der Kreuz-Züge, in der Abwehr gegen den Mohammedanismus hatte die Kirche nicht Muße, die so wichtige Festsetzung ihrer Lehrgrenzen vorzunehmen.

Als die Reformation mit ihrem Formal- und Materialprinzip diese Feststellung proklamierte, widerstrebten diejenigen Stellen am heftigsten, die berufen gewesen wären, solcher Festsetzung zu dienen.

Die ganz unerwartete Spaltung der Christenheit in eine der Reformation zugewandte und eine der Reformation abgeneigte, wurde für beide Teile verhängnisvoll. Die römische Papstkirche ging ihrem Verhängnis, petrefakt zu werden, mit Riesenschritten entgegen, der Protestantismus litt unter dem Territorialsystem, der rabies theologorum, wie unter der Gleichgültigkeit der Massen.

Die mit Strömen von Blut geschriebene Ketzergeschichte bezeugt, daß es eine Zeit gegeben hat, in der es die zentralisierte Papstgewalt für gut befand, einem Inquisitionsgerichtshof das Urteil darüber zu überlassen, ob einer ein Christ sei oder nicht.

Der Heldenmut der Glaubenszeugen, der lieber Hab und Gut, Leib und Leben hergibt, sein Vaterland verläßt, als den Schatz des frei- und seligmachenden Heilandsglaubens herzugeben, protestierte mit Kraft, wenn auch für den Augenblick vergeblich, gegen die unerhörte Anmaßung, Bekenner des Evangeliums mit dem Sanbenito, der Zamarra und Carozza zu schmähen und die Besten damit außerhalb der Kirche zu setzen.

Das geschah unter Festhaltung des römischen Generalirrtums: extra ecclesiam nulla salus, dieser verderbten Lesart des ewigen Wahrheitsgrundsatzes: extra Christum nulla salus.

Während der Irrtum der französischen Revolution, welche Gott absetzt, um die Göttin der Vernunft an seine Stelle auf den Thron zu erheben, schnell in nichts zerstob und römischer Reaktion Bahn machte, wurde durch die Kritik der reinen und praktischen Vernunft eine Ueberschätzung rein subjektiven, philosophischen Urteils auf einem Gebiet inauguriert, das seinem Wesen nach über menschliche Vernunft hinausgeht.

Unter dieser Grenzüberschreibung hat die deutsche Theologie noch heute zu leiden.

II.

Hier setzen alle die ein, die mit ihren destruktiven Ausführungen wissentlich oder unwissentlich sich einen Platz unter den Gegnern des Evangeliums gesichert haben, aber auch die, welche meinen, mit ihren Konzessionen die innerlich längst Entfremdeten zu fesseln, indem sie das Evangelium so fadenscheinig umwandelten und die Grenzen so weit steckten, daß jeder irgendwie religiös Angeregte in ihrem Himmelreich Platz findet.

Das ist die Gefahr des Augenblicks.

„Moderne Jesusbilder," die weder modern noch Jesusbilder sind, die auch die letzte Spur von Aehnlichkeit mit dem Jesus des Evangeliums vermissen lassen, verelenden die Christenheit.

Abgesehen von Nietzsche, dessen satanischer Gotteshaß und dessen wahnsinniger Christushaß pathologisch ist, sind es Theologen, die die Totengräberarbeit verrichten. Männer, wie Häckel und Drews, die ohne die notwendigsten theologisch-wissenschaftlichen Vorbedingungen aus ihrem Spezialgebiet heraus sich auf theologisches Gebiet begeben, um dort Fiasko zu machen, übergehen wir.

Wenn nur einige, wenige Theologen, ausgerüstet mit allen wissenschaftlichen Vorbedingungen für Untersuchungen auf einem so zarten Gebiet wie dem des Glaubens, zu destruktiven Resultaten gekommen wären, so hätte weder die Kirche, noch die Theologie Anlaß, dagegen Stellung zu nehmen.

Es steht aber so, daß ein nicht unerheblicher Prozentsatz der modernen protestantischen Theologen sich gegen jede Grenzbestimmung wendet, um für jede, noch so unmögliche Richtung Raum zu schaffen.

Die Tendenz ist, die Kirche mit ihrem ewigen Evangelium umzuwandeln in eine Vereinigung aller nur denkbaren religiösen Richtungen.

Jeder Jude würde vor einer Gottesidee zurückschrecken, die in dem Satz proklamiert wäre: „Gott ist das Bewegliche, das erst in deinem Ich sich personifiziert."

Welche jämmerliche Personifikation muß sich doch Gott gefallen lassen: „Gott ist der Prozeß des Werdens! Religion ist demnach Kultus der Idee, der Lösung aus den Banden der Sinnlichkeit; die Seele entbrennt in glühender Sehnsucht über sich selbst heraus."

Ich weiß aber, daß die Zahl derer nicht groß ist, die aus eigener Kraft über sich selbst heraus in glühender Sehnsucht entbrennen. Anderseits darf das von den besten in allen Religionen gesagt werden, daß sie über sich selbst hinaus in Sehnsucht entbrennen. Aber eine Religion der Sehnsucht ist etwas anderes als die christliche, die vielmehr die göttliche Antwort auf das große, allgemeine menschliche Sehnen ist.

Bei den Vertretern solcher Anschauungen ist es nicht zu verwundern, wenn die Gleichberechtigung aller Religionen, ganz konsequent behauptet wird. Auf diesem pantheistischen Boden wachsen Ausführungen über Jesus, wie die: „Jesus Christus ist die fließende Größe, die tausendmal im Laufe der Zeiten gewandelt hat."

Es ist der höchste Gipfel subjektiver Willkür, wenn der zentralen Persönlichkeit der Weltgeschichte mit solchen zersetzenden Allgemeinheiten genaht wird.

Ein völliges Ignorieren der prinzipiellen Erklärung Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" behauptet, „Jesus sei belastet mit Gegenwartsinteressen, von denen er erlöst werden muß!" Nur die Phan-

tasie völlig anarchistischer Zerstörer der ewigen Grundlagen unserer Hoffnung kann zu der Behauptung sich versteigen, „Jesus sei an seiner Sache verzweifelnd gestorben und sei durch seinen Fall von dem befreit, was etwa noch von den Regungen niederer Art in ihm lebte. Deshalb sei die ihm zukommende Verehrung lediglich Helden-Verehrung."

Der frevelnden Hand, die uns den Grund- und Eckstein rauben will, wehren wir. Dem religiösen Grundbegriff der Abhängigkeit von Gott sind jene Zerstörer so prinzipiell fremd, daß sie unfähig sind, die unverrückbaren Grenzen, die sie mit frevelnder Hand antasten, zu verstehen. Sie machen ganze Arbeit, das ist das gute — sie lassen nichts übrig und dadurch unterscheiden sich die modernsten von den früheren, die gern etwas retten wollten.

Sie lassen nicht einen Stein auf dem andern. Die Erlösung wird frivol gewandelt: „Einen Erlöser braucht der Mensch: hier hast du ihn: das Leben soll dich erlösen, das Leben ist dein Heiland, dein Versöhner, dein Herr, dein Befreier, dein Richter und Fürsprecher" und, um mit einer Blasphemie zu schließen „Das Leben ist dein Christus."

Alle Zerrbilder von Jesus sind psychopathisch zu beurteilen. Mit der vorgefaßten Meinung, daß der Christus der Evangelien nicht der rechte sei, mit der andern vorgefaßten Meinung von der Unechtheit aller derjenigen Stellen in den Evangelien, die von dem übermenschlichen Jesus handeln, gehen sie alle an ihr Werk. Ihre Absicht ist: Verrückung der Grenzpfähle; ihr Erfolg ist: Vernichtung des christocentrischen Christentums.

Bewußt oder unbewußt stehen sie unter der Losung: écrasez l'infame!

Ohne ihn aber ist das Evangelium kein Evangelium, ohne ihn ist die Welt dunkel.

Die „historische Kritik" seit dem vorigen Jahrhundert wollte das überlieferte Christusbild zerstören. Alles, was vor dem Tribunal dieser Kritik nicht besteht, wird beseitigt. Die Kritik entscheidet, was echt ist und was nicht. Man kann nach diesen Methoden alles als unecht erweisen. Die Kritik dekretiert: Wunder sind unmöglich, folglich sind alle Wunderberichte unecht oder symbolisch zu erklären.

Die Kritik dekretiert: Jesus von Nazareth ist ein Prophet wie andere, also sind alle Berichte über seine Gottessohnschaft unecht.

Bruno Bauer war der Erfinder der modernen Behauptung: Jesus sei eine erdichtete Idealgestalt.

Und so kamen sie alle, die dunkel ahnten, daß Jesus der Herr ist, von dem man wissen muß, über den man ein Urteil haben muß, und da sie ihn nicht nehmen mochten, wie er aus den Evangelien uns entgegentritt, so machten sie ihn zum Reformator der Ethik, des Kultus oder zum Reformator der sozialen Frage.

Je mehr die religiöse Frage eine Frage des Lebens wurde, desto mehr steht Jesus im Mittelpunkt. Wie oft versiegelten sie den Stein, aber immer wieder erscholl der Jubelruf: Jesus lebt!

Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei? Diese Frage bleibt die brennende Frage aller Zeiten. Aber wie lassen sie das Bild verblassen, das uns aus den Evangelien so kraftvoll, so lebendig, so rein, so erhaben, so mild und groß, so göttlich und so menschlich entgegenstrahlt.

Was hat man alles gewagt, um nur den einen loszuwerden!

„Der Jesus der Evangelien sei eine frei erfundene Gestalt, die dem Selbstbewußtsein des Ur-Evangelisten Markus entstammt."

Das ist wohl das äußerste, was an Kritik der Evangelien sich denken läßt!

Materialismus und Monismus dekretieren: Es gibt keinen persönlichen Gott, der Jesus der Evangelien kann nicht existiert haben. Am leichtesten und gründlichsten wird man ihn los, wenn man den ganzen Bericht der Evangelien zur Mythe macht.

Ein summarisches Verfahren, wie es einfacher, aber auch frivoler nicht gedacht werden kann.

Dasselbe gilt, wenn die Frage gestellt worden ist: „Ist Jesu hohe Meinung von seiner Person nicht eo ipso krankhaft?" Die Selbstbezeichnung als Gottes Sohn, die Behauptung: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" übersteigt alles, was andere von sich gesagt haben. Und deshalb — schließen sie: „ist es entweder unecht oder Jesus war psychopathisch." Das ist nicht mehr wissenschaftliches Verfahren, das ist verblendetes Wüten gegen das Heilige. — Das Volk wendet sich greifbaren Wahrheiten zu, es verlangt das ganze Evangelium oder verwirft es ganz, ist aber für das blasse, blutlose Evangelium der Modernen nicht zu haben.

Wenn dem Bild Jesu alles Göttliche und Uebernatürliche genommen ist, bleibt er für Rationalisten noch der sittliche Meister. — Jesum aber als Menschen in die Religion hineinnehmen ist irreligiös und wider die Wahrheit.

Sehr treffend bemerkt einer der radikalsten unter den Nicht-Theologen: „Der Glaube an die persönliche Größe des Menschen Jesus hat gar nichts mit Religion zu tun."

Je kräftiger religiös der moderne Mensch interessiert ist, um so stärker wird sein Gegensatz zum liberalen Jesusbild sein.

Jesus vom rein-menschlichen Standpunkt aus zu würdigen, das ist die gemeinsame Tendenz aller bisher Genannten.

Kommt es nun von d i e s e m Jesus zum Christentum, zum Märtyrertum, zu der Tod- und Welt-überwindenden Gemeinde Jesu Christi? Nimmermehr!

Das Christentum ist undenkbar ohne den lebendigen Christus.

Der Glaube an Jesus, den Christ, ist der Lebensnerv der urchristlichen Gemeinde und bleibt ihr Lebensinhalt für alle Epochen und Zeiten.

Zweifel sind berechtigt, aber sie müssen überwunden werden, sonst tritt ein Kultus der Negation anstelle der Religion.

Christianus non est in facto sed in fieri.

III.

Wer sagt nun ihr, daß ich sei?

Darauf haben wir heute dieselbe Antwort wie damals: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn."

Die Evangelische Kirche, erbaut auf dem ewigen Felsen des Glaubens, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, muß einen deutlichen Posaunenton mitten hinein in die Wirren dieser Zeit ertönen lassen, damit die Christenheit wieder festen Grund unter ihren Füßen fühlt.

Es darf doch nicht wahr sein, was einer gesagt hat, daß das Reich Gottes, daß Christus keinen größeren Feind habe als die Kirche und Theologie!

Darin stimmen die Besten aller Zeiten überein, daß ein Christianer, ein Jünger Jesu, ein Bruder, ein Heiliger, ein Kind Gottes, ein Gläubiger, ein Glied der Kirche vor allem ein treuer Anhänger Jesu Christi sein muß.

Die allgemeine religiöse Grundlage für eine Grenzfestsetzung ist der Glaube an den lebendigen persönlichen Gott, den Schöpfer.

Das sei in hellem Protest gegen alle monistischen Bestrebungen proklamiert, die irgendwie, trotz innerer Fremdheit, den Zusammenhang mit der Kirche festzuhalten gewillt sind.

Vor allem aber ist das Bekenntnis zu Jesus Christus, dem wahrhaftigen Menschen und wahrhaftigen Gottessohn, dem Erlöser und Heiland der Welt, dem Herrn der Kirche, das unverrückbare Grenzgebiet.

In ihm erfährt der Gottesglaube seine Verklärung. Der eingeborne Sohn, den hat uns Gott offenbart. Woher weißt du das? fragt man uns. Da antworten wir: ἀυτὸς ἔφα und sagen das mit größerem Recht als jene Pythagoras-Schüler. Ich fand bis heute keine höhere Autorität auf Kanzeln, Thronen und Kathedern als Jesum Christum, meinen Herrn, hochgelobt in Ewigkeit.

Ein Christ ist ein Schüler und Jünger Jesu.. In der unbedingten Anerkennung dieser Autorität wird man frei und unabhängig. Diese Autorität ist stark genug gegen die gesamte angemaßte Autorität grundstürzender Fanatiker eines wahnsinnig gewordenen Hochmuts, der es nicht ertragen kann, einen über sich zu sehen und deshalb alle wissenschaftlichen Hebel ansetzt, um den Hohen herabzuziehen. Dieses Streben hochmütigen Menschengeistes, alles Göttliche auf sein eigenes armseliges Niveau herabzuziehen, tötet zuletzt alles religiöse Leben überhaupt.

Harnack, den die Zerstörer gern für sich reklamieren möchten, der sie aber gründlich von seinen Rockschößen abgeschüttelt hat, erklärt „das Glaubensurteil über Jesus, daß er der Messias und Herr ist, für unverschiebbar, denn in ihm stellt sich die wurzelhafte und gemeinsame Glau-

bensgrundlage dar, die die verschiedenen Christologieen trägt und erträgt."

Wenn unsre Zeit arm an Idealen genannt wird, so verdankt sie das im letzten Grund dem Sturm gegen den einen, den Herrlichsten unter allen, den Schönsten unter den Menschenkindern, den König der Könige.

Wir müssen im gegenwärtig besonders heftig entbrannten Kampf um die Grenzen auf dem Plan sein.

Wer sich einmal die Grenzen hat verrücken lassen, für den ist's schwer, sich wieder zurecht zu finden.

Wissenschaftlich kann nicht entschieden werden, wer Jesus ist. Jesus ist erhaben über jedes Forum wissenschaftlich-philosophisch-theologischen Urteils. Die Weltanschauung tritt mit fertigem Urteil an diese Frage heran. Deshalb ist das Resultat in jedem Fall, auch bei den Destruktiven Glaubensurteil.

Unsre religiöse Stellung zu Jesus beeinflußt unser Urteil in dieser Frage selbstverständlich. Wer die Majestät Jesu anzutasten wagt, vergreift sich am Heiligtum der Menschheit. Welches sind uns demnach die unverrückten Grenzen?

Ich fasse sie kurz zusammen:

1. Der Glaube an den persönlichen Gott,
2. Der uns von Christo als der Vater offenbart ist.
3. Der Glaube an Jesus von Nazareth, den von den Propheten vorherverkündeten Messias und Herrn, der wahrhaftiger Mensch war und wahrhaftiger Gottessohn.
4. Der versucht ist allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde.
5. Der unsere Sünde getragen hat.
6. Der gestorben ist und auferstanden.
7. Der da lebt und wiederkommen wird zur Vollendung seines Reiches.
8. Die feste Grundlage unsers religiösen Wissens und unsers Glaubens ist das Evangelium.

Wir befinden uns damit in der Gemeinschaft aller größten Geister in allen Jahrhunderten der Kirchengeschichte.

Mit Petrus bekennen wir: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Mit Paulus stimmen wir ein: Christus ist mein Leben.

Mit Johannes wissen wir, wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben.

Mit Origines sind wir entschlossen für den Heiland zu leben und zu sterben.

Mit Joh. Wessel wollen wir nichts anders wissen, als Jesum, den Gekreuzigten.

Mit Luther bekennen wir Christum und wollen ihn walten lassen.

Mit Zinzendorf bekennen wir: Ich glaube, daß mein Heiland, mein König seinen Namen mit Recht trägt.

So heiß der Kampf um die unverrückbaren Grenzen auch ist, wenn wir nur aus allem die große Frage heraushören: Wollt ihr auch weggehen?, so ist der Kampf gesegnet, und wir haben nur eine Antwort: Herr, wohin sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Der Prophet Jesus von Nazareth ist der Messias und unser Erlöser. Der Heiland der Welt ist unser Herr. Die Lichtgestalt des Evangeliums ist unser König. Das ewige Wort ist unser Lehrer. Seine Hand führt uns in alle Wahrheit. Und der Widerspruch gegen den Gottessohn treibt uns nur immer tiefer in die anbetende Versenkung in sein göttliches Wesen und sein menschliches Leben, in das Geheimnis der Gottesliebe, die die Antwort gibt auf die große Frage cur Deus homo?

Unsre Theologie, unser Glaube, unser Leben ist christocentrisch. Unverrückbar bleibt in Ewigkeit die Grenze, die festgelegt ist mit dem Bekenntnis: Ἰησοῦς χριστὸς ἐχθὲς καὶ σήμερον ὁ αὐτὸς καὶ εἰς τοὺς αἰῶνας. (Ebr. 13, 8.)

Unsere synodale Rechtspflege.*)

Von Pastor H. Walz, St. Louis, Mo.

Die Kirche hat, indem sie als eine Gemeinschaft der Gottesverehrung in die Reihe der sittlichen Gemeinschaften eintritt, notwendig Rechtsordnung an sich. Diese Ordnung des Rechts hat ihre Bestimmung darin, die Gemeinsamkeit des religiösen Handelns als solche zum Ausdruck zu bringen, ohne daß die sittlich-religiöse Freiheit des Einzelnen dadurch beeinträchtigt wird. Es entwickelt sich ein gegliederter Organismus von verschiedenen rechtlichen Beziehungen. Die Mittel, welche der Kirche gegeben sind zur Lösung ihrer Aufgabe, fügen sich in rechtliche Formen und Normen. Es entstehen so allerlei Rechtsverhältnisse in der Berührung mit dem Staat und anderen Kirchen (kirchlichen Denominationen). Alle diese Normen, welche nach den verschiedenen Seiten hin entstehen, bilden das Kirchenrecht. Dasselbe ist, da es in den wesentlichen Teilen durch ihren individuellen dogmatischen Inhalt bestimmt wird, zunächst so verschieden als es die Kirchen unter einander selbst sind. Einzelne Hauptzweige des Kirchenrechts sind: Gesetzgebung, Verwaltung und kirchliche Rechtspflege (Gerichtsbarkeit). Ueber letzteres, — den alten und neuen Modus berührend — sei es mir gestattet, einige Zeilen zu schreiben.

Schon in den ersten Anfängen der christlichen Kirche wurden streitige Punkte und Fälle durch Rechtsspruch der geistlichen Vorsteher, später durch ein geistliches Schiedsgericht oder die jeweilig herrschende Gerichtsbarkeit, deren Form je nach dem Orts- und Zeitverhältnisse verschieden waren, entschieden. Der allgemeine Gesichtspunkt war der, daß Christen nicht vor dem weltlichen Richter hadern, sondern sich entweder in Liebe vergleichen oder schwebende Differenz- und Klagepunkte

*) In den einleitenden Bemerkungen wurde Doves Kirchenrecht benützt.

durch die Kirche entscheiden lassen sollen. Die Kirche aber, die eine „Anstalt der Liebe“ ist, entzieht auch da, wo sie strafen muß, dem Uebeltäter nicht die Rettung, sondern sie sucht ihn zu heilen und gewährt ihm, wenn er sich bessert, Verzeihung und Versöhnung. Dementsprechend übte die Kirche ihre Disziplin aus, welche, wie schon oben erwähnt wurde, zu verschiedenen Zeiten verschieden war. Matth. 18, 11; 2. Kor. 13, 2—10; Titus 2, 15 gaben Veranlassung dazu. Wir finden, daß in den ersten drei Jahrhunderten solche, welche Gott durch Todsünden verletzt oder die Gemeinde beleidigt hatten, von der Gemeinde der Gläubigen abgeschnitten oder daß für leichtere Vergehen Buße auferlegt wurde. Später gab es seitens der Kirche sogenannte "poenae medicinales": Interdikt, Exkommunikation, Suspension, ferner wurden als geistliche Zuchtmittel Geldbuße, körperliche Züchtigung, Gefängnisstrafe, Entziehung des kirchlichen Begräbnisses und speziell für Geistliche Deposition und Degradation angewendet. Auch in den alten Ordnungen der reformierten und lutherischen Kirche finden wir eine kirchliche Rechtspflege (Gerichtsbarkeit). Gegen die, welche durch ihren Lebenswandel die Gemeinde ärgerten, wurde stramm vorgegangen, besonders die "delicta carnis" und die „Ketzerei“ wurden schwer bestraft. Die Art und Weise der Zucht, sowie die Form des Verfahrens, welche in der kirchlichen Gerichtsbarkeit zum Ausdruck kam, war verschieden, ebenso der Instanzenzug.

Unsere Synode, als ein Teil der Kirche hat auch ihr Kirchenrecht. Dasselbe ist niedergelegt in den Statuten und Nebengesetzen. Ihre Rechtspflege übt sie durch richterliche Behörden unter Oberaufsicht der Synode aus. Die Pflichten und Befugnisse der Gerichtsbehörden sind durch die Nebengesetze geregelt. Diese Rechtspflege entspricht jedenfalls unseren Zeitverhältnissen, sonst wäre sie nicht vorhanden. Irgend ein Rechtsverfahren, welches bezweckt, auf möglichst korrekte und genaue Weise das Recht an den Tag zu bringen oder dasselbe zu fördern, darf — so hat jemand treffend gesagt — die Kirche anwenden, selbst wenn die Form extra muros entstanden ist. Deshalb ist das Rechtsverfahren noch lange nicht „zu weltlich,“ wie schon behauptet worden ist. Die Kirche hat Recht und Pflicht, ihre Glieder zur Rechenschaft zu ziehen. Wie sie dieses Recht handhaben will, muß ihr überlassen werden. Eine Beschränkung der evangelischen Freiheit, wie schon behauptet worden ist, entsteht dadurch nicht. Unsere Synode übt gegenwärtig ihre Rechtspflege aus durch einen Rechtsmodus, welcher seit 1901 eingeführt worden ist. **Vollkommen** ist diese Rechtspflege **nicht**. Meines Wissens hat sie auch nie darauf einen Anspruch erhoben. Sie kann und mag im Laufe der Jahre noch da und dort verbessert werden. Da ich seinerzeit im Missouri-Distrikt, als das erste Distriktsgericht unter dem „neuen Modus“ gewählt wurde, vier Jahre lang Vorsitzender war, so darf ich vielleicht hier gleich voraussenden, daß in den — sage und schreibe vier Jahren — keine einzige Prozeßverhandlung vorkam. Es wurden zwei Versuche zu klagen gemacht. Ich erlaubte mir auf die zu leistende

(übrigens ganz unbedeutende) Geldgarantie hinzuweisen und gestattete mir zugleich die Bemerkung, daß ich als Christenmensch dächte, daß die Sache des Klagens nicht wert sei und die Angelegenheit sicherlich schiedlich-friedlich sich beilegen lasse. Und so geschah's. Wenigstens habe ich nichts weiter vernommen. Also, wohlverstanden **in vier Jahren kein Prozeß** im großen Missouri-Distrikt. Ich betone dies ausdrücklich der Behauptung gegenüber: „Der neue Modus hat die Klagesucht vermehrt!" In diesem Missouri-Distrikte, den ich durchaus nicht für besser halte, als andere, sind überhaupt, so weit ich orientiert bin, nur zwei Fälle in den vielen Jahren vor dem Gericht verhandelt worden. Es wäre am Ende möglich gewesen, mit Anwendung von etwas erlaubter Diplomatie einerseits und entschiedenerem Auftreten andrerseits, einen, wenn nicht beide Fälle, vorher beizulegen. Ein 3. „Case" ist, soviel mir bekannt ist, gegenwärtig im Gange. Das hält wahrlich den Vergleich mit dem „alten Modus" glänzend aus!

Gegen diesen sogenannten „alten Modus" wurde schon vor vielen Jahren Front gemacht. Man war desselben ganz entschieden müde. Da und dort wurden Stimmen laut, daß es an der Zeit sei, etwas Neues zu schaffen. Der Wille des Präses und „Etlicher" sei, so wurde gesagt, mehr oder weniger suprema lex. Wenn ich nicht irre, war's ein besonders fulminanter Artikel: „Nepotismus" betitelt, der indirekt auf allerlei mit dem alten Modus zusammenhängende Dinge aufmerksam machte. Das Wachstum der Synode, und die veränderten Zeitverhältnisse, so schrieb man, erfordern die Umgestaltung unserer Rechtspflege. Die „Zeit der Patriarchen," hieß es, sei vorüber für unsere Synode. Selbst eine Anzahl Präsides waren freimütig genug, zu bekennen, daß sie mit Arbeit überladen und durch diesen „alten Modus" auf ihren Schultern zu viel Verantwortlichkeit laste. Referate über diese Angelegenheit erschienen in Menge auf der Bildfläche der Distrikte, Artikel in unseren synodalen Blättern wurden gedruckt, solche, die interessant waren und solche, die auf dieses Prädikat weniger Anspruch machen konnten. Alle aber zeigten im Großen und Ganzen genommen, daß ein Verlangen nach einem besseren, wirksameren, gerechteren und zeitgemäßeren Rechtsverfahren innerhalb unserer Kirche vorhanden war. Komiteen wurden ernannt, welche Vorarbeiten verrichteten. In den Pastoral- und Distriktskreisen wurde eifrig beraten und debattiert. Anträge wurden zu Beschlüssen erhoben und endlich kamen diese Beschlüsse vor die Generalsynoden. Die Synoden von 1895 und '98 legten dann in Form von Entwürfen den Grund zur jetzigen Gestaltung unserer Rechtspflege. Diese Entwürfe lagen den Distrikten vor und dieselben empfahlen sie und auf der Generalsynode von 1901 wurde unsere neue Rechtspflege angenommen, und zwar **Einstimmig**. Von ihr kann man also nicht wohl sagen: „Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht!" Hin und wieder ist sie verbessert oder wenigstens verändert worden. Bekanntlich „irrt der Mensch, solange er strebt" und auch unsere neue Rechtspflege ist, wie schon oben angedeutet, nicht auf unfehlbarem

Grunde gebaut, macht auch nicht auf Unfehlbarkeit Anspruch! Nach so viel Arbeit und Ueberlegung, nach so viel Mühe und Beratung sollte man aber auch nicht annehmen dürfen, daß von dieser neuen Rechtspflege gilt: "parturiunt montes evadit (nascetur) ridiculus mus!" Und doch — kaum war diese Geburt geschehen, da wurde sie eine „Mißgeburt von Gesetzgebung"genannt. „Krebsschaden" und ähnliche epitheta ornantia sind ihr zuteil geworden. Ich will hier nicht untersuchen, ob nicht die allermeisten derer, die die neue Rechtspflege bekritteln — sit venia verbo — bei ihr „Gevatter gestanden" haben. Aber das wolle man wenigstens nicht vergessen, daß diese neue Rechtspflege kein Produkt hirnverbrannter Männer oder neuerungssüchtiger, eitler und aufgeblasener Streber ist, sondern ein aus jahrelanger Ueberlegung, Beratung und Beobachtung hervorgegangenes Erzeugnis der besten Denker und erfahrensten Pastoren unserer Kirche!

Wenn nun da und dort das Recht falsch verstanden und falsch angewandt worden ist, wenn die Rechtspflege nicht richtig gehandhabt worden ist, so ist das zwar sehr bedauerlich, aber **kein Beweis dafür**, daß der alte Modus besser war, als der neue. Man hat uns teilweise lächerliche Beispiele vordemonstriert, um die „Verkehrtheit der neuen Rechtspflege" darzutun. Sie beweist aber allerhöchstens nur das, daß unsere neue Rechtspflege falsch verstanden oder gehandhabt wurde. „Ich rede töricht," sagt einmal der große Apostel. Vielleicht ist es mir gestattet, auch einmal aus der Vergangenheit heraus den alten Modus zu illustrieren. Vor etwa 24 Jahren wurde ein junger Pastor unter dem alten Modus gerichtet. Der junge Mann, der etwas „independent" auftrat, hatte keinen Amtsbericht geschickt, weil er nämlich kein Schema erhalten hatte. Es gab eine etwas unangenehme, gespannte Korrespondenz. Sie endigte damit, daß der junge Pastor ein Schema erhielt und nun berichtete. Bei der Ausfüllung der Rubriken machte er viele Fragezeichen, was ihm als Gleichgültigkeit ausgelegt wurde. In Wahrheit waren aber des Amtsvorgängers Eintragungen in etwas rätselhafter Hieroglyphenschrift geschrieben und teilweise unleserlich, auch manches in dem Kirchenbuche nicht zu finden. Das Gravierendste aber war, daß der junge Bruder einmal nicht zur Konferenz kam (wegen sogenannter „Familienverhältnisse"), sich sodann nicht ganz vorschriftsmäßig entschuldigte und last but not least sich erdreistete, unter Neubauten einen „Hühnerstall" anzuführen! Letzteres war nun volle Wahrheit. Der Bau, welcher in der kleinen Farmergemeinde mehrere Versammlungen nötig gemacht hatte, war ausgeführt worden. Aber: man witterte dahinter allerhand Ungehörigkeiten. Das wollen wir nun nicht einmal tadeln. Auch das nicht, daß der junge Mann wegen Beleidigung verurteilt wurde. Aber — und das zeigt den alten Modus — der betreffende Pastor wurde, ohne daß er anwesend war, ohne daß er auch nur gehört und gesehen worden war, ohne daß ihm die leiseste Gelegenheit zu einem einzigen Wort gegeben worden war, in offener Distriktsversammlung sozusagen in contumaciam verurteilt. Als ein „Wahrzei-

chen an die vergangenen Zeiten des alten Modus" hängt ein Bild genannten Hühnerstalles in des betreffenden Pastors Studierstube! Unter dem alten Modus mochte es geschehen, daß urplötzlich etliche vom Präses abgesandte Freunde, ein sogenanntes Komitee, auf der Bildfläche erschienen. Sie wollten etwas, manchmal ganz „Unbestimmtes," untersuchen. Man hatte ein „Gerücht" (meist ein böses!) vernommen. In Wahrheit war öfters nur ein einflußreiches Glied der Gemeinde etwas empfindlich auf die „Hühneraugen" getreten worden. Das Glied hatte da und dort in der Stadt Bekannte und so langsam kam da auch ans Ohr des Präses, daß es bei dem und jenem Pastor nicht „richtig stehe." Ein etwas unvorsichtiger Pastor hatte einmal über das Evangelium vom großen Abendmahle zu predigen. Er hatte nur drei Vorsteher und die hatten alle drei Sonntags zuvor gefehlt. Als nun der Pastor von den dreien predigte, welche sich „nach einander entschuldigten," da war's um ihn geschehen! Der Präses erhielt Briefe. Der Pastor wurde plötzlich nicht mehr „geglichen." Statt nun solchen Leuten den synodalen Standpunkt biblisch zu erläutern und klar zu machen, wollte man sehr oft ja niemand weh tun, nur keine Gemeinde verlieren. Meist ergriff der Pastor den Wanderstab. Ich weiß von einem Pastor, der sich weigerte aus schriftgemäßen Gründen, jemand das heilige Abendmahl zu geben. Die betreffende Person ging zu einem benachbarten Pastor. Obwohl der von der Sachlage unterrichtet war, wies er sie nicht zurück. Ein anderer Mann, der mit seinem Pastor in Zerwürfnis war, ließ sich von einem Pastor der benachbarten Stadt das Abendmahl reichen. Das sollte nun einmal einer ungetadelt und ungestraft unter dem neuen Modus tun! Nur darum führe ich solche Fälle an, um zu zeigen, daß wir nicht genügend geschützt waren unter dem alten Modus. Oefters fehlte es an einer gerechten und unparteiischen Untersuchung, ich meine darunter eine Untersuchung, welche auch der Gemeinde (nicht bloß dem Pastor) und sonderlich dem oder den Gemeindegewaltigen etwas Achtung oder Furcht einflößte. Es ist ja richtig, daß sogenannte Komitees abgesandt wurden, aber man hatte kein allzu bedeutendes Zutrauen zu ihnen und nannte sie so im Geheimen "the powers behind the throne." Frau justitia war unter dem alten Modus sicherlich manchmal mit partieller, wenn nicht totaler Blindheit geschlagen. Es konnte da auch vorkommen, daß jemand, dem es im Distrikt etwas „zu warm" geworden war, in ein „entfernteres Land zog," d. h. in einen entlegeneren Distrikt und unter dem alten Modus ihn zu erreichen, hatte seine Schwierigkeiten, jedenfalls größere als heutzutage unter dem neuen Modus. (Siehe § 121 und 122 u. s. w.)

Mit dem Verlangen nach einem neuen und besseren Rechtsmodus ging zugleich das Verlangen durch verschiedene Distrikte, daß die Aemter etwas gleichmäßiger und brüderlicher verteilt werden sollten. In manchen Distrikten waren diese Aemter in den Händen etlicher. Das schmeckte etwas nach Oligarchie, war eine ungesunde Erscheinung, welche der gesunden Entwicklung einer evangelischen Kirche nicht förderlich

sein konnte. Hand in Hand mit der Veränderung der Rechtspflege hat sich fast unvermerkt auch in jener Beziehung eine Verbesserung eingestellt. Manche Aemter unterliegen einer Zeitbeschränkung und die einzelnen Aemter haben sich verteilt. Dadurch wird das Interesse des Einzelnen am Ganzen gefördert und gestärkt. Sind nicht vielleicht unter denen, die immer an der neuen Rechtspflege herumkritisieren und ihr kein warmes Herz entgegenbringen, solche, denen durch den neuen Modus sozusagen die Flügel beschnitten worden sind und die am Ende befürchten, dieselben, welche doch zum „Fliegen" eigentlich bestimmt sind, könnten noch mehr beschnitten werden!? Wenn nun aber ein sehr ehrenwerter Gegner dieser unserer neuen Rechtspflege uns wissen läßt, daß „der neue Modus da angefangen hat, als im „Friedensboten" mitgeteilt wurde, daß dem X. mit Freuden der Austritt gewährt werde," so ist der geschätzte Mitbruder auf dem Holzwege. Das ist ein Irrtum. Zunächst hatte es mit jener damaligen Notiz eine sonderliche Bewandtnis, welche den Verfasser derselben etwas entschuldigt, und dann könnte man vielleicht eher sagen: umgekehrt wird ein Schuh daraus! Denn solche und ähnliche Dinge haben dazu beigetragen, daß der alte Modus aufgehört hat. Ich bezweifle, daß unter dem neuen Modus der „Friedensbote" eine solche Notiz aufnehmen würde. Das ist nämlich der große Vorzug der neuen Rechtspflege, daß unter derselben **jedes, ohne Ansehen der Person** vorsichtiger wandeln und handeln muß, als unter dem alten Modus!

Gehen wir nun einen Schritt weiter, so sehen wir zunächst, daß manches Gute aus dem alten in den neuen Rechtsmodus aufgenommen wurde. Die Präsides haben nach wie vorher Disziplinarbefugnis, sie können nicht bloß Verweis, sondern sogar Suspension aussprechen, allerdings **nur** bei schweren und über allen Zweifel bewiesenen Vergehen. Mißhelligkeiten und Streitigkeiten können auch schiedsgerichtlich beigelegt werden, wenn beide Teile willig sind, sich solchem Spruche zu fügen. Das Gerichtsverfahren selbst ist durchaus nicht so kompliziert, als manche behaupten. Jeder Distrikt hat ein Distriktsgericht, bestehend aus mindestens drei Pastoren und einem Laien, vor welchem verhandelt wird. Dies ist also die erste Instanz für alle Klagen, ausgenommen gegen Synodalbeamte, Synodalbehörden oder Synodalangestellte als solche. Anfangs wurden diese Richter durch die Distriktsversammlung nominiert und gewählt, aber seit der verflossenen Generalsynode sollen die Beamten des Distrikts, resp. der Generalsynode in der ersten wie in der zweiten Instanz nominieren. Ob das eine Verbesserung ist, wird uns wohl die Zukunft lehren. Könnte es nicht, menschlich geredet, geschehen, daß jemand als "persona non grata" bei der Nominierung übersehen wird? Ich wenigstens bin geneigt, nach dieser Richtung bei sogenannten Nominationen die vox populi (i. e. Distrikt oder Generalsynode) eher als eine vox Dei anzusehen, als die Stimme eines oder etlicher Beamten!Auf das Verfahren bei einem Prozeß eingehend, nehmen wir wahr, daß jedes Glied der Synode: Geistlicher und Laie, Beamte

und Behörden, Gemeinden und die Synode selbst wegen statutenwidriger Beschlüsse verklagt werden können. Ebenso können vor den Gerichten alle Synodalglieder, auch ein oder mehrere Glieder einer Synodalgemeinde klagen. Die Klage muß aber vorschriftsmäßig begründet sein und darf nicht, wie so häufig beim alten Modus der Fall war, auf sogenannten „Gerüchten" aufgebaut werden. Put up or shut up! Tatsächliche Beweise müssen erbracht werden, sonst kann ein Kläger unter dem neuen Modus wenig ausrichten. Im Namen des Distriktes kann auch der Präses Klage erheben, muß aber seine Klage ebenfalls mit Gründen und Beweisen beim Distriktsgerichte einreichen. Hierüber brauche ich an dieser Stelle nicht weiter ausführlich zu werden. Nur einen Punkt will ich dabei berühren. Als Garantie für die zur Führung des Prozesses nötigen Kosten, soll der Distriktsgerichtsvorsitzende eine von ihm zu bestimmende Geldsumme fordern dürfen. Wer da nun sagt: „Wer also arm ist, kann nicht zu seinem Recht kommen," der hat die einschlägigen Rechtspflegeparagraphen nicht recht oder gar nicht gelesen. In § 125 b heißt es: „Im Falle erwiesener Armut soll der Distriktspräses die Garantie der Gerichtskosten auf die Distriktskasse übernehmen." Dieser Paragraph ist gewiß am Platze. Der Geldpunkt ist so eine Art „Achillesverse." An nichts sind wir Menschen und auch synodale Menschen leichter verwundbar als am Geldbeutel! Mancher wird, ehe er in den Beutel greift und sein gutes Geld riskiert, sich's noch einmal überlegen. Ja, es ist schon vorgekommen, daß dadurch Vergleich oder Versöhnung herbeigeführt worden ist. Es soll Fälle gegeben haben, wo der bloße Hinweis auf diesen Paragraphen den Kläger sanfter stimmte und Rücknahme der Klage bewirkte. Ein Mann war so naiv, daß er glaubte, daß die Synode alle Kosten für's Klagen bezahle. Vielleicht hatte er davon gehört oder gelesen, daß unsre neue Rechtspflege nach der Meinung etlicher Synodalen „Unsummen" verschlinge!? So ist ja behauptet worden. Ist's ein Wunder, wenn da weniger unterrichtete Menschen auf allerlei merkwürdige Gedanken kommen?

Betrachten wir nun die Hauptperson im Prozeß: die Person des Richters. Mit Beziehung darauf ist eingewendet worden, daß wir dafür keine passenden Leute haben. Seltsam! Was für eine Person ist denn dazu erforderlich? Durchaus kein Mann, der über eine bedeutende Rechtskenntnis verfügt. Auch mit den Pfiffen und Kniffen eines Winkeladvokaten hat er durchaus nichts zu schaffen. Er hat sich einfach die Kenntnis der einschlägigen Paragraphen unserer Rechtsordnung anzueignen. Sonst hat ein Richter solche Eigenschaften nötig, welche man unter gewöhnlichen Umständen an einem Christenmenschen und insbesondere an einem Pastor sucht oder erwarten darf. Er soll klar und etwas logisch denken können, soll, was man gemeiniglich "common sense" heißt, haben, er soll Recht von Unrecht, Wahr von Falsch unterscheiden können, nicht zu denen gehören, welche sich von Vorurteilen leiten lassen, überhaupt nicht zu denen zählen, von welchen die Schrift sagt: „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Licht Fin-

sternis und aus Finsternis Licht, aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen!" Ein Richter soll die Wahrheit und Gerechtigkeit lieben, keinen „Januskopf" haben, nicht wie „Absalom vor dem Tore sitzen," sondern ohne Haß, Gunst, Menschenfurcht oder Ansehen der Person urteilen, ohne sich von einem Vorurteil oder falscher Sentimentalität leiten zu lassen. Jeder soll vor seinem Richterstuhl einen "fair trial" erhalten können. **Daß** wir in unseren Distrikten solche Männer haben, dessen bin ich gewiß; **ob** sie aber immer gewählt werden oder gewählt worden sind, weiß ich allerdings nicht. **Werden** jedoch **solche** Leute zu Richtern gewählt, dann wird es in den Distrikten sehr bald keine „Querulanten" mehr geben, die Klagesucht wird nicht zu-, sondern abnehmen. Es wird dann kaum möglich sein, daß, wie behauptet worden ist, „ein Distriktspräses als Kläger und Staatsanwalt" bei einer Verhandlung auftritt. **Ob** das überhaupt geschah, weiß ich allerdings aus eigener Erfahrung nicht. **Wenn** nun je in der ersten Zeit, wo unser Rechtsverfahren noch etwas Neues und Ungewohntes war, in einzelnen wenigen Distrikten viele Klagen, wie uns mitgeteilt worden ist, vorkamen, so ist dies sehr bedauerlich und hat wohl nur den Grund darin, daß das „Krebsgeschwüre am Leibe der Synode" waren, welche erst unter dem neuen Modus aufgebrochen sind!

Bezüglich der Behauptung, daß es uns an Männern fehle, welche geeignet seien zu Richtern, liegt auch die Frage sehr nahe: ob denn unter dem alten Rechtsmodus ein Präses oder sein Untersuchungskomitee, das mit einem „Case" betraut wurde, sozusagen den „Marschallstab im Tornister" mitgebracht haben. Woher hatten denn die Männer ihre Begabung? „Herr, laß mich nicht in der Menschen Hände fallen," ist mein Gebet. Aber sollte ich einem Gericht in die Hände fallen, so möchte ich nicht unter einem sogenannten alten Modus gerichtet werden, wo „Klatsch" und unbewiesene „Gerüchte" als Beweismaterial zugelassen wurden. Ich glaube, daß mein „Case" sicherer in den Händen eines Distrikts- oder synodalen Gerichtes liegt, wo Männer amtieren, die obengenannte Eigenschaften haben sollten.

Uebergehend zum „Urteil" und den „Strafen," so muß ersteres in einem Schuldig oder Unschuldig bestehen und ja nicht in allgemeinen Redensarten sich bewegen. Ich stimme hier nun voll und ganz einem wohlbekannten Kritiker zu: „Lieber einige Schuldige laufen lassen, als einen Unschuldigen ums Amt, guten Namen und sein Brot zu bringen!" Bezüglich der Strafen, welche bekanntlich in Verweis, Suspension und Ausschluß bestehen, möchte ich mir aber zu sagen erlauben, daß ein synodales Glied und sonderlich ein solches, welches auf eine mackellose Vergangenheit oder auf eine segensreiche und tadellose Amtstätigkeit zurückblicken kann, nicht mit der schwersten Strafe belegt werden sollte, es sei denn, daß er ein dementsprechendes Vergehen begangen hat. Nach meiner persönlichen Ueberzeugung und d i e spreche ich ja hier aus, sollte man auch nicht auf Grund von "circumstantial evidence" einen Angeklagten an die Luft befördern, wenn ich so sagen

darf. **Wenn** nun irgendwie und irgendwo unsere neue Rechtspflege mißbraucht worden ist oder wenn vielleicht Irrtümer hin und wieder vorgekommen sind, so ist doch die falsche Anwendung oder der Mißbrauch einer Sache oder deutlicher gesagt, von Paragraphen kein Beweis dafür, daß die Sache selbst nicht gut ist; das mag aber ein Beweis dafür sein, daß in etlichen Distrikten etliches falsch oder verkehrt gehandhabt worden ist. **Wenn** bei der Wahl von Richtern „der Bock zum Gärtner gesetzt wird," so ist das herzlich zu bedauern. Wenn z. B. im Falle eines Mannes, der unserem Verlage Geld schuldete, das derselbe nicht bezahlte, ein Versöhnungsversuch" — wie ich gelesen habe — zwischen Kläger und Verklagten vom Gericht beschlossen wurde und der Verwalter noch obendrein eine Reise, also wohl eine „Versöhnungsreise" nach dem Orte des Schuldners machen mußte, so ist das, **falls** sich's so verhält, sehr betrübend und bedauerlich, daß diese Richter keinen anderen Ausweg fanden! Es ist etwas Schönes um das, was man "common sense" nennt! Der neue Modus trägt an solchen Irrungen so wenig Schuld als der edle Wein, wenn jemand davon zu viel trinkt. Keinem vernünftigen Menschen, abgesehen von Fanatikern, wird es einfallen, deshalb dem Weinstock die Existenzberechtigung abzusprechen. Der neue Modus ist an und für sich auch nicht schuldig an sogenannten „Verschleppungen" der Prozesse. Wer denn? Nun — man ist in der Rechtspraxis noch unerfahren, so daß manches geschieht, was hätte verhütet werden können. Dadurch mag ein Prozeß in seinem Laufe erheblich verlangsamt werden. Nehmen wir einen Fall an. Da ist ein Distriktsgericht, welches einen Fall mit Instruktionen zur nochmaligen Erwägung, resp. Untersuchung empfangen hat. In Uebereinstimmung mit dem Gesetze verlangt der Vorsitzende eine sichere Garantie von so und soviel Geld. Die Sache hat ihre volle Richtigkeit. Wenn sich nun darüber ein langer zeitraubender Briefwechsel entspinnt, trägt daran der Rechtsmodus die Schuld? Man muß unwillkürlich an das Wort des Dichters denken: „Es schleppen sich Gesetz und Rechte wie eine Krankheit fort!" Der neue Modus unserer Rechtspflege, welche so einstimmig angenommen wurde, ist jedoch an solchen Krankheitserscheinungen unschuldig.

Es sei mir gestattet nun noch die zweite Instanz, unser Synodal- oder Appellationsgericht, zu berühren. Es ist bekanntlich in längerer Auseinandersetzung bedauert worden, daß seit der jüngsten Generalsynode unter Umständen „drei Männer als Richter, einen Angeklagten aus der Gemeinde oder Synode ausschließen können, während früher der Distrikt das letzte Wort gesprochen habe." Ich weiß nicht, ob es irgendwo drei solche gewissenlose Männer in irgend einem Distrikte gab, die als Richter erwählt, den Ausschluß eines Angeklagten verfügten, ohne daß sie wenigstens **glaubten,** triftige Gründe zu haben. Ich kann das nicht annehmen. Ich weiß aber auch andererseits von keinem Falle unter dem alten Modus, wo, wenn ein Präses oder ein von ihm eingesetztes Klagekomitee den Ausschluß beantragt hätte, der Distrikt

„nein“ gesagt hätte. Aber „Irren ist,“ glaube ich, immer und zu allen Zeiten und unter allen Rechtsmodi „menschlich.“ Zu dem Zwecke ist die zweite Instanz, das Appellationsgericht da, um eventuell zu beurteilen, ob der Prozeß in der ersten Instanz “fair and square” geführt worden ist. **Neue** Urteile hat diese zweite Instanz **nicht** zu fällen. Das Obergericht kann ein Urteil umstoßen oder **abändern**. Unter „Abänderung“ verstehe ich unter keinen Umständen ein neues Urteil. Ich verstehe auch darunter keine Verschärfung des Urteils. Ich glaube aber, daß ein Appellationsgericht das Urteil der unteren Instanz wohl etwas mildern dürfte, wenn es Gründe dafür anzugeben imstande ist. Es mag unserer nächsten Generalsynode überlassen bleiben, sich hierüber, wie über manche andere „schwebende“ Punkte deutlich und klar auszusprechen.

Sehr wünschenswert wäre es, wenn das Obergericht, wenigstens in solchen Fällen, wo es sich um Suspension oder gar um Ausschluß handelt, zusammenkäme und mündlich statt schriftlich solche Klagen erledigte. Am Ende käme man bei mündlicher Beratung und eingehender Besprechung zu anderen Resultaten. Es soll aber gespart werden, ich weiß es ja. Man redet und schreibt über die hohen „Kosten unseres Gerichtsverfahrens.“ Lassen wir aber diese Kritik ruhig über uns ergehen. Wo es sich um Recht und Gerechtigkeit, um den guten Namen eines Mitbruders und um das Wohl und Wehe einer Gemeinde handelt, wolle man doch die Kosten nicht scheuen. Wir sind sonst auch nicht immer so sehr sparsam! Höchst betrübend allerdings ist die Tatsache, daß ein lieber Bruder „wegen der Kosten, welche das Gerichtswesen für die Distriktskasse machte, die Lust an der Erhebung der Distriktskollekte verloren hat.“ Das tut mir wirklich leid. Haben denn aber in den Distrikten „die verschiedenen Komitees,“ welche unter dem alten Modus im Auftrage des Herrn Präses an Ort und Stelle den „Tatbestand“ aufzunehmen oder zu untersuchen hatten, nicht auch Kosten verursacht? Das Distriktsgericht von Missouri hat vier Jahre lang nicht einen roten Cent gekostet. Ueberhaupt sind die Kosten desselben die ganzen Jahre seit 1902 kaum nennenswerte. Es mag ja nun der Fall sein, daß in anderen Distrikten die Richter etwas „teurere Brüder“ sind, ich weiß es nicht. Wo irgend etwas verkehrt angegriffen wird, sind die Kosten meist höher. Ob das der Fall hin und her in den Distrikten war, entzieht sich meinem Urteil. Jedenfalls ist aber daran nicht unser neuer Rechtsmodus schuldig. Und überhaupt, wenn der Gerechtigkeit besser und zufriedenstellender gedient ist, daß die Glieder des Synodalgerichts zur mündlichen Beratung zusammenkommen, so sollte das geschehen, auch auf die Gefahr hin, daß das etliche Dollars mehr kostet. Vielleicht kämen dabei befriedigendere und einstimmigere Urteile zustande und dann — sind sie das Geld entschieden wert!

Noch einen Punkt möchte ich hier berühren. Das ist der § 140. Diesen § sollten namentlich die Richter, aber auch sonst alle Synodalen recht genau ansehen. Dort steht gedruckt zu lesen: „Alle Gerichte sollen

nicht allein auf Gerechtigkeit, sondern auch auf **Besserung** des Irrenden hinzielen." Bis dato habe ich nur solche aus unserer Synode Ausgeschlossene kennen gelernt, die verbittert waren. Ob sie gebessert waren?! Ich habe aber schon ihrer etliche kennen gelernt, welche durch Milde gebessert worden sind. Für Ausschluß aus der Synode sollte man **nur** stimmen, wenn unzweideutig **bewiesen** ist, daß ein Angeklagter sich etwa gegen das siebente Gebot gröblich vergangen, oder daß er ein unverbesserlicher Trunkenbold, oder daß er ein Leben führte, welches dem heiligen Predigtamt zur Schmach und der Kirche Christi zur Unehre gereichte. Ich meine für leichtere Vergehen, welche nicht zu den "delicta carnis" und dergleichen gehören oder nicht gegen die Fundamentalglaubenssätze unserer christlichen Religion verstoßen, und die etwa in Ungehorsam, unpastoralem Benehmen oder sonstigem eines Christenmenschen nicht würdigem Wandeln und Handeln bestehen, für solche Vergehen gibt es andere Strafen. Das ist meine persönliche Ansicht, die ich durchaus niemand aufdränge, an der ich aber unentwegt festhalte. — Da nun die Möglichkeit eintreten könnte, daß die zweite Instanz mit ihrem Urteil nicht ganz Befriedigung gibt, so hat die Generalsynode, welche bekanntlich nach § 7 die Oberaufsicht über die Rechtspflege hat, nicht nur das Recht zu begnadigen, sondern auch das Recht einen „Fall" zu revidieren. Solche Revision kann aber **nur** eintreten, wenn eine „Entscheidung des Synodalgerichts von den Synodalbeamten vorgelegt wird." Ob solche Bestimmung unter **allen Umständen** immer weise ist, wird uns die Zukunft schon zeigen. Wie, wenn eine Majorität nach dieser Richtung etwas wünschen sollte und die Beamten wünschen es nicht!? Nun, wir wollen einstweilen das Beste hoffen. Verbesserungen und Veränderungen werden wohl auch an dem neuen Rechtsmodus noch hin und wieder zu machen sein. Wir Menschen sind selbst unvollkommen und deshalb ist auch das, was wir schaffen, oft sehr unvollkommen und mangelhaft. Wären wir vollkommen, so hätten wir gar keine Rechtspflege nötig, wir wüßten dann jederzeit was recht ist und würden das Rechte tun und das Unrechte lassen. Weil wir aber das nicht können, haben wir, um uns in den nötigen Schranken zu halten, eine Rechtspflege für unseren Kirchenkörper nötig. Diese Rechtspflege hat die Synode im neuen Modus von 1901 gefunden.

Wir sollten aber stets bereit sein, einer berechtigten und wohlmeinenden Kritik das Wort zu gönnen und da, wo mit **überzeugenden** Gründen irgendwo ein Fehler an unserer neuen Rechtspflege nachgewiesen wird, oder wo vielleicht eine oder die andere unserer Rechtsauffassungen oder Bestrebungen gegen die Gesetze eines Landes oder Staates verstoßen, da sollten wir williglich das Mangel- oder Fehlerhafte korrigieren. Eine Rückkehr aber zum alten Modus wäre eine Verböserung, nicht aber eine Verbesserung! Der reaktionäre Ruf, den man zuweilen hören oder lesen kann: „Zurück zum alten Modus!" erinnert an sieben biedere Schwaben, die friedlich in einem Gasthaus saßen. Es erhob sich ein Streit. Man einigte sich, und zwar „ein-

stimmig" den Störenfried an die Luft zu setzen, was der Knecht des Hauses auch gründlich besorgte. Bald darauf besannen sich die biederen Schwaben noch einmal und kamen nun, allerdings nicht einstimmig, zu dem Resultat, daß der Hinausgeworfene mit Unrecht an die Luft gesetzt worden und darum wieder hereinzuwerfen sei, was auch, zwar nicht einstimmig, doch mit Majoritätsbeschluß, geschah. Dafür wurden sie aber von aller Welt ausgelacht. Das "tertium comparationis" liegt nahe, wenn auch sonst der Vergleich, wie die meisten Vergleiche, etwas stark „hinkt." Lassen wir den alten Modus, wo er hingehört — draußen!

Was wir aber tun wollen und als evangelische Christen tun sollen, ist das: uns bestreben, so zu wandeln und zu handeln, daß wir mit unserer Rechtspflege in möglichst wenig Kollision kommen. Wir wollen nachjagen im Blick auf den allein vollkommenen Herrn Jesum dem, was „wahrhaftig ist, was ehrbar, was keusch, was gerecht und was sonst eine Tugend ist." Und ehe wir es darauf ankommen lassen, zu klagen oder uns verklagen zu lassen, sollten wir versuchen, uns in Brüderlichkeit zu vergleichen. Bei solchen Vergleichen und Versöhnungsversuchen darf man aber ja nicht die Gesinnung jener Frau haben, welche dem Richter, der sie fragte: „Haben Sie je auf das Haupt Ihrer Nachbarin, was man so feurige Kohlen heißt, gesammelt," antwortete: „Ne, Herr Richter, aber 'n Kübel voll kalt Wasser möcht ich ihr recht gern uf'n Kopf schütten!" „Soviel an euch ist, habt mit allen Frieden," sagt der große Apostel. Daß das nicht immer möglich ist, geht gerade aus diesen Worten hervor. Und darum sind Mittel in dieser Welt der Disharmonie nötig, um den Friedensstörer zurechtzuweisen und dem Unrecht zu wehren. Ein solches Mittel ist unsere Rechtspflege. Je weniger wir nun diese Gerichte in Anspruch nehmen, desto besser. Je weniger die Gerichte zu tun haben, desto mehr werden sie das Vertrauen der Synodalen, der Geistlichen und auch der Laien gewinnen.

Eine Beleuchtung der sozialistischen Veröffentlichungen des Herrn Pastors H. Niedernhöfer.

Von Pastor G. H. Sievking.

Herr Pastor H. Niedernhöfer, Nashville, Ill., hat in der „St. Louis-Arbeiterzeitung," einem sozialistischen Blatte, einen neun Spalten langen „Protest, Weck- und Mahnruf" veröffentlicht. Ferner ist er der Verfasser einer Brochüre, betitelt „Das Reich Gottes," gedruckt in der Cooperative Printery, 966 Chouteau Avenue, St. Louis, Mo. Diese beiden Erzeugnisse von Herrn Pastor Niedernhöfers Feder sollen im nachstehenden Aufsatze besprochen werden.

Die „Abendschule" hatte kürzlich (Januar 1912) in einem ihrer trefflichen, „Aus der Zeit für die Zeit" überschriebenen Artikel erklärt:

„Der Sozialismus ist zusammengesetzt aus unzweideutiger Infragestellung der Berechtigung aller Einrichtungen, der Obrigkeit und Gerichte, besonders der Ehe, ferner aus offenermaßen erklärtem Materialismus und unverhohlener, prahlerischer Irreligiosität. Er ist mit einem Worte ein Feind des modernen Staates und ein Feind der Kirche, und zwar erklärtermaßen.“

Gegen diese Auslassungen protestiert Herr Pastor Niedernhöfer im oben erwähnten Artikel der „Arbeiterzeitung.“ Er weist nach, daß Obrigkeit, Gerichte und Ehe im modernen Staate nicht im entferntesten das sind, was sie sein sollten: Die zivilisierten, dem Namen nach „christlichen“ Nationen, starren in Waffen; ihre Gerichte und Legislaturen sind korrupt; den Arbeitern wird der Lohn abgebrochen; Prostitution, Mädchenhandel und andere Laster werden n i c h t ausgerottet; dagegen werden unzivilisierte und halbzivilisierte Völker durch Branntwein- und Opium-Export systematisch verderbt; Mammon ist der Götze, der unablässig und überall angebetet wird, u. s. f. Herrn Pastor Niedernhöfers Ausführungen laufen schließlich auf folgendes Argument hinaus: Da doch Obrigkeit, Gericht, Ehe und andere Einrichtungen des modernen Staates nichts taugen, warum macht man dem Sozialismus einen Vorwurf daraus, daß er ein Feind dessen ist, was nichts taugt?

Mit ebendemselben Argument nimmt Herr Pastor Niedernhöfer den Sozialismus in Schutz gegen den Vorwurf, aus Materialismus und Irreligiosität zusammengesetzt zu sein. Der Kirche, resp. den vielen Einzel-Kirchen, so erklärt Herr Pastor Niedernhöfer, gilt das durch Jesaia gesprochene Jehovah-Wort: „Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke. Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahreszeiten. Ich bin derselben überdrüssig, ich bin es müde zu leiden. Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch, und obschon ihr viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts.“ Warum darf also der Sozialismus nicht der Feind einer verderbten Kirche sein? Was den Glaubensstandpunkt der einzelnen anlangt, so weist Herr Pastor Niedernhöfer darauf hin, daß es einerseits auch Ungläubige und Spötter in den bürgerlichen Parteien gebe, und daß andererseits in den Reihen der Sozialisten hunderte, ja mehr als tausend gläubige Prediger der verschiedensten Denominationen zu finden seien. — Er geht aber noch weiter. Wenn auch viele Sozialisten „Ungläubige“ im kirchlichen Sinn des Wortes sind, so führt er aus, so sind sie i n i h r e r A r t dennoch „gläubig,“ denn „sie glauben, so versichert er uns, trotz so mancherlei Enttäuschungen, an die völlige Ueberwindung des Bösen und den endlichen Sieg des Wahren und Guten, an das völlige Heil aller Menschen, an die Gleichberechtigung aller Menschen, welche sie als „Brüder“ ansehen! Ja, sie sind Gläubige, und als solche reden und zeugen sie gewaltiglich, aber nicht wie die „Schriftgelehrten und Pharisäer.“ Und welchen Opfersinn offenbaren sie!“

Ferner führt Herr Pastor Niedernhöfer aus, daß der Sozialismus Freiheit von der Knechtschaft bringe, und daß er darum ein Christus-Werk sei. Denn alles, was Freiheit bringt, sei aus der Wahrheit; die Wahrheit aber sei aus Christus. Auch werde der Sozialismus als internationale Erscheinung das heiß ersehnte Ziel der christlichen Religion herbeiführen: Eine Herde unter einem Hirten. Dem Kirchentum ruft Herr Pastor Niedernhöfer zu: „Kann denn das nicht erkannt werden? Wie lange wollen die Kirchen noch schlafen? Wann, ja wann, Christenvolk willst du erwachen? Wann?!“ Dies ist sein Weck- und Wahnruf.

Seiner Beweisführung, daß die Sozialisten in ihrer Art „gläubig“ seien, wollen wir das Zeugnis nicht versagen, daß sie großzügig und kühn ist, und sich mit Kleinigkeiten nicht abgibt. Aber trotz alledem ist sie falsch. Wir unsererseits wollen versuchen, ihm ebenso großzügig zu antworten und ohne auf Einzelheiten einzugehen. Um es kurz zu machen, greifen wir einen Satz seines Artikels heraus. Unter Anspielung auf die Geschichte Gideon's und fest an den Sieg des Sozialismus glaubend, fragt er: „Ahnt man etwas von dem gerösteten Gerstenbrot, das sich heranwälzt, um das Heer der Midianiter vollständig umzukehren?“ Das heißt also: Der jetzige moderne Staat mit all seinen gesetzgeberischen, industriellen, gesellschaftlichen und kirchlichen Uebelständen ist das Heer der Midianiter; und der Sozialismus ist das heranrollende, das midianitische Lager umkehrende, gideonitische Gerstenbrot! Nein, Herr Pastor Niedernhöfer! Die bürgerliche Gesellschaft mit all ihren nicht zu leugnenden Schäden in Staat, Industrie, Kirche, Ehe etc., entspricht dem abgefallenen Israel. Die Sozialisten dagegen sind die von Gott zur Zuchtrute bestellten Midianiter. Der Gideon, der Israel erlöst, ist wahrlich nicht unter den Sozialisten zu suchen; es wird der wiederkehrende Christus selbst sein. Hier liegt der prinzipielle Unterschied zwischen dem Standpunkt des Herrn Pastor Niedernhöfer und demjenigen des Schreibers dieser Zeilen. Wenn es Herrn Pastor Niedernhöfer möglich ist, in dieser prinzipiellen Frage zum Standpunkte des Verfassers dieses Aufsatzes herüberzukommen, — über alles andere würden wir uns sehr bald einigen. Man nehme doch die sozialistischen Hetzer und Schürer, wie sie sind, die walking delegates, die Sluggers, und nun gar die industrial workers of the world! Diese Leute sollten der Welt Wahrheit und Freiheit bringen? Sie sind nur groß im Niederreißen, aber unfähig, etwas Positives aufzubauen. Sie tragen nicht gideonitisches, sondern midianitisches Gepräge. — Dem wiederkehrenden Christus soll allerdings der Weg geebnet werden. „Alle Tale sollen erhöhet werden, und alle Berge und Hügel sollen geniedrigt werden; und was ungleich soll eben, und was höckericht ist, soll schlicht werden.“ Zugegeben! Das tut der Sozialismus! Aber nicht, wie Johannes der Täufer durch positive Predigt der Gerechtigkeit, sondern einzig und allein durch negatives Unterminieren und Zerstören. Da Herr Pastor Niedernhöfer die Kirchenleute apostrophiert: „Wie

lange wollt ihr noch schlafen?" so rufen wir ihm unsererseits zu: Wann wird Herr Pastor Niedernhöfer sich die Augen öffnen lassen?!

Wir wollen uns nun mit der von Herrn Pastor Niedernhöfer verfaßten Broschüre „das Reich Gottes" befassen. Er behandelt 1) den Namen, 2) das Wesen, 3) das Werden des Reiches Gottes und kommt durch seine theologischen Deduktionen zu dem Ergebnis, daß der Sozialismus dazu berufen sei, das Reich Gottes auf Erden aufzurichten. Wir beabsichtigen, zuerst seine theologischen, sodann seine sozial-politischen Anschauungen zu prüfen.

In den beiden ersten Teilen seiner Brochüre, „Namen" und „Wesen" des Reiches Gottes, kommt Herr Pastor Niedernhöfer zu dem Ergebnis, daß „das Reich Gottes der harmonische Besitz und Gebrauch der von Gott gegebenen Güter seitens des Menschen" ist. Das Reich Gottes ist ihm also etwas Diesseitiges, und dies betont er mit großem Nachdruck. Er folgert dies aus den im Alten Testament gebräuchlichen, etwas Diesseitiges bezeichnenden Ausdrücken „Land Kanaan," „Land Israel," „Jerusalem," „Zion," „Reich Israel," „Reich des Gesalbten," „Land, da Milch und Honig fließt," etc. Als Neutestamentliche Bezeichnungen des Reiches Gottes nennt er „Reich Israel" (Ap. Gesch. 1, 6), das „neue Jerusalem," die „geschmückte Braut." Er erkennt zwar an, daß im Neuen Testament die Ausdrücke „Himmelreich" und „Reich Gottes" sehr oft vorkommen; auch daß der Erlöser gesagt hat „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Er weigert sich aber, die entsprechenden Konsequenzen daraus zu ziehen. Denn er bleibt dabei, daß das Reich Gottes etwas Diesseitiges sei. Dies ist der erste bedenkliche Fehler seiner theologischen Deduktionen. Er will nicht zugeben, daß im Neuen Testament „der Blick vom Vergänglichen, Irdischen, Sündlichen nach dem Unvergänglichen, Himmlischen und Göttlichen gerichtet werde." Neutestamentliche Schriftstellen, wie z. B. „Trachtet nach dem, was droben ist, und nicht nach dem, was auf Erden ist," und „Unser Wandel ist im Himmel," fertigt er folgendermaßen ab: „Wenn nun aber auch diese Bibelworte dastehen, wer kann Beweise bringen, daß die gebräuchliche Anwendung unbedingt richtig ist? Wenn solchen allgemeinen Worten, die eine ganz andere Auslegung bedingen, positive, klare, unzweideutige Worte, sowie praktische Anwendung dieser Worte gegenüberstehen, und jedes einzelne Leben eines Christen, sowie die Entwickelung der ganzen Völkerwelt offen dagegen Zeugnis ablegen? Was soll, was kann also mit den angeführten Worten gesagt werden? Braucht die Neu-testamentliche Gemeinde keine Nahrung mehr? Kann sie ohne Obdach und Kleidung fertig werden?"

Das ist nun freilich eine sehr willkürliche Ignorierung derjenigen Schriftworte, die nicht in sein vorgefaßtes System hineinpassen. Auch hat noch niemand, der da „trachtet nach dem, was droben ist," behauptet, daß die neutestamentliche Gemeinde ohne Nahrung, Kleidung und Obdach fertig werden müsse. Solche Bibelstellen aber, die zu seinem Sy-

stem passen, zieht Herr Pastor Niedernhöfer in großer Zahl heran, z. B. die Antwort Jesu an den zweifelnden Täufer, die werktätige Nächstenliebe der ersten jerusalemischen Christengemeinde, die von den mazedonischen und korinthischen Gemeinden nach Jerusalem gesandte Liebesgabe, um dann zu fragen: „Geht nicht aus der ganzen Lehre Jesu und der Apostel klar hervor, daß der Mensch mit seinen leiblichen Bedürfnissen höher geachtet ist als alles andere?" Und abermal schreibt er: „Also überall zeigt uns die Schrift von Anfang bis zu Ende, daß die Befriedigung unserer leiblichen Bedürfnisse wesentlich zu unserer Seligkeit, zum „Reiche Gottes" gehört. Darum dürfen wir mit vollem Rechte sagen: Der harmonische Besitz und Gebrauch der von Gott dem Menschen gegebenen Güter ist das Reich Gottes."

Von einem harmonischen Besitz und Gebrauch der Gottesgaben ist aber nach Herrn Pastor Niedernhöfer bis jetzt nur wenig zu merken, denn Selbstsucht und Mammonsdienst verkehren einstweilen noch die von Gott gewollte Harmonie in Disharmonie. Hierin stimmen wir ihm vollkommen bei. Aber Herr Pastor Niedernhöfer verzagt nicht. Er hofft und glaubt kühn, daß die Menschheit sich noch einmal von Selbstsucht und Mammonsdienst emanzipieren werde, und zwar hauptsächlich durch das machtvolle Eingreifen des Sozialismus in die gegenwärtigen Verhältnisse. In diesem Zusammenhang sei hier erinnert an den oben schon einmal zitierten Passus des Artikels in der „Arbeiterzeitung": „Die Sozialisten sind „Gläubige" in ihrer Art, wenn sie mit aller Zuversicht, trotz so mancherlei Enttäuschungen an der völligen Ueberwindung des Bösen und dem endlichen Sieg des Wahren und Guten festhalten."

Verweilen wir aber noch bei Herrn Pastor Niedernhöfers theologischen Anschauungen. Wie stellt er sich die Vollendung des Reiches Gottes vor? Er verwirft mit Entschiedenheit die altreformatorische Auffassung, daß Christus plötzlich erscheinen werde, um die Toten zu erwecken, das Weltgericht zu halten, die Frommen in den Himmel zu nehmen und die Gottlosen in die Hölle zu verstoßen. Im besondern will er nicht gelten lassen, daß Christus das Böse, resp. die Bösen mit Gewalt niederwerfen und verdammen werde. Die Erfüllung von Matth. 24 ist seiner Ansicht nach nicht anders zu erwarten als durch „dann und wann sich vollziehende Umwälzungen." Dagegen soll das Reich Gottes durch Menschen langsam und allmählich — dies betont Herr Pastor Niedernhöfer sehr stark —, also nicht durch Christi Parusie aufgebaut und vollendet werden. Durch menschliche Bestrebungen, und zwar hauptsächlich durch den Sozialismus soll es zuletzt dahin kommen, daß die durch Selbstsucht und Mammonssinn verursachte Disharmonie überwunden wird; und wenn die Menschen den Bau des Reiches Gottes vollendet, wenn sie sich also eines harmonischen Besitzes aller Gottesgaben erfreuen werden, dann wird Christus durch seine Parusie das Werk krönen.

Wir wollen uns mit dieser Eschatologie auseinander setzen. Der

Schreiber dieser Zeilen ist Chiliast. Insofern hat auch er mit der altreformatorischen Eschatologie gebrochen. Die erste Spur, die ihn zum Chiliasmus führte, war die bekannte Stelle des Römerbriefes von der Erlösung der seufzenden Kreatur zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes; die zweite die Verheißungen betreffs Israels herrlicher Zukunft, wie z. B. Jesaia 60. Und noch auf einem dritten Wege muß ein aufmerksamer Christenmensch mit Notwendigkeit zum Chiliasmus gelangen: Es ist eben die Beobachtung des heutigen Sozialismus. Derselbe „erhöht," wie schon einmal bemerkt, „die Täler und niedrigt die Berge und Hügel" als Wegbereiter des Millenniums, aber nicht durch positives Aufbauen, wie Herr Pastor Niedernhöfer meint, sondern nur durch negatives Einreißen — dies ist eben der prinzipielle Unterschied in der Ueberzeugung des Herrn Pastor Niedernhöfer und derjenigen des Schreibers dieser Zeilen.

Im übrigen leidet Herrn Pastor Niedernhöfers Eschatologie an zwei Schwächen: Erstens erwartet er zu viel von menschlichen Bestrebungen. Die Menschen — und nun gar die Sozialisten! — sollen es ohne eine neue Parusie dahin bringen, daß Selbstsucht und Mammonsinn überwunden werden??!! Das Volk Israel hat es auch nicht vermocht, das griechisch-römische Heidentum zu überwinden, trotzdem sie „Land und Wasser umzogen, um einen Judengenossen zu machen." Erst mußte der Sohn Gottes auf Erden kommen. Und zweitens schätzt Herr Pastor Niedernhöfer den Widerstand Satans, des alten, bösen Feindes, gegen das Reich Gottes nicht hoch genug ein. Der Schreiber dieser Zeilen bekennt sich zu dem zwar altväterlichen, aber in der Schrift begründeten Glauben, daß es einen Satan, einen furchtbaren Widersacher Christi, gibt. Derselbe hat sein Werk in den Kindern des Unglaubens, und auch in sehr zahlreichen ungläubigen Sozialisten! Schreiber dieses bekennt sich ferner zu dem Glauben, daß Christus diesen Widersacher mit Gewalt niederwerfen wird, und darum kann er nicht einsehen, weshalb er einen Schriftabschnitt wie Offenb. 19, 11—16 verwerfen sollte, wie Herr Pastor Niedernhöfer es zu tun scheint. Der Satan soll nach Offenb. 10, 10 „im feurigen Pfuhl gequält werden von Ewigkeit zu Ewigkeit," — und das ist Recht so! Eine ganz andere Frage aber ist es, was das Schicksal der Menschenseelen sein wird, die sich vom Satan haben verführen lassen, und es versäumt haben, sich zu bekehren. Da Herr Pastor Niedernhöfer in seiner Brochüre über diejenigen spottet, denen „nur wohl ist, wenn sie so recht von der „„Hölle"" und den „„ewigen Qualen"" reden können," so sei hier folgendes erwidert: Der Schreiber dieser Zeilen nimmt mit vielen evangelischen Pastoren den weitherzigen Standpunkt ein, daß die Unbußfertigen „in den Kerker geworfen werden, bis sie den letzten Heller bezahlt haben." Das heißt doch wohl, daß sie den Kerker werden verlassen dürfen, sobald der letzte Heller bezahlt ist. Der Schreiber dieses glaubt auch an die apokatastasis panton. Nur die Sünde wider den Heiligen Geist findet keine Vergebung „weder

in dieser noch in jener Welt." Darum muß diese Sünde ein bewußtes, beharrliches und konsequentes (und eben darum satanisches) Sich-verschließen gegen Wahrheit und Recht sein.

So viel über Herrn Pastor Niedernhöfers theologische Deduktionen; nun seine sozial-politischen Anschauungen. Er schreibt:

„Der Sozialismus hat der Losung Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in der Welt Geltung verschafft. Mag man spötteln und witzeln über diese Worte und Werte, sie sind und bleiben göttliche, ewige Wahrheit, und kein Spott und kein Hohn, kein Lug und Trug, weder Hohes noch Tiefes vermögen sie aus der Welt zu schaffen! Gott kennt kein Ansehen der Person, vor ihm gibt's keine Hohen und Niederen, sie sind alle Brüder; Brüder aber sind Gleichberechtigte. Dieses aber fordert . . . . Selbstverleugnung, Verzichtleistung auf Ehre und Ansehen, sowie Hingabe des Privatbesitzes zum allgemeinen Wohl. Diese Worte in unserer Sprache, nach unsern heutigen Verhältnissen, können aber nichts anderes meinen, als: Die Macht und Herrschaft muß aus den Händen einzelner genommen und in die Hände aller übertragen werden; ebenso das Recht der Arbeitgebung, der Beschäftigung darf nicht einzelnen, sondern muß der Gesamtheit zustehen, denn wer über das Recht der Beschäftigung anderer verfügt, verfügt damit über das Recht der Lebensbedingungen solcher. Von allen muß die Arbeit nach Bedarf, nicht nach Willkür einzelner eingerichtet und geleistet werden. Dies erfordert Verständigung, Gemeinschaft aller. Die Kräfte der Erzeugnisse der Natur, sowie alle Errungenschaften großer Geister in den Zweigen aller Erfindungen dürfen nicht von einzelnen kontrolliert und monopolisiert werden, sie gehören, von Gottes und Rechts wegen, der gesamten Menschheit. Dies aber schließt Privatunternehmungen aus, da solche ja nicht das Wohl der Gesamtheit, sondern den privaten Gewinn im Auge haben. Ist dieses aber nicht die Verwirklichung des Wortes des Meisters: 'Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, denn einer ist euer Meister, Christus.'?"

„Daß nach dieser Richtung hin schon gewaltige Vorwärtsbewegungen gemacht wurden, ist klar und ersichtlich. Die Maschine drängt mit unwiderstehlicher Gewalt diesem Ziele zu. Segen, sowie Fluch der Maschine für die Menschheit sind gewaltige Verbündete der wahren Religion, heute wie früher, um zur Verwirklichung der Ideale der Religion zu führen. — Dieses bedeutet allerdings eine langsamere, oder auch schnellere Umgestaltung unserer gesamten gegenwärtigen Verhältnisse, einen entschiedenen, wohl auch bitteren Kampf gegen Mammon, den Gott dieser Welt, der die Welt bis heute noch immer in Verblendung hält, weil er sie bezaubert hat mit seinem Reichtum, der Könige und Kaufleute, ja selbst

das Volk Gottes umstrickte, verführte und darum ihren Untergang herbeiführte. Vergleiche hierzu eingehend Offenbarung 18.

Wird nach solchen, auf Grund der Geschichte der Entwickelung, wie wir sie alle beobachten können (ohne derselben auch nur den geringsten Zwang anzutun) erkannten Tatsachen es uns nun noch schwer, in dem Sozialismus die von Gott erweckte Bewegung, das Zeichen der Zeit, zu erkennen? Zielbewußt, klar und bestimmt, ohne Wanken und Weichen strebt er allein diesem Ziele zu. Er erkennt keine Fürsten und Herren an, er weiß von keinem Recht außer dem Recht der Arbeit und dem vollen Lohn derselben. Er ist nicht national, sondern international, er erkennt darum auch keine nationalen, sondern nur internationale Rechte an. Er will keine Unterdrückung und Unterjochung, sondern fordert Freiheit für alle ohne Ausnahme. Er ist der erbittertste Feind des Krieges, der Kriegsrüstungen und -waffen. Er ist der bedeutendste, erfolgreichste Bekämpfer des Unrechts, der Verbrechen, Armut und Ausbeutung. So ist er auch der größte Förderer der allgemeinen Bildung, sowie der Verbrüderung aller Menschen. Er fördert den gegenseitigen, friedlichen Ausbau des Handels und des Austausches unter allen Völkern. Er erstrebt mit aller Macht: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," nicht mit Waffengewalt, sondern mit dem bis jetzt uns gewordenen Recht der freien Wahl."

„Ist es schwer zu erkennen, daß eine neue Zeit, eine gnädige Heimsuchung des Herrn vorhanden ist, und eine abermalige Einladung zur Hochzeit des Sohnes, und zwar diesmal an die auf der Landstraße, die Guten und Bösen, ergeht? Diese „Guten und Bösen" von der Straße hören den Ruf, beginnen zu folgen und den Hochzeitssaal zu füllen. Was macht's, wenn auch einer dazwischen ist, der kein hochzeitliches Kleid trägt? Sollte man deshalb alle verwerfen? Können wir nicht verstehen, daß der Herr seine Absichten ausführen muß, selbst wenn es mit den — wie behauptet wird — „ungläubigen, gottlosen" Sozialisten geschehen muß?"

Ich sehe mich völlig außer stande, Herrn Pastor Niedernhöfers Optimismus und Enthusiasmus hinsichtlich des Sozialismus zu teilen. Die Worte „Ihr werdet sein wie Gott" waren im Munde der Schlange eine Lüge, eine gleißend prächtige, nur allzu verführerisch schimmernde Lüge, aber eben darum auch die schlimmste und verhängnisvollste Lüge, welche jemals ausgesprochen worden ist. Wenn man aber absolut so will, so kann man ja auch sagen: Die Schlange hat eine ewige, göttliche Wahrheit ausgesprochen, denn wir lesen ja im ersten Johannis-Briefe: Wir wissen, ... daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Genau so verhält es sich mit den Worten „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Dieselben enthalten nach Herrn Pastor Niedernhöfer eine ewige, göttliche Wahrheit. Aber im Munde der Sozialisten sind sie nichts weiter, als gleißende, verführerische Lü-

gen. Diese Worte waren das von J. J. Rousseau geprägte Schlagwort der großen französischen Revolution. Als aber jene Revolutionäre zur Macht gelangt waren, zeigte es sich, daß sie der Welt nichts zu geben vermochten als „Freiheit zu sündigen, Gleichheit des Elends und die Brüderlichkeit Kains."

Die Hingabe allen Privat-Besitzes erfordert allerdings sehr viel Selbstverleugnung. Sind aber die Sozialisten selbstverleugnender als andere Menschenkinder? Die Wahrheit ist, daß sie ihre Ziele mit derselben Rücksichtslosigkeit verfolgen, und mit womöglich noch größerem Terrorismus und noch größerer Intoleranz, als der Kapitalismus die seinigen.

Ist die Partei, welche die Moyers, Heywoods, McNamaras etc., zu ihren eifrigsten Vorkämpfern zählt, wirklich „die bedeutendste und erfolgreichste Bekämpferin des Unrechts und der Verbrechen," wie Pastor Niedernhöfer behauptet? Und sind die walking delegates und all die sozialistischen Hetzer und Schürer „die Boten, welche die Massen zur Hochzeit des Königsohnes einladen"?!!

Nein! Die Sozialisten sind die Heerscharen des Anti-Christus! Allerdings bereiten sie Christi Wiederkunft vor, in sehr wirksamer Weise sogar; aber sie tun es schließlich doch nur unbewußt, ohne es selbst zu ahnen, durch negatives Unterminieren und Niederreißen. „Der Anti-Christ," sagt Auberlen, „will und verheißt ganz dasselbe, was Christus bringt, nur auf entgegengesetztem Wege — ohne Kreuz. Das ist sein Zauber, womit er nach der Offenb. Johannis Völker und Könige verführen wird." Martensen aber läßt sich also vernehmen: „Können wir verkennen, daß die politischen, sozialistischen und kommunistischen Tendenzen der neueren Zeit — diese Ausgeburten des hereinbrechenden Antichristentums — mit dem krassesten Chiliasmus geschwängert sind?" Und an anderer Stelle sagt er: „Nicht alles ist im Sozialismus und in der Demokratie Irrtum. In ihrem Ideal sind manche Züge wahr. Sie haben geahnt, gesucht, geforscht, gerungen, während die Kirche den Chiliasmus ächtete. Auch im Ahnen der Zukunft sind die Kinder dieser Welt klüger gewesen, als die Kinder des Lichts. Aber sie haben ihre Sache erstrebt durch menschliche Kraft, ohne Gott, ohne Christus, und weil sie den rechten Grundstein verwarfen, sind diese Bauleute zu schanden geworden."

Der Sozialismus ist eine von Satan veranstaltete verzerrte Antizipierung des Milleniums, ähnlich wie das Papsttum eine von derselben finstern Macht betriebene Antizipierung des „Wohnens Gottes unter seinem Volke" ist. Mögen immerhin die konservativen Elemente des Sozialismus jetzt noch die Tonangebenden sein, mit der Zeit werden sie ganz gewiß von den radikalen Elementen beiseite geschoben werden. Auch werden die Radikaleren durchaus nicht, wie Herr Pastor Niedernhöfer hofft, ihre Ziele allein vermittelst des Stimmzettels anstreben. O nein, so bald sie die Macht dazu zu haben vermeinen, wer-

den sie ihre umstürzlerischen Ideen mit Feuer und Schwert in die Tat umsetzen.

Welche Stellung soll nun ein Prediger des Evangeliums dem Sozialismus gegenüber einnehmen? Wir wissen nicht, ob Herr Pastor Niedernhöfer schon so mit dem Sozialismus verwachsen ist, daß er sich selbst einen „Genossen“ nennt. Wenn er ein „Genosse“ geworden, so wäre dies von seinem Standpunkt aus nur konsequent. Unseres Erachtens muß ein ernster und auf hoher Warte stehender Prediger heutzutage eine Stellung in seinem Volke einnehmen, wie der Prophet Jeremia einst in Israel. Dieser strafte sein Volk, und besonders die Großen desselben, mit unerbittlichem Ernst um ihrer Sünden willen; er verkündete ihnen das unabwendbare Gericht, er bezeichnete den Nebukadnezar als den kommenden Vollstrecker von Jehovahs Zorngericht; er ging so weit, Nebukadnezar einen „Knecht Jehovahs“ zu nennen (Jer. 25, 9 und 27, 6), *aber er ging nicht über ins Lager der Chaldäer.* — *So* möge heute jeder Prediger, der sich dazu berufen fühlt, dem Kapitalismus seine Sünden vorhalten; er möge den Sozialismus als den von Gott berufenen Vollstrecker des herannahenden Gerichts bezeichnen, und meinethalb möge er auch in diesem Sinne den Sozialismus einen „Knecht Jehovahs“ nennen. *Aber er soll nicht ins sozialistische Lager übergehen.* Wenn er es doch tut, wird er eben auch früher oder später von den radikalen Elementen des Sozialismus beiseite geschoben und mundtot gemacht werden.

Herr Pastor Niedernhöfer sagt, er habe sich bemüht, die Zeichen der Zeit zu erkennen und sie nach Maßgabe sowohl des Offenbarungswortes, wie auch der Tatsachen der Weltgeschichte zu deuten. Der Schreiber dieser Zeilen hat dasselbe getan. Er kann aber nur zu folgendem Ergebnis kommen: Der Sozialismus ist das Anti-Christentum; er wird das päpstliche Pseudo-Christentum vernichten, zusamt allem dumm gewordenen Salz aus andern Kirchen. Er wird die ganze heutige mammonistische Gesellschafts-Ordnung umstoßen. Endlich aber wird er selbst vom wiederkehrenden Christus in den Staub gelegt werden. Dann wird Christus selbst und kein anderer im Millennium das Zeitalter des Völkerfriedens, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bringen.

Dispositionen.

Eingesandt vom Pfarrkränzchen in Cincinnati, Ohio.

(Schluß.)

15. *Sonntag nach Trinitatis.* Apg. 26, 28.

A. Das traurige: fast überredet.

I. Die Wahrheit ist verspürt, wird aber abgewiesen.

II. Der Tag des Heils ist da, wird aber nicht angenommen.

B. Beinahe, aber nicht ganz. Wir sehen

I. auf die große Schar der halben Christen;

II. auf die ernste Gefahr der halben Christen;
III. auf die einzige Rettung für die halben Christen.

---

16. Sonntag nach Trin. 5. Mose 1, 25.

A. Die Sprache der Ernte.
  I. Die Früchte reden von Gottes Güte;
  II. Die der Früchte genießen, singen Gottes Lob.
B. Wie können wir ein gesegnetes Erntedankfest feiern? Wenn wir beherzigen:
  I. Es ist Gottes Segen, an dem alles gelegen.
  II. Es sind Gottes Gaben, an denen wir uns laben.

---

17. Sonntag nach Trin. Psalm 2, 2—4.

Die ohnmächtige Wut der Feinde Gottes und seines Gesalbten.
  I. Jesus Christus herrscht als König,
  Alles ist ihm untertänig.
  II. Selbst über aller Feinde Schar,
  Er seiner Kirche Herrlichkeit bewahrt.

---

18. Sonntag nach Trin. Jakobus 5, 7—11.

A. Gott fordert von uns Geduld
  I. in unserer Reichs-Gottes Hoffnung;
  II. in unserm Verkehr mit den Brüdern;
  III. in unserm persönlichen Leben und Leiden.
B. Die Zukunft des Herrn ist nahe.
  I. Das ermahnt zur Geduld.
  II. Das belebt die Hoffnung.
  III. Das stärkt das Gottvertrauen.
  IV. Das versichert göttliches Erbarmen.

---

19. Sonntag nach Trin. Lukas 15, 18.

A. Eine glückliche Heimreise.
  I. Wer macht sie?
  II. Was veranlaßt sie?
  III. Was ist ihr Erfolg?
B. Des verlorenen Sohnes Rückkehr, ein Bild der Umwandlung des Sünders. Wir sehen
  I. auf die rechte Einkehr;
  II. auf die wirkliche Umkehr;
  III. auf die glückliche Heimkehr.

Reformationsfest. Psalm 93.

A. Der Herr ist König.
  I. Sein Reich hat er selbst gegründet.
  II. Sein Thron steht fest.
  III. Seine Majestät ist unbegreiflich.

IV. Sein Wort ist zuverlässig.

B. Wir stimmen ein in das Triumphlied: „Der Herr ist König." Darum
   I. lobsingen wir: „Ein feste Burg ist unser Gott";
   II. beugen wir uns in dem demütigen Bekenntnis: „Mit unserer Macht ist nichts getan";
   III. fürchten wir uns nicht, „und wenn die Welt voll Teufel wär";
   IV. trotzen wir im Blick auf die Zukunft: „Das Wort sie sollen lassen stahn."

---

21. Sonntag nach Trin. Psalm 92, 13.

A. Die ewige Jugend der Kinder Gottes.
   I. Sie sind gepflanzt in den Vorhöfen des Herrn, deswegen grünen sie.
   II. Sie sind fruchtbar, deswegen verkündigen sie, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm.

B. Die Herrlichkeit des Glaubens.
   I. Er wirkt Gerechtigkeit.
   II. Er wirkt eine unüberwindliche Kraft zum Heil und zur Heiligung.

C. Zwei schöne Bilder der Gotteskinder.
   I. Der Gerechte ist wie ein Palmbaum, schön und fruchtbar.
   II. Der Gerechte ist wie eine Ceder, fest und standhaft.

---

22. Sonntag nach Trin. Matth. 13, 47—50.

A. Das Gleichnis vom Netz.
   I. Das Netz ins Meer geworfen.
   II. Allerlei Gattung gefangen.
   III. Die Scheidung vorgenommen.

B. Gottes Reich auf Erden.
   I. Dem Menschen kommt es zu, zu arbeiten.
   II. Gott kommt es zu, zu richten.

---

23. Sonntag nach Trin. Jesaja 55, 8—11.

A. Werfet euer Vertrauen auf Gottes Gnade nicht weg. Denn
   I. Gottes Gedanken trügen nicht.
   II. Gottes Wege fehlen nicht.
   III. Gottes Herrlichkeit täuscht nicht.

B. Die Offenbarung der Gedanken Gottes.
   I. In seinem Wort als Aeußerung seines Willens.
   II. Im Gegensatz zu Menschengedanken.
   III. Und sind von fortdauernd schaffender Kraft.

Totenfest. Hebräer 4, 9—11.

A. Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.
   I. Hier auf Erden ist sie nicht.

II. Sie ist allein bei Jesus im Licht.
III. Eile, dann versäumst du sie nicht.

B. Die Ruhe des Volkes Gottes.
I. Worin diese Ruhe besteht.
II. Wer zu derselben eingeht.

C. Durch Jesum ist noch eine Sabbatruhe vorhanden dem Volke Gottes.
I. Darum preisen wir selig, wer zu diesem Volk gehört.
II. Darum lasset uns Fleiß tun, durch Jesum zu dieser Ruhe einzukommen.

Eröffnungspredigt zum 25jährigen Jubiläum des Nord-Illinois-Distrikts, gehalten am 7. Juni 1911.

Von Pastor F. Weber.

1. Korinther 4, 2.

Im Namen des Gottes, des wir sind und dem wir dienen, geliebte Brüder aus dem Amte und den Gemeinden, treten wir wieder mit diesem Gottesdienst als Distrikt zur Jahreskonferenz zusammen. Und wir tun es diesmal unter Verhältnissen, die von vornherein unser aller Herzen zu innigem Dank gegen den großen Schirmherrn unserer Kirche stimmen müssen.

Es sind 25 Jahre, seit unser Distrikt als ein selbständiger Distrikt besteht innerhalb unserer Evangelischen Synode. Wir blicken also heute zurück auf ein Vierteljahrhundert Distrikts- und Reichgottesgeschichte, an der wir selber Mitbeteiligte gewesen sind. Es sind Brüder unter uns, die haben diese Geschichte von Anfang an miterlebt. Sie sind Zeugen dafür, wie unser Distrikt durch Gottes Gnade aus den Tagen geringer Dinge emporgewachsen ist zu einer führenden Stellung innerhalb unserer Synode. Wir könnten wohl in Kürze mit dem Erzvater sagen: Wir sind zwei Heere geworden. Gewiß, auch unser Distrikt hat seine Sturm- und Drangperiode gehabt, aber solche Zeiten sind notwendig zu einer gesunden Entwicklung. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Drang der Welt.“

Und damit am Jubiläumstage Gottes Gnade in unserm Distrikt auch einem Thomas unter uns zum Greifen nahe käme, wartet eben in diesen Tagen ein evangelisches Diakonissenhaus und Hospital, gleich einer geschmückten Braut, auf den Tag der Weihe und Einsegnung! Brüder, das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen!

Noch mehr! Vor wenigen Tagen erst wurde der Eckstein gelegt zum notwendig gewordenen Neubau in Elmhurst! Wie schickt uns da der Herr zum Jubiläum eine so passende Gelegenheit zu, unsern Jubiläumsdank nun auch mit der Tat zu beweisen! Sieh, welch eine offene Tür zu einem weiteren, entschiedenen Schritt vorwärts! Welch eine Mahnung:

Dehne deine Seile lang, stecke deine Nägel fest!
Brich herfür, brich herfür! Zion, brich herfür in Kraft!
Weil die Bruderliebe brennet, zeige, was der in dir schafft,
Der als seine Braut dich kennet.
Zion, er hat aufgetan die Tür,
Brich herfür — brich herfür!

Doch das Ausschlaggebende bei unserer Jubelfeier ist nicht: Was haben wir erreicht? Oder: wie herrlich weit haben wir es gebracht! Sondern: Haben wir als Diener Jesu Christi immer mannhaft und mutig das Unsere getan? Sind wir treu gewesen? Wir wollen uns darauf besinnen, daß wir Haushalter sind! Verantwortungsschuldige Haushalter! Und bei einem Haushalter suchet man nicht mehr, denn daß er treu erfunden werde. Mit diesen Worten stellt St. Paulus uns die Tatsache unter Augen: „Die Treue gilt zuerst, zuletzt im Himmel und auf Erden." Und daraufhin wollen wir die tiefernste, einschneidende Gewissensfrage uns stellen:

I. Sind wir treu gewesen?

Indem ich aber diese Frage stelle, bin ich nun nicht der Meinung, daß wir ohne weiteres sollten auf die Kniee fallen und bekennen: Wir haben vielfach gesündigt und gefehlt! Wir sind untreu gewesen! Mit solch schnellem, fromm klingenden Bekenntnis überhebt gar mancher sich des weiteren Nachdenkens, und geht damit dem tiefinneren Antrieb zur Besserung feig aus dem Wege. Wir wollen ohne irgend welchen Selbstruhm ruhig und sachlich alles Gute anerkennen, das da ist unter uns. Wenn ein Distrikt in 25 Jahren sich zu einer leitenden Stellung emporringt, so daß er nicht bloß der Zahl nach, sondern auch den gebrachten Opfern nach an der Spitze unserer Synode steht, dann ist das doch ein Beweis dafür, daß Arbeit getan worden ist, treue, ehrliche Arbeit. Es zeugt das von warmem Eifer und heißem Gebet zu Gott, um das Kommen seines Reiches. Es zeugt von Opfersinn, der sich der Gnade Gottes verpflichtet weiß; es zeugt von herzlicher Liebe zu den Brüdern. Wir haben Brüder unter uns, die um des Herrn willen doppelte und dreifache Arbeit getan haben in ihren Gemeinden und besonderen Aemtern! Brüder, die Jahr um Jahr treu sich abmühen, ohne daß sie auf Anerkennung rechnen von Menschen, und ohne daß ihnen viel Dank wird für ihre Arbeit. Brüder, die oft auf einsamem Posten heldenmäßig ringen um Gottes Ehre und der Brüder Heil und der Wahrheit Preis! Wir haben auch Gemeinden unter uns, die in der Tat das Werk des Herrn nicht lässig treiben, die sich ihrer Aufgabe in der Evangelischen Kirche wohl bewußt sind. Wir haben Gemeindeglieder, die mit Entschiedenheit den Kampf aufgenommen haben wider die Sünde und Versuchung rings um sich her; den Kampf um die köstliche Gewißheit der Gotteskindschaft und um einen reichlichen Eingang in Jesu Reich! Und Gott wolle sie segnen in diesem Kampf!

Aber eben indem wir das Gute zusammensuchen, das da ist unter uns, kommt es uns zum Bewußtsein, wie weit wir hinter dem zurückge-

blieben sind, was wir hätten sein sollen und leisten können! Allerdings ist mit der Forderung der Treue, wie sie im Texte liegt, durchaus nichts Besonderes oderAußergewöhnliches von uns erwartet. Es ist eine Forderung, wie sie der gesunde Menschenverstand auch bei gewöhnlichen Alltagsarbeiten an den einfachsten Arbeiter stellt. Und doch liegt darin genug, um auch am Jubiläumstag einem das Herz schwer zu machen!

Nicht wahr, Brüder, dem Amte soll unsere ganze Kraft, unsere ganze Zeit, all unser Können, mit einem Wort, unser ganzes Herz gehören, und wie viel davon verwenden wir oft im Dienst einer andern Sache! Was wir im Namen Gottes zu sagen haben in der Predigt, bei Taufen und Trauungen, an Gräbern und bei der Konfirmation, im Beichtgottesdienst und bei unsern Hausbesuchen, nicht wahr, das soll doch immer als innerste Ueberzeugung, lebenswarm uns über die Lippen kommen; und wie oft und wie leicht wird uns auch das Heiligste zu geschäftsmäßiger Gewohnheit! Und grenzt das nicht sehr nahe an Heuchelei? Heilige Herzen und reine Lippen sind nötig für unser Amt; wie liegt die Gefahr so nahe, andern zu predigen, und selbst verwerflich zu werden! Gesetzt der Fall, unsere Predigt am Sonntag wäre die letzte gewesen vor unserer Gemeinde — wünschten wir nicht, wir hätten ernster noch vor der Sünde gewarnt, hätten herzlicher noch zur Buße gerufen, hätten überzeugter und überzeugender von der Gnade Gottes in Christo Jesu geredet? Und nun erst unsere Treue dem Distrikt, der Synode gegenüber! Ist's nicht eine tief beklagenswerte Gleichgültigkeit, mit der wir zu kämpfen haben? Kurzer Hand ist man da oft fertig und weist alle Verantwortung von sich mit der Kainsfrage: Was geht das mich an? Laß es gehen, wie es gehen mag! Immer nur wenige sind's, welche die Last der Verantwortung fühlen und danach handeln! Sind wir treu, ganz treu gewesen?

Vor einer Versammlung wie dieser darf ich es ja als etwas völlig Bekanntes und Wohlverstandenes voraussetzen, worüber wir Haushalter sind. Gottes Geheimnisse, nennt es St. Paulus, und ich führe davon nur kurz an: Das Geheimnis unserer Erlösung — den Ratschluß der Liebe Gottes zu unserm Heil—nämlich die Menschwerdung Jesu Christi uns zu gut, sein sündlos, reines Leben uns zum Vorbild, sein Leiden und Sterben zur Sühnung unserer Sündenschuld, seine Auferstehung um unserer Gerechtigkeit willen. Brüder, sind wir treu gewesen in der Verwaltung dieser großen, über alle Maßen herrlichen Heilstaten Gotzes gegenüber unsern Gemeinden? Ich erinnere hier nur an das, was all unserer Arbeit zugrunde liegen muß und ohne das sie nicht viel mehr Wert hat, als Holz, Heu, Stroh, Stoppeln — an das treue, anhaltende, unermüdliche Suchen und Forschen in der Schrift, zu dem der Meister selbst so nachdrücklich uns auffordert. Ist es vor Gott recht, einfach auf der im Seminar erworbenen, von den Vätern ererbten Erkenntnis auszuruhen und in der Sprache aller Zeiten zu reden zu den Kindern unserer Tage? Auf allen Gebieten des menschlichen Wissens gewinnt man mit jedem neuen Tage neue Kenntnisse, und aufgrund derselben werden im=

mer wieder neue Mittel angewandt, um die gewonnene Erkenntnis praktisch zu verwerten. Sollte unser Gott über die wichtigsten Fragen des menschlichen Herzens uns wirklich nichts neues mehr zu sagen haben? Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen! Es ist nun einmal so, daß uns die Wahrheit nicht als endgültig abgeschlossener Besitz übergeben ist! Sie ist ein Schatz, der immer von neuem gehoben sein will! Daß man mich recht verstehe! Nicht als ob ich die Heilstaten Gottes anders erklärt haben möchte, die sind und bleiben der Fels, auf dem die Kirche ruht! Aber wir müssen immer wieder neue Wege einschlagen, ihre Bedeutung der Denkweise von heute nahe zu bringen. Betonen wir z. B. beim heiligen Abendmahl nicht viel zu einseitig nur die Zusicherung der Vergebung der Sünden? Ist es nicht auch ein Liebesmahl, die Versiegelung der Bruderliebe? Wir haben kein Recht, diese Seite des Sakraments so stillschweigend zu übergehen, in unserer Zeit der schroffen Standesunterschiede erst recht nicht! Und dann, wie viel ungehobene Schätze liegen daneben noch unerkannt und ungehoben in unserm Evangelium! Ich nenne nur den sozialen Gehalt desselben. Jeder Notschrei unserer vielbewegten Zeit sollte uns Predigern solange anklagend in den Ohren klingen, bis wir das rechte Heilmittel dafür gefunden in dem uns anvertrauten Wort. Immer neu gilt's sich hineingraben ins Evangelium, und den Abgrund aller Offenbarung Gottes, den Kern und Stern aller evangelischen Predigt, Jesum Christum, in immer neuer Schönheit und Klarheit darzustellen und ihn unsern Gemeinden vor Augen zu malen als den, in dem die Summe höchster Weisheit und vollkommenster Gerechtigkeit und unwandelbarer Wahrheit, in dem das Mächtigste und Größeste im Himmel und auf Erden uns sichtbar gegenüber tritt, nämlich die vergebende Liebe Gottes! O daß es uns gelänge, diesen großen Jesus dem Verständnis der Menschen von heute so nahe zu bringen, daß sie es im Innersten fühlten: ohne diesen Jesum fehlt uns das Beste im Leben, nur mit diesem Jesus ist das Leben des Lebens wert! Und nicht bloß das. Gerade an uns persönlich muß etwas von Jesu Sinn und Geist zu spüren sein! Mehr denn je gibt heute des Pastors Wandel den Ausschlag bei der Stellungnahme unserer Leute zu Gottes Wort und der Kirche. Viel Unglaube und Feindschaft und Gleichgültigkeit in der Gemeinde läßt darauf sich zurückführen, daß Lehre und Leben manches Pastors und prominenten Gemeindeglieds von schrillen Dissonanzen durchzogen sind. Aus solcher Erfahrung heraus hat jener Arbeiter die Forderung gestellt: Wir Pastoren sollen doch den Christum predigen, der auch den Pastoren zu schaffen mache! Brüder! denkt ihr nicht, die rechte Amtstreue gäbe unserer Predigt eine lebendige Frische und unsern Worten die Wärme der Ueberzeugung? Es würde nicht lange nehmen und ein frischer Lebensgeist würde sich regen in unsern Gemeinden. Auch die Männer würden wieder zahlreicher erscheinen. Wir selber würden offene Augen bekommen für Gottes Walten in der Gegenwart, einen scharfen Blick für die Zeichen und Bedürfnisse der Zeit, ein offenes Herz für allen kirchlichen Fortschritt! Bei einem Haus-

halter suchet man nicht mehr, denn daß er treu erfunden werde. Nicht mehr, aber auch nicht weniger! Brüder, was nützt uns aller äußere Erfolg mit seinem Glanze, aller Ruhm und alles Lob bei Menschen, wenn wir schließlich vor dem die Treue nicht bestehen, der uns allein richten wird und dessen Urteil untrüglich und unabänderlich sein wird. Freilich zum Trost ist auch dies wahr: Was schadet uns alle Verkennung und Mißachtung der Menschen, alle scheinbare Erfolglosigkeit im Amte, wenn nur der, in dessen Dienst wir stehen, uns als treu erfindet! Sind wir treu gewesen?

Nun darf ich aber aufgund des Textes neben die Frage: Sind wir treu gewesen? auch die ernste Aufforderung setzen:

II. Lasset uns treu sein!

Treu sein so, wie ein Gottesmann es so wunderschön ausdrückt: „Daß etwas von des Meisters Segen auf uns liegt, ein Strahl seiner Hoheit, ein Abglanz seines Eifers, ein Fünkchen seiner Barmherzigkeit, ein Sonnenstäubchen seiner Geduld, ein Flimmer seiner Reinheit! Wenn wir von alledem nichts haben, werden wir niemals der Welt den Segen bringen können, den sie entbehrt. Nur ein Gesegneter kann segnen, nur ein Getröfteter kann trösten!" Laßt uns treu sein, ihr Brüder aus den Gemeinden, in der Aufnahme des gepredigten und gehörten und gelesenen Wortes! Wie eindringlich schließt der Meister gleich seine erste Predigt: „Wer diese, meine Rede hört und tut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute!" Und sein Endurteil am Tage des Gerichts lautet: „Was ihr getan habt einem dieser Geringsten, die an mich glauben, das habt ihr mir getan." Alles Hören und Lesen des Worts, das nicht irgendwie in Tat und Leben sich umsetzt, ist nichts, denn ein großartiger Selbstbetrug. Lasset uns darum auch treu sein in den Gaben und Opfern der Liebe, treu sein mit Geben und Dienen in der Gemeinde, im Distrikt und in der Synode. Mit vollem Recht darf ich da am 25. Jahrestag unsers Distrikts hinweisen auf unsere Verpflichtung, die wir haben gegenüber dem Neubau in Elmhurst. Es sollte unserm Distrikt Ehrensache sein, gerade für diesen Bau im Jubeljahr ein Jubelopfer zu bringen. Mit Freuden bauen unsere Gemeinden größere, wohleingerichtete Gotteshäuser. Dreißigtausend und fünfzigtausend Dollars und noch mehr werden mit frohem Mut dafür ausgegeben. Sollte nicht mit derselben Freudigkeit notwendig gewordene synodale Bauarbeit ausgeführt werden können? Für gewöhnlich freilich ist man der Meinung, daß ein Almosen für solchen Zweck vollauf genüge. Man entblödet sich nicht, das Kollektieren hierfür sogar ein Betteln zu nennen. Wird eine Hauskollekte erhoben, dann stellt man sich vor als Bettler für den und den Zweck. Ehrlicherweise sollte uns die Schamröte ins Angesicht steigen schon beim bloßen Gedanken, daß wir unsers Gottes Sache mit Almosen und Bettelgroschen wollen bauen. Der Herr der Kirche hat ein unantastbares Recht auch an unsern irdi-

schen Besitz, und wir sind ihm unentschuldbar nicht bloß zu Gaben, sondern auch zu Opfern verpflichtet!

Lasset uns treu sein! Was dem Fortschritt des Reiches Gottes vielfach so hinderlich ist, das sind nicht die vielen Feinde, die es hat, sondern die vielen lauen Freunde. Nicht wahr, wir glauben alle an den Sieg der Wahrheit über die Lüge, glauben, daß die Gerechtigkeit triumphieren wird über alle Bosheit der Menschen; glauben, daß Liebe und nicht Haß und Selbstsucht die bleibende Macht sei in der Welt. Mehr noch! Wir glauben, daß Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; wir glauben, daß eine einzelne Menschenseele vor Gott einen unendlichen Wert hat und daß mit allem Gold und Silber der Welt ein Seelenschaden nicht wieder gut gemacht werden kann. Wir sind der Ueberzeugung, daß alle irdischen Güter und zeitlichen Genüsse nichts bedeuten gegenüber den Gütern des Heils und der Kindschaft vor Gott; wir sind auch der Meinung, daß wir unbedingt auf erstere verzichten müssen, wenn sie uns hindern am Erreichen der letzteren —das glauben wir! Aber nun auch in Wirklichkeit mit der Tat damit unumwunden Ernst machen, daraufhin tatsächlich etwas wagen, drangeben und entsagen — nicht wahr, das ist denn doch ein ander Ding! Und doch muß eben dieses der Treue wegen unbedingt geschehen. Bei einem Haushalter suchet man nicht mehr, denn daß er treu erfunden werde!

Was wir brauchen für den Fortschritt des Reiches Gottes unter uns, für die gesunde Entwicklung unserer Gemeinden, unsers Distrikts und unserer Synode, das sind nicht hochbegabte, vielseitige Geister, glänzende Redner, Organisationstalente, Entdecker neuer Gedanken — das sind an sich sehr schätzenswerte Männer, gewiß — aber vor allem brauchen wir treue Haushalter! Christenmenschen im Amt und den Gemeinden, die mannhaft und kühn, redlich und treu für Gottes Sache eintreten, auch dann, wenn Opfer gefordert werden. Mehr noch, denen Opferbringen einfach etwas selbstverständliches ist!

Wo immer in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden entscheidende Schritte vorwärts getan wurden, wo neues Glaubens- und Liebesleben erwachte und zur Geltung kam, da hat der Herr solches getan durch Seelen, die treu waren, treu trotz allen Widerspruchs und allen Hasses und aller Verkennung, die ihnen begegnete, treu bei allen Opfern, die sie bringen mußten. Nur wo solche Treue geübt wird, kommt das Reich Gottes. Große, schwere Aufgaben gilt's zu lösen in naher Zukunft für unsere Gemeinden, unsern Distrikt und unsere Synode. Sie liegen alle nur auf praktischem Gebiet. Praktisches Christentum ist die Forderung unserer Zeit. Unsere Evangelische Kirche wird nur insoweit Ansehen und Einfluß sich bewahren können bei unserm Volk, als wir imstande und willens sind, die uns anvertraute ewige Wahrheit in gangbare Alltagsmünze umzusetzen. Dem Treuen gehört die Zukunft, dem Treuen gehört die Ewigkeit. Die Treue gilt zuerst — zuletzt im Himmel und auf Erden. Sind wir treu gewesen? Lasset uns treu sein! Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. Amen.

Zum Fall Jatho und Spruchkollegium.

(Verspätet.)

Von Prof. em. E. Otto.

In der Januar-Nummer des „Magazins“ 1912 standen zwei aufeinander bezügliche Auslassungen über den Jatho-Fall, die gewiß noch manchen andern unserer Leser außer dem Einsender dieses zu besonderem Nachdenken angeregt haben, die Gedanken ausgesprochen haben, welche noch näher verarbeitet und verdeutlicht werden wollen, und die es verzeihlich und erklärlich machen, wenn unmaßgebliche Meinungsäußerung den angesponnenen Faden der Diskussion weiter zu spinnen unternimmt. Ueber den konkreten Fall des Pastors Jatho gestattet sich der Einsender nichts zu sagen, er hält sich dafür nicht unterrichtet genug, derselbe kommt hier nur als Exemplar eines genus in Betracht.

Der Verfasser des ersten Artikels, D. von Oertzen, ein Laie von anerkannt „tiefgehendem religiösem und kirchlichem Verständnis,“ spricht zunächst seine Befriedigung darüber aus, daß auf dem Boden der Evangelischen Kirche wieder einmal Lehrzucht geübt worden sei. Nicht undeutlich gibt er dabei zu erkennen, daß er die bisherige Behandlungsweise heterodoxer Geistlicher seitens des evangelischen Kirchenregiments nur mit Unwillen angesehen hat. Freilich muß man berücksichtigen, daß seine Worte einigermaßen im Affekt geschrieben sind, sonst könnte man ihm das „tiefgehende kirchliche Verständnis“ doch nicht ganz zuerkennen. Wenn er mit offenbarer Bevorzugung die Haltung des römischen Kirchenregiments der des Evangelischen gegenüberstellt, dort den Mut der Ueberzeugung anerkennt, der die Forderung des Modernisteneides nicht scheut, während er hier nur Neurasthenie herausfinden will, so ist das doch, wenn nicht cum grano salis verstanden, eine gröbliche Verkennung des Unterschiedes, der zwischen römisch gesetzlicher und evangelisch freier Stellung zur Wahrheit notwendig bestehen muß. Aber abgesehen davon ist doch die Befriedigung, die der Verfasser beim Hinblicke auf die Tatsache empfindet, daß die Evangelische Kirche durch ihr berufenes Organ, das Spruchkollegium, einmal ein entschiedenes Wort gesprochen hat, berechtigt und zu billigen. Zunächst ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die evangelische Landeskirche sich überhaupt ein solch richterliches Organ geschaffen und die Entscheidung darüber, ob ein seiner Lehrstellung wegen angeklagter Geistlicher zur ferneren Amtsführung berechtigt sei, den Händen der administrativen Behörde entnommen hat. Sachlich mag ja der Unterschied nicht so bedeutend sein, der Oberkirchenrat kann ja je und dann aus lauter Männern bestehen, die zur Fällung eines Urteils in solchen Sachen durchaus kompetent wären, und ins Spruchkollegium können unter Umständen Leute geraten, die besser draußen gelassen wären; aber es ist gut, wenn das Kirchenregiment von dem Odium entlastet wird, das sich nach jeder Entscheidung auf solchem Gebiete von der einen oder der andern Seite gegen die entscheidende Behörde richtet, und umgekehrt wird einer rein richterlichen Behörde doch eher das günstige Vorurteil entgegengebracht, daß sie sich nicht durch

administrative Rücksichten, sondern rein durch Rechtsgrundsätze habe leiten lassen. Man weiß, daß ein Richter in der Anwendung des Rechts auf einen besonderen Fall irren kann, daß das Sitzen auf dem Richtstuhle keinen unfehlbar macht, aber im allgemeinen, wenn man nicht gar zu schlimme Erfahrung gemacht hat, traut man einem Richter doch zu, daß er nach bester Erkenntnis das Rechte gewollt hat. Möchte es darum immerhin dahingestellt sein, ob im konkreten Falle die Anwendung des Rechtsgrundsatzes unbedingt richtig oder anfechtbar gewesen, so ist es doch als eine Errungenschaft zu betrachten, daß überhaupt ein Ausspruch getan, ein Prinzip festgestellt worden ist. Stillschweigend ist ja das Prinzip auch bisher anerkannt worden, daß in der Evangelischen Kirche keine vollständige Lehrwillkür herrschen dürfe, sondern sie Recht und Pflicht habe, ihren unter Leitung des Heiligen Geistes geschichtlich überkommenen Charakter zu wahren, aber daß es einmal autoritativ ausgesprochen ist, mag zur Beruhigung vieler dienen; relativen Wert, sagt v. Oertzen, hat auch die Herstellung des Dekorums. Allerdings darf der Wert der Errungenschaft auch nicht überschätzt werden. Es ist schwerlich eine richtige Auffassung der Sachlage, wenn v. Oertzen die Tendenz der sogenannten liberalen Partei dahin charakterisiert, daß sie an die Stelle des objektiven Bekenntnisses die subjektive Wahrhaftigkeit als Grund und Grenze des kirchlichen Zeugnisses setzen wolle. Wir sind mit der einschlägigen zeitgenössischen Literatur nicht bekannt genug, um geradezu zu sagen: das ist nicht wahr, aber wir bezweifeln, daß irgend ein zurechnungsfähiger liberaler Theolog die Forderung rund ausgesprochen habe: der evangelische Geistliche darf predigen, was er will, wenn anders er nur, was er predigt, persönlich glaubt. Lägen die Gegensätze zwischen „liberaler" und „positiver" Partei so klipp und klar, so wäre es ja freilich leicht, der ersteren, wie es v. Oertzen auch tut, geradezu Widersinnigkeit vorzuwerfen, denn eben so gut, wie dann dem Buddhismus, dem Jesuitismus u. s. w. das Kanzelrecht eingeräumt werden müßte, so eben so gut den Halluzinationen des geradezu Verrückten. Bei allen schweren Verirrungen und Ueberschreitungen, die man Gliedern der liberalen Partei mit Recht vorwerfen mag, so unsinnig ist sie doch im ganzen nicht, daß sie als Motto auf ihrer Fahne die Forderung setzte: Grund und Grenze der kirchlichen Verkündigung ist ausschließlich die persönliche Ueberzeugung. Der Gegensatz zwischen positiver und liberaler Richtung ist nicht so rein abgrenzbar, daß es sich nur um einen Streit um die Quelle handelte, aus der der Inhalt der Predigt zu schöpfen sei, daß die Einen sagten: aus dem kirchlichen Bekenntnis ist der Inhalt zu entnehmen; die Andern: nein, sondern aus der persönlichen Ueberzeugung. Auch die Positiven verzichten ja nicht auf die Forderung, daß der Prediger mit persönlicher Ueberzeugung predige, und so werden auch die Liberalen im Durchschnitt nicht darauf bestehen, mit Beseitigung des geschichtlichen Herkommens den Stoff zu ihrer Verkündgung nicht aus der Heiligen Schrift, sondern aus Buddha, Plato, Schiller und Goethe, Mrs. Eddy u. s. w. zu nehmen, oder aus den eigenen Fingern saugen zu

dürfen. Nicht auf die Quelle allein, aus der der Inhalt der Verkündigung zu entnehmen sei, bezieht sich der Streit, sondern auf den Inhalt selbst. Die positive Richtung, vertreten durch das Kirchenregiment und die kirchlich gesinnte Majorität in den Gemeinden, fordert, daß keinem Geistlichen das Predigtamt anvertraut und belassen werde, dem es seine subjektive Wahrhaftigkeit nicht gestattet, das objektive Evangelium im Sinne der Bekenntnisschriften zu verkündigen. Der Liberalismus verlangt, daß seine Anhänger das „objektive Evangelum" (um den Ausdruck v. Oertzens zu adoptieren) so verkündigen dürfen, wie sie es, wenn sie ihre subjektive Wahrhaftigkeit wahren wollen, auffassen müssen. Das ist unsers Erachtens dem Kerne nach (abgesehen von das Ziel überschießenden Extremen) die Situation zwischen den einander opponierenden Richtungen; die beiden in der Idee so wohl mit einander vereinbaren Forderungen, die doch in praxi oft so hart gegen einander stoßen, gleichmäßig zum Rechte kommen zu lassen, ist die nicht leichte Aufgabe der Kirchenleitung. Durchaus zu billigen, so daß darüber nicht viel zu sagen ist, sind die Ratschläge, die v. Oertzen derselben gibt: „Man wird mit Vorsicht vorgehen und sich darauf beschränken müssen, in solchen Fällen einzugreifen, wo es die Zweifler und Leugner in lärmender und agitatorischer Weise (das „obligatorischer" Seite 19, Zeile 8) ist natürlich Setzfehler) auf Erregung von Aergernis absehen und für ihre Heterodoxien Hausrecht in der Kirche verlangen." Gleichfalls wohlmeinend und beherzigenswert, nur bedeutend schwerer durchzuführen ist der andere Ratschlag, daß gleich von vornherein die Auswahl der zum Predigtamt zuzulassenden Bewerber mit größerer Genauigkeit geübt werden müsse. Mit einem bloßen bischöflich seelsorgerischen Colloquium würde da allerdings nicht viel geholfen sein, und Gefahren anderer Art möchten sich dabei herausstellen, die rechte Hilfe würde wohl nur darin bestehen, daß vor der Uebertragung des eigentlichen Predigtamtes den jungen Geistlichen mehr Gelegenheit gegeben würde, im Dienste der Inneren Mission sich mit den sie erwartenden Aufgaben vertrauter zu machen und ihre Tauglichkeit oder Unverwendbarkeit zum Predigtamte an den Tag treten zu lassen. Doch das sind Desideria, an deren Lösung die Kirche schon lange laboriert hat, und die nichts Neues enthalten; es ist ganz richtig und leicht gesagt, daß es besser ist, einen jungen Mann, dem andere Berufsarten noch offen stehen, gleich an der Pforte zurückzuweisen, als später einen älteren Mann seines Amtes zu entheben; aber die Frage ist, wie das Ziel zu erreichen sei.

Eigentümlicher und frappanter ist, was v. Oertzen aus Veranlassung des Jatho-Falles der gläubigen Theologie und den gläubigen Laien als einen Fingerzeig glaubt auf den Weg geben zu müssen. Er meint, es bedarf für die gläubigen Glieder der Kirche eine Aenderung in ihrer Stellung zur Heiligen Schrift, und er erkennt an, daß in der Kirche etwas vorhanden sein müsse, was so viele ihrer Glieder in das Lager der Kritiker und Skeptiker getrieben habe und noch treibe. Er wünscht Befreiung von der Last der unhaltbaren Inspirationslehre, die Anerken-

nung, daß die Schrift von fehlbaren Menschen geschrieben sei. Er erwartet von den gläubigen Theologen, daß sie der Gemeinde helfen, die rechte Stellung zur Heiligen Schrift zu finden.

Es scheint nun, als habe die Redaktion der „Kirchlich-Sozialen Blätter" das Bedürfnis gehabt, auf diesen letzten Teil des Aufsatzes, dem sie die Aufnahme in ihre Spalten nicht wohl versagen durfte und mochte, doch etwas zu erwidern, und daß sie Prof. Grützmacher veranlaßt habe, einen gelinden Protest zu erheben, damit es nicht scheine, das einer etwas radikalen Auslegung fähige Postulat: „Wir müssen eine neue Stellung zur Heiligen Schrift einnehmen," finde die volle Zustimmung der Redaktion. Was nun Prof. Grützmacher zur Beschwichtigung darüber schreibt, ist, offen gesagt, unbefriedigend. Er konstatiert zunächst seine Nichtübereinstimmung. „Den scharfen Gegensätzen: 'nicht eine sichtbare Schrift hat uns Christus gebracht, sondern das unsichtbare Reich Gottes, ... nicht die sichtbare Schrift ist Gegenstand des Glaubens, sondern der unsichtbare Jesus,' vermag ich nicht beizupflichten." Mit dieser Verweigerung seiner Zustimmung hat sich's unsers Erachtens Grützmacher ziemlich leicht gemacht, sie trifft doch eigentlich nur die Form, nicht den Inhalt der Ausführungen v. Oertzens; dieselbe ist rhetorisch, nicht genau abwägend; sollte es zu einer Förderung des Verständnisses kommen, so hätte vielmehr gefragt sein müssen, was er damit hat sagen w o l l e n. Er hat doch eben nicht sagen wollen, was wörtlich dasteht, daß Jesus keine sichtbare Schrift gebracht hat. Wem hätte er dies sagen wollen, der das nicht schon längst wüßte? Und wem hätte er sagen wollen, daß Jesus das unsichtbare Reich gebracht hat?

Wenn nun Grützmacher seine Ablehnung des aufgestellten Gegensatzes positiv damit begründet, daß doch die Heilige Schrift das unumgängliche Mittel ist, durch welches die Verbindung der Menschheit mit Gott erreicht werden kann, denn was wüßten wir von Jesu und vom Reiche Gottes, wenn wir die Schrift nicht hätten? so stellt er sich doch damit in absolut keinen Gegensatz zu v. Oertzen, der ja auch festgehalten haben will, daß sie die große Geschichtsquelle für die Beziehungen Gottes zur Menschheit bleibt. Man sieht also nicht recht ein, auf welchem Grund hin er sich dem Postulate, eine neue Stellung zur Heiligen Schrift zu finden, widersetzt. Was er dann weiter sagt von der Gefährlichkeit des „Schriftglaubens", wenn er nicht zu gleicher Zeit Glaube an den Heiligen Geist ist, ist unsers Erachtens mindestens undeutlich, denn wenn kein Glaube an den Heiligen Geist vorhanden ist, also auch die Schrift nicht mehr als Organ des Heiligen Geistes anerkannt wird, dann ist doch auch kein Schriftglaube mehr vorhanden, und es ist nicht abzusehen, wie von einem religiös gefährlichen Schriftglauben die Rede sein kann. Die schlimmste Verderbnis der Schriftlehre soll darum nicht im 17. Jahrhundert eingetreten sein, das, in Bausch und Bogen gesagt, der Kirche das Inspirationsdogma aufgehalst hat, sondern im 19. Jahrhundert. Wenn nun die Leistungen der Jahrhunderte so im Ganzen und Großen gegenübergestellt werden, so kann doch als die des 19. kaum etwas ande-

res angesehen werden, als das Auftreten der biblischen Kritik als Ganzes. Nicht von Irrgängen und Ausschreitungen der Kritik, wie sie von menschlichen Bestrebungen einmal unzertrennlich sind, ist hier die Rede, sondern von der das 19. Jahrhundert charakterisierenden Stellungnahme zur Schrift überhaupt, als ob das Unternehmen, die Heilige Schrift als ein geschichtliches Produkt aufzufassen, ganz von selbst, und notwendigerweise dazu führte, ihr religiöse Autorität abzusprechen. Wir glauben nicht, daß Prof. Grützmacher, wenn er's könnte, die Zeituhr um zwei Jahrhunderte zurückstellen und statt der größeren Verderbnis des 19. Jahrhunderts die geringere des 17. wieder zurückführen möchte, aber es klingt beinahe so.

Wenn dann schließlich, wenn auch nicht als das Problem lösende Formel, so doch als leitender Ratschlag ausgesprochen wird: wir wollen uns an die Heilige Schrift anklammern als an ein Seil und eine Leiter, um an derselben zu Gott empor zu klimmen, so ist ja das recht schön, aber es ist so gar nichts originales und bestimmtes, nichts was zur Beantwortung der Richtigstellung der von v. Oertzen aufgerollten Frage diente. Es läßt sich wohl denken, daß derselbe sagen wird: „Was soll der Artikel?" Er protestiert gegen meine Forderung, aber er stellt mir Dinge entgegen, die ich niemals bestritten habe. Wer A sagt, muß auch B sagen; haben die „Kirchlich-Sozialen Blätter" dem ersten Artikelschreiber das Wort gegeben, der die Forderung aufgestellt hat: der gläubige Teil der Gemeinde muß angeleitet werden, eine neue Stellung zur Heiligen Schrift zu gewinnen, so fordert die Ehrlichkeit, mit einem runden Ja oder Nein darauf zu antworten, und nicht mit Redensarten, die Binsenwahrheiten enthalten.

Prof. Grützmacher wird dem, der ihn kritisiert, wohl antworten: machen Sie's besser, tadeln ist ja ohnstreitig leichter als besser machen, und letzteres ist ja in der Tat nicht leicht, da über den Gegenstand so viel gesagt werden kann und gesagt worden ist, daß man nicht wohl weiß, wo anfangen und wo aufhören. Was v. Oertzen eigentlich sagen will, ist unsers Erachtens dies, daß bei vielen „gläubigen" Kirchengliedern ihre Stellung zur Heiligen Schrift eine zu sehr intellektuelle, theoretische ist, sie haben gelernt und werden durch die Aeußerung „positiver" Führer immer wieder darin bestärkt, daß die Bibel Gottes Wort ist, und die Konsequenz, die sie daraus ziehen, ist: was in der Bibel steht, ist wahr; die Bibel ist ihnen die Quelle aller Kenntnisse. Nun ist Tatsache und nicht zu verwundern, daß vielen Geistlichen nach ihrer ganzen Vorbildung die Schrift nicht mehr allumfassende Erkenntnisquelle sein kann, daß daher nach ihrer Ansicht manches, was in der Form eines historischen Berichtes von Tatsachen dem ersten Blicke sich darstellt, gar nicht so genommen sein will, sondern als religiöse Dichtung aufzufassen ist, daß bei geschichtlichen Ueberlieferungen sagenhafte Ausschmückungen, patriotische Uebertreibungen mitwirksam gewesen sind, daß die in den Ueberschriften gegebenen Angaben über die Verfasser der Schriften durchaus nicht als maßgebend anzusehen sind, daß Wundererzählungen sich als

steigernd ausschmückende Darstellung natürlicher Hergänge erkennen oder vermuten lassen. In diese ihre fortgeschrittene Auffassung der Heiligen Schrift die Gemeinde hinüber zu leiten, ist eine nicht leichte Aufgabe der Religionslehrer, bei deren Ausübung viel Vorsicht und Takt erforderlich ist und Mißgriffe leicht vorkommen mögen. Da zeigt sich denn oft bei den „Positiven" der krankhafte Konservatismus, wie v. Oertzen es nennt, das krankhafte Anklammern an die Heilige Schrift, indem eigentlich nicht die Schrift selbst, sondern eine gang und gäbe Auffassung derselben als das Heilsgut angesehen wird, um dessen Bewahrung es sich handle. Dazu kommt noch eine Bemerkung v. Oertzens in Betracht: „Erfahrung zeigt, daß die Frage, ob gläubig oder ungläubig, sehr oft aus den Worten eines Predigers nicht entschieden werden kann, sondern nur aus dem Sinne, den man ihnen unterlegt." Ein Prediger kann Jahre lang ohne Anstoß, ja im Segen an einer Gemeinde wirken, auch wenn er je und dann „neologische" Ansichten verlauten läßt; Gemeinden sind im Ganzen inbezug auf Lehrreinheit sehr tolerant und lassen sich manches bieten; ist aber einmal, vielleicht aus einem ganz andern Grunde, eine Opposition gegen ihn rege geworden, so läßt sich leicht Agitation in Bewegung setzen: er hat so und so gesagt, so steht's aber nicht in der Bibel; er ist ungläubig, wir verwerfen jede Neologie in unserer Mitte u. s. w. Diese mechanische Auffassung und Anwendung des Schriftbuchstabens muß der „gläubigen" Richtung in der Kirche abgewöhnt werden, dies Desiderium v. Oertzen ist berechtigt. Eine neue Formel zu finden, durch die ausgedrückt würde, was und was nicht vonseiten der gläubigen Gemeinde für die Bibel in Anspruch zu nehmen sei, welche Autorität sie ihr zuschreiben, und auf welche sie für dieselbe verzichten solle, ist nicht möglich und nicht nötig; mehr als die Richtlinien, welche die Schrift selbst vorzeichnet, können auch heute nicht vorgezeichnet werden. „Es ist in keinem Andern Heil u. s. w.", „Sie ist's, die von mir zeuget," und „Dieselbige kann dich unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum." Wer das antastet, gehört nicht auf die Kanzel, auf dieser Basis aber gelten die Grundsätze, welche die Schrift für die damaligen Verhältnisse inbezug auf die Stellung der Parteien zu den Speisegesetzen u. s. w. aufstellte, mutatis mutandis auch für die theologischen Gegensätze von heutzutage: „Einer glaubt, er möge allerlei essen, ein anderer isset nur Kraut, ein jeglicher sei seiner Meinung gewiß." Wir können nicht alle gleicher Meinung sein über die Berechtigung und die Grenzen der Kritik u. s. w. Auf der einen Seite gilt's: „Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben ähnlich," kein Prediger hat das Recht, im Namen seiner subjektiven Wahrhaftigkeit alles auszukramen, was er auf dem Herzen oder im Kopfe hat, gleichgültig dagegen, ob es zur Förderung oder zur Erschütterung des Glaubens der ihm Anbefohlenen dient, und man wird auch Irrtümer, so weit sie nicht dem Herzensglauben gefährlich sind, besser totschweigen als durch ihre Bekämpfung Fanatismus hervorrufen. Auf der andern Seite gilt's: den Geist dämpfet nicht, die Weissagung verachtet nicht. Das gilt nicht bloß

von den spontanen Erregungen des religiösen Gefühls, sondern auch von den Arbeiten der Wissenschaft. Geister sollen wohl geprüft und unter Umständen ausgetrieben werden, aber nicht der Geist im Bausch und Bogen durch Dampf, und sei's auch Weihrauchdampf, erstickt werden, und in dieser Beziehung hat die Kirche der Gegenwart und speziell auch unsere Synode manches zu beherzigen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die Generalkonferenz der Bischöflichen Methodisten-Kirche

trat am 1. Mai d. J. zu ihrer 26. Tagung in Minneapolis, Minn., zusammen. 819 Delegaten kamen da zusammen. Eine gewaltige Kirchenversammlung, die gewiß schwer zu leiten ist; sie setzt sich gleichmäßig aus Predigern und Laien zusammen und vertritt 3½ Millionen Glieder. Repräsentanten aller Menschenrassen, mit Ausnahme der Indianer, kamen da zusammen. Da gab's Finnen, Deutsche, Italiener, Afrikaner, Amerikaner, Chinesen, Hindus, alle begrüßten sich herzlich als Methodisten. Bischöfe, Editoren, Würdenträger der Kirche von nah und fern kamen da zusammen. Der erste Empfang fand schon am Abend des 30. April in der großen Waffen (Armory) Halle statt, wo vielleicht 10,000 Menschen Platz finden könnten. An diesem Abend wurde der Gouverneur Eberhard von Minnesota der Versammlung vorgestellt und hielt eine Ansprache, in welcher er auf die Notwendigkeit der Union der Kirchen hinwies, vor Zersplitterung in kleine, kraftlose Gemeinden warnte und der Konferenz den herzlichsten Willkomm entgegen brachte. Den Schluß machte an jenem Abend Bischof Henry W. Warren. Von ihm sagt ein Berichterstatter, er trat „mit einer Kraft und Frische und einem Reichtum erhabener Gedanken auf, welche seinen bisherigen Ruhm als ‚König der Redner' unter unsern Bischöfen nur noch mehr erhöhte. Es ist in der Tat wunderbar, wie die Geisteskraft dieses edlen Bischofs immer noch zu wachsen und zuzunehmen scheint, wiewohl er das 80. Jahr bereits überschritten hat. Nach Anhörung dieser Rede würde niemand wagen, den Gedanken zu hegen, daß dieser Greis, auf dessen Stirne der Kranz der ewigen Jugend blüht, superannuiert werden sollte." Und doch ist, wie wir sehen werden, die Dampfwalze auch über sein ehrwürdiges Haupt gegangen!

Der 1. Mai brachte dann die Eröffnung der Versammlung vormittags 10 Uhr durch den eben genannten Senior-Bischof Warren, der bereits im 83. Jahre steht und der Kirche 32 Jahre als Bischof gedient hat. Allerdings ist auch er nicht der älteste Bischof der Methodisten-Kirche, sondern Thom. Bowmann, der schon 95 Jahre alt ist und bereits 75 Jahre im Predigtamt steht. Ihm wurde ein brüderlicher Gruß nach Orange, N. J., geschickt, wo er seinen Lebensabend zubringt. Vier Bischöfe waren im verflossenen Quadriennium heimgegangen, deren in feierlicher Weise gedacht wurde. — Unter den Delegaten wurde besonders genannt Italia Garibaldi, die Großtochter des ehemaligen Revolutions-Generals, welche die italienische Kirche in Minneapolis vertrat.

Wir können natürlich in unserm Bericht nicht dem Gang der Verhandlungen im Einzelnen folgen, sondern können nur Einzelnes bringen.

Am zweiten Tag kam die Zeit für das Vorlesen der „Bischöflichen Botschaft.“ Ein Dokument von 40,000 Wörtern, das sich äußerst eingehend mit kirchlichen, sozialen und auch staatlichen Fragen beschäftigte. Bischof Earl Cranston hat dieselbe verfaßt und verlesen. Es war die allgemeine Ansicht der ältesten Delegaten, daß nie eine großartigere und eingehendere Botschaft irgend einer Generalkonferenz vorgelegt wurde. Der erste Teil beschäftigt sich mit dem Zustand der Kirche und dem Reisepredigtamt. Die große Versammlung lauschte mit ungeteilter Aufmerksamkeit, als der Bischof mit lauter und vernehmbarer Stimme las, was die Oberhirten dieser Kirche zu sagen hatten, denn es war ihr Gesamtwerk, wenn es auch nur einer aus ihrer Mitte verfaßte.

Die zweite Hälfte wurde erst am dritten Tage verlesen. Das Lesen nahm beinahe zwei Stunden in Anspruch, doch hatte der Bischof lange nicht alles gelesen, sondern die Delegaten für das Fehlende auf den "Daily Christian Advocate" verwiesen. Die besonderen Gegenstände, die dieser Teil der Botschaft behandelte, waren: Das Bischofsamt, Arbeitsmethoden, Föderation, Kapital und Arbeit, Friede und Arbitration. Als der Bischof über Protestantismus las und hauptsächlich die Stellung unserer Kirche den Einflüssen der Kirche Roms gegenüber verteidigte, herrschte merkwürdige Begeisterung, so daß die nach Tausenden zählende Menge sich von ihren Sitzen erhob und mit stürmischen Enthusiasmus das Lied "My Country, 'Tis of Thee" anstimmte.

Der Editor des „Chr. Apol.“ schreibt über diese Botschaft wie folgt:

„Wir haben schon in unserer ersten, flüchtig geschriebenen Korrespondenz auf den ganz außerordentlichen Charakter der großen bischöflichen Adresse hingewiesen, welche an dieser Generalkonferenz in zwei Sektionen verlesen wurde. Wir betrachten dieselbe als eine ganz unvergleichliche Botschaft — groß in ihrer umfassenden Konzeption, groß in der intellektuellen Schärfe und dem weiten Blick der Gedanken, und groß in der literarischen Vollkommenheit des Ausdrucks. Sie wird ihren Platz einnehmen unter den permanenten autoritativen Aeußerungen in unserer Kirche über den Methodismus — seinen neutestamentlichen Charakter und seine göttliche Beglaubigung, seine Prinzipien und Ziele, Geist und Wesen, kirchliche Verfassung und Regierungssystem, seine Verantwortlichkeiten und Methoden und seine großen und umfassenden Institutionen zur Erfüllung seiner göttlichen Mission in der Welt. Wir können hier nicht auf die einzelnen Teile dieses großen und vielseitigen Dokuments eingehen. Sie enthält eine klare und gründliche Auseinandersetzung unsers Regierungssystems mit besonderer Beleuchtung des bischöflichen Amtes; weist dann hin auf die biblischen Merkmale der wahren Kirche Christi im Gegensatz zu der päpstlichen Hierarchie. Der gegenwärtige Stand der Kirche wird mit schonungsloser Treue aufgedeckt und hier hört man die Stimme eines wahrhaften Predigers in der Wüste. Es ist ein ernster Aufruf zur Buße! Die einreißende Weltlust der Glieder und der zersetzende Einfluß einer rationalistischen und ungläubigen Bibelkritik haben zur Folge gehabt, daß die Kanzel ihre frühere Kraft verloren hat. Das alte, mutige Zeugnis gegen die Sünde fehlt. Die Wächter sind stumm geworden. Das Reisepredigtsystem unserer Kirche, das früher so wirksam war, wird allmählich untergraben und entkräftet durch die Unterhandlungen zwischen dem kirchlichen Vorstand und dem Prediger. Dadurch wird auch der Mund des Predigers gestopft. Manche andere Schäden der Gegenwart werden aufgedeckt, wie z. B. der Niedergang der häuslichen Frömmigkeit, die Vernachläs-

sigung der Gnadenmittel, die Entheiligung des Sabbattages u. s. w. Unsern Kirchenblättern und unsern Kanzeln steht in dieser bischöflichen Adresse eine reiche Fundgrube zur Verfügung, aus welcher viel nützliches Material zur Erweckung der Kirche und zur Anspornung der Lauen und Trägen geschöpft werden kann."

Eine Kirche hat gewiß ein Recht, daß man sie beurteile nach den öffentlichen Dokumenten, welche von den mit dem Regiment betrauten Männern veröffentlicht werden. An dem sittlichen Ernst und Lauterkeit der Verfasser dieser Dokumente zu zweifeln, wäre gegen die Liebe und Gerechtigkeit. Wenn dann die Erscheinungen im täglichen Leben zeigen, wie tief der Stand des Lebens unter dem gewünschten Ideal steht, so wird kein billig Denkender einer Kirche darum die Achtung versagen, weil sie nicht imstande ist, die Fleischesträgheit und Weltsucht ihrer Glieder siegreich zu überwinden. Wenn nur die leitenden Männer die Schäden selbst erkennen, anerkennen und sich dadurch zur Buße, Demütigung und Beugung vor Gott bringen und vor Verachtung anderer Kirchengemeinschaften bewahren lassen, in denen ähnliche Schäden des Weltwesens zu beklagen sind.

Ueber das Amt der Distrikts-Superintendenten sagte Bischof Cranston: „Zur Feststellung der Prediger-Bestellungen erachten wir die Information eines Distrikts-Superintendenten, welcher für seine Ratschläge persönlich und offiziell verantwortlich ist und welcher sie in der Gegenwart seiner Mit-Superintendenten und zu einer Zeit macht, wo die Prediger und die Gemeinden, welche affiziert werden, zugänglich sind, als weit zuverlässiger, denn die jeweiligen widersprechenden und verwirrenden Eindrücke eines Bischofs, der einen großen Dienst von einem halben Dutzend Konferenzen flüchtig durchreisen müßte, wobei er in der Natur der Sache viel häufiger die Stimme der abfälligen Kritik, als die der ruhigen, nüchternen Ueberlegung zu hören bekommen würde. Denn unglücklicherweise macht der Kritikaster in der Regel viel mehr Lärm als der Friedfertige. Wir können nicht einsehen, wie unser Reisesystem bestehen könnte, ohne die Distrikts-Superintendentur."

(Schluß folgt.)

Die Kongregationalisten in den Nord-West-Staaten.

Nachfolgenden Bericht geben wir im englischen Wortlaut, wie er im „Congregational Washington" steht:

THE GERMAN CONGREGATIONAL PACIFIC CONFERENCE.

A Survey of the Work of Three States and Canada—Splendid Increase in Churches, Enthusiasm and Gifts for Missionary and Educational Work.

BY REV. J. C. SCHWABENLAND, GENERAL MISSIONARY FOR THE GERMAN CONGREGATIONAL PACIFIC CONFERENCE.

The work is great and large, and we are separated one far from another. Neh. 4: 19. The field of the Pacific Conference covers an area of 1,200 miles from North to South and about 800 miles from East to West; including the states of Washington, Oregon, Idaho and Canada.

Three years ago we had no German church in Idaho, neither in Canada. At our annual meeting in 1909 at Ritzville, Wash., a missionary spirit was awakened, which increased our offerings for the Home Missionary work fourfold in one year among our churches in Washington. A General Missionary was put into the field. In March, 1910, the

first German Church was organized in Idaho. In April following the Lord opened another door for us in Canada. After several earnest calls Rev. Reister of Odessa, Wash., went there and organized the First German Congregational Church in Canada, at Hand Hills, Alta. I was permitted to follow him in July, and to organize the second and third German Church in Alberta. And now the work is rapidly increasing under the wise supervision of Rev. A. Willman, who began in December, 1910, as our General Missionary for Canada. Our German churches in Washington gave towards his support last year about $500. And now we have eight churches and thirteen preaching stations in Canada, more work than one man can do. At the last annual meeting of the Pacific German Conference, in April, 1912, it was unanimously voted to go on with the missionary work and support it with all effort. And in order that every member of the conference may have the opportunity to help in this great cause it was voted to distribute personal subscription blanks in all our German churches. Even our young people in Washington, who meet twice a year for a Sunday-school and Y. P. S. C. E. convention, have become zealous in the missionary work and support now a native missionary. May the time come when they shall support a Sunday-school Missionary in their state. This increase for the Home Missionary work has not hindered, but greatly helped to raise our share for our Redfield College Fund of $50,000, from all our German churches in the United States. Our churches in Washington have given for this great enterprise the sum of $12,000, or about $14.00 per member, and have sent twelve young men to Redfield College, South Dakota—some of them studying for the ministry. We ought to have twice as many young men preparing for the ministry, as our work is so rapidly increasing We have now thirty-seven churches in our conference, instead of twenty-three three years ago, with more than twenty preaching stations. Of this number twenty-two churches and four new openings are in Washington, with a membership of about 900. The last church organized was at Peshastin, May 10, 1912. About seventy-five per cent of our churches in Washington are in the "Big Bend Country," from seventy to 100 miles west of Spokane. In Spokane we have not yet a German church, have not been able to organize even a German Sunday-school. But we hope to do so in the near future.

We must spend more time and effort upon our great cities like Spokane, Portland and Seattle, where hundreds of German families live who are without the Church of Christ. But it takes time to reach them. And yet we dare not neglect the also important work in the country fields of this rapidly increasing and developing Northwest. We ought to have a man for each state to look after the new fields and to enter wherever there is an opportunity for us as a church to enter and possess the land for Christ. May the Lord of the harvest send forth more laborers into his harvest and increase the missionary spirit among our churches of the Pacific German Conference, yea, everywhere, from year to year. And to Him shall be the glory forever.

Es gereicht uns zur Genugtuung zu sehen, daß wenigstens eine andere evangelische Kirche bereit ist, das große Feld zu bearbeiten, das unsere Kirche so stiefmütterlich behandelt und ihm nicht einmal einen tüchtigen Reiseprediger

ger zu geben imstande oder willens ist, nach dem schon seit Jahren das Verlangen der Distriktskonferenz stand und steht.

Vereinigung.

In der reformierten Kirche dieses Landes wird von Klassis zu Klassis die Frage der Vereinigung zwischen der reformierten und der Presbyterianer-Kirche verhandelt. Soweit wir sehen, ist die Stimmung in der reformierten Kirche der vorgeschlagenen Vereinigung nicht günstig, insofern als dadurch die reformierte Kirche voraussichtlich restlos aufgehen würde in der Schwesterkirche. Es wird wohl zwar eine engere, föderative Verbindung gewünscht, etwa durch einen Vertrag zwischen den zwei in Betracht kommenden Denominationen in der Weise einer praktischen Mitwirkung in einheimischer und ausländischer Missionstätigkeit und in Syndikation des Werkes, der Publikation u. s. w.... Aber eine organische Verschmelzung in einen einheitlichen Kirchenkörper wird abgelehnt, da damit auch viele Rechtsfragen inbetreff des Kircheneigentums aufkommen würden, die z. T. schwer zu lösen wären.

Gesetzesbarbarei.

Nachfolgende Notiz entnehmen wir der „Ref. Kirchenzeitung“ und glauben, sie sollte ernstliche Beachtung finden bei allen ernsten Christen, die auf das öffentliche Leben einen Einfluß ausüben können.

Kleine Geschichten aus dem Leben. Sie sind sehr oft anziehender, spannender, aufregender als die Schöpfungen der begabtesten Schreiber, enden aber leider häufig nicht in versöhnenden Harmonieen, sondern mit einem schrillen Mißklang. Um so tiefern und nachhaltigeren Eindruck sollten sie auf den Leser machen. Die folgende Geschichte entnehmen wir dem Hauptblatt der amerikanischen Sozialdemokratie, "Appeal to Reason", das sie in der „Ft. Wayne News“ nacherzählt. Christen und Nichtchristen unsers Landes sollten mit allen Kräften daraufhin wirken, daß in naher Zukunft solche Geschichten aus dem Leben unsers Volkes nicht mehr erzählt werden können. Doch nun zur Geschichte selbst:

Henry Castleman ist tot. Er ist der Mann, der länger als sieben Monate im Allen County Gefängnis gefangen gehalten wurde, bloß deshalb, weil er zufällig Zeuge eines Hühnerdiebstahls wurde. Unsere Behörden befürchteten, er möchte die Stadt verlassen, wenn man ihn nicht festhielte, so steckten sie ihn ins Gefängnis, hielten ihn den heißen Sommer und den kalten, regnerischen Herbst in diesem ekelhaften, ungesunden Loch und ließen ihn erst kurz vor Weihnachten los, als die Männer, gegen die er Zeuge war, sich schuldig bekannten und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurden, die nicht halb so lang war wie die Zeit, welche Castleman, ein ganz unschuldiger Mann, hatte absitzen müssen.

Castleman starb gestern, den 23. Februar, in dem Heim einer gütigen Frau, die ihm Aufnahme gewährt hatte, nachdem er, an Leib und Seele zugrunde gerichtet, entlassen war. „Er war in meinem Kosthaus, als er noch arbeiten konnte, ehe er eingesteckt wurde,“ sagte sie, „und als ich ihn zur Weihnachtszeit krank und ohne Geld auf der Straße traf, nahm ich ihn auf. Ich bin arm, aber ich konnte den Mann nicht draußen in der Kälte sterben sehen, denn er war zu krank um zu arbeiten und hatte keine Heimat. Acht Wochen lang habe ich ihn versorgt, und er war die ganze Zeit krank. Das Gefängnis hat ihn getötet.“

Die Hühnerdiebe hatten Eigentum, stellten Bürgschaft und waren auf freiem Fuß, bis sie verurteilt wurden, während dieser durchaus unbescholtene Mann über sieben Monate festgehalten wurde, weil er das Unglück hatte, Zeuge jenes Diebstahls zu sein, und weil er ferner das Unglück hatte, ein armer Mann zu sein, für den keiner, nicht einmal ein Christ oder ein Sozialist, als Bürge eintreten wollte oder konnte. Das ist eine unsäglich traurige, eine empörende Geschichte, aber das allertraurigste daran ist, daß nicht etwa der Leichtsinn oder die Bosheit eines Menschen den Tod jenes armen Mannes verursachte, daß vielmehr alle an diesem Fall beteiligten ihre Schuldigkeit taten und sich streng ans Gesetz hielten. Ja das Gesetz ist verantwortlich für den Tod jenes Unschuldigen und solche Fälle mögen sich jeden Tag wiederholen, wie wir in der Tat ähnliche bereits in der „Kirchenzeitung“ besprochen haben.

Da klagt und schmäht man über das Erstarken der sozialdemokratischen Partei, aber weiß man nicht, daß solche Fälle gesetzmäßiger Ungerechtigkeit mehr als alles andere die ärmeren, solchen Mißhandlungen vor allem ausgesetzten Stände der Empörung geradezu in die Arme treiben? In Cleveland wurde vor Jahren ein erst kürzlich eingewandertes Mädchen so lange in Zeugenhaft gehalten, bis sie den Verstand verlor. Dürfte so etwas im „freiesten Lande der Welt“ vorkommen? Berichten die Zeitungen solche schrecklichen „kleinen Geschichten aus dem Leben“, so ist jedermann empört und spricht von Beseitigung dieser anstößigen Gesetzesbestimmungen, die ein solches Verfahren ermöglichen, ja verlangen. Aber nach etlichen Wochen ist in den einflußreichen und tonangebenden Kreisen die Teilnahme für das neueste Opfer geschwunden und alles bleibt beim alten.

Wie viele von ähnlichen Fällen mögen sich in jedem Monat ereignen, von denen wir gar nichts erfahren, denn es sind ja arme, elende Geschöpfe, die sich oft nur in fremden Sprachen verständlich machen können. Hier wäre ein Gebiet, auf dem sich die schwesterliche Liebe der christlichen Frauenvereine geltend machen könnte und sollte. Es gilt Sturm laufen gegen solche morschen Teile der Gesetze, die dazu mißbraucht werden können, um die Unschuld zu quälen und zu morden. Tun die herrschenden Klassen es nicht, dann werden die Enterbten des Volkes sich in Massen erheben und ihre Ketten brechen. Hoffentlich nimmt die Liebe Christi sie ihnen vorher mit linder Hand ab.

Im Anschluß hieran möchten wir einen Gedanken weitergeben, der vielleicht gute Frucht bringen kann. Jede Stadtverwaltung hat ihr offizielles Polizeidepartement, wo Moses also offiziell vertreten ist. Sollte sie nicht auch ein — sagen wir — Humanitäts-Departement haben, wo Jesus, die erbarmende Menschenliebe, ihre offizielle, amtliche Stelle findet? An solches Departement müßten Leute sich wenden können, wie der vorstehend genannte Castleman, oder Leute, die durch allerlei Unfälle plötzlich arbeitsunfähig werden, keine Mittel zum Leben, keine Heimat haben. Sie appellieren wohl an die Barmherzigkeit milder Menschen, das aber ist beschämend und demütigend, es bringt sie auf die Stufe der Vagabunden; und es ist unsicher, — sie finden selten erbarmende, ausreichende Hilfe; und es ist beschämend für ein christliches Gemeindewesen, keine offizielle Einrichtung zu haben, die im Namen der Stadt sich solcher Leute annimmt, die durchaus unverschuldet aus Arbeit und Brot kommen. Die sog. "Humane Societies" sorgen wohl für's Vieh, aber — nicht für hilfsbedürftige **Menschen.**

Macht gute Geschäfte.

Nachfolgende Notiz fanden wir in einer politischen Zeitung: „Siebzehntausend als ‚Seelenrettungsgeld‘ für Billy Sunday.“ Wheeling, W. Va., 8. April. „Billy“ Sunday schloß letzten Sonntag hier seinen „Feldzug gegen den Teufel in seiner verschiedenen Gestalt mit drei Versammlungen, denen dreißigtausend Personen beigewohnt haben sollen. „Billy“ befand sich in vorzüglicher Stimmung. Nachdem er eine von Schimpfwörtern strotzende Tirade gegen seine Feinde losgelassen, teilte er den „Andächtigen“ mit, daß während seiner sechswöchentlichen Tätigkeit hier in dem sündigen Wheeling 8,430 Personen „bekehrt“ worden seien. Als Anerkennung für den überraschenden Erfolg seiner Perforce Seelenjagd erhielt der wackere Streiter von den Gläubigen in den drei Versammlungen zusammen $17,000 „Seelenrettungsgeld.“

Wohl einer der schlimmsten „Seelenretter“ in diesem Lande ist dieser „Billy“ Sunday. Kein noch so boshafter Widersacher kann dem Reich Gottes mehr Schaden tun als dieser angebliche Evangelist, der die Gottseligkeit zu einem recht einträglichen Gewerbe für ihn selbst gemacht hat. Unbegreiflich bleibt uns, daß bei diesem Treiben so vielen Pastoren unsers Landes die Augen nicht aufgehen und sie immer noch diesem Manne Vorschub leisten in seiner Mammonsjagd.

Ausland.

Kongreß des Allgemeinen Positiven Verbandes vom 23. bis 25. April in Berlin.

(Aus „Chr. d. chr. W.“)

Der Allgemeine Positive Verband, S. CeW S. 62, hielt vom 23. bis 25. April in Berlin seinen ersten Kongreß ab. Die Teilnehmerziffer belief sich auf zirka 500. Zur Eröffnung fand ein Festgottesdienst im Dom statt, bei dem Hofprediger Ohly-Berlin die Liturgie und Landessuperintendent Lic. Horn-Neustrelitz die Festpredigt über Joh. 17, 22 hielt. An den Gottesdienst schloß sich nach einstündiger Pause die erste öffentliche Abendversammlung in der Stadtmissionskirche am Johannestisch, der Kirche Stöckers. Der Vorsitzende des Verbandes, Pfarrer Bernbeck-Okarben (Hessen) begründete in seiner Begrüßungsansprache die Frontstellung dieses Kongresses. Der Kampf gelte dem Liberalismus. Seit etwa zehn Jahren sei dieser aus der Defensive in die Angriffsstellung übergegangen und propagiere immer anmaßender die Geheimreligion der Gebildeten. Die Schuld an seinen Erfolgen trügen nächst der Empfänglichkeit des Zeitgeistes für Phrasen die Kirchenregierungen, die nicht rechtzeitig die drohende Gefahr erkannt oder nicht die Kraft gefunden hätten, sich statt schwer begreiflicher Entscheidungen zu energischen Maßregeln aufzuraffen. Der Kongreß wolle keine Vermittlungspolitik treiben; sein klares Bekenntnis solle hineintönen in die Sitzungssäle der Kirchenregimente. Am liebsten ginge man ja mit ihnen — doch, wenn's sein müsse, auch gegen sie. Den Hauptvortrag hielt der neuberufene Greifswalder Professor Lic. Dunkmann über das Thema: „Der gegenwärtige Kampf in den Gemeinden um das Bekenntnis“. Zu einem völligen Verständnis der Bekenntnisse der Kirche — führte er aus — ist eine gründliche theologische Bildung vonnöten. Die positiven Theologen müssen die Grundgedanken herausholen und sie in der Sprache der Gegenwart den Laien darbieten, die den Wortlaut der Bekenntnisschriften nicht mehr verstehen. Es handelt sich dabei nicht um den Buchstaben, sondern um den Geist der Bekenntnisse. Wir verstehen aber unter

Geist etwas anderes als die Liberalen, nämlich die Trostreligion Luthers, deren beide Pole Gesetz und Evangelium sind, während der Liberalismus in sentimentaler Verschwommenheit und Ichkultus nur eine zerfließende Stimmung „Geist“ nennt. Offenbarung und Wunder wirken auf ihn wie ein rotes Tuch auf ein gewisses Tier. An der Diskussion beteiligten sich u. a. Pastor Meißner-Hannover, der jeden Frieden zwischen Orthodoxie und Liberalismus ablehnte, seine Gesinnungsgenossen vor der Moderatio warnte und dem Liberalismus vorwarf, er paktiere mit dem Straßenpöbel; ferner der technische Revisor Müller-Charlottenburg, der seiner Enttäuschung über das Spruchkollegium Ausdruck gab, vom Kirchenregiment keine Hilfe mehr erhoffte und die Lockerung des Parochialzwangs nach dänischem Muster empfahl. Diesem Vorschlag widersprach Pfarrer Dr. Bronisch-Barmen, weil diese Maßregel doch auch dem Liberalismus zugute komme. Er schloß mit der Erklärung: „Wir sind keine Partei in der Kirche, sondern die Partei der Kirche.“ Die Schlußandacht hielt Hofprediger Ohly.

Die Vormittagsversammlung am 24. April, in der Singakademie, leitete wieder Pfarrer Bernbeck. Nach der Morgenandacht des Geh. Oberkirchenrats D. Haack-Schwerin hielt Prof. D. Schaeder-Kiel einen Vortrag über „Wirkliches Christentum“. Er stellte das wirkliche Christentum in Gegensatz zu der vagen Frömmigkeit des Liberalismus. Der allgemeine religiöse Aufschwung unserer Tage erfülle ihn mit Furcht und Zittern. Das wirkliche Christentum bestehe im Glauben an eine supranaturale Heilsgeschichte; er sehe in Jesus den Erlöser und Versöhner, während der Liberalismus in ihm nur den urbildlichen religiösen Charakter verehre; er kenne eine Offenbarung Gottes, während der Liberalismus nur auf ein wogendes Meer religiöser Vorstellungen hinausschaue; er glaube a n Christus, während die Modernen höchstens m i t Christus glauben wollten. Der Liberalismus lehne die Heilsgeschichte ab, weil ihm deren Wundercharakter anstößig sei, weil er es nicht ernst genug mit der Sünde nehme und weil er einen rein immanenten Gottesbegriff habe. In der Diskussion warnte Pfarrer D. Philipps-Berlin die Kirchenregimente vor der kleingläubigen Sorge um den Bestand der Landeskirchen. Pastor Lorenz aus Schlesien stellte an den Referenten die Frage, ob die Jungfrauengeburt zu den primären oder sekundären Bestandteilen des Christentums gehöre. Professor Schäder entschied sich im Schlußwort, nicht ohne Aeußerungen des Unwillens über den Frager, für das letztere. — Der Vortrag des Professors D. Kropatscheck-Breslau über „Das apostolische Glaubensbekenntnis in seiner dauernden Bedeutung für die Gemeinde“ erblickte diese Bedeutung darin, daß es die Gemeinde immer wieder an die Taten Gottes erinnere. Im einzelnen machte er der Kritik manche Zugeständnisse (Ungleicher Wert der einzelnen Bestandteile, Fehlen der Reichgottespredigt). Die Diskussion vertrat im ganzen einen konservativeren Standpunkt. Freudigsten Beifall fand der Generalleutnant Graf von Roon, der sich über theologische Dinge nie den Kopf zerbrochen zu haben erklärte, den überängstlichen Kirchenregimentern das Gewissen schärfen zu müssen meinte, das Apostolikum mit dem Armeereglement verglich und es das Statut der Kirche nannte.

In der Abendversammlung, die der stellvertretende Vorsitzende D. Graf von Hohenthal-Dölkau leitete, sprach Generalsuperintendent Blau-Posen über den „Monismus“. Pfarrer Wahl-Essen über den „Liberalismus als Gegner des Christentums“ und Arbeitersekretär Dunkel über „Die Evangelische Kirche und die soziale Frage“. Pf. Wahl stellte den Liberalismus als Leugner des allmächtigen, heiligen, gerechten Gottes hin: er mache den Menschen zu Gott

und kenne weder einen Erlöser noch Erlösung. Da die Kirchenbehörden meist versagten, wenn es sich um Sein oder Nichtsein der Kirche handle, sei Selbsthilfe der Positiven geboten. Alle Zusammenarbeit mit dem Liberalismus, alles mittelparteiliche Lavieren sei zu meiden. Aus der Diskussion ist die Rede des Arbeiters Krabowski erwähnenswert, der nicht begreifen konnte, wie ein Kirchenältester an der Jungfrauengeburt zweifeln könne.

Am dritten Tag sprach nach der Morgenandacht des Generalsuperintendenten D. Lohoff-Altenburg, Geheimer Konsistorialrat Prof. D. Haußleiter-Greifswald über „Das Wort Gottes und die Bibelkritik". Er vertrat das Recht, ja die Notwendigkeit der Bibelkritik, setzte ihr aber den allgemeinen Glauben der Christenheit an Christi göttliche Sendung, Tod, Auferstehung und Wiederkunft als Grenze. Sobald sie die Heilsgeschichte mit dem Maßstab der profanen Weltgeschichte messe, sobald sie Wunder und Weissagungen bezweifle, begehe sie eine Grenzüberschreitung. Der Vortrag des Professors D. Bachmann-Erlangen über den „Religionsunterricht in unsern Schulen" führte ungefähr aus: 1. Die Schule ist eine antiindividualistische Einrichtung der Nation, sie gehört dem Volk als idealer Größe. 2. Die Rücksicht auf die Religionslosen ist als falscher Individualismus abzulehnen. 3. Ein objektiver Religionsunterricht ohne Werbecharakter wäre ein Unterricht, der statt zu begeistern zum Skeptizismus erzöge. 4. Den Reformern sind manche wertvolle methodische Winke zu danken, vor allem der, daß man dem Kind nicht aufnötige, was es erst später begreift; das Mysterium der Religion ist aus der Ferne zu zeigen als etwas Uebergroßes. 5. Die Aufsicht der Kirche über den Religionsunterricht, nicht über die Schule, muß festgehalten werden. 6. Es ist zu befürchten, daß die Entscheidung der momentanen Krisis gegen den bekenntnismäßigen Religionsunterricht ausfallen wird. Den Bekenntnisfreunden bleibt der Weg der Privatschule. — Die Diskussion wandte sich mehrfach gegen den Pessimismus der sechsten These. Professor Dr. Zange-Erfurt möchte noch mehr als der Referent von den Reformern übernehmen, findet aber wenig Beifall. Pastor a. D. Zilleßen nennt den „Bund für Reform des R. U." einen Bund zur Bekämpfung des R. U. Direktor Sellschopp-Rostock erklärte im Gegensatz zur ersten These, die Schule sei Sache des Hauses, und verlange Freiheit der Eltern in der religiösen Erziehung der Kinder.

In der religiösen Abendversammlung wurden mehrere Ansprachen mit dem gemeinsamen Thema „Das Wort unsers Gottes bleibt ewiglich" gehalten. Dann sprach man gemeinsam das Apostolikum. Das Schlußgebet hielt Generalsuperintendent D. Keßler-Berlin.

Ein eigenartiger Beitrag zum landesherrlichen Kirchenregiment

ist soeben in der „Kreuzztg." erstmalig veröffentlicht. Es ist ein Brief des alten Heldenkaisers vom 3. März 1885. Er hat folgenden Wortlaut:

„Mir ist wiederholt in den Zeitungen die Nachricht entgegengetreten, daß die Dankeskirche durch Wahl wahrscheinlich einen liberal gerichteten Geistlichen erhalten werde! Ich veranlasse Sie, an mich zu berichten, wer nach dem Tode des Generals von Ollech die Verfügung über die Dankeskirche hat, und welche Wege einzuschlagen sind, damit an die Dankeskirche ein wirklich gläubiger Geistlicher berufen werde. Ich kann es wohl verlangen, daß in einer Kirche, die zu meinem Gedächtnis gestiftet worden ist, auch der reine Glaube für immer gepredigt und gelehrt werde.

Sie wollen dem Minister von Goßler von dem Inhalt dieses Briefes Mitteilung machen und seine Mitwirkung erfordern. Wilhelm.

An den Präsidenten des Evangelischen Ober-Kirchenrates Dr. Hermes."

Der positive Standpunkt des schlichten Christen und besorgten Landesvaters ist ja durch wiederholte Aeußerungen bekannt. Wir erinnern daran, wie er sich zehn Jahre vorher zu dem Vorstand der brandenburgischen Provinzialsynode ausgesprochen hat:

„Im Frieden für die Kirche zu arbeiten, wird Ihnen ja nicht schwer werden, wenn Sie sich auf dem Grunde des christlichen Glaubens, des Glaubens an Gott und die Gottheit Christi, halten. Dann freilich, wenn wir daran nicht festhalten, dann sind wir gar keine Christen mehr. Es sind besonders in der Hauptstadt Bestrebungen und mehr als Bestrebungen hervorgetreten, die auf Leugnung der Gottheit Christi hinauslaufen."

Aber der obige Brief zeigt, daß das landesherrliche Kirchenregiment das nicht ist, was es nach gewissen Theorien sein soll. Nicht der Landesherr als hervorragendstes Glied (**membrum praecipuum**) der Landeskirche regiert diese. Wäre das der Fall, dann müßte doch sein Wille in der Kirche maßgebend sein. Allein trotz der außerordentlichen Autorität und dem starken Herrscherbewußtsein des alten Kaisers konnte er seinen Willen gegenüber der gesamten Staatspolitik nicht durchsetzen. Er empfand das sehr schmerzlich. Am 18. August schrieb er an den Grafen Roon: „Seit fünf Monaten korrespondiere ich mit dem Oberkirchenrat, aber komme nicht von der Stelle, weil ich nirgends den Mut erzeugen kann, diese Strenge (gegenüber den Irrlehrern) eintreten zu lassen, und so geht alles bergab."

Die Kirchenpolitik, die Auswahl der leitenden Männer in den Kirchenbehörden ist nicht das Ergebnis der persönlichen Ueberzeugung und Entschließung des Monarchen, sondern der Gesamtrichtung der Staatsentwicklung. Der Monarch mag im einzelnen Falle einmal mit seinem Einfluß durchdringen. Im ganzen genommen sind die staatlichen Tendenzen ausschlaggebend. Das Staatsoberhaupt als solches übt das Kirchenregiment, das Persönliche muß zurücktreten. Wie sehr die Staatsraison dabei den Ausschlag gibt, zeigt das Beispiel des alten Kaisers nur zu deutlich. Wir können auch an den Großherzog von Baden erinnern, der als erster aus der Landeskirche austreten wollte, wenn das Apostolikum abgeschafft würde. Er rechnete also damit, daß die Kirchenleitung anders handeln könnte, er wußte, daß sie oft anders gehandelt hatte, als der Monarch es für richtig und heilsam hielt. Er hatte freilich selber zur Beförderung des politischen und kirchlichen Liberalismus sein reichlich Teil beigetragen. Er hatte sich darin dem Geist des modernen Staates angepaßt. Wenn der Monarch dies tut, empfindet er den Zwiespalt zwischen seiner Aufgabe als Landesfürst und der als Inhaber des Kirchenregiments nicht. Will er aber seine Ueberzeugung durchsetzen, dann geht es ihm wie Kaiser Wilhelm I. (Ref.)

An diese „Kaiser Wilhelm" Gedächtniskirche in Berlin wurde Pfr. Jm. Heyn von Greifswald gewählt. Am 30. Jan. 1911 erfolgte die Wahl. Von 38 stimmberechtigten Gliedern stimmten 34 für Pfr. Heyn. Kurz vor dem Ende der Einspruchsfrist erhoben 19 Mitglieder der Gemeinde Einspruch gegen die Wahl, und zwar richtete sich der Einspruch ausdrücklich gegen die Lehre des Pfarrers Heyn: daß er die Heilstatsachen leugne, das Johannes-Evangelium für unecht erkläre, den synoptischen Evangelien den Wert der Augenzeugenschaft abspreche, endlich die leibliche Auferstehung leugne. Mit Gewissensnot und daß durch eine Predigt, wie Heyn sie in Berlin hielt, kein

aufgewachtes Gewissen gestillt werden könne, war der Einspruch nicht motiviert und dadurch vielleicht seines schwersten Gewichts beraubt; er trug mehr den Charakter eines kirchenpolitischen Protestes.

Das Spruchkollegium für kirchliche Lehrangelegenheiten hat in seiner Sitzung vom 5. Dezember 1911 den gegen die Wahl des Pfarrers Heyn zum 3. Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin erhobenen Lehreinspruch vom 16. Februar 1911 nicht als begründet anzuerkennen vermocht und demgemäß zurückgewiesen.

Auf die Begründung dieses Urteils uns hier näher einzulassen, würde uns zu weit führen. Man sieht aber, wie ohnmächtig schon jetzt positiv-gläubige Christen der liberalen Strömung gegenüber stehen und wie wenig Halt sie beim Kirchenregiment finden. — Was würde wohl der alte Kaiser Wilhelm zu dieser Wahl sagen?

Je mehr in gläubigen Kreisen über Austritt aus der Landeskirche oder wenigstens Abtrennung der Positiven von den Liberalen gehandelt wird, desto mehr interessiert, wie man in den Gemeinschaftskreisen die gegenwärtige Lage der Kirche und die Aufgaben in ihr betrachtet. Bekanntlich hat das „Allianzblatt" bis noch in das letzte Jahr hinein seinen Lesern immer den Untergang der entarteten Landeskirchen geweissagt. Dagegen schreibt Pfarrer Edelhoff-Eichmedien in dem von ihm herausgegebenen „Deutschen Gemeinschaftsblatt": „Wir gehören nun auch zu der „landeskirchlichen Gemeinschaftspresse," halten aber nicht mit solchen Urteilen „vorsichtig" zurück, sondern aus dem einfachen Grunde, weil wir solche Urteile für mindestens sehr verfrüht und gänzlich zwecklos halten. Im Gegenteil erwarten wir eine Neubelebung der Landeskirchen, und zwar gerade durch das geduldige Bleiben und mutige Ausharren der Gläubigen in der Landeskirche. Sah es nicht zu den Zeiten des Rationalismus vor etwas mehr als 100 Jahren noch viel trauriger aus? Ebenso zu den Zeiten der toten Orthodoxie vor dem Pietismus? Und doch folgten herrliche Neubelebungen der Landeskirchen. Da sollten wir Landeskirchlichen verzagen? Nein, wir weichen nicht. Wenn es nach den kühnen Prophezeiungen des „Allianzblattes" ginge, wäre die Landeskirche schon längst verfallen und zerfallen, aber sie besteht noch und hat jetzt wohl mehr Gläubige als seit vielen Jahren, vielleicht mehr als je zuvor. Will's Gott, soll's mit unserer Landeskirche nicht rückwärts, sondern vorwärts gehen, und wir haben große Freudigkeit, allen unseren landeskirchlichen Geschwistern zuzurufen: „Geschwister bleibt, darinnen ihr berufen seid!" Aehnlich sprach sich auch der bekannte Gemeinschaftsmann Schrenk aus: „Ich möchte kein Pessimist sein, aber ich sehe Dinge, vor denen ich schaudere. 81 hessische Pfarrer haben sich auf die Seite Jathos gestellt. Sind wir soweit mit unseren kirchlichen Zuständen gekommen, daß diese Herren sich nicht scheuen, ihre Namen zu nennen? Und dennoch! Unsere Stellung innerhalb der Kirche muß die des Heilandes bleiben. Jesus hatte seine Stellung unter seinem Volke, trotzdem er im absoluten Gegensatz zu seinem Volke stand. Wir sehen leider, daß viele Christen ihren Standpunkt nicht unter dem Volke haben. Die Gebildeten und die Gläubigen sind auf der Flucht aus der Kirche heraus. Das ist eine große Gefahr. Unsere Losung und Aufgabe sollte sein: nicht Flucht, sondern Zusammenhalten aller derer, die Jesu nachfolgen. Wenn wir anfangen, fest zusammenzustehen und zu bekennen, dann können wir noch etwas ausrichten in unserer Zeit. Wir sollten sein eine priesterliche

Schar mitten unter unserem Volke. Viele meinen, es sei ein „kräftiges Christentum," sich abzusondern, zurückzuziehen und den Kampf zu scheuen. Ich sage, das ist „kräftiges Christentum," mitten unter dem Volk zu stehen und an den Schiffbrüchigen zu arbeiten. Schwachheit ist es, wenn wir fliehen. Wir wollen uns zusammenraffen als eine betende Gemeinde, die mit offenen Augen die großen Gefahren sieht, in denen unser Volk sich befindet. Wir wollen bitten um Arbeiter in die Ernte. Wir brauchen Männer, die ihr Leben in die Schanze schlagen, Zeugen, die unentwegt in Christo stehen. Es ist mir keine Frage: ihre Stimme wird wieder durchdringen. Jeder Mensch ist nun einmal zu Gott und für Christum geschaffen. Wenn Gott uns wieder rechte Zeugen erweckt, dann wird es sich ausweisen, daß viele noch ein Heimweh haben nach der Vaterliebe."

Ein neues Kapitel, wie die entrechteten Gläubigen sich helfen können, wird aus Berlin gemeldet. In der Markus-Gemeinde haben bekanntlich die positiven Glieder keinen Geistlichen mehr. Auf die Bitte der Positiven sprang dann die Stadtmission ein, der nunmehr folgende Dankadresse zugegangen ist: „Als am 1. November 1909 Pastor Kunzendorf die St. Markus-Gemeinde verließ, waren die positiven Christen in derselben in der Gefahr, von den Gegnern erdrückt zu werden. In dieser Not wandte sich der Vorsitzende des Positiven Parochialvereins an den Vorstand der Berliner Stadtmission mit der Bitte: „Kommt und helft uns!" Diese Bitte ist in viel höherem Maße erfüllt worden, als es erwartet werden durfte, und seitdem ist der St. Markussaal der Mittelpunkt der positiven Arbeit in der Gemeinde, aus der schon viel Segen erwachsen ist. Die Generalversammlung des Positiven Parochialvereins von St. Markus fühlt sich gedrungen, dem Vorstande der Berliner Stadtmission ihren tiefgefühlten Dank für die geleistete Hilfe auszusprechen. Besonders sind alle positiven Christen in der Gemeinde dafür dankbar, daß sie nun an jedem Sonn- und Festtag sich an einem aus der Heiligen Schrift geschöpften Gottesdienst erbauen können. Gott der Herr aber wolle weiter seinen Segen geben zu den Arbeiten, die im St. Markussaal ihren Mittelpunkt gefunden haben. Der Herr segne weiter das große Werk der Berliner Stadtmission!" (A. E. L. K.)

Wir freuen uns, daß bibelgläubige Christen in Deutschland sich mehr zusammenschließen und für die Wahrheit des Christentums energischer auftreten. Neulich wurde ein neuer großer „Deutscher Evangelischer Volksbund" für die öffentliche Mission des Christentums gegründet. Eine große Anzahl von evangelischen Männern aller Stände aus ganz Deutschland hat sich unter die Parole: „Für Christus und das Evangelium, für Kirche und Vaterland!" zusammengeschlossen und wirbt um Beitritt weitester bibelgläubiger Volkskreise. Nach dem Programm des Bundes soll er sein „eine Vereinigung von Einzelpersonen und Körperschaften, die, auf dem Boden des biblischen Evangeliums von Jesus Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland der Welt, stehend, die Lebenskräfte des positiven Christentums für das Einzelleben, vor allem aber auch für das öffentliche Volksleben zur Durchsetzung und Auswirkung bringen helfen wollen. Diese seine Aufgabe will der „Deutsche Evangelische Volksbund" zu erfüllen suchen: „1. durch eine allgemeine und zusammenfassende Mobilmachung aller im deutschen Volke noch vorhandenen biblisch-sittlichen Lebenskräfte zu positiver Arbeit an der inneren Wiedergeburt des Volkslebens; 2. durch eine planmäßig ausgedehnte und tatkräftig schaffende Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift über die allgemein christlichen und speziell nationalen und sozialen Pflichten der gläu-

digen evangelischen Christenheit Deutschlands gegenüber dem Volksganzen; 3. durch zielbewußte Bekämpfung einer widerchristlichen Weltanschauung und Lebensbetätigung durch Versammlungen, Vorträge, Flugblätter u. s. w.; 4. durch planvolle Förderung und Unterstützung der bereits vorhandenen, auf dem Boden positiv-christlicher Lebensanschauung stehenden Tagespresse und 5. durch Gründung und Verbreitung einer auf christlich-nationaler Grundlage ruhenden allgemeinen deutschen evangelischen Volkspresse." (Ev. Ztschr.)

Die Entscheidung im Disziplinarverfahren gegen Pastor Lic. Traub-Dortmund ist Mitte März gefallen. Das schlesische Konsistorium in Breslau hat nach langen, vier Tage währenden Verhandlungen, am 15. März Strafversetzung gegen Traub verhängt. Dieses Urteil ist im Blick auf die Disziplinlosigkeit, der sich Traub schuldig gemacht hat, nicht nur auffallend milde, sondern höchst bedenklich. Denn wird man es im Ernstfalle einer Gemeinde zumuten dürfen, sich diesen Mann als Prediger und Seelsorger aufzwingen zu lassen, der „den Konflikt mit seiner Behörde in Permanenz erklärt" hat, der in seiner Schrift „Staatschristentum und Volkskirche" das apostolische Glaubensbekenntnis vollständig ablehnt, den persönlichen Gott und die Gottessohnschaft Jesu Christi leugnet?

Aber schlimmer als dies erscheint uns das Eintreten des Vertreters der Anklage für Traub, des Konsistorialrats Hain-Breslau, der nach einem Bericht des Traubschen Rechtsanwalts in der „Vossischen Zeitung" bei seiner zusammenfassenden Rede im Verfahren die Forderung ausgesprochen haben soll, „der Kirche müsse des Angeklagten Wirken — obgleich er sich einiger Dienstvergehen auf publizistischem Gebiete und in seinem Treuverhältnis zur Landeskirche schuldig gemacht habe — erhalten werden, weil seine seelsorgerliche Wirksamkeit volle Anerkennung verdiene, trotz des in allgemeinen Wendungen, aber ohne jede tatsächliche Begründung zu gegenteiligem Ergebnis gelangenden Berichtes des Superintendenten." Sollte es wirklich wahr sein, daß der Anwalt der Landeskirche in dieser Weise sich ausgesprochen hätte, dann könnte man nur seinem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß die Führung der Anklage seitens des Breslauer Konsistoriums in so wenig für die verantwortungsvolle Aufgabe geeignete Hände gelegt worden ist.

Da Traub übrigens auch mit Zugrundelegung des Kirchengesetzes betr. das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen in disziplinarische Untersuchung genommen wurde, so scheint die Breslauer Entscheidung nur den ersten Akt im Drama Traub darzustellen. Letzterer hat obendrein auch noch nicht von seinem Einspruchsrecht gegen das getätigte Urteil Gebrauch gemacht, da ihm dasselbe noch gar nicht zugegangen ist. Es bleibt also das weitere zunächst abzuwarten.

Sollte Traub gegen das gefällte Urteil beim Evang. Oberkirchenrat protestieren, so darf man zuversichtlich hoffen, daß die oberste Kirchenbehörde den Einspruch abweisen, oder auch das Urteil nicht bestätigen und dafür eine sachgemäße Durchführung der Anklage gegen Traub in die Wege leiten wird. (Pos. Un.)

Von der Evang. Gesellschaft für die Protestantischen Deutschen in Amerika, Geschäftsführer Pastor M. Dedekind in Elberfeld, kam ein Schreiben, das hier unter Rundschau, Ausland, Platz finden soll. Es lautet:

Herzlichen deutschen Gruß zuvor!

Die Feier des 75jährigen Jubiläums unserer „Evang. Gesellschaft“, die wir, will's Gott, in der ersten Hälfte des Juni 1912 zu begehen hoffen, ruft die Erinnerung daran wach, daß die schwere kirchliche Not der nach Nord-Amerika ausgewanderten evang. Deutschen seinerzeit unsere Gesellschaft ins Leben gerufen hat und daß diese dann nach ihren Kräften in brüderlicher Liebe dazu beigetragen hat, daß die Brüder und Schwestern unseres Bluts und unseres Glaubens auch in Amerika die heiligsten Güter ihres Volks und ihrer Kirche sich wahren konnten. Daß die deutschen evangelischen Gemeinden in Nord-Amerika, deren Gemeinden und besonders deren Lehrer- und Predigerseminare zum Teil unter kräftiger Beihilfe ihrer Freunde in Deutschland gegründet worden sind, sich bald auf eigene Füße stellen konnten, werden sie mit uns dankbar preisen. Seit Jahren haben sie nun die Hilfe der Heimat nicht mehr nötig. Wir in Deutschland haben aber mit großer Freude stets die Entwickelung und Erstarkung der uns so nahe verwandten Gemeinden in Nord-Amerika verfolgt. In herzlicher Liebe werden wir bei der Feier unseres Jubiläums dieser Gemeinden und ihrer Beamten in Kirche und Schule gedenken.

Daß auch jenseits des Atlantischen Ozeans in der neuen Heimat die alten Freunde daheim in Deutschland nicht vergessen sind, hat uns kürzlich erst der hochwürdige Präses der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika versichert. Er schreibt uns, besonders die Aelteren gedächten dankbar der Hilfe, die einst die „Evangelische Gesellschaft“ den evangelischen Deutschen in Nord-Amerika in den Tagen der Not erwiesen hat, und gab uns anheim, den Gemeinden der Synode durch ihre Pfarrer ans Herz zu legen, der „Evangelischen Gesellschaft“ zu ihrem 75jährigen Jubiläum eine Jubiläums-Dankesspende zu überreichen. Auf Veranlassung des Herrn Präses Dr. J. Pister erlauben wir uns deshalb, Ihnen in der Anlage unsere Jubiläumsschrift ergebenst zu überreichen. Aus derselben geht hervor, wie die „Evangelische Gesellschaft“ an der Grundsteinlegung des jetzigen stolzen Baues der deutsch-evangelischen Kirchengemeinschaften Nordamerikas beteiligt gewesen ist.

Wir bitten Sie, lieber Herr Bruder, von der Festschrift Kenntnis zu nehmen, sie möglichst auch Ihrer Gemeinde zur Kenntnis zu bringen — weitere Exemplare werden wir auf Bestellung gern liefern —, und mit Ihrer Gemeinde in wohlwollende Erwägung zu ziehen, ob nicht auch von dort aus zu der in Vorschlag gebrachten Jubiläumsdankesspende ein Beitrag geleistet werden könnte. Wenn von jeder der zahlreichen Gemeinden der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika auch nur eine kleine Gabe einliefe, so würde das ein starker Fonds „geronnener Liebesmacht“ werden.

Was etwa die Jubiläumsspende, zu der auch die Gemeinden in Brasilien und Chile beitragen wollen, an Geldmitteln in unsere Hände legt, das wollen wir dazu verwenden, auch den evangelischen Deutschen in Südbrasilien allmählich mehr zur Selbständigkeit auf dem Gebiet der Kirche und Schule zu verhelfen.

Das Lehrerseminar in S. Cruz, das vor zwei Jahren eingerichtet ist, und das auch zu einem Predigerseminar für in Brasilien geborene evangelische Deutsche ausgebaut werden soll, bedarf kräftiger Beihilfe, wenn es in seiner Entwickelung nicht gehemmt, wohl gar durch die mancherlei Schwierigkeiten, die es bedräuen, wieder zu Grunde gehen soll. Die deutschen Kolonisten in Brasilien sind ja infolge der traurigen wirtschaftlichen

Verhältnisse des Landes noch so wenig leistungsfähig aus eigenen Mitteln. Sie haben noch auf Jahre hinaus viel Hilfe nötig, welche wir ihnen auch nach Kräften leisten wollen. Und wenn die Evangelische Gesellschaft ihnen aus der Jubiläumsspende eine besondere Beihilfe für ihr Seminar gewähren könnte, so wäre damit zum 75jährigen Jubiläum der Gesellschaft ein edler Denkstein errichtet.

Wir würden es dankbarst und mit herzlicher Freude begrüßen, wenn wir auf diesem Jubiläumsdenkstein auch eine stattliche Liebesspende der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika mit goldenen Buchstaben verzeichnen könnten.

Indem wir Ihnen, sehr geehrter, lieber Herr Bruder, die Fürsorge für unsere Arbeit an den evangelischen Deutschen in Südamerika in diesem Jubiläumsjahre ans Herz legen, begrüßen wir Sie in brüderlicher Gemeinschaft mit den herzlichsten Segenswünschen für Ihr dortiges Werk zum Aufbau des Reiches Gottes und zur Ehre des deutschen Namens.

Exemplare der reich illustrierten Jubiläumsschrift „75 Jahre deutsch-evang. Diasporaarbeit in Nord- und Süd-Amerika" sind zum Preise von 1 Mark von Pastor Dedekind, Elberfeld, am Uellenberg 6, zu beziehen.

Etwaige Liebesgaben für die Jubiläumsspende bitten wir an Herrn Präses, Dr. Pister, Cincinnati, O., zu senden, der sie uns zu übermitteln bereit ist.

Literatur.

(Zurückgelegt aus dem Juliheft.)

Im eigenen Verlag, Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., erschien:

„Erführet mich!" Eine Gabe für unsere Konfirmanden am Tage ihrer Einsegnung. Von Pastor Dr. Fr. Mayer. 32 Seiten, hübsch gebunden, Preis: 25 Cts.

Kurze, ein- oder mehrseitige Ansprachen in Gedicht und Prosa, unter Anschluß an ein Bibelwort. Ernste Mahnworte väterlich-seelsorgerlicher Liebe und Treue an die den Gefahren der Welt ausgesetzte konfirmierte Jugend. Möge der Segen des Herrn das Büchlein geleiten auf seinem Wege.

Tracts No. 1 and 2 combined. The Evangelical Church.

Der erste Teil von Pastor Dav. Brüning, gibt die Grundsätze der Union im Gegensatz zum luth. Konfessionalismus. Der zweite Teil, von Pastor F. H. Graeper, gibt die Geschichte der Evang. Synode von Nord-Amerika. Das ist ein Traktat, der stets geeignet ist, unter dem englischen Christenvolk dieses Landes ein richtiges Verständnis für unsere Kirche zu verbreiten und sollte möglichste Verbreitung finden.

„Der Evangelische Jugendbote" erscheint monatlich zur Förderung der evang. Jugendsache. Herausgeber sind: Pastor W. Behrendt und Pastor C. Burghardt, beide in Cleveland, O. 8 Seiten, kl. Quart. Preis: 25 Cts. jährl. Ein Blatt, das in den deutschen Jugendvereinen der Synode weite Verbreitung finden sollte.

Auch der „Keryx", das Blatt unserer Studenten im Predigerseminar, dürfte in unseren Jünglingsvereinen Eingang finden und vielleicht manchem jungen Mann den Ruf ins Herz legen, sich dem Dienste des Herrn in seinem Reiche zur Verfügung zu stellen. Wir brachten unter Rundschau im Juliheft eine kleine Probe aus „Keryx".

Das Johannesevangelium und die synoptischen Evangelien. Von Prof. Dr. Fritz Barth (Bern). 2. Auflage (6.—10. Tausend). Preis 60 Pf. (Bibl. Zeit- und Streitfragen 1. Serie 4. Heft.) Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Mit Freuden wird das Erscheinen dieses seit längerer Zeit vergriffen gewesenen Heftes begrüßt werden. Nirgends sind auf so engem Raum und in so klarer Uebersicht sämtliche Gründe gegen die Echtheit und Glaubwürdigkeit des vierten Evangeliums zusammengestellt und widerlegt worden. Die Eigentümlichkeit des johanneischen Stiles und die höhere Einheit des johanneischen Christusbildes mit dem synoptischen wird in musterhaft lehrreicher und anziehender Form dargestellt. Wir wüßten keine bessere Einführung in den heutigen Stand der johanneischen Frage.

Wer „im Namen der Wissenschaft" das Wunder grundsätzlich ablehnt, wird auch die Echtheit des Joh. Ev. ablehnen. Wer aber ruhig die Grenzen des menschlichen Wissens anerkennt, das Unerforschliche ruhig verehren kann, wird in dem Chr. der 4 Evangelien den Einzigen erkennen, über den hinaus keine menschliche Entwicklung führen kann. Wichtig ist aber auch die persönliche Stellung zu Jesu. Wer in ihm nur den größten relig. Genius und Gotthelden der Menschheit verehrt — und diese Stellung will auch Trine ihm anweisen —, der wird dem Jesus der Evangelien nicht gerecht. „Wir brauchen einen Erlöser von der Sünde, einen Versöhner mit Gott, einen persönlichen Helfer, den wir um die Kraft zu seiner Nachfolge bitten dürfen." Das ist der Jesus der Evangelien und besonders des vierten, an den wir uns halten müssen. Der echte Johannes hat uns den echten Jesus gezeichnet.

Das Evangelium von Jesus Christus. Von Dr. Ludwig Jhmels, Geh. Kirchenrat und Prof. d. Theol., Leipzig. Preis: 60 Pf. (Bibl. Zeit- und Streitfragen 7. Serie 2 Heft). Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Der hochverdiente Vorsitzende der Allgemeinen Lutherischen Konferenz, die Ende August d. J. in Upsala tagte, sucht in der religiös so verworrenen Lage der Gegenwart die beiden Fragen klar zu beantworten: Was hat als das von Jesus und seinen Aposteln beabsichtigte Evangelium zu gelten? Und: Darf dies Evangelium wirklich den Anspruch erheben, Frohbotschaft zu sein? Besonders zeitgemäß ist der Nachweis, daß in dem Evangelium, wie Jesus es gewollt und seine Apostel es bezeugt haben, er selbst im Mittelpunkt steht. Das Heft ist durchaus gemeinverständlich geschrieben, von religiöser Wärme durchzogen und beantwortet die Zentralfrage des Christentums in überzeugender Weise.

„Was ist die Wirklichkeit des von Gott gewollten Evangeliums?" Die Wirklichkeit ist: 1. Das Ev. von Christo ist nur für wirkliche Gottsucher. 2. Es setzt voraus: Eine Erfahrung des eigenen Unvermögens, sich zu Gott durchzuarbeiten. Das ist aber Erfahrung der Sünde. 3. Die Sünde aber bezeugt sich im Gewissen als Schuld vor Gott. 4. So muß dann die Offenbarung Gottes als Versöhnung durch Gericht über die Sünde erlebt und im Herzen erfahren werden. Ist das Schuldbewußtsein keine Selbsttäuschung, so muß ihm etwas Objektives in Gott entsprechen, das Gericht über die Sünde erfordert, und dieses Gericht in Christo vollzogen: Das ist das Innerste der Frohbotschaft von Jesu Christo, dem Heiland der Sünder. Vom Gesetz zum Evangelium, von Sinai nach Golgatha — das wird auch heute der Weg bleiben müssen, wie der Mensch durch Christum zu Gott kommen kann. — Das ist in Kürze der Gang dieser Broschüre.

Worte Jesu, die nicht in der Bibel stehen. Von Dr. Alfred Uckeley, Prof. der Theol. in Königsberg. Preis: 50 Pf. Bibl. Zeit- und Streitfragen, 7. Serie 3. Heft.) Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Von der Mehrzahl der Bibelleser kaum gekannt, haben die nichtkanonischen Worte Jesu neuerdings durch die ägyptischen Papyrusfunde eine ungeahnte Vermehrung erfahren. Neben vielem Phantastischen und Tendenziösen ist auch mancher gute Ueberlieferungsstoff auf außerbiblischem Wege auf uns gekommen. Der Verfasser hat dies bunte reichhaltige Bild in anziehender Form den Lesern vor Augen geführt und kritische Bemerkungen an die einzelnen Sprüche geknüpft, die geeignet sind, zum Nachdenken über die Frage nach der Echtheit und Unechtheit von Jesusworten anzuleiten. Das Heft bildet von Anfang bis zu Ende eine spannende Lektüre.

Uns will bedünken, es sei doch eine ziemlich armselige Ausbeute von angeblichen Worten Jesu, die aller Forschergeist zu bieten und neben die in der Bibel gebotenen Stellen zu setzen vermag.

Die Krankheit des Apostels Paulus. Von Dr. Hermann Fischer, Geh. Medizinalrat Prof. der Chirurgie (Breslau-Berlin). Preis: 50 Pf. (Bibl. Zeit- und Streitfragen, 7. Serie, 4. Heft.) Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Es wird den Lesern der Zeitfragen willkommen sein, über die viel verhandelte Krankheit Pauli einmal ein medizinisches Fachurteil kennen zu lernen. Der Verfasser steht auf dem Boden des Offenbarungsglaubens. Ob er mit seiner These, daß das Krankheitsbild des Apostels immer noch am meisten der Epilepsie zu entsprechen scheine, Beifall finden wird, ist eine Sache für sich. Er hat die Argumente für und wider mit ruhiger Sachlichkeit zusammengestellt und vor allem gegen Seeligmüllers Schrift seine Ansicht verteidigt. Dem christlichen Glauben würde es keinen Abbruch tun, wenn Paulus wirklich trotz einer so schweren Krankheit ein starkes Werkzeug in Gottes Hand gewesen wäre; im Gegenteil ist der Gedanke sehr tröstlich. Während der Verfasser bei der Dürftigkeit der Quellen mit vorsichtig abwägenden Worten schließt, lehnt er sehr energisch die These ab, daß man das Erlebnis in Damaskus irgendwie mit einem epileptischen Anfall in Beziehung setzen dürfe.

Mit großer Pietät und Respekt vor dem großen Apostel behandelt Verf. die in der Untersuchung vorliegenden Fragen. Aber ein Gefühl der Unsicherheit bezüglich des Resultats bleibt bestehen, da denn doch die bezüglichen Schriftstellen zu wenig sicheren Anhalt bieten und nur durch Kombinationen aller Art zu einer Hypothese zu vereinigen sind, der man sich zustimmend oder ablehnend gegenüber stellen kann.

Das Aposteldekret. Von Lic. theol. Rudolf Steinmetz in Münden. Preis: 50 Pf. (Bibl. Zeit- und Streitfragen, 7. Serie, 5. Heft.) Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Seit alten Zeiten hat das Aposteldekret (Apg. 15) Anlaß zur Kritik gegeben. Namentlich ergab der Vergleich mit Gal. 2 manche Schwierigkeiten; aber auch in den Gang der im 15. Kapitel mitgeteilten Verhandlungen, ja selbst in das Neue Testament fügte es sich schlecht hinein. Erst in neuester Zeit hat man durch Heranziehung einer bisher nicht genügend beachteten Handschrift die Schwierigkeiten besser lösen können. Diesem Versuch (von Resch) schließt sich der Verfasser im allgemeinen an und versteht es durch

seine klaren Ausführungen, nicht nur über den Stand der Wissenschaft den Leser zu orientieren, sondern ihn auch in ein für das ganze Verständnis des Urchristentums wichtiges Problem, das noch oft in der Sektengeschichte wieder aufgetaucht ist, gut einzuführen.

Dieses Heft sollte größte Verbreitung in den Kreisen der Pastoren finden. Es zeigt den Weg, wie an der Hand einer gutbezeugten Handschrift das Aposteldekret mit Ausscheidung des Wortes „von Ersticktem" eine ganz neue Bedeutung gewinnt und statt einer Speiseordnung zur Dignität eines Sittengebotes emporsteigt, indem das Dekret verstanden wird: Enthaltung von (Teilnahme am) Götzendienst, von Mord und Unzucht, drei ethische Grundgebote, die auch sonst in neutestamentlichen Stellen wiederkehren. (Vergl. Offb. 22, 15.)

Das apostolische Glaubensbekenntnis und das Neue Testament. Von Dr. Johannes Kunze, Professor der Theol. in Greifswald. Preis: 90 Pf. (Bibl. Zeit- und Streitfragen, 7. Serie, Heft 6/7.) Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

So lange es einen Streit um die Bekenntnisfrage geben wird, wird das Apostolikum nicht aus dem Mittelpunkt des Streites verschwinden. In den 70er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts haben wir eine Flut von Schriften zum Apostolikumstreit erlebt, aber jederzeit kann sich der Kampf erneuern. Denn so einig man verhältnismäßig über die wissenschaftlichen Resultate ist, die religiöse Frage nach der Geltung des Bekenntnisses wird um so leidenschaftlicher erörtert werden. Um den Bibellesern ein ruhiges Urteil zu ermöglichen, erscheint dieses Heft aus der Feder eines der angesehensten Spezialforscher auf dem Gebiet der Symbolforschung. Auch für die aktuellen Streitigkeiten unserer Tage findet er hier eine gute Rüstkammer zur Verteidigung des Bekenntnisses.

In sehr sorgfältiger Darstellung leitet Verfasser an der Hand der Geschichte und ältesten Zeugnisse zurück in die apostolische Zeit und weiß es glaubhaft zu machen, daß schon zur Zeit der Apostel bei der Taufe eine trinitarische Formel dem Taufbekenntnis zu Grunde gelegt wurde. Die Schrift gibt in kürzester Form einen Einblick in die schwierigen Untersuchungen, die geführt werden müssen, um dem Taufbekenntnis in der ältesten Kirche und später nachzuspüren. Besonders weist er die Uebereinstimmung mit dem neutestamentlichen in allen Einzelheiten nach.

Pantheistischer und theistischer Monismus. Von Johannes Repke, Superintendent in Michelau. (Bibl. Zeit- und Streitfragen, 7. Serie, 8. Heft.) Preis: 50 Pf. Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

In dem Kampf um die Weltanschauung spielt der Monismus eine sehr bedeutende Rolle. So verschiedenartig, ja gegensätzlich auch die monistischen Richtungen sind, so stimmen sie doch in der Polemik gegen das Christentum überein. Verfasser skizziert zunächst die Arten des Monismus und verweilt dann bei dem pantheistischen Monismus, der auf die Metaphysik E. v. Hartmanns zurückgeht und von den bedeutendsten Monisten vertreten wird. Unter den Ueberschriften „Die Religion des Monismus", „Die Ethik des Monismus", „Der Theismus", „Der theistische Monismus" werden beide Weltanschauungen einander gegenübergestellt. Auch für den christlichen Theismus wird die Bezeichnung Monismus in Anspruch genommen, da dieser nur eine Weltursache, einen Weltwillen und einen Weltzweck anerkennt.

Die sachkundige Arbeit darf des Interesses aller um eine Weltanschauung ringender Leser sicher sein.

Wir vermissen in den Schlußsätzen des Heftes nur die z. B. im Märzheft 1911 von uns behauptete Setzung der Weltsubstanz aus Gott heraus, die Identität von Gottes Wesen und der Weltsubstanz aber so, daß Gott mit freiem Willen die Welt aus sich heraus gesetzt (geschaffen) hat, nicht sie, sozusagen zauberhaft, aus dem Nichts hervorbrachte, so daß sie ihm gegenüber etwas Fremdes wäre, etwas, was einmal nicht war und auch ebenso wieder ins Nichtsein übergehen kann. Weltverklärung im Sinn der christl. Eschatologie ist nur denkbar, wenn das Weltwesen, nach Ueberwindung des Bösen, Gott wieder homogen gemacht wird, wie es zuvor als aus Gott kommend ihm homogen war.

Vom Verlag von K. J. Wyß, Bern, kam uns zu:

Carl Hilty. Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens. Gesammelt und zum Kranz gewunden von Heinrich Auer. 217 Seiten. Mit dem Bildnis von C. Hilty. Preis: 4 Fr.

Wer des treuen Mannes Schriften schon kennt und mit innerster Freude und Segen gelesen hat, wird gerne auch einen Einblick tun in den Lebensgang des reich gesegneten Gottesmannes, der wie eine Säule feststand und Zeugnis ablegte gegen eine von Gott und Gottes Wahrheit abgewandte Welt.

Wer aber noch nichts von ihm gelesen hat, könnte gerade mit diesem Buch den Anfang machen und sehen, wie an ihm sich jene alten Gottesworte erfüllten. Ps. 1, 1—3 und Jer. 17, 7. 8. Wem an einem Leben in verborgener Gemeinschaft mit Gott gelegen ist, der wird seine Schriften mit großer Freude immer von neuem wieder lesen. Vertrocknete kritische Philister, die nur wespenartig daran herumnagen, lassen besser die Hände davon.

Vom Verlag der Buchhandlung des Deutschen Philadelphia-Vereins, Stuttgart, kam uns zu:

1. Allerlei Menschen von heute. Kart. 2 Mark.

2. Wenn die Seele erwacht. Geb. 3.20 Mark.

3. Was dir im Herzen klingt. Geb. 2.50 Mark.

Sämtliche Schriften von Ernst Schreiner. Unter No. 1 sind die verschiedenen kleinen Volksschriften desselben Verfassers in einem Bändchen vereinigt, die wir schon im Maiheft angezeigt haben, nämlich No. 1—5.

No. 2 enthält sieben teils kürzere, teils längere Erzählungen. Statt eigenes Urteil geben wir das Folgende:

Das Buch ist Medizin für unruhige und nervöse Christen. Aber auch andere werden es gerne lesen und weiter empfehlen. Klares, frisches Bergwasser, gesunde Luft, freudiges Christentum der Tat! Die Geschichte von der Heilung der Nervosität müßte als Traktat zu 10 Pfennig in viel tausend Häuser Deutschlands gebracht werden können, um ihrem inneren Werte nach recht gewürdigt zu werden. Auch der Ehespiegel ist von durchschlagender Kraft. Das Buch wird zu denen gehören, die ich in meiner Sprechstunde als Medizin verordne! „Auf dein Wort" 1908, No. 12.

No. 3 gibt Gedichte desselben Verfassers und sein freundliches Bild voran. Ansprechend für Herz und Gemüt, durchdrungen vom echten Pilgersinn

des Wanderers nach der Ewigkeit, der zwar auch die Schönheit der irdischen Natur sieht und genießt, aber darüber nicht den Blick verliert für den schönsten der Menschenkinder und die ewigen Wahrheiten.

Im Verlag von Gottlob Koezle in Chemnitz i. Sa. erscheint wöchentlich: Lebensfragen, beantwortet für moderne Menschen. Ein apologetisch-evangelistisches Wochenblatt für Denkende. Unter Mitwirkung namhafter Mitarbeiter herausgegeben von Dr. Carl Seher.

Die Bezugsbedingungen sind: Preis pro Exemplar und Nummer 2 Pf. (im Jahres-Abonnement 1 Mk.). Von 100 Exempl. ab liefern wir portofrei in Deutschland. Von 250 Exempl. ab ermäßigt sich der Preis durch Rabatt. Einzelne Exempl. bestelle man bei der Post.

Der Verlag ist bereit, die 4 ersten Nummern des Blattes in jeder gewünschten Anzahl kostenfrei und portofrei zu Werbezwecken zu liefern. Wer eine Agentur der „Lebensfragen" übernehmen möchte, ist gebeten, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzen.

Die Herausgeber schreiben dazu: „Mehrfachen dringenden Anregungen und Aufforderungen folgend, haben wir uns nach reiflicher Ueberlegung entschlossen, diese Lücke auszufüllen. Die „Lebensfragen" sind auf kein kirchenpolitisches Programm festgelegt, dienen keiner Partei und verdrängen in keiner Weise ein bestehendes Sonntagsblatt. Jede Nummer ist inhaltlich für sich abgeschlossen und eignet sich infolgedessen vorzüglich auch als Flugblatt für die Gebildeteren. Wir dürfen wohl sagen, daß die gewonnenen Mitarbeiter und die Erfahrung des Herausgebers für Gediegenheit, wissenschaftliche Gründlichkeit und praktische Brauchbarkeit des Inhaltes der „Lebensfragen" eine Gewähr bieten.

Gerne erwarten wir nun, unsere Helfer und Helferinnen bei der Verbreitung des Blattes in vielen Kreisen zu finden. — Vor allem bitten wir die Herren Geistlichen und Seelsorger, die Stadtmissions- und Innere Missions-Vereine, die Blätter-Verbreitungsstellen, die Jung-Männer-Vereine und Gemeinschaften und alle, die unsere Bestrebungen verstehen, mithelfen zu wollen, die „Lebensfragen" den fernstehenden Gebildeten zugänglich zu machen.

Und nun, unterstützen Sie uns in dieser überaus wichtigen Aufgabe. Wir bitten Sie, selbst das Blatt zu lesen und seine Verbreitung kräftig in die Wege leiten zu wollen. Der Zweck der Arbeit, der Inhalt des Blattes, der billige Preis und die gute Ausstattung werden es Ihnen leicht machen, viele Abnehmer zu gewinnen."

Bei der Arbeit in der Inneren Mission, besonders in den Städten, dürfte dieses Flugblatt willkommene Dienste leisten. Wir setzten als Probe dem vorigen Juliheft einen Abschnitt voran: „Hilft uns der liberale Christus etwas?" Das ist ein Abdruck aus Jahrgang 1, No. 3. Ernst Schreiner, von dem wir auch verschiedene Schriften anzeigen, ist der Verfasser. Man lasse sich Probeblätter kommen.

Vom Verlag des Lutheran Book Concern, Columbus, Ohio, kam uns zu: „Der Schriftbeweis des lutherischen Katechismus." Erklärung des Kleinen Katechismus Luthers und der ihm zugrunde liegenden Schriftstellen. Von Dr. F. W. Stellhorn, Professor an der Cap. Universität

zu Columbus, O. Ein dickes Buch von 596 Seiten, in einfachem Einband. Preis $3.00, netto $2.55 für Pastoren und Lehrer.

„Diese hier in Buchform erscheinende Erklärung des „Kleinen Katechismus“ Luthers und der ihm zugrunde liegenden Schriftstellen ist ein nahezu unveränderter Abdruck einer in den Jahren 1899—1910 mit einer längeren Unterbrechung in den von der Evangelisch-Lutherischen Synode von Ohio und andern Staaten herausgegebenen und von dem Verfasser dieses Buches redigierten Theologischen Zeitblättern veröffentlichten Arbeit.“ Das Buch folgt in seiner Einteilung natürlich der Ordnung des Kleinen Katechismus, auch der lutherischen Zählung der Gebote. Es gibt treffliche Erklärungen und Schriftbelege zu den einzelnen loci des Katechismus, natürlich alles von dem streng-lutherischen Standpunkt der Ohio-Synode aus.

Das Buch ist daher sicher eine treffliche Darstellung der lutherischen Lehre genannter Synode, namentlich im Gegensatz zur Missouri-Synode. Die Lehre von der Gnadenwahl nimmt allein über 50 Seiten in Anspruch; das dürfte genügen, um den Standpunkt der Ohio-Synode in diesem Punkt kennen zu lernen.

Da ja auch unser Evangelischer Katechismus eine wesentlich lutherische Prägung hat, viele Fragen wörtlich mit dem Kleinen Katechismus übereinstimmen, da wir ferner in allen wichtigen Hauptlehren den konservativen Glaubensstandpunkt der Ohio-Synode teilen, wenn wir auch das Recht abweichender Auffassung in vielen Einzelnheiten uns wahren, so glauben wir, daß dieses Buch auch unsern Pastoren besonders beim Religionsunterricht von großem Wert und Nutzen sein kann. Es wird die Denkarbeit anregen und den Leser nötigen, sich klar zu werden, wie weit er mit dem geehrten Verfasser gehen kann, oder andere Wege verfolgen muß. Für solchen Zweck möchten wir das Buch bestens empfehlen.

Aus gleichem Verlag kam: *Narratives on the Catechism.* Issued by the Publication Board of the Joint Synod of Ohio. Vol. I—IV. Preis: netto 75 Cents.

Vier Bände in einem Leinenband gebunden. Der erste Band, 160 Seiten, gibt Erzählungen und Illustrationen zu den Zehn Geboten. Der zweite Band, 140 Seiten, zu dem Glaubensbekenntnis; der dritte Band, 134 Seiten, zum Gebet; der vierte Band, 156 Seiten, zu den Sakramenten und Haustafel. Bei sämtlichen Bänden fängt die Zählung der Seitenzahl von vorne an; bei den letzten beiden ist ausdrücklich bemerkt: Selected from Caspari, Herm. Fick and C. A. E. E. G. Glaser. Wer die Sammlung: Caspari, „Geistliches und Weltliches“ kennt, kann sich eine Vorstellung machen von den hier dargebotenen Erzählungen zum gesamten Inhalt des Katechismus. Im Jugendunterricht prägen sich passende Erzählungen tiefer und gründlicher ein als alle abstrakten Erklärungen; sie sind ein treffliches Hilfsmittel, den Unterricht zu beleben und nutzbringend zu machen. Wer englischen Unterricht geben muß, wird großen Gewinn haben, wenn er sich dieses Buch zu nutze macht.

Aus gleichem Verlag kam: *Life's Morning.* Addresses to Young Men and Young Women. By Rev. L. H. Schuh, Ph. D., Pres. Cap. University, Columbus, Ohio. 207 pages. Cloth bound, net 75 cents.

Contents: Youth Preparatory to Maturity. The Successful Life. The Noblest Calling. Christian Growth. A Vocation.

Verfasser sagt im Vorwort, daß er nicht bloß im eigentlichen Lehramt, sondern auch sonst bei manchen Gelegenheiten, wo junge Leute versammelt waren, Veranlassung hatte, Ansprachen zu halten. Die das jugendliche Denken und Gemüt in Anspruch nehmenden Fragen sollen hier vom biblischen Standpunkt aus besprochen werden, um im Gegensatz zu den von blinden Blindenleitern herausgegebenen Schriften, dem jungen Volk rechte und verläßliche Anleitung zu geben in den ernsten Fragen des Lebens. Die oben angegebenen Themata deuten an, welche wichtige Lebensfragen der Verfasser behandelt: Die grundlegende Bedeutung einer richtigen Vorbereitung für's Leben sowohl in körperlicher, als intellektueller wie geistlicher Beziehung. Die Elemente für ein erfolgreiches Leben: Arbeit, Selbstbeherrschung, Liebe. Der edelste Beruf: das geistliche Amt als Prediger. Das rechte Wachstum des Christen: in Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Die rechte Wahl des Lebensberufs.

Das Buch kann jungen Leuten bestens empfohlen werden als Ratgeber für's Leben. Aber auch Pastoren und vorsitzende Leiter von Vereinen junger Leute mögen hier fruchtbare Gedanken finden, die sie den ihnen anvertrauten Leuten nahelegen können.

Von Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin kam uns zu: Das Johannesevangelium als einheitliches Werk. Geschichtlich erklärt von Dr. Bernhard Weiß, Professor an der Universität in Berlin. 365 Seiten. Preis: Gebunden 10 Mk.

„Exegetische, literarkritische und theologische Kritik ist eine schwere Sache. Was dem einen ganz gewiß ist, wird von dem andern als „unmöglich" abgelehnt. Aber solche Arbeit muß in der Wissenschaft geleistet werden." Mit diesen Worten hat jemand seine Rezension eines andern Buches eingeleitet. Sie sind auch hier am Platz. Das Johannesevangelium ist ja ganz besonders der Tummelplatz einer negativen Kritik gewesen seit langer Zeit. Die Zerstückelung und Quellenscheidung hat auch hier ihren Scharfsinn zu beweisen gesucht. — Hier in dem Werk des Altmeisters B. Weiß haben wir ein Buch, das jeden gläubigen Jünger Jesu sympatisch berühren muß. Er versucht durchweg nachzuweisen, wie grundlos die Quellenscheidung sei, die Spitta, Wellhausen und andere an dem Buch vornahmen. Ihm steht die Einheitlichkeit des Buches, mit Ausnahme von Kap. 21 fest. Auch scheint er durchweg den Apostel Johannes als den glaubhaftesten Verfasser des Buchs anzuerkennen. Er betont die vielen einzelnen Züge, die auf persönliche Augenzeugenschaft hindeuten, die für einen andern Verfasser keinen Wert hatten. Er weist darauf hin, daß der Anhang, Kapitel 21, von einem Manne geschrieben sei, der selbst noch persönlich für die Wahrheit der im Buch berichteten Geschichten Zeugnis geben könne; daß das Buch mit dem Anhang aus einem Bekanntenkreis ausgehe, der ebenfalls Zeugnis geben könne sowohl für die Wahrhaftigkeit des Autors des Buches, wie für die Wahrheit seiner Erzählungen. Das würde somit ein Zeugnis sein sowohl für die Zeit der Abfassung, resp. Herausgabe des Buches (bald nach des Johannes Tode), als auch dafür, daß das Buch aus solchem Kreise hervorging und bezeugt wurde, der den Verfasser (Johannes) genau persönlich kannte. Der ruhig konservative Ton des Verfassers, B. W., und die positiv gläubige Jüngerstellung wirkt sehr wohltuend an dem hochbetagten gelehrten Forscher, und es kann kleine Geister, die auf diesem schweren Gebiet ihm nicht folgen können, sehr ermuntern zu freu-

diger Anerkennung des vierten Evangeliums, als der Parole unter den Evangelien.

Möller, Lic. theol. Wilh., „Wider den Bann der Quellenscheidung.“ Anleitung zu einer neuen Erfassung des Pentateuch-Problems. 3 Mk., geb. 3.50 Mk. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Der Verfasser weist nach, wie unmöglich es ist, mit der Quellenscheidung bei den Größen J E D und P stehen zu bleiben, und wie die einmal angewandten Maßstäbe bei konsequenter Durchführung vielmehr zur völligen Auflösung des biblischen Textes führen. Er legt den Finger auf die quer durch die Quellen laufenden Fäden, ermuntert durch ausgeführte und angedeutete Beispiele zu dem Versuch, den biblischen Text des Pentateuch als schriftstellerische Einheit zu erfassen und sucht endlich unter Benutzung der Resultate seiner früheren Schriften das Pentateuch-Problem von neuem unter den Gesichtspunkt mosaischer Autorschaft zu rücken.

Allen, denen die bisher so absolut geltende Quellenscheidung ein Aergernis war, da dadurch der Pentateuch willkürlich zerhackt und zerstückelt wurde, wird dieses Buch eine helle Freude bereiten. Denn hier ist ein Buch, das die Willkürlichkeit und Unhaltbarkeit der Quellenscheidung nachweist und zurückweist auf Moses, als den Mann, unter dessen Abfassung die Bücher des Pentateuch zu betrachten seien. Die Frage soll nicht lauten: Welche Stücke stammen von Mose, sondern welche sind nicht von Mose?

Stosch, Oberpfr. Lic. Georg, Die apostolischen Sendschreiben nach ihren Gedankengängen dargestellt. 4. Band: Der Epheserbrief, der Brief an die Kolosser und der an Philemon. 2 Mk., geb. 2.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Von Stoschs vortrefflicher Darstellung der „Apostolischen Sendschreiben“ liegt wieder ein neuer Band vor. Der Verfasser versteht es ausgezeichnet, die Eigenart der einzelnen Briefe, den Gedankenzusammenhang und den Sinn der einzelnen Gedanken in ihnen aufzuzeigen. Ihm zu folgen wird dem gebildeten Laien reichen Gewinn bringen, aber auch zur Predigtvorbereitung und für die Behandlung der Briefe in Bibelstunden ist Stoschs Arbeit ein wertvolles Hilfsmittel.

Trost im Leide. Lesefrüchte einer Trauernden. Aus dem Englischen von B. v. B. 2 Aufl. Geb. 1.80 Mk., feine Ausgabe auf Büttenpapier in Lederb. 4 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Büchlein hat ausgerichtet, wozu es geschrieben ward — als Trostschrift in Trauerfällen für besinnliche Leute ist es nicht vergeblich gewesen. Dankbare Herzen haben bekannt, daß ihnen diese „Lesefrüchte einer Trauernden“ eine Quelle reichen Trostes geworden sind. Wie uns das Vorwort der jetzt erschienenen 2. Auflage mitteilt, ist die Verfasserin die Witwe des ritterlichen Prinzen Heinrich von Battenberg, die Mutter der jetzigen Königin Viktoria Eugenie von Spanien. Durch seine schöne Ausstattung eignet sich das Büchlein auch besonders zu Geschenkzwecken.

Ein prächtiges Zeugnis, wie auch in höchsten fürstlichen Kreisen doch nur das teure Evangelium der einzige Trost ist im Leben und im Sterben.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Aprilheft bietet des Anregenden viel; wir nennen den Artikel „Die Motive der chinesischen Revolution“ von Dr. Oehler in Tschanghangkang (Kantonprovinz), ferner: Von der Gnade des Glaubens — Vom Mythus — Die Geschichtlichkeit des Osterevangeliums — Ein heidnisches Mosaikbild aus Pompeji — Darwin im Wiederaufgang oder Niedergang? — Auch von den folgenden Heften ist viel Wertvolles zu erwarten; wir empfehlen ein Probeabonnement für April bis Juni (1.50 Mk.).

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Außer den theologischen werden auch philosophische und naturwissenschaftliche, soweit sie mit dem Christentum zusammenhängen, wie auch pädagogische Erscheinungen von berufenen Kritikern eingehend gewürdigt. In gleicher Weise berichtet der „Vierteljahrsbericht“ über Neuerscheinungen aus dem Gebiet der Kunst, Poesie, Kulturgeschichte, Romane, Novellen u. s. w.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Dr. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Christentum und Weltfriedensidee. Von Dr. Georg Lomer. — Der von der Vogelweide. Roman von Franz Karl Ginzkey. (Forts.) — Das zu oft verwaiste Regiment. Von Günther von Vielrogge. — Dornröschenprinzen. Von Eilhard Erich Pauls. (Forts.) — „Zum Schutze des bedrohten Deutschtums!“ Von Otto Seidl. — Mein Gang zur Kapelle. Von Rudolf Mack-Stoll. — Die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“. Von Agnes Harder. — Marschall Berthiers Glück und Ende. Von Dr. Christian Waas. — Ernst von Bergmann. Von Dr. Richard Bahr. — Wochenhilfe. Von Lg. — Das deutsche Nationalgefühl und die Dynastien. — Der Brand von Moskau 1812. — Bergsklaven. — Frühere Rechtsanwälte als Richter? Von Dr. jur. et phil. Bovensiepen. — Türmers Tagebuch: Deutsche Händel. Die Genossen der anderen. Von Gott aus gesehen. Erst lernen, dann lehren! Kulturpolitische Wünsche. Das Reich der Tiefe. Politik und Wirtschaft. John Bulls Liebesständchen. Ach, Bismarck! — Deutsch-jüdischer Parnaß. Von F. Lienhard. — Drei starke Frauen. Von Hermann Kienzl. — Justinus Kerner. — Die Gottesdarstellung Albrecht Dürers. Von Mela Escherich. — Architektenbewegung. Von Otto Corbach. — Volkskonzerte. Von Dr. Karl Storck. — Zupfgeigenlieder. Von Karl Storck. — Musikantenhaushalt. — Das deutsche Sinfoniehaus. Von K. St. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 14. Band. St. Louis, Mo. November 1912.

Die Lehre von der Gottessohnschaft Jesu Christi und von seiner menschlichen Entwicklung.

IV. Die Lehre von Dr. W. F. Geß von der Menschwerdung des Logos.

Von Pastor Ed. Schweizer.

(Schluß.)

Diesen Anforderungen entspricht kein Theologe so völlig, wie mein unvergeßlicher Lehrer, W. F. Geß, in seinem leider zu wenig beachteten Werk von Christi Werk und Person. Mit sorgfältigster Verwertung der Schriftaussagen und mit großer Schärfe des Verstandes sucht er das Problem der Menschwerdung des Sohnes Gottes, der Inkarnation des Logos, zu lösen. Seine Schlüsse sind kühn; aber unvermeidlich, wenn von Konsequenz die Rede sein soll. In möglichster Kürze sei hier Geßens Lehre dargelegt, wie sie in der dritten Abteilung seines Werkes enthalten ist. Seite 344—413. Wir finden die betreffenden Ausführungen in drei Abschnitten. 1. Die Entherrlichung des Logos, S. 337—366. — 2. Die Entwicklung des Sohnes Gottes auf Erden, 367—399. — 3. Die Verherrlichung des Logos mit der zuvorgehabten Herrlichkeit.

1. Die Entherrlichung des Logos. Vorausgehen folgende Erörterungen:

a. Die Schwierigkeiten des Problems. S. 324 ff. „Der Logos, welcher im Anfang war und zu Gott hin war und Gott war, ist als solcher ewig, also sein Selbstbewußtsein ein ewig klares, sein Wissen ein ewig vollendetes, sein Wollen ein ewig fertiges, ewig heiliges, sein Lebensgefühl ein ewig seliges. Dagegen war Jesus, so gewiß er ein wirkliches Kind war, ein unwissendes Kind. Erst allmählig gewann er seine Weisheit. Jedes Versinken in den Schlaf war eine Verdunkelung seines Wissens um Gott und die Welt. Noch in den letzten Lebenstagen war ihm der Tag seiner Wiederkunft unbekannt.

Nicht minder allmählig mußte, wenn Jesus ein wirklicher Mensch war, seine Willensentwicklung sein... Er hat Gehorsam gelernt. Nie war er ungehorsam, auch in der schwersten Versuchung nicht. Er opferte seinen Naturwillen.

Sein Selbstbewußtsein hat sich nur allmählig entwickelt, als neugebornes Kind war Jesus nicht selbstbewußt. Als er seinen Geist sterbend in des Vaters Hände befiehlt, verschwindet ihm sein Selbstbewußtsein bis zu dem in 1. Petr. 3, 18 bemerkten Augenblick, da der Vater den am Fleisch Getöteten am Geist lebendig macht. Und dies ist nun dieselbe Persönlichkeit; der ewig klare, ewig wissende, ewig heilige und ewig selige Logos und der zwischen Unbewußtsein und Selbstbewußtsein hin und her gehende, allmählig lernende, allmählig sich heiligende, in der einen Stunde in der Geistesfreude jubilierende (Luk. 10, 21), in der andern vom tiefsten Leiden übernommene Jesus. Ferner war der Logos, durch den die Welten gemacht sind und bestehen, allmächtig. Jesus war, so gewiß er wirklicher Mensch war, auf Erden nicht allmächtig. Er war der Nahrung und Erholung bedürftig; er bekennt seine Wunder zu tun nicht in seiner, sondern in des Vaters Kraft, lebt durch den Vater, wie ein Jünger lebt durch den erhöhten Sohn u. s. w. Endlich war Jesus nicht allgegenwärtig, was doch der Logos gewesen sein muß u. s. w."

b. Die Versuche der kirchlichen Dogmatiker das Problem zu lösen unter der Voraussetzung, daß der Logos ohne Veränderung bleibe. „Die kirchlichen Dogmatiker konstatieren, daß der Logos die menschliche Natur nicht die menschliche Person angenommen habe. Christus ist also nach ihnen nicht eine Doppelpersönlichkeit. Sie setzen aber voraus, daß der Logos, indem er menschliche Natur an sich genommen, schlechthin geblieben sei, der er zuvor war. In Leos Brief an Flavian heißt es: assumsit formam servi.... humana augens, divina non minuens.... Formam Dei forma servi non minuit.... (sicut) deus non mutatur miscratione (ita homo non consumitur dignitate) verbum ab aequalitate divinae gloriae non recedit.

Dem entsprechend beschreibt das Konzil zu Chalcedon den vor Aeonen aus dem Vater, am Ende der Tage aus Maria Geborenen als *εν δυο φυσεσιν .. ατρεπτως γνωριζομενον.* Ja die Konkordienformel bezeichnet es als blasphemische Auslegung, wenn jemand das Gegebensein aller Gewalt im Himmel und auf Erden an Jesum (Matth. 28, 18) verstehen wolle als Wiedergegebensein derselben an ihn nach seiner göttlichen Natur, als hätte er diese Gewalt während seiner Niedrigkeit nach der Gottheit abgelegt..... Weil er Gott und Mensch ist in einer Person, muß nach lutherischer Anschauung seine göttliche Natur ihre Eigenschaften mitteilen an die menschliche. Der allwissende u. s. w. Logos teilt seine Allwissenheit u. s. w. an die vernünftige Seele und den Leib, die er in der Einheit seines Personlebens aufgenommen.... Schon im Mutterleib — schon bei seiner Empfängnis! Liegt hierin die Lösung des Problems? Ja, aber um welchen Preis!.... Der Logos ist nicht Fleisch geworden. Die Doketen des Altertums sind die rechten Christen gewesen!"

„Daß Christus nicht sei ein Gott und ein Mensch, sondern der

Gottmensch, die göttliche und die menschliche Natur in ihm geeint sei zur Personeinheit,, näher die menschliche Natur von der Logospersönlichkeit in ihr Personleben aufgenommen, steht der reformierten Kirche nicht minder fest, als der lutherischen. Aber Mitteilung der göttlichen Eigenschaften sei eine Unmöglichkeit .... sie könne nicht einmal stattfinden, nachdem sich Jesus gesetzt habe auf den Thron Gottes." So referiert Geß nach den reform. Dogmatikern. Nach dieser reform. Auffassung wäre Jesus eine Doppelpersönlichkeit gewesen, eine göttliche und eine menschliche, mit gemeinsamen Ich. „Aber kann man denn das Ich von der Natur trennen?" frägt Geß. Es läßt sich das so wenig denken, als eine Mitteilung der Eigenschaften. Ganz undenkbar ist ein Nebeneinander zweier Lebensentfaltungen, deren jede streng, von der anderen unbeeinflußt, ihren eigentümlichen Typus bewahrt. Und zwar war während des irdischen Lebens des Gottmenschen Ich als Logos allwissend u. s. w., als Mensch aber lernend, unter Versuchungen sich heiligend .... mit Anstrengung reisend von Ort zu Ort." Wir sehen, daß es zu einer wahrhaft menschlichen Entwicklung nicht kommen konnte, ohne Selbstbeschränkung des Logos. Das Gegenteil zu erweisen versucht auch jetzt noch mancher Theologe. Z. B. Philippi und Schöberlein. Geß sagt von denselben, daß sie den Mut gehabt, das Zusammensein wahrhaft göttlicher und wahrhaft menschlicher Lebensentfaltungen in derselben Person, und zwar das Erdenleben Jesu schon, für verständlich zu erklären. Philippi redet von einem doppelten Sichwissen und Sichbestimmen des Gottmenschen bei der Einheit des Ich — also zwei seperate Größen ideell vereinigt: der reine Nestorianismus. Schöberlein redet auch von einem doppelten Bewußtsein und einer doppelten Existenzweise Jesu. „Er, dasselbe Ich, das von Ewigkeit ist und bis in Ewigkeit, ist auch in der Zeit: dort mit ewigem Bewußtsein und göttlichem Willen, hier mit zeitlichem Bewußtsein und menschlichem Willen." Erst des erhöhten Menschensohnes Bewußtsein sei zum Bewußtsein des Logos geworden und umgekehrt: erst bei der Erhöhung des Menschensohnes das Bewußtsein des Logos zu dem des Menschensohnes. Das ist die Beschreibung einer Doppelexistenz und soll keine Doppelpersönlichkeit sein! Bei der Meinung, daß der Logos bei Annahme der Menschennatur blieb, wie er war, vermag kein Theologe zu zeigen, daß des Gottmenschen Leben ein wahrhaft göttliches und ein wahrhaft menschliches war und doch eine Einzelpersönlichkeit.

c. Dr. T. Becks Lehre vom Verhältnis des Göttlichen und Menschlichen in der Person Jesu. Siehe: Glaubenslehre, 2. Teil, Seite 496 ff. „Bei der Auffassung der Mittlernatur Christi, resp. der Person Christi ist es gemeinschaftlicher Fehler der kirchlichen Dogmatik, wie eines Teiles ihrer Bestreiter, daß schon von Geburt an, ja nach der ersten schon bei der Empfängnis, die menschliche Natur im Vollbesitz der göttlichen Eigenschaften sein soll. Z. B. Formula Con-

cordiae: majestatem divinam statim in sua conceptione etiam in utero matris habuit. Sie setzen bei Jesu von Anfang an eine bereits fertige gottmenschliche Persönlichkeit voraus; eine vollendete Einheit, statt einer werdenden, statt einer Einigung... durch fortschreitende persönliche Vermittlung (Heiligung). Die kirchliche Dogmatik verwechselt die Anlage mit dem fertigen Resultat; so beim Urzustand: sittliche Vollkommenheit; die Erbsünde wird zur totalen Unfähigkeit zum sittlich Guten (ausgenommen des zivilen); der natürliche Zustand nach dem Tode heißt Verdammnis, und die Rechtfertigung muß ein für allemal zugeteilte Beseligung sein — nach der kirchlichen Dogmatik." Die Lehre von der communicatio idiomatum, wie sie die lutherische Dogmatik lehrt, ist ein Haupthindernis des richtigen Verständnisses der Person Christi, d. h. des Einsseins der göttlichen und menschlichen Natur. Mit Abweisung dieser Hypothese bahnt Dr. Beck der richtigen Einsicht den Weg. „Bei jener hergebrachten Auffassung, daß schon mit der Geburt ein vollständiger Gottmensch fertig ist, entgeht der Persönlichkeit Christi überhaupt die Wahrheit menschlicher Entwicklung, welche die Schrift geltend macht; namentlich aber, indem die Eigenschaften einer vollendet gottmenschlichen Einheit bereits hineingetragen werden in die irdische Persönlichkeit Christi, reicht dann immer das Menschliche nicht zu, um die Realität der göttlichen Bestimmungen in sich aufzunehmen, weil da das Menschliche in Christus selber in der beschränkten Form der irdischen σαρξ existiert.... Erst mit der himmlischen Verklärung fallen die Beschränkungen auf seiten der menschlichen Natur weg und tritt die vollendete Einheit beider Naturen ein, der vollendete Gottmensch, nachdem die Umbildung der σαρξ in der Auferstehung begonnen hat."

Das mag wohl genügen, um dieses großen Theologen Einsicht in das Geheimnis der Person des Erlösers klar zu legen. Er lehrt also einen werdenden, heranwachsenden und endlich seine Vollendung findenden Gottmenschen, in welchem der Sohn Gottes als Menschensohn und der Menschensohn als Gottessohn eins sind. Nicht wächst ein bloßer Mensch zu einem Gott heran; aber so ist es, daß das Göttliche und Menschliche als volle Anlage vorhanden war. Das göttliche Prinzip war auch nach Dr. Becks Glauben der Logos, der aber eine große Veränderung erfuhr, indem er σαρξ εγενετο — Mensch wurde. Gerade dieser Punkt ist es, worauf Geß in seiner Lehre großen Nachdruck legt im Gegensatz zur traditionellen Lehre der Kirchen. Wir kehren zur Lehre des seligen Geß zurück und reden

d. von der Entherrlichung des Logos. Seite 344. „Die Wege, welche man einschlug, unter der Voraussetzung, daß bei dem Sohne Gottes keinerlei Veränderung geschehen könne, zum Verständnis der persönlichen Identität des ewigen Sohnes und des Sohnes der

Maria zu gelangen, haben sich uns erwiesen als ungangbar. Jene Voraussetzung ist doch nicht selbstverständlich. Hören wir Christum selbst. Wir haben mehrere Aussprüche von ihm, in welchen für jeden Unbefangenen direkt enthalten ist, daß sich mit dem Sohne Gottes eine Veränderung zugetragen hat. Joh. 16, 28: „ausgegangen bin ich vom Vater" u. s. w. Nicht eine örtliche, sondern eine zuständliche Veränderung kann mit diesen Worten nur gemeint sein. In ein Ausheimischsein vom Vater muß der Sohn nach diesen Worten gegangen sein. Das bestätigt sich durch 14, 28: „Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe, denn der Vater ist größer denn ich." Daß Jesus von seiner menschlichen Natur rede, wäre auch hier ein ungeschicktes Vorgeben, denn es hieße dem heiligen Jesus eine hochmütige Demut nachsagen, wenn er versichert haben sollte, was keiner Versicherung bedarf, daß nämlich der Vater größer sei als das, was Jesus aus Maria an sich habe. Das andere eine Veränderung des Sohnes Gottes aussagende Wort ist: „Verherrliche mich du, Vater, mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte ehe die Welt war." Joh. 17, 5. Vorher hatte er die Herrlichkeit, auf Erden hatte er sie nicht; warum sie sonst erbitten. Die Einrede: nur für seine menschliche Natur erbitte er sie, ist bare Willkür.

„Apostolische Aussprüche, welche beim Sohne Gottes eine Veränderung konstatieren, sind folgende: 2. Kor. 8, 9: „Er ist arm geworden" u. s. w. Phil. 2, 6f: „In der Gestalt Gottes seiend" u. s. w. Nach Joh. 1, 14 ist der Logos geworden Fleisch. Kein Scharfsinn kann aus diesen Worten entfernen, daß beim Sohne Gottes ein Werden stattgefunden habe. Also eine Veränderung. Sogar zweimal: als er in die Erdenwelt kam und als er sie wieder verließ. Was für eine Veränderung? Paulus sagt: ein Armwerden und eine Entleerung seiner selbst, eine Vertauschung des Seins in der Gestalt Gottes mit dem Sein in der Gestalt des Knechtes. Aber wessen hat er sich entleert und was alles gehört zum Sein in der Gestalt Gottes? Was versteht Christus unter der Herrlichkeit, die er beim Vater hatte vor Grundlegung der Welt? Und in wiefern war sein Sein auf der Erde ein Ausheimischsein vom Vater?" „Man kann nicht zweifeln," sagt Geß nach gründlicher Prüfung der betreffenden Schriftaussagen, „daß das Gegebensein aller Macht im Himmel und auf Erden an den Auferstandenen mit zur Erfüllung der Bitte (Joh. 17, 5) gehört, daß also diese Macht mit gehöre zu dem, worauf er beim Kommen auf Erden verzichtet hat. Auch bestätigt sich das Gehören dieser Macht zu der nachirdischen Herrlichkeit durch die zweimalige Versicherung: „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das werde ich tun." Dieses Tun setzt seine Macht voraus.... Daß er diese Macht auf Erden nicht besaß, bestätigt auch sein Wort am Abschiedsabend: „Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst; der Vater, der in mir bleibet, er tut die Werke," sowie durch das Gebet vor der Auferweckung des Lazarus und das seufzende Aufblicken zum Himmel vor der Hei-

lung des Taubstummen, Mark. 7. Auch Paulus rechnet die Macht mit zu Gottes Herrlichkeit, Röm. 6, 4; 1, 23. 20. Die Veränderung, welche sich mit dem Sohne Gottes bei seinem Kommen auf Erden zugetragen hat, besteht hiernach in einem Verzicht auf die Macht über Himmel und Erde, auch auf die Macht über den Heiligen Geist, endlich auf das Wohnen im Licht."

Die Auslegung von Phil. 2, 6 ff. führt Geß zu demselben Resultat: „Wessen sich der Sohn bei seinem Kommen auf die Erde 'entleert' habe, ist die Seligkeit des Wohnens im Licht und die Herrschaft über die Welt. Nur daß in Joh. 17, 5 auch noch enthalten ist der Verzicht der Macht über den Heiligen Geist." Vergl. V. 2.

Die schwierigste Frage ist auf jeden Fall, wie sich der Uebergang aus der ewigen in eine zeitliche Existenz, aus dem ewig klaren Bewußtsein in die Bewußtlosigkeit, aus dem Sein ins Werden denken läßt. Hören wir darüber Geß, S. 351: „Und der Logos ward Fleisch." Kein Verständiger wird auslegen: ward ein Leib von Fleisch, sondern: der Logos ward ein Mensch, desselben Geistes-, Seelen- und Leibeslebens wie sonst ein Mensch von Fleisch und Blut, denn auch sein Leib war nach Johannes dem unsern gleich, wurde müde, durstig u. s. w., wie denn Christus bei Johannes wiederholt ein Mensch heißt." Aber in das Geheimnis sehen wir noch nicht hinein.

„Johannes sagt, was der Logos war vor seinem Eintritt ins Werden, und was er war, nachdem das Werden vorüber war — vor Beginn und nach Vollendung seiner irdischen, menschlichen Entwicklung — „aber den Werdeprozeß beschreibt er nicht. Erreicht ist damit wenigstens soviel, daß der Satz: beim Sohn Gottes sei alle Veränderung ausgeschlossen, nur eine theologische Satzung, nicht ein Kanon Christi, Pauli, Johannis ist. Johannes schreibt dem Logos mit ausdrücklichen Worten ein Werden zu. Und wie ist es mit dem von Paulus und von Christus bezeugten Verzicht?.. Weil Gott der Geist ist, hat er die Schöpfermacht — die Regierungsmacht und die Macht, den Geist zu geben. Seine Herrlichkeit ist seine Tat. So muß es auch bei dem Sohne Gottes sein. Seine Herrlichkeit entspringt aus seinem Sichselbstsetzen, der Verzicht auf seine Herrlichkeit ist ein Verzicht auf sein Sichselbstsetzen. Das war seine eigene Tat. Die Rückkehr in die Herrlichkeit, aus dem Gesetztsein in das Sichselbstsetzen konnte nicht seine eigene Tat sein. „Vater, verherrliche mich, sagt er und nicht: jetzt ist die Stunde gekommen, daß ich mich verherrliche." Damit bezeugt er seine völlige Abhängigkeit = sein Gesetztsein, wie Geß es nennt. — Seine Herrlichkeit war seine Erhabenheit, seine Freiheit = sein Sichselbstsetzen. Doch das auch nicht ein absolutes, denn der Logos war „zu Gott hin," προς τον θεον. Der Vater ist der Gott; Gott im absoluten Sinn, der Sohn ist es durch den Vater. So haben wir doch nur einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir zu ihm; und

einen Herrn, Jesum Christum, durch welchen alle Dinge sind und wir durch ihn," 1. Kor. 8, 6. Nur so kann von Monotheismus die Rede sein.

„Wenn nun der Logos Fleisch wird — so muß sein Setzen seiner Selbst aufhören. In betreff seiner Natur, seines Wesens — wird der Vorirdische etwas Aehnliches erfahren haben, wie der irdische Sohn getan hat, da er ins Sterben ging: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Der Vater wird ihm bewahrt haben seine Natur — seine Wesenheit. — Im Schoße der Maria ruht nun seine Natur. Der Geist des am Kreuze sterbenden Sohnes ward, als er ihn dem Vater übergab, von diesem im Todesstande bewahrt. Die Natur des fleischgewordenen Sohnes ward von ihm in Marias Schoße bewahrt, denn in demselben Augenblicke, da der Logos seine Natur dem Vater zur Bewahrung übergab, „kam heiliger Geist über sie und überschattete sie des Höchsten Kraft," aus dem in ihrem Schoß liegenden Keime ein Leibesgebilde zu bilden, mit welchem dieselbe Kraft des Höchsten sofort die Logosnatur vermählte.... So war nun der Logos Fleisch: d. h. mit dem Keime aus Maria (mit menschlicher Seele und menschlichem Leib) vermählt."

Nicht ohne Scheu schreibe ich diese Gedanken des Gelehrten ab und erinnere an die oben angeführten Worte Hagenbachs, daß die Ergründung des heiligen Geheimnisses wohl für das theologische Wissen von Interesse sei, für den Glauben aber von keinem Belang. Gerne ließe ich mir genügen mit dem Glauben an die übernatürliche Empfängnis eines Menschen; aber die von der Schrift so klar bezeugte Präexistenz Christi läßt nicht dabei stehen. Die Herabkunft des Sohnes Gottes, des Logos, und seine Verbindung mit Jesu bei seiner Taufe wäre begreiflich und hätte kein Geheimnis; aber die Schrift ist dieser Auffassung nicht günstig und die Theologie hat diese Theorie aufgegeben. So bleibt die obige Erklärung zu Recht bestehen.

e. Die Entwicklung des Gottessohnes auf Erden. Geß III, 366 ff. Bei seiner Menschwerdung hat der Logos, der ewige Sohn, aufgehört Gott gleich und in göttlicher Gestalt zu sein und nahm Knechtsgestalt an zur Erfüllung aller Gerechtigkeit, zu einem Gehorsam bis zum Tode am Kreuz entschlossen. Er hat aber nicht aufgehört der Sohn Gottes zu sein und ist nicht ganz und gar ein Mensch geworden, sondern „wie ein Mensch," ὡς ἄνθρωπος „εν ὁμοιώματι ἀνθρώπων" (Paulus) „in Aehnlichkeit der Menschen." Immerhin aber ein Mensch und mußte wachsen leiblich und geistig, wie ein anderer Mensch. Dieses Wachsen und Werden hat Geß im angeführten Abschnitt beschrieben. Er sagt: „Ist der Sohn Gottes Fleisch geworden, so ist er auch getreten unter das Gesetz der Allmählichkeit, des Bedingtseins seiner Lebensentwicklung durch das allmähliche Heranreifen seiner leiblichen Organisation.... Der Sohn Gottes wäre nicht wirklich uns gleich geworden, hätte sein Erdenleben nicht begonnen mit der Nacht der Bewußtlosigkeit. Ist die leibliche Organisation zu einem

gewissen Reifepunkt gelangt, so tritt das Rätselvolle ein, daß sich die Seele mittelst derselben als Ich erfaßt.... In derselben Weise ist der Logosnatur, nachdem ihrer leiblichen Organisation die Reife dazu gekommen war, das Selbstbewußtsein aufgeblitzt.

Auch in betreff der moralischen Veranlagung sind erhebliche Unterschiede unter den Menschen.... Das aber ist allen gleich, daß sie zum Gehorsam gegen das Gute nur durch Selbstentscheidung zwischen den vor ihnen liegenden Möglichkeiten des Gehorsams oder Nichtgehorchens gelangen können. Und daß die Selbstentscheidung für das Gute oft genug mit Selbstverleugnung verknüpft ist.... Dieser Ordnung immer neuen Gestelltwerdens an Scheidepunkte, wo man zwischen dem pflichtmäßigen und gesetzwidrigen Wege wählen muß, ist unsre Lebensentwicklung mit nicht geringerer Notwendigkeit unterstellt, als jener der Allmählichkeit. Daraus folgt, daß der Sohn Gottes während seiner irdischen Lebensentwicklung nicht so vorgestellt werden darf, als ob sein allezeit gutes Handeln sich ergeben hätte aus einer innern Notwendigkeit seiner Natur, wie sie in uns vorhanden sein wird nach vollendeter Heiligung. War Jesus von Mutterleibe an über die Möglichkeit des Sündigens hinaus, so war er uns Menschen nicht gleich, kein Mensch wie wir..... Der Mensch kann nur durch Freiheit gut werden, wie Gott nur durch Freiheit der Gute ist, und wir sind geschaffen in Gottes Bild, das zeitliche Abbild der ewigen Persönlichkeit. Von Natur sittlich gut sein wäre ein dreieckiger Kreis.... Jener Takt und Herzenszug, kraft dessen edle Menschen auch in sophistischer Umgebung unentwegt dem Guten zuschreiten, wird dem fleischgewordenen Logos auch vor erwachter Ueberlegung mit solcher Macht innegewohnt haben, daß er ihm ein starker Bewahrer vor jeglicher Verfehlung war.

Aber man dehne dieses „nicht konnte er sündigen" nicht aus über das richtige Maß.... Denn wenn die Möglichkeit des Sündigens bei Jesu ausgeschlossen war, wo bleibt sein wahres Menschsein? Wo bleibt seine Gleichheit mit uns? Wo bleibt seine Vorbildlichkeit, sein Recht uns zu gebieten seine Nachfolger zu werden? Nur wer sich Gott im Ernst versagen kann, kann sich im Ernst ihm opfern.... Sein Vollendungsgang blieb ein Gang der Selbstentscheidung zweischen den entgegengesetzten Möglichkeiten. Er war noch in Gethsemane am Lernen. Er war es noch am Kreuz. Man dürfte sagen: Die Fleischwerdung des Sohnes und des Vaters Erproben des Sohnes bis zum Kreuz sei ein Wagnis gewesen. Und muß nicht darum der Dank gegen unsern Retter so tief und unauslöschlich sein, weil sein Retten durch eine Reihe von Freiheitstaten geschah, deren jede nur durch die tiefste Konzentration gelingen konnte.... Wer nur von „nicht konnte er sündigen" zu reden weiß, nimmt diesem Dank den Nerv.

Bedeutende Männer pflegen des Berufs, den sie ergreifen sollen, von Jugend auf gewiß zu sein.... Der Mensch, dessen Inneres die Logosnatur selbst war, wird von frühen Tagen das Gefühl gehabt haben, daß ihm ein sonderlicher Weg beschieden sei."

Im weiteren erinnert Geß an Abraham und Mose, die im Greisenalter berufen wurden zum Beweise, daß die Frucht, die sie endlich nach langer Unfruchtbarkeit brachten, nicht ihr eigenes, sondern Gottes Werk war. Dagegen heiße es vom Täufer: „Das Kindlein wuchs und ward stark im Geist." Bei ihm begegnete die Gnade, die ihn zum Propheten berief, dem Zuge, welcher durch Gottes Führung schon von den Erlebnissen der Eltern in das Kindesherz gepflanzt worden ist. Aehnlich war es bei Jeremia. „Wie wird es gewesen sein bei dem, dessen Inneres die Logosnatur war? Bei ihm beruhte Gottes Berufung zum Werk nicht auf Gottes Gnadenwahl, sondern der Natur. Auch daß der Vater mit ihm in Verkehr trat, war nicht Gnade. Unnatur wäre das Unterbleiben des Verkehrs gewesen."

An dem Wort des Zwölfjährigen: „Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist," ist eben dies das Große, daß in so kindlicher Form die mächtige Gewißheit ausgesprochen ist, der Gott Israels sei sein Vater und beim Vater müsse der Sohn sein. Niemand sonst in Israel hat von Gott gesagt: „mein Vater". Daß Gott in ausschließlichem Sinne sein Vater sei, braucht in dem Worte nicht zu liegen, dieses Ausschließen würde nicht stimmen zur Kindlichkeit. Diese liegt darin vor Augen, daß er sich in diesem Hause in Gottes Gegenwart meint.... Auch noch der Mann nennt den Tempel seines Vaters Haus; aber nicht mehr, als könnte man Gott in ihm näher kommen, denn Nazareth und selbst Garazim sind Stätten der Anbetung so gut wie Jerusalem.... So und nicht anders mußte es bei diesem Knaben sein, wenn er der fleischgewordene Logos war,... der nun in die Ordnung des Werdens eines Menschen von Fleisch und Blut gekommen war."

Von Johannes heißt es: „Das Kindlein wuchs und ward stark im Geist." Vom Kinde Jesu heißt es: „Das Kindlein wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit und Gottes Huld war über ihm." Nach der Rückkehr des Zwölfjährigen heißt es von ihm: „Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter (Wuchs) und Huld bei Gott und den Menschen." Das Wachsen bei Jesu, wie bei Johannes. Aber über Jesu Gottes Huld. Auch der Menschen Huld um ihn her. Das stimmt mit dem vorhin Vermuteten, das „meines Vaters" sei noch nicht gemeint gewesen im Sinne der Ausschließung. Die sein Herz durchdringende Gewißheit von seines Vaters Huld leuchtete auf seinem Angesicht als Sonnenschein, der alle erfreute und aller Redlichen Huld ihm gewann. Wogegen Johannes das Leid über sich und sein Volk in die Einsamkeit trieb."

„Das Innewerden der Sündigkeit seiner Eltern, Geschwister und der Nazarener konnte bei Jesu nicht fehlen. Wie war es so ganz anders bei ihm.... Mußte nicht die Frage bei ihm aufsteigen, woher *seine* so viel andere Herzensart? Bekannt war ihm die Geschichte seines Volkes und die Weissagungen: „Wer wird wohl der Bote des Bundes sein? der Davidssohn aus Bethlehem? Wer der Knecht, von dessen Todesleiden Jesaias redet? Wer der Weibessame, welcher der Schlange den Kopf zertritt? Wann wird er kommen der neue Bund, von dem Jere-

mias redet, der Bund, da das Gesetz ins Herz dringt?" Das immer wiederkehrende Innewerden, er selbst sei der Einzige ohne Sünde und von der gebührenden Innigkeit des Gottesumgangs, mußte sein Herz mit der Frage durchzucken, **ob denn die Weissagung ziele auf ihn?**

Zumal die Ueberlieferung seiner Familie versicherte, sie seien aus Davids Geschlecht. Seine Demut mochte erschrecken, als diese Frage zum ersten und andern Mal seine Seele durchdrang. Die Frage mußte gleichwohl wiederkommen, der Gegenstand der Ueberlegung und des Gebetes werden. Von den Christen, soweit sie Gottes Geist in sich haben, schreibt Paulus: „Er selbst, der Geist, bezeugt **mit unserm** Geiste, daß wir Gottes Kinder sind." ... „**Mit unserm Geiste**" sagt der Apostel. Den Christen bezeugt ihr Geist, wenn sie die in den Offenbarungsurkunden verzeichneten Merkmale der Gotteskindschaft bei sich wahrnehmen, daß sie Gottes Kinder seien. So bezeugt Jesu Geist, weil er die Heiligkeit seines Sinnes und Wandels, die Innigkeit seiner Gottesgemeinschaft unter lauter Sündern sah, daß Jesus der Verheißene sei. „Er selbst, der Geist bezeugt," schreibt Paulus. Das Zeugnis ihres eigenen Geistes genügt den Christen nicht, weil neben den Merkmalen der Gotteskindschaft so vieles Unwürdiges sich findet, da vernehmen sie mit Freuden eine Stimme, die nicht von ihnen, die von oben kommt. In Jesu befand sich nichts, das des Verheißenen nicht würdig war. Der Demut wird es schwer, Hohes sich beizulegen, und dem Sohne weil er der Sohn war, doppelt unmöglich, die Sohnschaft sich beizulegen, es sei denn vor dem Angesicht des Vaters und kraft einer Bezeugung vom Vater. Wenn Jesus während seines amtlichen Wirkens inbezug auf jeden Schritt dasselbe sagt: „Der Sohn kann nichts tun von sich selber — der Vater zeigt ihm alles, was er tut," wie hätte er vermocht, den gewaltigsten Schritt seines Lebens zu wagen, ohne die vom Vater kommende Gewißheit, daß es der Schritt in das Heiligtum, in die Wahrheit sei. **Zu glauben: „Ich bin es,"** (Joh. 8, 24), **das war allerdings seines Lebens gewaltigster Schritt.** Denn was war nicht alles in diesem „ich bin es" eingeschlossen! Nicht bloß „meinen Tag zu schauen, haben sich Könige und Propheten, hat sich Abraham gefreut; von mir hat Moses geschrieben; ich bin der Weibessame." Sondern auch: „Mich hat David seinen Herrn genannt u. s. w." Ja zu höchst: „Vom Vater bin ich ausgegangen und komme in die Welt; ehe denn Abraham ward, bin ich." Wenn der Täufer **die Präexistenz** dessen, der nach ihm kommen sollte, aus den alttestamentlichen Schriften herausgelesen hat, herauslesen mußte, wie vielmehr der Sohn.

Schon zur Zeit der Taufe war Jesus zu dem Gipfel seiner Selbsterkenntnis gelangt. Denn im Gespräch mit Nikodemus bemißt er das „Also" der Liebe Gottes an dem Dahingegebensein des eingeborenen Sohnes in die Welt. Und das war im Anfang seines Wirkens. „Also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen," sagt er bei seiner Taufe, und hat damit sich bereit erklärt zu einem Gehorsam bis zum Tode.

Denn nur seine Absicht, den Messiasweg des Sterbens tatsächlich zu bekunden, ist die genügende Erklärung seines Kommens zur Taufe. Sein späteres zweimaliges Reden von der Todestaufe bestätigt diese Auffassung. Wie sollte auch die Weissagung von der Todeshingabe des Knechtes von ihm unbeachtet geblieben sein? Hat er aber diese schon in Nazaret auf sich bezogen, so gewiß auch alle andern Weissagungen. Wer wollte sich auch ein zerstückeltes Deuten der Weissagungen auf seine Person, heute der einen, nach Monaten der anderen, bei Jesu vorstellen? Dieses Innewerden mußte ein Einmaliges sein. Nicht in dem Sinne, daß Jesus von heute auf morgen die Erkenntnis gewann: „Ich bin es, auf den die Verheißung zielt." Dieses Gewißwerden ging durch oftmaliges Ueberlegen, immer neues Beten. Aber die Weissagung bildete eine Einheit. Stand das „ich bin es" ihm fest, dann stand ihm für alle Weissagung fest."

Was Jesus im Glauben erfaßt, das mußte er auch im Glauben festhalten, was nur durch Konzentration des ganzen Herzens geschehen konnte. Es ging ihm wohl wie allen Gotteskindern, die ihre Glaubenserfahrungen und Glaubensüberzeugungen durch Wachen und Beten sich bewahren und immer völliger gewinnen müssen. Endlich kam der Moment, da sein Glaube durch ein Wunder Gottes seine Bestätigung fand. Die Gottesstimme bei seiner Taufe und das sichtbare Niederschweben des Geistes war das göttliche Siegel auf seinen Glauben. Von da an war seine Gottessohnschaft nicht mehr Sache des Glaubens nur, sondern ein absolutes Wissen.

„Wozu diese Mitteilung des Geistes an Jesum, wenn er der fleischgewordene Logos war?" frägt Geß, und antwortet: „So gewiß das Innere Jesu nicht eine geschaffene Seele, sondern der aus dem Sichselbstsetzen in das Gesetztsein, aus dem Sein ins Werden eingegangene Logos gewesen ist, so gewiß mußte bei Jesu sein eine Empfänglichkeit für Gott ohnegleichen, ein Verlangen nach Gott ohnegleichen, das höchste Maß jenes Dürstens der Seele nach Gott, das im Psalm 42 zu einem so ergreifenden Ausdruck kommt.... Es mußte ein inniger, nie getrübter Gebetsverkehr mit Gott, aufgrund desselben eine steigende Durchdringung seines Wollens, Denkens, Fühlens und Handelns von Gottes Geist entstehen.... Nun aber bricht die Zeit an, da er von dem Stillleben in Nazaret hinüberschreiten soll zum Wirken inmitten seines Volkes. Und zu welchem Wirken!.... Und dabei wurde er vom Geist geleitet, so daß er sagen mußte: „Nichts kann der Sohn tun von sich selber, er sehe es denn den Vater tun." „Derselbe tut auch die Werke." Kein Irrtum durfte vorkommen, kein Fehler geschehen. Hatte der Geist bis zur Taufe Jesu gezeigt, was er für Gott, und was Gott für Jesum war, und was Jesus werden sollte für die Welt...., so sollte dieser Geist ihm die einzelnen Schritte seines beruflichen Tuns zeigen und ihn getrost machen in der im Berufsleben immer größer werdenden Hitze der Anfechtung."

Es wurde also, nach Geß, durch den Jesu bei seiner Taufe verliehenen Geist ein so reiches Maß der Weisheit, des heiligen Taktes, gegeben,

daß ein langes Besinnen im einzelnen Fall, oder gar ein Fehlgehen ausgeschlossen war. Zugleich war dieser Geist für ihn eine unversiegbare Quelle der Seelenstärke, des Trostes, des Friedens. Das ist der Geist Gottes und Christi auch bei uns in geringerem Maße. Der Heilige Geist ist ein Lehrer und Tröster. Es ist auch leicht einzusehen, warum Jesus diese Ausrüstung wohl jetzt empfing: vorher bedurfte er ihrer nicht. Gott schenkt seine höheren Gaben und Kräfte nach dem Bedürfnis in seinem Dienst. Fürs Privatleben, zur Fristung des persönlichen Glaubenslebens, nur im geringern Maß. Mit den Aufgaben kommen die Gaben, und wen Gott schickt, den macht er auch geschickt eben zu dem, wozu er ihn schickt.

„Nun werden wir auch verstehen," führt Geß fort, „warum sich Jesus bezeichnen konnte als der Offenbarer und als Propheten, wie als Empfänger von Offenbarungen. Er offenbarte, weil er der Sohn ist. Erlebend und erkennend, daß er der Sohn ist, erkennt er Gott als Vater. Er erkennt sich als den der Welt dahingegebenen Sohn und erkennt daran das „Also" der Liebe Gottes, und kann ihn der Welt auch als ihren Vater offenbaren. An seiner Erniedrigung ermißt er das Erbarmen Gottes gegen die Sünder..... Weil er der Sohn ist, in welchem allein der Vater zur Anschauung kommt, kann erst gegenüber von ihm die letzte definitive Entscheidung für oder wider Gott eintreten.... Andererseits ist dieser Offenbarer ein Empfänger von Offenbarungen. Denn es ist der Geist Gottes, mit welchem verkehrend der Sohn sich selbst erkennt. Denn es ist der Geist Gottes, der ihm die Weissagung aufschließt...., mit welchem verkehrend Jesus die Ordnung des Königreichs inne wird. Denn bei dem entherrlichten Sohne ist die Gottessohnschaft nicht wie bei dem vorirdischen Sohne gottgleiche Wirksamkeit, sondern nur Empfänglichkeit für Gott. „Die Worte, welche ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst; der Vater, der in mir bleibt, er tut die Werke." Joh. 14, 10; 17, 7 u. 8; 7, 16; 8, 16. Und die ungetrübte Entfaltung der Empfänglichkeit Jesu für Gott und sein liebendes Zeigen alles seines Tuns seitens des Vaters an den Sohn war bedingt durch den selbstverleugnenden Gehorsam des Sohnes. „Der mich gesendet hat, ist mit mir; nicht hat er mich allein gelassen. Denn ich tue allezeit, was ihm gefällt." Joh. 8, 29; Kap. 5, 30."

Im Weiteren redet Geß davon, daß auch Jesus im Glauben gewandelt. (Hebr. 12, 2) und es auch für ihn Zeiten gab, da Gott schwieg, zumal gegen das Ende hin. Am Kreuz fühlt er sich von Gott verlassen; es war eine schwere Glaubensprobe. Auch in Gethsemane schwieg ihm Gott. „Wäre nicht die Entherrlichung des Sohnes geschehen, wie könnte er auf das Glauben verwiesen sein? Als Gott zu Gott hin u. s. w. bedurfte er des Glaubens nicht. Auch vom Lernen des Gehorsams und vom Vollendetwerden kann nur beim auf Erden wandelnden, entherrlichten Sohne die Rede sein; weil die Gottessohnschaft während seines Wandels auf Erden nur vorhan=

den war *als Empfänglichkeit für Gott, nicht als göttliche Wirksamkeit.* Beim liebevollen, innerlichen Zeigen vonseiten des Vaters befand sich Jesus in der Erfahrung, im Wissen; hörte dieses Zeigen auf, fing das Glauben an.... Die Gottessohnschaft selbst war für Jesum ein Gegenstand des Glaubens. Wie für uns die Gotteskindschaft ein Gegenstand des Glaubens ist. Wohl erhielt Jesus bei seiner Taufe eine starke Versiegelung; aber das geschah momentan. Die Festhaltung des göttlichen Zeugnisses mußte durch den Glauben geschehen. Allerdings war jede neue Wundertat, welche des Vaters Allmacht auf das Wort des Sohnes vollbrachte, eine neue Bestätigung der Stimme: „Du bist mein geliebter Sohn!" Aber als der Sohn zum ersten Mal die Allmacht Gottes in Bewegung setzte, war es ein Wagnis des Glaubens. Im geringern Grade jedesmal. Denn die Erfahrung trat nun dafür ein, daß Gott ihn allezeit höre."

Von Jesu Gotteserkenntnis sagt Geß, daß sie nicht wie die der Apostel bruchstückartig gewesen sei, sondern vom Mittelpunkt aus, von seiner Sohnschaft aus habe er die Dinge überschaut, wie das schon oben erörtert worden ist. Aber er wäre nicht ein wirklicher Mensch gewesen, wenn seine Gotteserkenntnis nicht auch eine werdende gewesen wäre. „Wie könnte vom Glauben die Rede sein bei Jesu, hätte er Gott von Angesicht geschaut, den Himmel und die Ewigkeit geschaut, wie die Engel im Himmel sie schauen. Es ist die Frage: Hat Jesus sich *erinnert* der Herrlichkeit, die er bei dem Vater hatte vor seinem Kommen in die Welt? Geß bestreitet das nicht, sagt aber: „Je reicher wir diese Erinnerung und je früher in seinem Erdenleben aufgetaucht wir sie uns vorstellen würden, desto gefahrdrohender wäre sie für seines Lebens wirkliche Menschenart. Wo bliebe die Allmählichkeit und die religiös-sittliche Bedingung seiner Entwicklung? Wo das Verwiesensein auf Glauben? Aber keiner der Präexistenzaussprüche Jesu nötigt uns zu der Annahme, daß sein Wissen von dem Ausgegangensein vom Vater und Gekommensein in die Welt.... geschöpft war aus Erinnerung. Im *Glauben* wußte er davon. Wie er im Glauben wußte von seiner Herrlichkeit in seiner *nach* irdischen Existenz.... *Weil Jesus sich als Sohn wußte.... hat er die* **bevorstehende** *Verherrlichung gewußt.... Ebenso wie sein Wissen um die bevorstehende Herrlichkeit, wird auch sein Wissen um die hinter ihm befindliche auf seinem Wissen um seine Sohnschaft beruhen.* Ist er der Sohn, wie sollte ihm nicht der Vater gegeben haben Leben in sich selbst, wie der Vater Leben hat in ihm selbst? Denn was der Vater hat, das hat auch der Sohn.... *Wie das Wissen der Kinder Gottes um ihr vorweltliches Erwähltsein und ihrem bevorstehenden Seligsein vor Gottes Thron auf dem Glau-an ihre Kindschaft ruht, so hat des Sohnes Wissen um seine vorirdische und nachirdische Herrlichkeit auf seinem Glauben an seine Sohnschaft*

geruht. .... Es wäre ein ungebührliches Wagnis, zu behaupten, daß niemals auch nur eine augenblickliche Erinnerung an die vorirdische Herrlichkeit das Innere Jesu habe durchblitzen können — denn wir durchschauen dieses einzigartige Leben nicht, — daß aber solche Erinnerungen nur schnell vorübergehende Augenblicke festlichen Genusses, nicht aber bleibender Art und konstituierend für Jesu innere Entwicklung sein konnten, wissen wir, denn Jesus war ein wirklicher Mensch."

Geß redet dann noch von der Herrlichkeit, die der Vater ihm gegeben, und die er den Jüngern gab (Joh. 17, 22; vergl. 5), und versteht darunter das innere Leben Jesu; genauer, und mit Jesu eigenen Worten: jenes Sein Jesu in dem Vater und des Vaters in ihm, kraft dessen Jesus die Worte reden konnte, die er geredet hat, und die Werke tun, die er getan hat; kraft dessen er sagen konnte: „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen." Joh. 14, 9—11. Darum konnte Jesus auch sagen: „ich und der Vater sind eins." .... Wäre Jesus nicht der eingeborene Sohn, das will sagen: der fleischgewordene Logos selbst, so wäre diese Herrlichkeit ihm nicht zugekommen; er wäre weder das Brot noch das Licht des Lebens. ... Aber seine irdische Herrlichkeit war von der vor- und nachirdischen sehr verschieden. Damals die Macht über den Geist; jetzt ist der Sohn selbst geleitet durch den Geist. Damals die Macht über die Welt, jetzt sagt der Sohn: „Der Vater, der in mir bleibet, der tut die Werke." Verglichen aber mit der Schwachheit der Menschen, auch der Propheten und Apostel, ist Jesu Herrlichkeit während der Fleischestage doch so groß, daß es töricht wäre zu fragen: ob denn der entherrlichte Sohn vor uns etwas voraus habe?"

Auch Paulus nennt 1. Kor. 2, 7 f. Jesum den Herrn der Herrlichkeit, den die Obersten dieser Welt nicht erkannt, nicht gesehen, wiewohl sie ihnen vor Augen trat. Sie war durch seine Schwachheit verhüllt; leuchtete aber doch aus seinen Worten und Werken erkennbar heraus. Der Hebräerbrief nennt Jesu Geist ewigen Geist; aber unter Tränen und Geschrei, in Furcht des Todes hat er sich geopfert: Kap. 9, 14; 5, 7. „Wer mein Wort hört .... hat ewiges Leben .... ist hinübergeschritten aus dem Tode ins Leben. .... Das ist das ewige Leben, daß u. s. w." Joh. 5, 24; 17, 3. „Hiernach kann kein Zweifel sein," sagt Geß, „daß schon Jesus auf Erden ein Quell des Lebens war. Wie denn sein Aufwecken des Lazarus anzeigt, daß Jesus die Auferstehung und das Leben sei. — Unmöglich konnte Jesus, indem er aus dem Sein ins Werden .... einging, zu einer inhaltlosen Form oder einem weißen Blatt werden; die vollkommene Empfänglichkeit für Gott und das vollkommene Verlangen nach Gemeinschaft mit Gott mußte in ihm sein; in Kraft seiner Liebe zu dem Vater jenes Kommen des Vaters in ihm erfolgen, kraft dessen Gott in ihm redete, durch ihn wirkte."

Jesus war also freilich ein religiöser Mensch, wie kein anderer; aber doch mehr als das. Er war ein Kind, ein Knabe, ein Jüngling und ein Mann, wie es andere sind; aber er war doch innerlich ver-

schieden von allen andern. Mit Recht macht man Ernst mit Jesu Menschsein und mit seiner menschlichen Entwicklung; aber zum bloßen Menschen darf man ihn nicht machen, so wenig man ihn andererseits zu einem Gott macht in bloß menschlicher Gestalt; zu einem Scheinmenschen. Sein inneres Wesen war „Geist der Herrlichkeit," d. h. Gottwesenheit auch in seinen Erdentagen. „Wir sahen seine Herrlichkeit u. s. w." „An ihm war alles menschlich und alles göttlich," wie Prof. Hagenbach schön sich ausgedrückt hat. Das Menschliche göttlich und das Göttliche menschlich — (und nach seiner Verherrlichung auch das Menschliche in die Göttlichkeit aufgenommen), aber in den Tagen des Fleisches keins vom andern absorbiert, verschlungen, aber separat neben einander waren die beiden Wesenheiten auch nicht, sondern geeint, nicht mechanisch, aber organisch: Jesus war der Gottmensch.

Also schon auf Erden war Jesus eine Lebensquelle. „Gleichwohl", sagt Geß, „gilt erst vom erhöhten Sohne im vollen Maß, daß aus ihm das ewige Leben quillt. Auf den Erhöhten bezieht sich das Wort: „Ich lebe und ihr sollt auch leben." Der Erhöhte sendet den Geist, welcher noch nicht war, und der Geist ist das Leben." Denn nie darf ein Mensch von sich sagen: „Ich und der Vater sind eins, weil er in mir ist und ich in ihm." Und doch war sein damaliges Auferwecken noch nicht sein eigenes, sondern des Vaters Werk. Joh. 11, 25 u. 41.

Der Lebendige und der Lebendigmachende zu sein ist nach der Schrift das Charakteristische Gottes.... Als den Urquell des Lebens nennen wir ihn Gott. Weil wir aus dem Selbstzeugnis Jesu wissen, daß der Vater ihm gegeben hat das Leben zu haben in ihm selber, deshalb Lebensquell zu sein für uns, reden wir von der Gottheit des Sohnes. Sofern nun der Sohn während der Fleischestage nicht selbst der Lebenspendende, sondern der Vater es war, welcher die Worte des Lebens redete und die belebenden Werke tat, ist zu sagen, daß er sich der Gottheit entäußert habe. Sofern aber Gottes Reden und Tun durch den Sohn kraft des einzigartigen Seins des Sohnes im Vater und des Vaters im Sohne geschah, gilt auch in der Entäußerung das Wort: „Ich und der Vater sind eins." Paulinisch zu reden: „in ihm geruhete die ganze Fülle der Gottheit zu wohnen." Kol. 1, 19.

Das ist meines Lehrers, des sel. Dr. W. Fr. Geß, Lehre von der Person des Herrn in seinen Erdentagen. Es werden wohl auch etliche mit Geringschätzung darüber hinweg gehen. Allein Geß verdient volle Beachtung. Er war ein verständiger, gelehrter, tieffrommer und sehr ernster Christ und Theologe. Die Wissenschaft hielt er hoch; aber Ehre vor Menschen hatte für ihn keinen Wert. Seltene Gewissenhaftigkeit in seinen Amtsgeschäften und in Behandlung der Schrift zeichnete ihn aus; und die lichte Klarheit seiner Schreibweise ist auch eine Tugend. Er haßte die Phrasenmacherei und liebte die Schlichtheit. Die Lehre vom Werk und der Person des Sohnes Gottes ist das Hauptwerk seines Lebens, an dem er über dreißig Jahre gearbeitet hat.

Er war ein Württemberger und stammte von J. A. Bengel ab. Von 1850 bis 1864 war er theologischer Lehrer im Missionshause zu Basel. Darnach Professor erst zu Göttingen, nachher zu Breslau, und in den letzten Jahren Generalsuperintendent der Provinz Posen.

Die jungfräuliche Geburt Jesu.

Von Prof. em. E. Otto.

Professor Grützmacher hat es für gut befunden, in einem Hefte der „Biblischen Zeit- und Streitfragen," herausgegeben von Kropatscheck, einen Gegenstand in das Gebiet der Zeit und Streitfragen aufzunehmen, der unsers Erachtens eigentlich lieber aus diesem Gebiet fern gehalten und der stillen Erwägung jedes Einzelnen überlassen werden sollte; und dessen Behandlung, wie er selbst sagt, ein ungewöhnliches Maß von vorurteilsfreier Selbstzucht erfordert. Er darf sich nicht wundern, wenn seine Darstellung darauf angesehen wird, ob sie das erforderliche Maß vorurteilsfreier Selbstzucht erkennen läßt. Vorurteilsfrei ist doch nur derjenige, dem es bei Beurteilung einer Sache nicht von vornherein darum zu tun ist, zu einem von ihm gewünschten Resultat zu gelangen, und der darum Beweismittel zurückweist, die zwar mit gewissem Scheine geltend gemacht werden können, deren Anwendung aber er in anderm Falle nicht gestatten würde. Die „Biblischen Zeit- und Streitfragen" haben die Bestimmung, „zur Aufklärung der Gebildeten zu dienen," und so hat sich der in Rede stehende Aufsatz die Aufgabe gestellt, die Leser zu dem Urteile zu bestimmen, das am Schlusse des Aufsatzes ausgesprochen ist: „Wenn jemand die jungfräuliche Geburt als wertlos für sein religiöses Leben erklärt, so werden wir wohl die Wahrhaftigkeit, aber nicht die Wahrheit dieses Bekenntnisses anerkennen, sondern seinen Grund in einem noch unvollkommenen sittlich religiösen Lebenszustande sehen."

Die Lösung der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, zerlegt er in zwei Teile. Es ist zu unterscheiden zwischen dem historischen Faktum und seiner religiösen Bedeutung, demgemäß ist zuerst zu fragen: ist die Annahme einer jungfräulichen Geburt geschichtlich möglich?, und zum andern, aus welchen Gründen kann die jungfräuliche Geburt als wirklich anerkannt werden?

Was den ersten Teil betrifft, müssen wir sagen: wir verstehen den Verfasser nicht recht; was meint er mit der geschichtlichen Möglichkeit? Er sagt darüber: „Die Gewinnung historischer Erkenntnisse ist niemals ganz unabhängig von der Weltanschauung, den Voraussetzungen, der Methode, mit welchen der Forscher an seine Arbeit und seine Objekte herantritt. Demgemäß kann die Anerkennung einer Ueberlieferung, wie die von der jungfräulichen Geburt, nur erfolgen bei persönlicher und prinzipieller Ueberzeugtheit von der Möglichkeit des W u n d e r s; bei einer andern dogmatischen Stellungnahme zum Wunder muß sie versagt werden. Infolgedessen ist das Ziel, das mit historischen Erwägun-

gen erzielt werden kann, wesentlich niedriger zu bemessen, durch sie vermag nicht die Historizität im Sinne einer historischen Wirklichkeit, sondern nur Möglichkeit erwiesen werden." Dies „Infolgedessen", wie gesagt, verstehen wir nicht. Wie kann ein Historiker sich begnügen, eine Tatsache, aufgrund deren Schlüsse gezogen, wichtige Ueberzeugungen als berechtigt nachgewiesen werden sollen, nur als möglich erwiesen zu haben. Aufgabe des Historikers ist und bleibt es doch unsers Erachtens, zu untersuchen, was wirklich ist, zu untersuchen, ob die Zeugnisse für eine berichtete Tatsache ausreichend sind, auf die Wirklichkeit der Tatsache schließen zu lassen. Wir glauben, daß der Verfasser sich hier einer Feinheit des Ausdruckes bedient, die nicht jedermann geläufig ist; er unterscheidet zwischen Möglichkeit schlechthin und historischer Möglichkeit, und er würde sich einfacher und gemeinverständlicher ausgedrückt haben, wenn er gesagt hätte: Da bei Beurteilung der Geschichtlichkeit einer solchen Tatsache, wie die jungfräuliche Geburt, immer die Weltanschauung des Beurteilers mitwirkt, so ist von vornherein zu erwarten, daß, was immer an Beweisen für die Geschichtlichkeit dieses Wunders vorgebracht werden kann, nur für diejenigen Beweiskraft haben wird, welche nicht infolge ihrer Weltanschauung prinzipiell von der Unmöglichkeit des Wunders überzeugt sind.

In der Tat gelangt dann auch der Verfasser durch seine Beweisführungen nur zu einer solchen „historischen Möglichkeit": Unter Voraussetzung der Möglichkeit des Wunders kann sich die Sache so und so zugetragen haben. Wenn er am Schlusse des ersten Teiles die Art und Weise beschreibt, wie er sich die Entstehung des auf uns gekommenen Berichtes denkt, so wird ihm niemand die Möglichkeit dieser Entstehungsart bestreiten. Er sagt darüber: „Maria hat die Tatsache der wunderbaren Empfängnis nur ihrem Manne und vielleicht Elisabeth und Zacharias mitgeteilt; die Letzteren haben das Geheimnis bald mit ins Grab genommen, und auch Joseph mag bald gestorben sein. So war Maria allein die Hüterin des Geheimnisses. Ihr trat der Gedanke an das Wunder zurück (!), zumal sie dreißig Jahre lang nichts Wunderbares an Jesu bemerkte, und auch sein späteres öffentliches Auftreten nicht dem Bilde entsprach, das sie sich von der Tätigkeit dieses Sohnes ihrer Jungfrauschaft entworfen hatte. Wann und wo Jesus selbst die Kunde von seiner jungfräulichen Geburt erhielt (hinzuzufügen ist wohl auch: ob?), wissen wir nicht; daß er sie nicht zum Gegenstande seiner Verkündigung gemacht, ist in Uebereinstimmung mit seinem sonstigen Verhalten. Erst nach seiner Auferstehung begannen die Tage, wo der Geist die Seinen an all das erinnerte, was mit ihm im Zusammenhange stand. Maria gedachte in geheiligtem Stolze der Verbindung, in der sie mit Christus nach dem Fleische gestanden hatte, die alternde Frau fürchtete nicht mehr die üble Nachrede der Menschen. So erzählte sie dann von der Kindheit Jesu mehr denn einmal, bald dieses und bald jenes, an der jungfräulichen Geburt hatten ihre Reden den festen Mittelpunkt.

Von Mund zu Mund eilten diese Erzählungen. Fast ein Menschenalter darauf fixierte sie Matthäus in einer Form, wie sie sich in den Rahmen und die Gesamtabsicht seines Evangeliums eingliederten. Früher oder gleichzeitig hat ein anderer judenchristlicher Frommer, den die Geburtsgeschichte besonders angeheimelt hatte, die Erzählungen Marias in freier Form aramäisch fixiert. Dies fliegende Blatt gelangte in die Hände des Lukas, der es überarbeitete und seinem Evangelium voranschickte."

Daß diese Darstellung, wie sie hier ein wenig verkürzt, aber nach bestem Wissen unentstellt wiedergegeben ist, nichts gerade Unmögliches enthält, wird man ja gern zugeben; aber was ist damit geholfen? Verfasser sagt selbst im Eingange seines Aufsatzes, daß „nur Tatbestände aus dem Leben Jesu und der Ursprungsgeschichte des Christentums religiös normativ und wertvoll zu sein vermögen, die zuverlässigen historischen Untergrund haben. Was ist damit gedient, wenn als solcher Untergrund nur eine Möglichkeit aufgewiesen wird? Um zu dem eben zitierten Resultate zu gelangen, bedurfte es doch keines vorangehenden Apparates von Beweisführungen. In der Tat hat sich doch der Verfasser in seinem ersten Teile um etwas mehr bemüht, als bloß darum, die Möglichkeit nachzuweisen, daß die Kunde von dem Wunderereignis allein auf dem Berichte der unverwerflichen Zeugin Maria basiere. Er hat sich vielmehr bemüht, nachzuweisen, daß sie auf keinem andern Grunde basieren kann, daß jede Herleitung aus anderer Quelle absurd sei. Ist ihm dies gelungen? Manchen einzelnen Aufstellungen gegenüber: ja, in der Hauptsache, sagen wir: nein.

Recht müssen wir zunächst dem Verfasser geben, wenn er konstatiert, daß uns in den beiden Relationen bei Matthäus und Lukas unzweideutig die jungfräuliche, vaterlose Geburt Jesu bezeugt wird. Die Versuche, einige Verse des Lukas-Evangeliums handschriftlich zu verdächtigen, um durch ihre Streichung das Wunder zu beseitigen, verdienen keine Berücksichtigung. Bezüglich des Matthäus-Textes hat vor etlicher Zeit eine Auffindung vorübergehendes Aufsehen gemacht. Eine im Kloster des Sinai aufgefundene syrische Handschrift des Matthäus-Evangeliums, Codex Sinaitii Syr. genannt, bietet Kap. 1, 16 die Lesart: Jakob erzeugte den Joseph, Joseph, dem Maria die Jungfrau vertraut war, erzeugte Jesum." Wenn manche geneigt waren, dieser Version eine zu große Bedeutung zuzumessen, als habe man darin ein ursprüngliches Zeugnis über die Herkunft Jesu, so weist G. nach, daß sie diese Bedeutung gar nicht haben kann. Sie bezeugt in einem Halbverse die Vaterschaft Josephs, und stellt im andern die Geburt von der Jungfrau daneben; das ist eine Mischform, die nicht ursprünglich sein kann, und es handelt sich wahrscheinlich nur um einen in Handschriften sehr häufig vorkommenden Schreibfehler, daß das Wort „Joseph" aus Versehen zweimal geschrieben ist. Hierin mag G. recht haben, was wäre denn auch besonders Wichtiges erwiesen, wenn wirklich unumstößlich feststände, daß in einer alten Handschrift Jesus absichtlich als der leibliche Sohn Josephs bezeichnet wäre; das würde eben nur beweisen, daß in der frühe-

sten Zeit der Gemeinde es Anhänger Jesu gegeben hat, die Jesum für den Sohn Josephs gehalten haben; das beweisen auch schon die beiden Stammbäume, die die Evangelisten vorgefunden haben.

In dem Berichte des Lukas über die Ankündigung des Wunders selbst hat die „rationalistische Kritik" bekanntlich einen Zug entdeckt, der den Charakter desselben als eine Dichtung verrate. Auf die Ankündigung des Engels antwortet Maria: „Wie soll das zugehen, da ich von keinem Manne weiß?" Wenn der Verlobten des Davididen Joseph die Geburt eines Sohnes verheißen wird, der der verheißene Davidsproß sein werde, woran konnte sie anders denken, als daß der erstgeborene Sohn aus ihrem bevorstehenden Ehebunde dieser Sohn sein werde. Die Antwort Marias, sagt man, ist psychologisch unmöglich, sie ist ein rein poetisches Motiv, um die folgende Eröffnung des bevorstehenden Wunders einzuleiten.

Und so ist die ganze Erzählung eine liebliche dichterische Einkleidung eines Herganges, der sich gar nicht anders als im Bilde darstellen läßt, und der ursprüngliche Erzähler mag sich bewußt oder unbewußt die Sache so ähnlich vorgestellt haben, wie sie in einer alten Bilderbibel abgebildet ist; da sitzt Maria, ein liebliches Bild der Keuschheit und Demut, mit auf dem Schoß gefalteten Händen und gebeugtem Haupte, während der geflügelte Bote durch die geöffnete Tür zu ihr redet. G. weiß die aufgezeigte psychologische Schwierigkeit in der Antwort Marias zu beseitigen, aber freilich auf Kosten des ganzen Charakters der Erzählung. Wir werden belehrt: „Maria redet hastig," und aus dieser Hastigkeit ist die Frage: „Wie mag das zugehn," wohl zu erklären. Sodann werden wir darauf hingewiesen, daß das griechische Wort γιγνώσκειν, das Maria gebraucht, wie auch das entsprechende hebräische auch als Bezeichnung der geschlechtlichen Vereinigung dienen kann, gewöhnlich vom Manne gebraucht, „ein Weib erkennen", aber auch je und dann vom Weibe (die Töchter Lots und die Tochter Jephthas haben noch keinen Mann erkannt.) Wenn also Maria sagt: ἐπεὶ ἄνδρα οὐ γιγνώσκω, so ist das so zu verstehen: „Da ich doch keinen Mann umarme." Es wird also aus der Erzählung von Mariä Verkündigung der Bericht über ihre Empfängnis selbst gemacht; sie fühlt, daß sie empfängt, und ist doch kein Mann da. Da mag sie wohl mehr als hastig fragen: wie mag das zugehn? Exegetisch möglich ist ja diese Auffassung, aber wer sich damit befreunden mag, der mag es tun, der Hauch zarter Lieblichkeit wird der Erzählung genommen.

Es ist ferner vonseiten der Kritik hingewiesen auf die Differenzen und Widersprüche zwischen den Berichten der beiden Evangelisten, die wohl nicht stattfinden würden, wenn alle Berichte ausschließlich auf die eine Quelle, die Erzählung Maria's zurückgingen. Daß nach Matthäus Joseph die Engelsverkündigung empfängt, nach Lukas Maria, enthält ja keinen Widerspruch, da das Geheimnis Beiden mitgeteilt sein könnte, aber auffällig ist, daß Joseph erst durch den Engel Kunde erhalten muß, während man erwarten sollte, daß Maria ihr Widerfahrnis sofort

ihrem Verlobten hätte mitteilen müssen. Bedeutender ist der Widerspruch zwischen den beiden Evangelisten hinsichtlich des Wohnortes der Eltern. Nach Matthäus wird Bethlehem als der Wohnort angesehen, die Weisen finden sie dort ungefähr im zweiten Lebensjahre des Kindes, und nach der Rückkehr aus Egypten wollen sie dorthin zurückziehen, und nur die Besorgnis vor Archelaus bestimmt sie, nach Nazareth zu ziehen. Nach Lukas ist Nazareth die Heimat Maria's und wohl auch Joseph's, nur das außerordentliche Ereignis der Schatzung veranlaßt zur Wanderung nach Bethlehem, wo sie kein Heim haben, und von wo sie, nachdem sie alles vollendet hatten nach dem Gesetz, d. h. nach Ablauf der gesetzlichen sechs Wochen und Darbringung der Reinigungsopfer, nach Nazareth zurückkehren. Aus dieser und noch andern Differenzen schließt man, daß zwei von einander unabhängige Ueberlieferungsströme vorhanden gewesen sind, welche die Gesamttradition miteinander zu verbinden gesucht hat. In dem einen war die Tendenz vorwiegend darauf gerichtet, die davidische Herkunft Jesu als des Messias zu begründen; im andern, für den Gesamteindruck des Wunderbaren in der Erscheinung Jesu anschauliche Erklärung zu finden. G. selbst läßt zwischen den mündlichen Mitteilungen Maria's und der schriftlichen Fixierung durch Matthäus und den Gewährsmann des Lukas immerhin noch ein Menschenalter vergehen, so daß für die Beteiligung der frei wirkenden religiösen Dichtung (wir wissen kein edleres Wort) an der Fortpflanzung von Mund zu Mund noch Raum bleibt; im übrigen nimmt er das berühmte Wort Lessings zuhilfe, das dieser inbezug auf die Differenzen in den Auferstehungsberichten anwendet: „Wenn man Livius und Polybius so frank und frei behandelt, daß wir sie nicht um jede Silbe auf die Folter spannen, warum nicht auch Matthäus und Lukas." Ja, der Gedanke Lessings wird von G. noch gesteigert, indem er es als einen Grundsatz der neueren historischen Methode in Anspruch nimmt, daß die Zuverlässigkeit einer Geschichtstatsache wachsen soll, je mehr voneinander unabhängige, in Einzelheiten von einander abweichende Berichte von ihr zeugen. „Würden Matthäus und Lukas bis ins Detail hinein harmonieren, so hätten wir statt zwei von einander unabhängiger Quellen nur eine für die jungfräuliche Geburt, die den Verdacht erwecken könnte, künstlich zurecht gemacht, stilisiert zu sein." Das heißt unsers Erachtens den Lesern Sand in die Augen streuen. Das ist ja richtig, die Geschichtlichkeit der beiden Tatsachen, der davidischen Herkunft Jesu und des wunderbaren Gesamteindruckes seiner Person, wird durch die Differenzen in den Berichten nicht umgestoßen, aber der Grundsatz: jemehr Differenzen, desto größere Glaubwürdigkeit, ist doch eine Uebertreibung, und was eigentlich hätte erwiesen werden *müssen*, daß die beiden differierenden Berichte trotz ihrer Differenzen auf die eine zuverlässige Quelle, die Mitteilungen der Maria, zurückgingen und ohne dieselben nicht hätten entstehen können, das ist nicht erwiesen, es ist nicht erwiesen, daß die Beteiligung Maria's in der Entstehung der Traditionen nicht ausgeschaltet werden dürfe.

In den Vorgeschichten selbst wie im weiteren Verlauf der beiden Evangelien finden sich Züge, die auf die jungfräuliche Geburt entweder keine Rücksicht nehmen oder derselben zu widersprechen scheinen. Die hieraus gegen die Geschichtlichkeit derselben gezogenen Folgerungen weiß G. leichthin zu erledigen. Daß Lukas 2 der unverfängliche Ausdruck gebraucht wird: „die Eltern Jesu,“ und daß Maria in Gegenwart anderer Personen sagt: „dein Vater und ich“, kann ja nicht befremden, es braucht nicht daraus gefolgert zu werden, daß der Schreiber dieser Geschichte von der jungfräulichen Geburt nichts wußte oder sie für ungeschichtlich hielt; Jesus war ja als in der Ehe geborenes Kind der legitime Sohn Josephs, und daß es bei seiner Geburt übernatürlich zugegangen, brauchte nicht überall gesagt zu werden. Daß aber Maria augenscheinlich auf ihre andern Söhne keinen Einfluß ausgeübt hat, um dieselben zum Glauben an ihren Bruder zu stimmen, ja daß sie selbst mit den Brüdern zusammen ihn von seiner Berufsarbeit abzuziehen versucht (Markus 3, 31), gibt dem Verfasser Anlaß zu einem sarkastischen Ausfall auf die liberal und modern sein wollenden Kritiker, die sich unbewußt im Banne alter und borniert orthodoxer Fragestellungen, einer hölzernen Dogmatik befinden; sie gehen nämlich von der Voraussetzung aus, daß die Kenntnis von der jungfräulichen Geburt schon ohne Weiteres vor allen Schwankungen des Glaubenslebens bewahrt haben müsse. Maria hat sich, wie Johannes der Täufer, vorübergehend an Jesu geärgert, und gerade weil sie um das Wunder seiner Geburt gewußt, hat sie andere Wunder von ihm erwartet, als das Aufreiben in niedrigem Dienst. Hiernach wäre also das Benehmen Marias bei dieser Gelegenheit weit entfernt, ein Beweis ihres Nochnichtwissens um den wunderbaren Beruf ihres Sohnes zu sein, gerade ein Beweis für die in ihrem ausschließlichen Besitz befindliche Kenntnis seiner wunderbaren Herkunft. Wir können nicht umhin, in dieser Argumentation eine etwas advokatenmäßige Herumwindung zu sehen.

Die Widerlegung aller der Einwürfe, die gegen die Geschichtlichkeit der jungfräulichen Geburt auf Grund des poetischen Charakters der Erzählung, der Differenzen in der Angabe begleitender Umstände und der Nichtübereinstimmung mit andern Angaben erhoben worden sind, wäre entbehrlich gewesen, wenn es dem Verfasser wirklich nur darum zu tun war, eine Möglichkeit nachzuweisen. Stärker muß unser Protest sein gegen die Art, mit welcher der Verfasser über die Schwierigkeit hinweggleitet, die sich aus der Isoliertheit dieses Wunderberichtes innerhalb des ganzen biblischen Zeugnisses ergibt. Nicht einmal Matthäus und Lukas selbst nehmen im weiteren Verlaufe ihrer Darstellung irgend welchen Bezug auf die von ihnen berichtete jungfräuliche Geburt, indem sie dieselbe etwa als Erklärungsgrund für irgendwelche Leistung Jesu angesehen hätten, kein Markus- und Johannes-Evangelium, keine Predigt Petri oder Pauli in der Apostelgeschichte, kein apostolischer Brief, nicht einmal die Apokalypse machen Gebrauch von einer Kenntnis dieser Tatsache. Die Schwere dieses Tatbestandes ist doch zu leicht genommen,

wenn es heißt: „es findet sich im übrigen neuen Testamente weder eine direkte Bezeugung noch eine direkte Bestreitung der jungfräulichen Geburt, nirgends sonst steht geschrieben: Jesus ist von einer Jungfrau geboren, und nirgends auch, er ist nicht von einer Jungfrau geboren." Das ist allerdings richtig, aber ist das alles? Ist das Verhältnis der übrigen Teile des neuen Testaments zur Vorgeschichte wirklich bloß das der reinen Neutralität, so daß man mit dem Verfasser den Schluß ziehen dürfte: wer aus dem Umstande, daß nur zwei Evangelien von der jungfräulichen Geburt berichten, einen Schluß auf ihre Ungeschichtlichkeit ziehen will, der muß konsequent auch bestreiten, daß die Bergpredigt, das Vaterunser, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und vom verlorenen Sohn von Jesu stammen? Man ist wirklich manchmal versucht, zu sagen: das glaubt doch der Verfasser selbst nicht.

Das Markus-Evangelium, das in seiner Urgestalt wahrscheinlich doch eine der Hauptquellen für die beiden andern Synoptiker gebildet hat, enthält in seinem Anfangsworte: „ἀρχή τοῦ εὐαγγελίου" .... eine, wenn auch vielleicht unbeabsichtigte, leise Abwehr der schon in dieser ersten Zeit auftretenden Versuche, die geschichtliche Kunde von Jesu durch Gebilde der frommen Dichtung zu ergänzen, indem es uns sagt: hier geht die wirklich gesicherte Kunde an. Anders steht es noch mit dem Johannes-Evangelium. Hier geht der Verfasser von der vielfach gebräuchlichen Hypothese aus, daß der Evangelist sich als den Ergänzer der synoptischen Evangelien betrachte; was diese schon berichtet haben, braucht er nicht zu wiederholen. Nur an einer Stelle spiele derselbe auf die ihm bekannte Tatsache der jungfräulichen Geburt an. Kap. 1, 13 heißt es von denen, die ihn im Glauben aufgenommen und dadurch Gottes Kinder geworden sind, daß sie „nicht aus Geblüt noch aus Fleisches Willen, noch aus Mannes Willen, sondern aus Gott geboren sind." Hier könnte das dritte negierende Glied „aus Mannes Willen" eigentlich auch weggelassen werden, denn die beiden ersten würden schon genügen, der Geburt aus Gott die natürlich menschliche Geburt entgegen zu setzen, wozu nun diese steigernde Hinzusetzung des dritten Gliedes? Das kann, meint der Verfasser, nur so erklärt werden, daß der Evangelist dabei auf die Geburt Christi angespielt habe, welcher auch nicht aus Mannes Willen geboren sei. „Die Geburt der Christen tritt in Parallele mit der Geburt Christi, zu ihr steht sie nicht im Gegensatz wie zu der natürlichen des Menschen, weil diese selbst schon ohne Mannes Willen zustande kam." Das ist aber eine sonderbare Weise der Anspielung. Richtig ist ja, daß die Geburt der Christen in Parallele tritt mit der Geburt Christi, oder umgekehrt die Geburt Christi mit der der Christen, daraus würde doch aber hervorgehen, daß der Evangelist, wenn er überhaupt auf die jungfräuliche Geburt anspielen wollte, dieselbe geradezu bestreiten würde, weil er ja von den Christen behaupten würde, daß sie ebenso wie Jesus jungfräulich geboren wäreen. Diese Art, das Johannes-Evangelium als Mitzeugen aufzurufen, ist also gänzlich verunglückt. Eher mag man das Heranziehen einer andern Beweisstelle hingehen lassen.

Bei der Hochzeit zu Cana scheint Maria ein merkwürdiges Zutrauen zu der Wundermacht ihres Sohnes zu zeigen, und dies Vertrauen könnte möglicherweise in der Erinnerung an die wunderbare Geburt desselben seine Stütze finden. Im übrigen aber ist ja bekannt, daß der vierte Evangelist die sowohl bei den Anhängern als bei den Gegnern Jesu als selbstverständlich geltende Annahme, daß Jesus Josephs Sohn aus Nazareth sei, unbeanstandet stehen und hervortreten läßt, und gerade ihr gegenüber und mit ihr vereinbar die an Jesu sich kundgebende Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater zur Darstellung bringen will. Die „hölzerne Dogmatik", daß die Gottessohnschaft die übernatürliche Geburt zu ihrer Voraussetzung bedürfe, hat Johannes nicht gehabt. Daß die Anschauung von der jungfräulichen Geburt dem Evangelisten bekannt gewesen sein wird, wollen wir gern glauben, obwohl wir ebenso die hyperkritische Auffassung der weiland Tübinger Schule abweisen, daß der Evangelist seine Kenntnis der Geschichte Jesu erst aus der Lektüre der synoptischen Evangelien geschöpft habe, wie die bequeme Ergänzungshypothese, nach welcher er sich erspart habe, zu wiederholen, was andere schon berichtet hätten. Aber was ist damit gewonnen „für jeden, der das sonstige Verhalten des Johannes-Evangeliums zur evangelischen Tradition kennt?" Sollte man nicht umgekehrt sagen: der Evangelist hat die Tradition gekannt und dennoch mit keiner Silbe auf dieselbe Bezug genommen?

Bei Paulus läßt der Verfasser die Vermutung offen, daß er „in den ersten Zeiten seiner Wirksamkeit" noch keine Kunde von der jungfräulichen Geburt besaß, da überhaupt seine Kenntnis sich nicht über den Gesamtstoff der Evangelien ausdehnte. Dennoch weiß er auch bei ihm eine Stelle namhaft zu machen, die auf eine Kunde von der besondern Bewandtnis mit Jesu Geburt hindeute. Gal. 4, 4 wird von G. natürlich übersetzt: Gott sandte seinen Sohn, geboren von einem Weibe, nicht „vom Weibe", und „da doch kein Motiv für die ausschließliche Nennung der weiblichen Herkunft zur Charakterisierung seiner menschlichen Herkunft zu entdecken ist, so kann der Grund dafür, warum er nicht den menschlichen Vater oder die menschlichen Eltern nennt, nur etwa in reinem Zufalle zu finden sein, oder darin, daß Paulus jene Kunde von der besonderen Bewandtnis mit Jesu Geburt gehabt hat."

Nun, warum man, um die Niedrigkeit menschlicher Herkunft zu bezeichnen, gerade den Ausdruck gebraucht, „vom Weibe geboren," warum man nicht sagt: „vom Manne herstammend," das läßt sich allerdings kaum in kurzem definieren, aber es ist doch wohl nicht zufällig, es ist in allen drei Sprachen so. Hiob 14, 2. Die andere Stelle, in der Paulus ausdrücklich von der menschlichen Herkunft Jesu redet (Röm. 1, 3), „geworden aus dem Samen Davids aus dem Fleische", verhält sich nach der Auffassung des Verfassers gegen die Annahme der jungfräulichen Geburt neutral; „allerdings würde man aus ihr den Schluß ziehen, daß Jesus leiblich, fleischlich von einem Davididen erzeugt sein müsse, wenn eben nicht eine andere Ueberlieferung über die Zugehörigkeit Jesu zum

menschlichen Geschlechte existierte; nun aber ist eine solche eben bei Matthäus und Lukas vorhanden, und es frägt sich daher nur, ob sich die beiden Aussagen widersprechen oder zu einander neutral verhalten. Jeder des Griechischen und des Schriftgebrauchs Kundige wird sich für die zweite Möglichkeit entscheiden." Warum man dazu des Griechischen und des Schriftgebrauchs kundig sein muß, um zu sehen, daß in besagtem Verse keine strikte Bestreitung der jungfräulichen Geburt enthalten ist, ist nicht ersichtlich; es steht nicht ausdrücklich da, daß die Annahme der jungfräulichen Geburt irrtümlich sei, wie kann auch jemand etwas bestreiten, wovon er nichts weiß. Aber ist es nicht Voraussetzung und Inhalt sowohl dieser Stelle als auch der ganzen paulinischen Christologie, daß Jesus im vollen Sinne Mensch gewesen ist? Und ist es denn wirklich gar keine Minderung unserer Gewißheit von der vollen Menschheit Jesu, wenn ihm die Gleichheit der Geburt abgesprochen wird? Soviel ist wohl unbestreitbar: Paulus weiß nichts von einer übernatürlichen Geburt. Wenn er etwas darüber gewußt hätte, würde er's nicht vorenthalten haben; und da er sich jedenfalls nach seiner Bekehrung in seinem Verkehr mit den Uraposteln nach näheren Umständen aus dem Leben Jesu erkundigt haben wird, so kann auch die Kunde von der jungfräulichen Geburt nicht einen so wesentlichen Bestandteil der apostolischen Verkündigung gebildet haben, daß die Apostel gesagt hätten: wenn wir dich als Mitarbeiter in der Heidenwelt anerkennen sollen, so mußt du auch den Heiden das volle Evangelium bringen, alles ihnen verkündigen, was zum Verständnisse der Person Jesu gehört. Es gibt also eine volle Verkündigung des Evangeliums, alles enthaltend, was zum Rate Gottes, zur Seligkeit gehört, die doch von der jungfräulichen Geburt nichts mitteilt und die Gläubigen bei der aus der Behauptung wahrer Menschheit resultierenden Vorstellung beläßt, daß Jesus, wie alle Menschen, einen leiblichen Vater und eine leibliche Mutter gehabt habe. Mehr geht aus Pauli Schriften nicht hervor und auch aus der gesamten übrigen neutestamentlichen Schrift nicht. Dasselbe, was von Röm. 1, 3 gilt, ist auch auf das Wort Petri (Act. 2, 30) anzuwenden, in dem er die dem David gewordene Verheißung anführt, daß einer aus seinen Lenden auf seinem Throne sitzen solle. In demselben Sinne wie die paulinische Stelle verhält auch diese sich zu der Annahme der jungfräulichen Geburt „neutral", d. h. sie weiß nichts davon. Nun wird man ja allerdings sagen: es ist ja gar kein Gedanke daran, daß die Annahme jungfräulicher Geburt die der wahren Menschheit Jesu beeinträchtigen sollte, Jesus ist trotz seiner übernatürlichen Geburt, doch abgesehen von seiner Sündlosigkeit, uns in allen Stücken gleich gewesen, bestreiten wir doch die wahre Menschheit Adams nicht, der doch auch vaterlos entstanden ist. Aber was hilft theoretisches Raisonnement; immer wird sich das unmittelbare Gefühl geltend machen: derjenige, der nicht in der Weise wie ich nach Adams Bilde entstanden ist, ist auch von einer andern Qualität wie ich, und nicht bloß in sittlicher Beziehung, er ist auch nicht versucht wie ich, in allem nach der Gleichheit. Daß die Konsequenz der aus der

übernatürlichen Geburt resultierenden Uebermenschlichkeit Jesu nicht als Ausgeburt des Unverstandes anzusehen ist, dafür sei dem Schreiber dieses gestattet, eine Reminiszenz aus eigenem Erlebnis anzuführen. Im theologischen Examen, das damals noch nach altem Zopf, wenigstens teilweise in lateinischer Sprache gehalten ward, fragte der Examinator, der ehrwürdige Generalsuperintendent Lehnert: potesne mihi dicere, dominee xx, opinionem tuam: ubi resident miracula? Ominöses Schweigen war die Antwort, nicht nur vonseiten des zuerst Gefragten, sondern aller übrigen Zwölf; keiner wußte über die Residenz der Wunder Auskunft zu geben, und der Examinator mußte sich auf lateinisch bemühen, den Sinn der unverstandenen Frage zu explizieren, was ihm gleichfalls nicht leicht wurde. Er meinte damit: was ist der eigentliche Sitz der Wunder Jesu, welche Aussage über ihn macht alle übrigen Wunderaussagen über ihn erklärlich?, und er beantwortete die Frage schließlich selbst dahin, daß die übernatürliche Geburt Jesu diesen Ursitz des Wunderbaren bilde, daß die Konsequenz von alle dem Wunderbaren, was wir über ihn hören, die Anerkennung der übernatürlichen Geburt fordere. In welchem Sinne dies wahr ist, darüber wird weiter zu reden sein. Zunächst ist im Rückblicke der exegetische Befund festzustellen: Matthäus und Lukas berichten in ihren Anfangskapiteln in wesentlicher Uebereinstimmung die jungfräuliche Geburt nicht ohne Indizien des poetischen Charakters ihrer Erzählungen; sie nehmen selbst im weiteren Verlaufe ihrer Berichte keinen Bezug auf das Ereignis. Markus deutet an, daß der sichere Boden historischer Tradition mit dem Auftreten des Täufers beginnt; Johannes läßt geflissentlich die von Anhängern wie von Gegnern Jesu geteilte Meinung, daß Jesus Josephs Sohn sei, stark hervortreten, ohne sie zu bestreiten; stellt die Neugeburt der Gotteskinder durch den Glauben in Parallele mit der Geburt Christi, und begründet die Gottessohnschaft Christi damit, daß ihn der Vater geheiligt hat. (Kap. 10, 36.) Paulus und die übrigen neutestamentlichen Schriftsteller deuten mit keinem Worte auf die jungfräuliche Geburt, vielmehr enthält die nachdrückliche Betonung der wahren Menschheit Christi, der Sendung des Sohnes Gottes ἐν ὁμοιώματι σαρκὸς ἁμαρτίας, eine stillschweigende Verwahrung gegen Konsequenzen, die aus der Gottessohnschaft Christi in Bezug auf seine von der allgemein menschlichen abweichende Herkunft und Naturbeschaffenheit gezogen werden könnten. Angesichts dieses Tatbestandes muß man doch fragen: steht es denn wirklich so, daß der Zweifel an der historischen Wirklichkeit der jungfräulichen Geburt oder die Verneinung derselben nur aus einer verkehrten Weltanschauung, aus prinzipieller Leugnung der Möglichkeit des Wunders stamme? Gewiß hat diese allgemeine, sogenannte moderne Weltanschauung etwas damit zu tun; sie veranlaßt zum Stutzen und Prüfen, aber es gibt doch genug Leute, die sagen: ich würde meine ganze Weltanschauung drangeben und umformen, wenn diese Tatsache unumstößlich sicher bezeugt wäre. Und ist sie denn das nicht?, wird man sagen; es steht doch in der Bibel, und die Bibel ist doch Gottes Wort!

Nun, wenn sie das ist, dann nehme man sie auch, wie sie sich selber gibt, man sehe ihr Gesamtzeugnis an, welches Licht fällt von da aus auf diese Vorgeschichten. Ist es so undenkbar, daß in die Ueberlieferungen der Urgemeinde über Jesum auch dichterisch sagenhafte Züge aufgenommen worden sind, durch die in Anknüpfung an zugrunde liegende tatsächliche Verhältnisse ideale Wahrheiten zur Veranschaulichung gebracht wurden?

Daß zur Zeit der Abfassung der beiden Evangelien die Tradition von der jungfräulichen Geburt schon vorhanden war und zwar nicht erst neuerdings entstanden, sondern schon mit dem Stempel des Alters versehen, hebt ihren Unterschied von den Berichten aus der öffentlichen Wirksamkeit Jesu nicht auf. Hat auf diesem letzteren Gebiete die Tradition immerhin noch Freiheit genug gehabt, ein zugrunde liegendes Faktum so oder so auszugestalten, so hatte sie doch einen Halt und eine Schranke an den noch nicht aus der Erinnerung entschwundenen Mitteilungen der Augenzeugen; dieser Halt war für die ein Menschenalter weiter zurückliegenden Ereignisse nicht vorhanden, verschwommene, bruchstückartige Erinnerungen, wie etwa an den großen Zensus, an die Aufsehen erregende astronomische Erscheinung, wurden mit der Geburt Jesu in Verbindung gesetzt, und warum sollte sich nicht auch hier der allgemein menschliche Zug bewährt haben: das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Man hat gefragt: wenn keine wirklich geschichtliche Tatsache den Quellpunkt der Wundererzählung bilden soll, wie soll dieselbe denn entstanden sein, sind es jüdische, sind es heidnische Einflüsse, denen sie ihre Entstehung verdankt? Manche haben gesagt: die Weissagung Jesajas (Kap. 7, 14) hat den Anlaß dazu gegeben; aber das ist unwahrscheinlich, wider die Analogie mit allen sonstigen Verwendungen alttestamentlicher Aussprüche als Weissagungen auf Ereignisse des Lebens Jesu; nicht aus der Kontemplation der Schriftstellen hat sich der Mythus des Lebens Jesu herausgesponnen, sondern die Erlebnisse selbst, oder die für wirklich gehaltenen Erlebnisse haben die Evangelisten veranlaßt, den Schatz der Weissagungen auf den Messias zu überblicken und nach den prophetischen Lichtblicken zu suchen, aus dem sich ersehen läßt, wie im Leben des Vollenders alles nach vorbedachtem Rat und Willen hat geschehen müssen. Die Beziehung auf die Weissagung Jesajas hat Matthäus hinzugetan, die Geschichte von der Engelerscheinung an Joseph hat er vorgefunden und übernommen. Daß Jesaja selbst nicht von einer von keinem Manne berührten Jungfrau, sondern von einem jungen Weibe redet, und daß die Messiasidee des jüdischen Volkes nicht jungfräuliche Geburt, sondern davidische Herkunft für den Messias postulierte, ist bekannt.

In neuerer Zeit hat man es vielfach vorgezogen, die zureichenden Motive für die Vorstellung der jungfräulichen Geburt im Heidentum zu suchen. Das Heidentum ist ja reich an Berichten von übernatürlicher Herkunft seiner Heroen, es war ein dem orientalischen sowohl wie dem occidentalischen Heidentume unentbehrlicher und als selbstverständlich geltender Schluß, daß religiöse oder kriegerische Heroen nicht auf die ordinär menschliche Weise geboren sein können, sondern von göttlichen

Väter oder Müttern herkommen müssen. Krishna und Buddha, Zoroaster, Apollonius von Tyana, Plato, Alexander, Augustus rühmen sich übernatürlicher Geburt. Da meint man denn, es war das natürlichste Ding von der Welt, daß ein bekehrter Heide, dem Christus als der Sohn Gottes verkündigt war, auf den Gedanken verfiel, er müsse auch etwa ähnlich wie Heracles geboren sein. Wenn die Missionspraxis zeigt, daß neubekehrte Christen doch durchaus noch nicht lauter geläuterte christliche Vorstellungen haben, so ist das Auftreten solcher heidnisch christlichen Mischformen im Vorstellungskreise der frühesten christlichen Gemeinde durchaus nicht undenkbar; aber sie finden keinen Ausdruck in den Berichten der beiden Evangelien. Welch ein Unterschied zwischen den mythologischen Phantasiegebilden des Heidentums und der von zarter keuscher Poesie umwobenen Erzählung des Lukas-Evangeliums? Dort ein Herabziehen der Gottheit in die Sinnlichkeit, indem ein Gott, meist in Gestalt eines Tieres, eines weißen Elephanten, eines Stiers, eines Schwans oder einer Schlange, anstatt eines menschlichen Vaters den sinnlichen Akt der Zeugung vollzieht; hier Abwesenheit jeder sinnlichen Vorstellung, nicht als Stellvertreter des menschlichen Vaters, sondern als Schöpfer wirkt Gott. Die Erzählungen sind, wie sich übrigens schon aus ihrem sprachlichen Charakter schließen läßt, nicht auf ethnischem, sondern auf judenchristlichem Boden erwachsen. Die alttestamentlichen Typen des übernatürlich Geborenen sind ein Isaak, ein Samuel, Kinder der Verheißung, die, wenn es nach dem bloßen Naturverlaufe gegangen wäre, gar nicht geboren wären, zu deren ins Daseintreten ein Gottes Wort wirken mußte. Für dies ins Daseintreten eines aus dem Wort und Geist Geborenen ist allerdings die Ausschaltung eines menschlichen Vaters nicht notwendig.

Wenn nun Prof. G. sagt: Das einzig Gemeinsame zwischen der christlichen Tradition und den heidnischen Heroengeschichten sei die auf beiden Seiten geteilte Meinung, daß ein wunderbarer Mann, namentlich auf religiösem Gebiete, auch einen wunderbaren Ursprung haben müsse, so ist das etwas zu wenig gesagt. Nicht bloß die Postulierung eines irgendwie wunderbaren Ursprungs ist das Gemeinsame, sondern die eines in bestimmter Weise wunderbaren Ursprungs. Das ist eine weder spezifisch christliche noch spezifisch heidnische Schlußfolgerung, sondern eine natürlich menschliche, aber doch eben menschliche, und darum nicht unfehlbare. Wenn es dann aber weiter heißt: „Je häufiger ein Gedanke unabhängig auftaucht, desto leichter ist es möglich, daß er etwas Notwendiges und Wirklichwerdendes ausspricht," und wenn als veranschaulichende Parallele die Idee des deutschen Kaisertums angeführt wird, die oft ausgesprochen, vielmals unverwirklicht geblieben und endlich doch einmal verwirklicht worden ist, so scheint das doch nur eine geschickte Wendung zu sein, wie man sie gebraucht, wenn man eigentlich nichts zu sagen hat, und doch etwas sagen will. Soll es ein Anklang an Schillers Wort sein: „mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde; was der eine verheißt, leistet der andere gewiß," daß Ideen oder Wahr-

heitserkenntnisse eine Triebkraft zu ihrer Verwirklichung in sich tragen? Das ist doch eben erst die Frage, ob hier wirklich eine schöpferische Idee, eine Wahrheitserkenntnis vorliegt. Und was ist damit erreicht, wenn es heißt: es ist möglich, daß der Gedanke etwas Wirklichwerdendes ausdrückt? Das heißt doch nichts anders als: unter Voraussetzung der Möglichkeit des Wunders ist die Sache möglich, eine Tautologie. Wer leugnet denn die abstrakte metaphysische Möglichkeit! Vom religiösen Standpunkte aus kann sie nicht bestritten werden: „bei Gott ist kein Ding unmöglich;" nicht einmal die naturwissenschaftliche Weltbetrachtung, die die Möglichkeit der Bildung neuer Nebelflecken und daraus sich entwickelnder neuer Weltsysteme nicht leugnet, kann die abstrakte Möglichkeit bestreiten. Es handelt sich doch in allem darum, nicht die Möglichkeit zu erweisen, sondern die Motive anzugeben, die zur Annahme der Wirklichkeit des Geschehnisses bestimmen müssen.

Ueber diese Möglichkeit kommt nun auch G. nicht hinaus, wenn er sagt: Die geschichtliche Möglichkeit in eine Wirklichkeit oder Unwirklichkeit umzuwandeln vermag nur der Glaube des einzelnen Menschen. (Es hätte doch der Deutlichkeit wegen hinzugefügt werden sollen: „oder der Unglaube.") Wer an keinen Gott glaubt, oder an keine Wunder glaubt, oder seinem Gott nur „geistige" Wunder, aber keine natürlichen zutraut, der wird der geschichtlichen Erzählung die Anerkennung versagen. Wer aber dies alles glaubt, dem gestattet sein Glaube das Bekenntnis zu der Tatsache." Also der Glaube gestattet doch immer nur und nötigt nicht. Denn das gesteht doch auch G. zu, daß weder der Glaube an die Gottessohnschaft Christi noch an seine Sündlosigkeit die Anerkennung der jungfräulichen Geburt postuliere. Er gesteht sogar zu: Auch ein leiblich eheliches Kind eines menschlichen Vaters und einer menschlichen Mutter hätte von Gott göttlich und sündlos gestaltet werden können, nur wäre das noch ein viel größeres Wunder gewesen. Und doch kommt er nachher zu dem Schlusse, auf den von vornherein alles abzielte: „Wer da sagt: die jungfräuliche Geburt ist für mein religiöses Leben wertlos," (warum aber es so grob ausdrücken? Warum heißt es nicht: „Wer da sagt: ich kann an die Gottessohnschaft und an die Sündlosigkeit Jesu glauben, auch ohne seine jungfräuliche Geburt anzuerkennen?), „der ist sittlich religiös rückständig."

Der hier vorliegende Artikel ist nur geschrieben, um gegen eine Art der Polemik oder Apologetik zu protestieren, die nichts Gutes wirkt. Sonst, wie gesagt, halten wir es für besser, den Gegenstand zart zu behandeln und nicht in der Diskussion breit zu treten. Wir werden uns einander nicht bekehren. Wem sein Glaube gestattet, in der jungfräulichen Geburt eine Heilstatsache zu erblicken, der mag dabei bleiben. Ich gestatte meinem Glauben nicht, mir etwas zu gestatten, wozu er mich nicht zugleich nötigt. Das ins Daseintreten Christi ist ein Geheimnis, in das man sich empfindend versenken soll und darf. Wir finden in ihm ein ununterbrochenes und ungetrübtes Bewußtsein der Gemeinschaft und Einheit mit seinem himmlischen Vater; dies reine Be-

wußtsein muß vor allem, wenn es uns nicht ganz wertlos gelten soll, ein wahres sein, und es kann nicht erst in einem Momente seines irdischen Lebens begonnen haben, sondern es muß bis in die Anfänge seines Daseins zurückgereicht haben. Das sind die Momente der christlichen Ueberzeugung, für die in der Tradition von der jungfräulichen Geburt der Ausdruck gesucht worden ist. In der ersten Taufpredigt des Petrus im Hause des Cornelius heißt es: Gott hat denselbigen Jesus von Nazareth gesalbet mit dem Geiste und Kraft; in der älteren Fassung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der römischen Gemeinde heißt es: er ist aus dem Geiste geboren, in der gegenwärtigen wird die Entstehung der Person in das empfangen und geboren auseinandergelegt. Im Uebergange von der ersten zur zweiten Form des Ausdrucks ist eine Verstärkung, in dem von der zweiten zur dritten eine Ethnisierung des Gedankens zu erkennen. Statt das für das Wesentliche an der evangelischen Vorgeschichte zu halten, was sie mit den heidnischen Sagen gemeinsam hat, sollte man lieber fragen: was hat sie mit Johannes und Paulus gemein?, und sie darnach auslegen. In der Aussage: „Empfangen vom Heiligen Geiste" ist doch nicht das die Hauptsache, daß der Heilige Geist in den Uterus der Maria eingedrungen ist und dort personsetzend gewirkt hat, sondern daß der Erlöser eine Gabe Gottes an die Menschheit ist; die Menschheit hat ihn empfangen, den sie nicht aus sich heraus hat erzeugen können, nicht aus Geblüt, noch aus dem Willen des Fleisches, noch aus Manneswillen ist er geboren, sondern Gott hat seinen eingebornen Sohn gegeben. Und in der Aussage: „geboren von der Jungfrau Maria," ist doch die Haupttendenz nicht, etwas über die Qualität der Maria auszusagen, sondern etwas von Christo zu bekennen, neben seiner göttlichen Herkunft auch seine wahrhaft menschliche zu betonen; daher darf der Ausdruck mit Recht als synonym mit Gal. 4, 4, „geboren vom Weibe", genommen und das Wort „Jungfrau" im Sinne des Jesaja verstanden werden.

Der eigentliche Grund, aus dem Verfasser G. sich nicht bloß gestattet, sondern positiv getrieben fühlt, das Dogma zu verteidigen, ist doch nicht, daß er an Gott glaubt, und an Wunder glaubt, und seinem Gott nicht bloß geistliche, sondern auch natürliche Wunder zutraut, auch die Gottessohnschaft und Sündlosigkeit Jesu nötigen ihn nicht, sich dafür zu entscheiden, sondern es ist die Rücksicht auf das Inspirationsdogma mit seiner mechanischen Auffassung von Schriftwahrheit: „Es steht etwas in der Bibel geschrieben, also ist es wahr." Damit ist die Sache erledigt; ob eine Aussage eigentlich oder bildlich zu verstehen ist, ob sie mit dem Gesamtsinne der Schrift übereinstimmt, das darf nicht gefragt werden. Der Verfasser selbst folgt freilich dem Inspirationsdogma nicht völlig; er läßt Matthäus aus mündlicher Ueberlieferung schöpfen, und Lukas ein aufgefundenes fliegendes Blatt benützen, aber die Summa seiner Argumentation geht doch dahin, daß er seine Leser lehren will: Wir bleiben bei Gottes Wort; wer es nicht auffaßt, wie wir, der ist kein Christ.

Die rechte christliche Gottesverehrung nach Joh. 4,21-24,

unter Berücksichtigung der kirchlichen Praxis der Evang. Kirche Deutschlands und unserer Evangelischen Synode.

Von Pastor E. Seeger.

Jesus ist auf der Reise nach Galiläa. Sein Weg führt ihn durch Samaria. In der Nähe der Stadt Sichar, zwischen den Bergen Ebal und Garizim, ruht er aus am Jakobsbrunnen. Von einer Samariterin, die gekommen war um Wasser zu holen, erbittet sich Jesus einen Labetrunk. Die Frau, welche in ihm einen Juden erkannt hatte, wundert sich, daß Jesus sich über das herrschende Vorurteil der Juden den Samaritern gegenüber hinwegsetzt und von ihr zu trinken fordert, denn die Juden hatten keine Gemeinschaft mit den Samaritern. Im Verlauf des Gespräches sieht die Samariterin, daß dem Herrn ihr vergangenes Leben und ihre gegenwärtigen Verhältnisse bekannt sind. Sie schließt daraus, daß der, welcher mit ihr redet, ein Prophet sein müsse und ergreift die Gelegenheit, sich von dem Herrn eine Frage beantworten zu lassen, welche damals die Gemüter der Juden und Samariter lebhaft bewegte. Nämlich die Frage: „Wo der rechtmäßige Ort der Gottesverehrung sei, auf dem Berge Garizim, wo Abraham und Jakob dem Herrn einen Altar gebaut und angebetet haben, oder im Tempel zu Jerusalem?" — Diese Frage nach dem rechten Ort und der rechten Art und Weise der Gottesverehrung hat zu allen Zeiten die Gemüter bewegt, und bis auf den heutigen Tag gehen die Meinungen und Ansichten darüber, selbst innerhalb der christlichen Kirche oft weit auseinander. Wie die Samariterin, so wollen auch wir uns diese Frage von dem Herrn Jesu beantworten lassen. Wir kennen ihn ja noch viel besser als sie, nicht nur als Propheten, sondern als den Lehrer, von Gott gekommen, als Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, der dazu geboren und in die Welt gekommen ist, daß er die Wahrheit zeugen soll, und wer aus der Wahrheit ist, der hört seine Stimme.

In Vers 22 gibt der Herr seine Entscheidung in der Streitfrage zwischen Juden und Samaritern. Er gibt den Samaritern Unrecht und bezeugt dem Weibe: Ihr wisset nicht, *was* ihr anbetet. Ihr betet wohl den einen persönlichen Gott an, aber nicht den Gott des Heils und der Erlösung, wie er sich im Verlauf der Geschichte durch die Propheten den Juden geoffenbart hat. In Vers 21 sagt der Herr den Untergang des Tempeldienstes voraus, sowohl in Jerusalem als auch auf dem Berge Garizim, und bezeugt, daß eine neue, höhere Art der Gottesverehrung an seine Stelle treten wird; und in Vers 23 zeigt der Herr Jesus der Samariterin und uns die Beschaffenheit der zukünftigen rechten Gottesverehrung und die schon da ist in ihm selbst, dem Gründer dieser Gottesverehrung, als eine Gottesverehrung und Anbetung im Geist und in der Wahrheit.

Gott ist ein Geist bezeugt uns der Herr, und aus dieser Wahrheit folgt, daß *die rechte Art der Gottesverehrung* eine Anbetung sein muß im *Geist und in der Wahrheit*.

Gott ist der Allerhöchste, hoch erhaben thront er über allem, was da ist, über allem Seienden, als der allein vollkommene und unvergleichbare, unsichtbare und undarstellbare, einzigartige, einige Gott, der aber in sich selbst eine unendliche Fülle des Reichtums trägt, eine Fülle des Reichtums, deren Herrlichkeit uns entgegenleuchtet auf den verschiedenen Schöpfungsgebieten, in der Menschheit mit ihren Individualitäten, in den Gütern und Schätzen des Himmelreiches. Beides, diese Einheit und Unendlichkeit Gottes, faßt der Herr Jesus zusammen in dem Wort: Gott ist ein Geist. Als der Geist ist Gott frei von allem Sinnlichen, unbeengt von den Grenzen des Raumes und der Zeit, und doch als Geist, durchdringend, erfüllend und durchwaltend alle Räume und alle Zeiten. Als Geist ist Gott die Quelle aller Kraft, des Lebens, des Lichtes und der Liebe, die höchste Persönlichkeit, der sich in seinem Willen als Grund und Ziel zusammenfaßt und seine Gedanken als Realitäten aus sich heraussetzt. Diesen Gott vermag freilich die Erde, ja der Himmel nicht zu fassen, wie sollte es ein Haus vermögen, das von Menschenhänden gebaut ist, sei es zu Jerusalem oder auf dem Berge Garizim.

Gott ist ein Geist, daraus folgt, daß die rechte Art der Gottesverehrung eine Anbetung sein muß im Geist und in der Wahrheit.

Diesen großen, heiligen, wunderbaren Gott zu verehren, anzubeten, ihm zu dienen im Geist und in der Wahrheit, das ist Zweck und Bestimmung der Engel, jener reinen, heiligen Geister der himmlischen Welt. In dem sich Hineinversenken in sein Wesen, in dem Anschauen seiner Herrlichkeit, in dem Lobpreis zu seiner Ehre, in der Ausführung seines Willens, in der Lebensgemeinschaft mit Gott finden sie ihre ewige, ungeteilte Freude, ihren Frieden und ihre Seligkeit. — Gott anzubeten, ihn zu verehren, ihm zu dienen im Geist und in der Wahrheit, hier in der Zeit und drüben in der Ewigkeit, und in dieser wahren Gottesverehrung, Gottesanbetung, Gottesdienst heilig und selig sein, das ist der gottgewollte Zweck, die Bestimmung des Menschen.

Gott hat den Menschen, als er ihn ins Dasein rief, so geschaffen, so reich und herrlich begabt, daß er voll und ganz seiner göttlichen Bestimmung gerecht werden konnte. Gott hat dem Menschen bei seiner Erschaffung von seinem Geist eingehaucht. Dieser Geist Gottes, der Vater der Geister, war das Prinzip seines Lebens. Kraft dieses Geistes aus Gott war er König, der Beherrscher der sichtbaren Kreatur. Durch ihn stand er im Zusammenhang und Aehnlichkeit mit Gott und den Geistern der unsichtbaren Welt. Durch den Geist war er imstande, Gott zu erkennen, mit Gott in Gemeinschaft zu leben, sich in den Urquell des Lebens einzutauchen, Gott zu verehren, ihn anzubeten, ihm zu leben und zu dienen im Geist und in der Wahrheit. In diesem Geist besaß der Mensch das Organ, die Ströme ewigen Lebens, ewigen Lichtes und der ewigen Liebe, wie sie von Gott ausgehen, in sich aufzunehmen, und durch die Aufnahme göttlicher Kräfte die vollkommene Harmonie seines Wesens zu erhalten und sich nach Leib, Seele und Geist zur höchsten Voll-

kommenheit zu entfalten. In dem Geist aus Gott war dem Menschen auch das Sensorium gegeben, die Freude der Seligkeit zu empfinden und zu genießen.

Trotz dieser ihm von Gott verliehenen Befähigung hat der Mensch seiner gottgewollten Bestimmung nicht entsprochen. Der Mensch ließ sich vom Teufel zum Abfall von Gott verführen. Durch Ungehorsam, durch selbstsüchtige Entgegenstellung gegen Gott und seinen Willen trat er aus dem normalen Verhältnis zu Gott heraus. Das Band der seligen Gemeinschaft mit Gott ist zerrissen, das Ebenbild Gottes im Menschen zerstört. Die Sünde ist die unübersteigliche Schranke, die tiefe Kluft zwischen Gott und Menschen. Die göttlichen Kräfte vermögen nicht mehr den gefallenen Menschen zu beleben, zu erleuchten und zu erwärmen, er ist den verderbenbringenden Mächten des Todes, der Finsternis und der Selbstsucht verfallen. Des Menschen Wesen, sein Geist, Sinne und Gedanken haben die Richtung auf Gott hin verloren; nicht mehr in Gott, welcher der Geist ist, sucht der gefallene Mensch seine Befriedigung, sein Glück und seine Seligkeit, sondern in dem, was nicht Gott, nicht Geist ist, im Kreatürlichen, Materiellen, Vergänglichen. Anstatt zu beherrschen und sich dienstbar zu machen die sinnliche Welt, ist er ihr Knecht und Sklave geworden. Nicht mehr der Geist, sondern das Fleisch ist das beherrschende Prinzip im Menschen. Nicht mehr Gott als Geist ist Gegenstand, Objekt seiner Verehrung, sondern das Geschöpf. — Aus dieser Darlegung, begründet in der Heiligen Schrift und in der Erfahrung, sehen wir klar, daß der natürliche, fleischlich gesinnte Mensch nicht imstande, nicht fähig ist, Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit, und daß dies nur dem Menschen möglich ist, in dem das Ebenbild Gottes wieder hergestellt ist. Nur der Mensch ist imstande, Gott recht zu verehren und anzubeten im Geist und in der Wahrheit, in dem nicht mehr das Fleisch, sondern wieder der Geist das beherrschende Prinzip geworden ist. Dies aber kann im gefallenen Menschen nur geschehen durch Wiedergeburt und Erneuerung.

Die Möglichkeit der Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes im Menschen ist gegeben in der Heilstatsache der Erlösung durch den Gott-Menschen Jesus Christus. Christus hat den abnormalen Zustand zwischen Gott und Menschen aufgehoben und das normale Verhältnis (zwischen Gott und Menschen) wieder hergestellt. Er hat das getan durch seinen vollkommenen, aktiven und passiven Gehorsam gegen Gottes Willen in seinem Leben, Leiden und Sterben, indem er als unser Stellvertreter in seinem Leben das Gesetz Gottes vollkommen für uns erfüllt hat, geleistet hat, was wir nicht leisten konnten, und in seinem Leiden und in seinem Sterben hat er den Zorn Gottes getragen und unsere Strafe auf sich genommen. Er hat erduldet, was wir nicht erdulden konnten, ohne der Verdammnis anheim zu fallen. Er hat alle Verbindlichkeiten, die ganze, große, unermeßliche Schuld der Menschheit Gott gegenüber auf sich genommen und bezahlt, indem er sich selbst, als der Reine und Heilige, Gott zum Opfer dargebracht hat. Durch seinen vollkommenen Ge-

horsam und durch sein vollkommenes Opfer am Kreuz hat er der Gerechtigkeit Gottes vollkommen Genüge getan. Durch ihn ist die Scheidewand zwischen Gott und Menschen, die Sünde aufgehoben. Er hat uns errettet vom Tode und der Obrigkeit der Finsternis. Als Versöhner steht er nun als Mittler zwischen dem heiligen und gerechten Gott und der gefallenen Menschheit. Um seines Sohnes, unsers Heilandes willen kann nun wieder Gottes Wohlgefallen auf dem Menschen ruhen; denn Gott sieht nun nicht mehr den Menschen an als Sünder. Er schaut ihn an durch das Medium des sündlosen Opfers, das Christus für uns gebracht. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Durch Christum ist die Menschheit mit Gott versöhnt, die Gemeinschaft mit Gott rechtlich wieder hergestellt durch die Auferstehung Jesu von den Toten. Diese Erlösung ist ein universale, sie umfaßt die gesamte Menschheit. Die gesamte Menschheit hat ein Recht an diese Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist.

Nachdem so die Möglichkeit der Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes im Menschen gegeben ist durch die Heilstatsache der Erlösung durch Jesum Christum, so bleibt nur noch übrig, daß das Heil in Christo auf die Menschheit und den Einzelnen übergeleitet und ergriffen wird, daß der in Sünden erstarrte, den Verderbnismächten des Todes anheimgefallene Mensch wieder lebendig gemacht, daß der von den Ketten und Banden der Sinnlichkeit gefesselte Menschengeist befreit, mit göttlichen Kräften erfüllt und zur Herrlichkeit vollendet wird. Dieses neue Leben im Menschen in all seinen Stadien, Wiedergeburt, Entwicklung bis zur Vollendung in der Herrlichkeit ist das Werk des Heiligen Geistes, den Christus verheißen und vom Vater, von dem er ausgeht, gesandt hat. Diese Ueberleitung des Heils geschieht durch direkte Einstrahlung Gottes in das Innere des Menschen durch den Heiligen Geist der homogen mit des Menschen Geist direkt in das Innerste seines Wesens eingehen und von ihm in seinem tiefsten Grunde Besitz nehmen kann. Dieses Werk Gottes im Menschen und an dem Menschen ist aber kein zwingendes. Der Mensch muß, vermöge seiner freien Willensentscheidung, Gottes Geist auf sich einwirken lassen, ihm das Herz öffnen, Gottes Geist mit seinem Geist assimilieren. Durch diese Assimilation wird natürlich die Identität des Heiligen Geistes als Persönlichkeit nicht aufgehoben. Dies rezeptive, passive Verhalten des Menschen, das ja freilich zugleich die größte Aktivität in sich schließt, ist **der Glaube**.

Das Wirken und Walten des Heiligen Geistes geschieht durch Gottes Wort und durch die heiligen Sakramente, als die von Gott verordneten Gnadenmittel. Durch die Taufe in Gottes Wort gefasset und gebunden wird der Mensch wiedergeboren zur lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens. Das neue Leben in Gott wird in ihn hineingepflanzt, und unter fortwährender Einwirkung des Heiligen Geistes durch Gottes Wort, in Belehrung, Mahnung, Warnung, Ermunterung, Trost und Verheißung entwickelt und entfaltet sich dasselbe. Durch den Genuß

des heiligen Abendmahls wird der neue Mensch in besonderem Maße genährt und gestärkt, mit Kraft des Heiligen Geistes erfüllt — wodurch er ausgerüstet wird, die dem neuen Menschen widerstrebenden Kräfte des alten Menschen zu bekämpfen und zu töten, den Versuchungen vonseiten der Welt und des bösen Feindes zu widerstehen und den Sieg zu behalten und der Vollkommenheit entgegenzureifen.

Dadurch, daß das Heil in Christo, durch die Vermittlung des Heiligen Geistes im Menschen sich realisiert, tritt der Mensch aus seinem abnormalen Zustand in das normale Verhältnis zu Gott und zur sichtbaren Kreatur zurück. Und die Betätigung dieses Verhältnisses zu Gott findet seinen Ausdruck in der rechten Verehrung und Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Die Anbetung und Verehrung und Verherrlichung Gottes im Geist und in der Wahrheit, hier in der Zeit und drüben in der Ewigkeit ist der gottgewollte Zweck und die Bestimmung des Menschen. Diesem Zweck zu entsprechen, diese gottgewollte Bestimmung zu erfüllen, vermag nur der wiedergeborene, mit Gottes Geist erfüllte Mensch, welcher durch Christum in der Lebensgemeinschaft mit Gott steht. Diese Anbetung Gottes geschieht, weil Gott ein Geist ist, im Geist. Gottes Geist ist das reale Element, in dem das neue Leben des anbetenden Menschen pulsiert, sich bewegt. Diese Anbetung besteht in der Dahingabe des Menschen an Gott, in einem liebenden Sichselbsthingeben und Versenken in Gottes Wesen. In der völligen Dahingabe der eigenen Persönlichkeit, des ganzen Menschen, nach Leib, Seele und Geist, mit seinem ganzen Wollen, Denken, Fühlen und Empfinden in dem Einssein mit Gott, nicht um in pantheistischem Sinne sich selbst zu verlieren, sondern sich darin erst in vollem Sinne des Wortes zu finden und zu erfassen. Zugleich aber ist diese Anbetung Gottes ein Nehmen, ein Schöpfen, ein in sich Aufnehmen aus Gott, dem Urquell aller Kraft, ewiges Leben, göttliches Licht und göttliche Liebe, himmlische Kräfte, welche die ganze Persönlichkeit des Menschen durchdringen, ihn schmücken mit allen christlichen Tugenden, mit Früchten des Geistes: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit, Gerechtigkeit und Wahrheit. — In dieser Gottesverehrung und Anbetung, in der Lebensgemeinschaft mit Gott findet der Mensch das höchste Glück, das höchste Gut, volles Genüge, Leben und Seligkeit. Wer ihn hat ist still und satt; wer ihm kann im Geist anhangen, darf nichts mehr verlangen.

Dies ist nach Joh. 4, 21—24 die rechte christliche Gottesverehrung, die nicht gebunden ist an einen bestimmten Ort und an eine bestimmte Zeit oder an bestimmte äußere Mittel und Formen; die aber auch, weil Gott als Geist alle Räume und alle Zeiten durchdringt und erfüllt und durchwaltet, an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten geschehen kann. Und weil die Erscheinungsformen der sichtbaren Welt Offenbarungen seiner Herrlichkeit sind und auch zu seiner Verherrlichung dienen sollen, so kann Gott auch im Geist und in der Wahrheit verehrt und angebetet werden unter bestimmten Formen. — Wie verhält es sich nun mit

der Gottesverehrung, wie sie in der Evangelischen Kirche Deutschlands und unserer Evangelischen Synode geübt wird? Steht sie im Einklang mit der wahren Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit, von welcher der Herr redet oder nicht?

Bevor wir diese Frage beantworten ist es notwendig, uns über den Begriff Kirche, resp. Evangelische Kirche Deutschlands und Evangelische Synode klar zu werden.

Die Kirche stellt, trotz aller Schwachheit und Unvollkommenheit, dennoch die Gemeinschaft aller Menschen, die aus ihrem gefallenen Zustand wieder in das normale Verhältnis zu Gott und zu der sichtbaren Kreatur zurückversetzt worden sind, in denen der Geist das beherrschende Prinzip geworden ist, dar; oder mit andern Worten: die Kirche besteht aus der Gesamtheit derer, die an Jesum Christum wahrhaftig glauben und durch diesen Glauben geheiligt, in Christo einverleibt und dadurch in der Lebensgemeinschaft mit Gotte stehen. Daraus ergibt sich, daß zu der wahren Kirche kein Unwiedergeborener, kein Gottloser und Heuchler gehören kann. Und weil der Glaube das entscheidende Merkmal über die Zugehörigkeit zur Kirche ist, der Glaube aber Zustand des Herzens, ein Verhalten der innersten Persönlichkeit des Menschen Gott gegenüber ist, Gott aber nur allein in das Verborgene des Herzens hineinzuschauen vermag, so ist die Kirche für uns Menschen eine unsichtbare, ein unsichtbares Reich, ein in den Herzen der Menschen von Gottes Geist aufgerichteter geistiger Bau. Die Kirche ist der Leib Christi, an dem Christus das Haupt ist. Die wahre Kirche kann darum nur eine sein, eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Lebensgrund und Nährgrund der Kirche sind die Gnadenmittel, Gottes Wort und Sakramente, durch welche der Heilige Geist neue Glieder zeugt, erhält und zur Vollendung führt. Als Leib Christi ist die Kirche ein lebendiger Organismus, dessen innere Lebenskraft mit Notwendigkeit, wie auf den natürlichen Schöpfungsgebieten auch äußerlich, formenbildend in die Erscheinung tritt. Das Christentum, als die vollendete Religion, als Weltreligion muß seiner Bestimmung nach Raum haben für alle Völker und Nationalitäten, mit ihren ihnen von Gott verliehenen besonderen Charaktereigentümlichkeiten und Geistesanlagen. Darum liegt es im Wesen der Kirche, daß sie uns in der Geschichte, in den verschiedenen Ländern und unter verschiedenen Völkern, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen nicht als eine starre, die Individualität des Einzelnen und der Nationen vernichtende Uniformität entgegentritt, sondern in mannigfaltiger Form, als besondere, sich äußerlich voneinander unterscheidende Kirche, Kirchen-Abteilungen, Kirchengemeinschaften, und diese Mannigfaltigkeit der Darstellung der Kirche inbezug auf Form des Bekenntnisses, Verfassung und Kultus ist nicht nur berechtigte, sondern göttliche Signatur des Christentums und der christlichen Kirche, wie sie uns zu allen Zeiten, von der apostolischen Zeit an bis auf unsere Zeit in der Kirchengeschichte entgegentritt. Und wo man dieses Geistesprinzip der Kirche vergessen hat, oder nicht

mehr zu fassen vermochte, wo man auf dogmatischem und politischem Gebiet mit Gewalt eine gesetzliche Uniformität zu erzwingen sucht, da hat dies der Kirche den größten Schaden gebracht. Nicht mechanisch, sondern organisch bestimmt ist die Kirche, wie alles Lebendige, denn sie ist die Gemeinschaft des ewigen Lebens in Christo Jesu durch den Geist! Wo aber der Geist ist, da ist Freiheit, Freiheit, nicht inbezug auf die Fundamental- und Zentral-Wahrheiten zur Seligkeit, in der alle Kinder Gottes stehen und leben, und die sich zusammenfaßt in das Wort des Apostels Johannes: „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht;" — aber Freiheit inbezug auf Verfassung, sei dieselbe konsistorial, presbyterial, episkopal, synodal u. s. w. Freiheit auch inbezug auf Kultus, d. h. inbezug auf Ort, Zeit, Art und Weise der Gottesverehrung, des Gottesdienstes.

Die Evangelische Kirche Deutschlands und die Evangelische Synode oder die Evangelische Kirche von Nord-Amerika sind nicht die Kirche, sondern Abteilungen, Teile der einen, heiligen, allgemeinen christlichen Kirche. Unmittelbar verbunden, als lebendige Glieder mit dem Leibe Christi, solange sie wurzeln in dem Lebensgrund und Nährgrund, Gottes Wort und Sakrament, solange sie unentwegt und unerschütterlich festhalten an den Grund- und Zentral-Wahrheiten zum ewigen Leben. Ihr besonderer Charakter, ihre ihnen eigentümliche Darstellungsform in Bekenntnis, Verfassung und Kultus ist begründet in der lebendigen Wirksamkeit des Heiligen Geistes, in dem Gang der Geschichte, in der ihnen von Gott verliehenen besonderen Gabe und Aufgabe, das Reich Gottes zu bauen unter dem deutschen Volk, in den zu ihnen gehörenden Gemeinden und in den Herzen der einzelnen Glieder.

Die Evangelische Kirche Deutschlands, als eine Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirchen-Abteilungen, ist nach dem Jahre 1817 zustande gekommen. Ob diese äußere Vereinigung, besonders in Preußen, durch einen Machtspruch des Königs Friedrich Wilhelms III., berechtigt oder zeitgemäß war oder nicht, darauf kann ich in dem engen Rahmen dieses Referates nicht eingehen. Tatsache ist, daß seitdem die kirchlich-konfessionelle Isolierung sich vielfach verschärft hat, und daß auf manchen Seiten durch die leidenschaftliche Polemik, Schroffheit und Engherzigkeit das wahre Leben aus Gott mit dem Tode der Erstarrung bedroht wird.

Die Evangelische Synode, oder richtiger die Evangelische Kirche von Nord-Amerika führt ihren Ursprung zurück auf das Jahr 1840. — Sie unterscheidet sich von der Evangelischen Kirche Deutschlands nur durch die Verfassung. Beiden gemeinsam ist das Bekenntnis und der Kultus. Mit großem Unrecht hat man die Evangelische Kirche als eine bekenntnislose bezeichnet. Sie bekennt sich zu den Schriften des Alten und Neuen Testamentes als Gottes Wort, als alleinige Richtschnur des Glaubens und Lebens, und steht mit diesem Bekenntnis auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Sie bekennt sich auch zu den Bekenntnisschriften der Reformation; aber so, daß

sie unterscheidet zwischen der darin enthaltenen Gotteswahrheit an sich und der menschlichen Ausdrucksform. Nur die Form der Lehre und der Erkenntnis läßt die Evangelische Kirche gelten, welche an dem Urzeugnis Gottes, an der Heiligen Schrift, sich rechtfertigen läßt. Das ist die Gewissensfreiheit, welche die Evangelische Kirche sich bewahrt, nicht, wie ihr oftmals in böswilliger Weise vorgeworfen wird, eine Gewissensfreiheit dem Worte Gottes, als der ewigen, unveränderlichen, unwandelbaren Wahrheit gegenüber, sondern nur gegenüber der menschlichen Ausdrucksform, in welche die Wahrheit als Bekenntnis gefaßt ist und die ja, wie alles Menschliche, dem Wechsel und der Veränderung unterworfen und der Vervollkommnung fähig ist.

Diese Gewissensfreiheit bewahrt sich die Evangelische Kirche auch gegenüber dem Kultus, d. h. gegenüber der äußeren Form des Gottesdienstes. Wir haben darum in der Evangelischen Kirche inbezug auf Ort und Zeit und Art und Weise des gemeinschaftlichen Gottesdienstes keine starre Uniformität, sondern eine große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit. Die Evangelische Kirche hält sich im allgemeinen an das Kirchenjahr mit seinen Sonntagen, Festzeiten und Feiertagen. Sie macht ihren Gemeinden keine Vorschriften über die Bauart des Gotteshauses. Die Bauart, Einteilung, Einrichtung und Dekoration der Kirche, überläßt sie der Entscheidung der einzelnen Gemeinde. Wir finden in der Evangelischen Kirche Gotteshäuser der verschiedensten Art, von der einfachen Blockkirche bis zum prächtigsten Dom mit seinen gen Himmel ragenden Türmen. Wir finden Kirchen mit reichverziertem Hochaltar, mit Altarbild, Kruzifixen, Lichtern, Bilderschmuck und kunstvoller Dekoration, und wieder einfache, schmucklose Räume, worin uns kaum irgend etwas an den Zweck ihrer Bestimmung erinnert. Auch inbezug auf die äußere Form des Gottesdienstes gibt die Evangelische Kirche ihren Gemeinden keine zwingenden Gesetze. Sie hat wohl ihre Agende mit gottesdienstlichen Formularen; sie gebietet aber nicht, sondern empfiehlt nur den Gebrauch derselben in den öffentlichen Gottesdiensten. So tritt uns auch hier eine große Verschiedenheit entgegen. In einigen Gemeinden besteht der Gottesdienst in nichts anderem als Gebet, Gemeindegesang ohne irgendwelche musikalische Begleitung und Predigt; in andern Gemeinden findet der gemeinsame Gottesdienst seinen Ausdruck, seine Darstellung außer der Predigt, in den reichsten und erhabensten Formen der Liturgie, in herrlichem Chor- und Gemeindegesang unter Orgel- und Instrumentalbegleitung. Ja selbst bei der Feier des heiligen Abendmahls finden wir Verschiedenheit inbezug auf Brot und Wein. In den meisten Gemeinden unserer Synode amtiert der Pastor in Amtstracht, und in einigen Gemeinden in moderner Kleidung.

Diese Stellung, welche die Evangelische Kirche der äußeren Form des Gottesdienstes gegenüber einnimmt, ist durchaus die richtige, denn sie gründet sich auf das Wort unsers Heilandes, des Herrn der Kirche, Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Diese rechte Gottesverehrung und Anbetung ist

aber, wie wir gesehen haben, nicht an bestimmte Zeiten und Orte, oder an irgendwelche bestimmte äußere Formen gebunden, sondern sie kann geschehen zu irgend einer Zeit, an irgend einem Ort, und unter irgendwelcher Form. Sie steht darin auch auf dem Grunde der Apostel, die ja auch inbezug auf den Kultus keine bestimmten Gesetze und Vorschriften gemacht haben. Der wahre Christ, der, welcher durch den Glauben an den Herrn Jesum Christum, durch die Wiedergeburt im normalen Verhältnis zu Gott steht, der wird Gott auf die rechte Weise verehren und anbeten, im einfachen, schmucklosen Kirchlein sowohl, wie im hochgewölbten, kunstvoll geschmückten Dom, unter den einfachsten, wie unter den reichsten äußeren Formen des Gottesdienstes. Das Opfer seines Herzens und seines Mundes, in Preis und Lob, in Bitte und Dank wird aufsteigen zu dem Gnadenthron Gottes, im einfachsten Gesang, oder getragen von den mächtigen Klängen der Orgel. Er wird den Leib und das Blut Christi empfangen in der Feier des heiligen Abendmahles, Leben aus Gott empfangen, sei es unter dieser oder jener Form von Brot und Wein.

Wünschenswert ist es vielleicht, noch in wenig Worten auf die Kunst hinzuweisen, auf ihre Berechtigung und ihr Verhältnis zum Gottesdienst. Ihre Berechtigung liegt im Wesen des Kultus, als einer Darstellung der Lebensgemeinschaft mit Gott unter äußerer Form. Die Evangelische Kirche kann sich nicht mit der Auffassung befreunden, als ob jedes Eintreten der Kunst in den Gottesdienst eine Verunreinigung desselben sei. Sie tritt aber denen entgegen, die im Gottesdienst nichts anderes sehen, als eine künstliche Darstellung der religiösen Gefühlsstimmung der Gemeinde. Mit ihrer Auffassung vom Kultus als Darstellung der Lebensgemeinschaft mit Gott zieht die Evangelische Kirche der Betätigung der Kunst im öffentlichen Gottesdienste ihre Schranken und bestimmt ihre Aufgabe. Sie fordert von der Kunst als Faktor im Gottesdienste: *Geistigkeit* und *Wahrheit*; denn die rechte Gottesverehrung ist eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Dies schließt in sich die Gesetze der Feierlichkeit, Keuschheit, Einfachheit und Ordnung. Das Gesetz der *Geistigkeit* fordert von der Kunst sinnbildliche, symbolische Darstellungsform, der Realismus hat keinen Platz und keine Berechtigung im Evangelischen Gottesdienst. Das Gesetz der *Wahrheit* schließt alles aus, was den gottesdienstlichen Zwecken widerspricht, alles Unsittliche, auch alles was die Gemeinde von Gott, dem Objekt ihrer Anbetung, ablenkt, alles Virtuosentum vonseiten der Kanzelredner, der Organisten oder der Sänger. — Bildliche oder statuarische Darstellungen von Personen und Ereignissen aus der heiligen Geschichte als Schmuck der Kirche wird die evangelische Gemeinde nicht in Gefahr bringen in Bilderdienst zu verfallen. Der Herr Jesus Christus, wie er die Kindlein segnet, über dem Taufstein, der Gekreuzigte, wie er sich selbst zum Opfer darbringt, auf dem Altar der segnende, gen Himmel fahrende Christus als Altarbild, sind ergreifende, Geist, Herz, Sinn und Gemüt erhebende Illustrationen der Worte: Lasset die Kindlein zu mir

kommen und wehret ihnen nicht. Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Siehe ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. Wenn die Kunst auf diese Weise beschränkt, nach diesen Gesetzen als Faktor im öffentlichen Gottesdienst mitwirkt, nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der Anbetung Gottes bleibt, dann wird sie jeder Gemeinde zum Segen.

Islamitische Propaganda.

Von Pastor Geo. M. Poth.

„Bewahret Afrika vor der Ueberflutung des Islam! Kommt mit dem Evangelium bevor der Koran jene Völker in den Klauen hat!" ist gegenwärtig das Feldgeschrei der evangelischen Mission im schwarzen Kontinent. Dem Schreiber dieser Zeilen dringen jene Hilfsschreie etwas tiefer ins Herz hinein, hat er doch persönlich in jenem Feuer gestanden. Gar gut hat er sie kennen lernen jene hageren und doch stattlichen, resoluten Händlergestalten, die Haussas, die mit ihren Lasten auf dem Kopfe monatelange Reisen machen in den Aequatorialgebieten. Wie ruhig und selbstverständlich schließen sie ihre Handelsgeschäfte, immer dabei gewinnend und hiermit schon ihre Ueberlegenheit den heidnischen Negerstämmen gegenüber beweisend. Gelegentlich auch einem in Krankheit oder Sorge sich befindenden Heiden einen unfehlbaren Zauber um schweres Geld verkaufend. Es ist nur ein Streifen weißes Papier mit einem Koranvers beschrieben. Die berühmtesten Zauber der angesehensten Fetischpriester wurden mir von diesen selbst, unter ihrem kuriosen Zauberkram regelmäßig als Koransprüche vor Augen gestellt. Die Streifen waren gewöhnlich in Form einer Krone zusammengeheftet, die nun von der Decke ihres Allerheiligsten herunterbaumelte. Solche Islamitische Händler bleiben wie zufällig an diesem oder jenem Orte hängen und hier ist dann ein jeder ein treuer Vertreter seines Glaubens. Nicht wenig Eindruck macht er bei den Heiden, wenn er drei- bis fünfmal des Tages vor seiner Hütte Tür ein Ziegenfell ausbreitet, in umständlicher Weise seine primitiven Sandalen an ein Ende stellt und nun mit dem Gesicht nach Mekka gewendet seine langen Gebete verrichtet. Dieses geheimnisvolle Flüstern, das Rascheln seines Rosenkranzes, das fast unaufhörliche Berühren seiner Stirne mit dem Erdboden macht ungeheuren Eindruck beim zusehenden Heiden. Ist der Wohnplatz dem Kleinhandel günstig, wird der erste Ansiedler nur der Kristallisationspunkt, um welchen sich bald eine Anzahl seiner Glaubensgenossen verdichtet, bis das ganze Gebilde eines mohammedanischen Gemeinwesens sich dem Ureinwohner zeigt. Mit der eigentümlich gebauten, jetzt allerdings noch kleinen Moschee erscheint auch bald der Muéddin, der nicht bloß seine Lobpreisungen und Mahnungen mit singender Stimme rezitiert, sondern der auch täglich einige Stunden die angehenden, kleinen männlichen Gläubigen unterrichtet. Da sitzen sie auf offener Straße, diese mageren Jungen mit den halbrasierten Köpfen, ihre hölzerne Schreibtafel in der

Hand haltend, auf welche sie mit Kohle ihre arabischen Schriftzeichen malen. Alle werden einmal treue Anhänger des Halbmonds. Auch ist ihnen schon ein gewisser Fanatismus eingeprägt.

An Schlauheit und physischer Kraft fast allen heidnischen Stämmen überlegen, erblühen die Ansiedelungen der Haussas bald. Und fragen die umwohnenden Heiden nach ihrer geheimen Stärke, so wird ihnen die Antwort: „Der Segen Allahs ruht auf uns.“ Müssen wir uns dann wundern, wenn da und dort im Lande ein heidnischer Häuptling mit vollen Fahnen in das Lager des Mohammedanismus übergeht? Vielleicht sind ja auch schon die weißen Prediger mit ihrer Religion der Liebe bekannt, doch ihre Lehre, die wohl „süß“ ist, ist so schwer zu erfüllen. Bei den „Awussai“ dürfen sie ja alle ihre Weiber beibehalten, dazu können sie ihren Fetischen opfern und haben dann dazu noch den gepriesenen Segen Allahs. Die Gefahr für Millionen von Heiden im mittleren Afrika, daß sie sich dem Islam in die Arme werfen, ist deshalb keine geringe.

Doch bei der ganzen Sache fällt uns eines auf. Diese Propaganda ist ja eine so friedliche, das ist man doch beim Mohammedaner gar nicht gewohnt. Hat denn der Mohr seine Haut gewechselt? Dies ist natürlich nur das zunächst in die Erscheinung tretende. Was der Koran lehrt, hat für den „wahren Gläubigen“ immer Bestand. Und dieses heilige Buch lehrt seine Anhänger Sure 47,4: „Wenn ihr auf Ungläubige trefft, so schlagt ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen anrichtet, und machet fest ihre Fesseln.“ Oder auch nicht ganz so schauderhaft klingend Sure 9, 29: „Kämpfet gegen die, welche nicht an Gott und den Gerichtstag glauben und nicht verbieten, was Gott und sein Gesandter verboten hat, und nicht die wahre Religion ausüben, bis sie von Hand Tribut bezahlen, indem sie geringe geworden sind.“ Und wie dieser Gedanke in unsrer Zeit durch die Vertreter des Panislamismus genährt wird, zeigt die Schrift eines indischen Muslim, „Das letzte Wort des Islam an Europa.“ In welcher sich nach dem „Christlichen Orient,“ Mai 1910, folgende Sätze finden: „Der Haß des Islam gegen Europa ist unversöhnlich. Nach jahrhundertelangen Anstrengungen, uns freundlich zu stimmen, bleibt als einziges Resultat unsrer Tage dies, daß wir euch verabscheuen, mehr als in irgend einer anderen Epoche der Geschichte. — Verachtung, Ekel, Haß und Krieg den Ungläubigen!“

Unter den gegenwärtigen Machtverhältnissen sind den Muslem nun die Hände gebunden durch die Christen. Und einstweilen trösten sie sich mit dem Wort ihres Propheten: „Ein Muslim höre und gehorche, sowohl in Dingen, die er gut findet, als in Dingen, die er mißbilligt, solange ihm keine Handlungen befohlen werden, wodurch er Gottes Gesetz ungehorsam würde. Geschieht dies, so braucht er nicht zu hören und nicht zu gehorchen.“ Dieser Geist der Unduldsamkeit und Grausamkeit, wie er seine Vertreter in Suleimann II und Kara Mustafa einmal gegen Europa fand, hat sich bis vor einem Vierteljahrhundert in Afrika

in seinen jeweiligen Vertretern erhalten. Die furchtbaren Sklavenjäger Tippu Tipp und Rumaliza nebst Konsorten haben wohl den Schluß gemacht zu diesem systematischen Menschenmord. Doch viel Menschen mußten vorher vernichtet werden und noch viel mehr Elend wurde in weite Gebiete hineingetragen, alles zur Ehre des falschen Propheten. Alles konnte fast ganz hinter dem Vorhang der Geschichte geschehen. Heute noch flammt dieser teuflische Fanatismus hie und da noch auf und setzt sich manchmal bei den Derwischschwärmen im Sudan in die Tat um. Und was sind die sich immer wiederholenden Christenmetzeleien im weiten Türkenreich anders als ein Blatt dieser Geschichte.

In der heutigen panislamischen Bewegung findet ein Gedanke einen trefflichen Nährboden, der Gedanke der kommenden Allgewalt des Islam. Auf welche jeder Muslim hofft. Und zwar fällt es ihm absolut nicht ein die Erfüllung in weiter Ferne zu suchen. Ich erinnere mich nur zu gut wie zweimal in jene entfernte Ecke der Goldküste der Ruf vom heiligen Krieg gedrungen ist und unter den Einwohnern nicht wenig Schrecken verursachte, da beidemale der Tag festgesetzt war, an dem die Abschlachtung aller Ungläubigen stattfinden sollte. War das meiste davon auch leeres Gerede, zeigt es doch wie jener Geist ein allgemeiner ist.

Als eigentliche Träger des Fanatismus, die denselben immer wieder aufs Neue anfachen, dürfen wir uns natürlich nicht jene so friedlich aussehende Händler im Großen und Ganzen denken, dies sind vielmehr die heimkehrenden Mekkapilger. Unter allen auch den entferntesten mohammedanischen Ansiedelungen sind diese zu finden. Die wiederholten Wallfahrten nach Mekka rechnete bekanntlich Mohammed zu den unerläßlichen Pflichten der Gläubigen. (Sure 2, 192 ff.) Die Befolgung des Wallfahrtsgebots mußte aber schon bald eingeschränkt werden. Trotzdem gilt immer noch die Regel, daß jeder gläubige Mann wenigstens einmal die Ka'ba besucht haben sollte. Und was erhalten jene Tausende aus allen Sprachen und Zungen, die sich alljährlich in Mekka zum „großen Beiram" versammeln für einen Eindruck von der Größe und Macht des Islam. Und welch ein Fanatismus ist dem für sein Leben eingeprägt, der einmal zuschauen durfte als der neue, vom Sultan gestiftete Teppich um die Ka'ba gehängt wurde. Er weiß, hätte es damals ein Ungläubiger gewagt sich unversehens in die Menge zu begeben, er wäre in Stücke zerrissen worden. Jedenfalls ist ein jeder heimkehrende Mekkapilger Missionar seiner Sache. Gehört er einer Gegend an, in welcher der Islam noch keinen festen Boden hat, also Missionsland ist, so wird ihm eine Art Hirtenbrief mit gegeben, den er bei Androhung aller Höllenqualen so viel lauen Gläubigen als nur möglich vorlesen muß. Ein Beispiel eines solchen Briefes mag hier folgen, wie der Schreiber denselben im Jahre 1905 durch Vermittelung erhalten hat von einem englischen Regierungsbeamten, dem derselbe auf einer Reise im Norden von Asante in die Hände fiel, der selbst auch die Uebersetzung lieferte:

Circular Sent to the Mohammedans West From Mecca.

1. In the name of the compassionate and merciful God—blessed be Mohammed with kindred and his people—may the peace of God be upon them and in the holy prophets.
2. This letter is written to the true believers of the great desert.
3. It is from those holy men of Mecca, who strive to follow the path of righteousness—the followers of the holy and ever praised Abdul Kadiri—followers in the footsteps of Abdul Illahi and Abdul Erahmani.
4. Take heed of its contents. In his long sleep the Lord Mohammed perceives that the world and all things therein will surely be destroyed—true believers are forgetful of the word—even orphans are being treacherously despoiled— —. This is alone sufficient for the destruction of the universe—even while intercession is being made for them with the angels they are acting falsely. O God, our God, our Creator, our Guide, Thou who perceivest our most hidden actions, be merciful upon us. And to Mohammed in his sleep God made answer thus:

Because of twenty-one pillars of righteousness, I will withhold my hand—. Five times daily do they pray according to the words of the prophet, on whom be God's peace.

Two reside on the hill Karfatu.
Two more at Mugadasi.
Yet two more at Garfu.
Three within the town Bagadasa.
Three in the land of Egypt.

They are indeed true believers. They have invoked the angels to beseech God to be patient, while they sent messages to you in the west.

May the Lord Mohammed direct their steps.

Again God made answer. Because of the prophet and because of these twenty-one I will withhold.—The world and all things therein will not be destroyed. Therefore take heed! The gates of hell will only yawn for the evildoers—sickness, hunger and thirst shall be their lot.

The twenty-one holy men are made up with. Abu Bekr, Mohammed son of Abdu Katiri, Mohammed son of Illahi, Joseph son of Mara, all furthers live on the hill Karfatu in Margadasi and Kasimn and Schannmi, who live on the hill Karfatu and lastly Mohammed son of Huratratu.

O men of the west follow the teaching of God, repent your misdeeds to the Almighty God.—Assemble together for prayer—then will your sickness heal and your thirst be quenched, labor honestly—give alms—and above all things pray for help, otherwise you will be exterminated and thirst will dry you up—do not bear false witness, be not false to your oath—otherwise you will be visited by sickness and death—be not angry one with another, speak no evil and observe the hours of prayer.—Alas! you are

despaired of, ask help from your priests and attend their ministrations—pray in the churches and give offerings to your teachers—beseech God, do homage to your King.—Your greed and lying will cause you to be visited with disease and hell will be opened.—Make of your cattle and herds and garments an offering and bestow them on the priests, the aged and the poor—who does this, will escape torment in the next world—take warning—observe the hours of prayer lest you be overtaken in your sickness by death, hunger and thirst. Judges who accept bribes will go to hell.—Seek salvation by assembling for prayer in the houses of your priests. Fathers, mothers and children will all leave the world behind them, why then do they take its guilt on their shoulders.

We beseech the almighty God through Mohammed and his kindred, save us.

5. To conclude—whoever receives this letter must at once send it to the next country on pain of hell fire. Shortly the door of repentance will be forever closed—repent!

The day of resurrection is at hand—fast, give alms and pray. He who reads this to his brother will be rewarded, heaven shall be his portion, on the day of judgment he will not be judged, he who neglects to do so, will enter the seventh hell, with the idolaters—pray, fast and give tithes, lest you be not received into heaven. God will not treat those who follow in His path with contumely.

Die Tatsache steht jedenfalls fest, daß in der ganzen mohammedanischen Welt heute systematisch Propaganda getrieben wird. Soll uns das jedoch als Mission treibende Christen verzagt machen? — Jedenfalls steht dem allen gegenüber die Tatsache, daß die evangelische Mission unter den Mohammedanern heute günstiger und hoffnungsvoller getrieben wird als je. Und Kenner der Sache haben die besten Hoffnungen. Von jener Propaganda sagt Missionar Simon, sie hat eine große Schwäche, daß sie eben nur Propaganda ist und derselben keine Erziehung folgt. Und wenn wir den Nestor der christlichen Missionare unter den Mohammedanern den Amerikaner Dr. Zwemer hören, der wohl am besten unterrichtet ist und am tiefsten hineinschaut, da ist nichts von Verzagtheit zu spüren, er weiß nur von einem anbrechenden Tag im Islam. Allerdings sagte auch er bei der zweiten allgemeinen Konferenz für Mission unter den Mohammedanern, die in Luknow, Indien, vor einem Jahre abgehalten wurde: „Es gilt noch sehr: beten, glauben und hart arbeiten." Denn von innerer Schwäche ist die Tatsache sicher kein Zeichen, wenn wir unterrichtet werden über die Tätigkeit des Bejau ul-Haqq (Liga für Reformbestrebungen des Islam). Dieser schreibt neben manchem andern in seinem Programm zwölf gründliche Studienjahre für die theologischen Seminarien vor, von welchen die ersten beiden ausschließlich dienen: Der schärfsten Kritik über das Christentum und die Heilige Schrift. Wobei die Ergebnisse der modernen, negativen Theologie, besonders der Englischen herange-

zogen werden (!). Als Lehrbuch dient das ins Türkische übersetzte Werk eines indischen Theologen Nahmetullah, dessen Titel Izhar ul Haqq-Offenbarung der Wahrheit, seine Spitze ja von vornherein gegen alle Andersdenkende richtet. Jedenfalls ist der Kampf entbrannt auf allen Seiten, und für uns, die wir auf den Sieg des Reiches Gottes warten, kann vielleicht die nächste Zukunft interessante Dinge in ihrem Schoße bergen.

Die Evangelische Kirche und ihre Geistlichen gegenüber den sozialen Zeitaufgaben.

Sozial-ethische Studie, von Pastor M. Weber.

„Die Beleuchtung sozialistischer Veröffentlichungen" im Septemberheft dieser Zeitschrift, auf die wir aber um ihres persönlichen Charakters willen nicht weiter eingehen wollen, regte im Schreiber dieses allerlei Gedanken an für eine zeitgemäße sozial-ethische Studie. Unwillkürlich erinnerte er sich der Goetheschen Fausttragödie, in welcher „Die wilde Jagd des Abfalls und das Pseudo-Evangelium des modernen Zeitgeistes" dargestellt wird. Besonders pointiert ist derselbe in Goethes Abschied von der Fausttragödie:

„Und wie des wilden Jägers braust von oben
Des Zeitengeists gewaltig freches Toben."

So schreibt der Dichterheros am Abend seines Lebens, als er die Fausttragödie, die sein ganzes Leben ausfüllte, vollendet hatte. Die Tragödie führt uns in einen Kreis von Zaubereien und Barbareien entsetzlichster Art. Keineswegs ist es Goethe um eine Glorifikation der Mächte aus dem Abgrund und ihres Einflusses zu tun. Sagt er doch andrerorts, in den Gesprächen mit Eckermann (III. 256): „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen." Darin liegt ein vollgültiges Zeugnis und Bekenntnis für die wahre evangelische Kultur und eine Verurteilung jener gottentsagenden faustischen Kultur mit ihren Barbareien, eine Verurteilung, die dann auch durch den Gang der Tragödie selbst deutlich genug vollzogen wird. In vollendeter tragischer Ironie stellt der hohe Verfasser den Wahnglauben einer vom christlichen Glauben, von der Offenbarung, wie von der Kirche und ebenso vom Volksgeist abgefallenen modernen Zeit mit ihren Phantasmen von einer Allerweltsseligkeit dar. Und wie bezeichnend ist ferner aus den Gesprächen mit Eckermann (III. 169) der Passus: „Denkt man sich tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Uebel häuft sich von Generation zu Generation. Nicht genug, daß wir von den Sünden unserer Väter zu leiden

haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Verbrechen mit unsern eigenen vermehrt, unsern Nachkommen." — In seiner Fausttragödie haben wir die antibiblisch geprägte Darstellung des modernen Zeitbewußtseins in seinem völligen Abfall vom Worte Gottes. Der Höhepunkt ist der bei Faust eintretende geradezu gotteslästerliche „Staatsstreich." Und der Sinn dieser Parodie des Pseudo-Evangeliums ist der: Wenn aber die Menschen sich nicht zu Gott bekehren wollen, so bleibt nur noch übrig, Gott selbst bekehren zu wollen, damit er sich ihrem Wahnglauben akkomodiere. Welch eine Apologie und Apotheose grauenvollster Art, die Apologie und Apotheose des bewußten Abfalls von allem Christentum und des bewußtesten Rückfalls in ein gottfeindliches Heidentum, wie es das antike, das immer noch ernst gerichtete weit übertrifft! —

Diese wilde Jagd des Abfalls und das Pseudo-Evangelium des modernen Zeitgeistes in der Goetheschen Fausttragödie, ist sie nicht ein Abbild unserer Zeit? Wie weit sind viele davon entfernt das Ewige zu ergreifen! Ihre Sprache ist die Fausts:

„Der Erde Kreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist die Welt nicht stumm;
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?"

Nimmer dürfen wir bei einem Goethe annehmen, daß er einen Faust, welcher allen Glauben für Wahn und Torheit hält, selig preisen und den Nihilismus verherrlichen wollte! Aber wir können in Faust den individualisierten Abfall der Menschen unserer Tage sehen. Es ist das gewaltig freche Toben, in welchem sich der moderne Geist gegen alle göttliche Offenbarung auflehnt und an ihre Stelle die eigenen Phantasien zügelloser Gedanken setzt. Die geistige Seuche der modernen Zeit, welche Goethe in seiner Tragödie bezeugt, ist nur in einzelnen Erscheinungsformen von den unsrigen verschieden, nicht im Wesen selbst. An wildem Trotz gegen Gott, an Mißbrauch der heiligen Worte und biblischer Realitäten ist seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, dem sechzehnten und der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts keine Zeit reicher gewesen, als unsere Zeit. Nur daß wie von jener, von unsrer noch mehr das Wort gilt: „Und wie des wilden Jägers braust von oben Des Zeitengeists gewaltig freches Toben." Der Abfall vom Glauben und Glaubensgehorsam innerhalb der realen Freiheit gestaltet sich zur Schrankenlosigkeit der wilden Jagd des Freigeistes mehr und mehr in unserer Zeit. Und in dieser Apotheose des Abfalls mit seinem Pseudo-Evangelium entfaltet sich mit wachsender Macht jenes Geheimnis der Bosheit, von dem in 2. Thess. 2, 7 die Rede ist. Die Steigerungen des Abfalls haben wir in unsern Tagen vor Augen: Sozialismus,

Anarchismus, Nihilismus. Man hat die Fausttragödie eine erschütternde Predigt über die zehn Gebote, eine Bußpredigt an die moderne Zeit genannt, welche den Namen des Teufels längst ins Fabelbuch geschrieben habe. —

Es gibt eine soziale Macht auf Erden, welche den Menschen zum Menschen gesellt und die zerrissene Menschheit selig heilt, und das ist die Liebe, dieses A und O des Christentums im Himmel und auf Erden. Freilich, je höher das Gut ist, um so leichter wird es verfälscht, um so ernster ist die Aufgabe, es in seiner göttlichen Reinheit zu erfassen und zu erhalten. Denn es ist ein Pseudo-Evangelium des modernen Zeitgeistes vorhanden. Luther haben wir es zu danken, daß kräftig und deutlich die Lehre des Evangeliums, der soziale Gedanke des Christentums wieder leuchtend hervorbrach. Im Christentum allein liegt das Heilmittel der sozialen Krankheit des Volkes und ihrer Not, die nichts anderes ist, als die der Gottentfremdung. Hier ist bei der Lösung der sozialen Frage einzusetzen, denn hier ist die Wurzel des Uebels. Alle staatlichen und wirtschaftlichen Maßregeln, mögen sie noch so gut gemeint, noch so umsichtig und gerecht durchgeführt werden, sie können den tiefen Herzensschaden doch nicht heilen. Der Staat kann die Liebe der Reichen zu den Armen nicht durch Gesetz erzwingen, ebensowenig wie er den Armen ein zufriedenes Herz geben kann. Mit Millionen von Dollars kann er nicht die Kluft ausfüllen, welche gähnend zwischen den Klassen des Volkes klafft, die Kluft der Selbstsucht. Hier ist die Aufgabe der Kirche, nämlich die gottentfremdeten Massen zu Gott zu bekehren und die Herzen durch den Glauben innerlich umzuwandeln, daß sie von der Selbstsucht zur Liebe, von der Unzufriedenheit zum Gottvertrauen umkehren. Die soziale Frage kann aber nur verstehen und auf Erfolg rechnen, wer seine Augen nicht verschließt vor dem doppelten Antlitz, die diese größte Bewegung unserer Zeit hat. Denn die soziale Frage ist einmal eine äußerliche, materiell wirtschaftliche, sodann eine innere geistig-ethische. Mit jener Seite, der äußerlichen hat sich der Rechtsstaat, mit dieser der inneren, der Gottesstaat, die Kirche zu befassen. Daher das Recht und die Pflicht der Kirche, mit Hand anzulegen an der größten und schwierigsten Aufgabe der Zeit. Es gab eine Zeit, wo der Staat sich die Einmischung der Kirche verbat, jetzt hat er sie erbeten. Staat und Kirche müssen Hand in Hand gehen bei dieser Arbeit, aber nach dem Grundsatz: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Aber die Kirche hat den Grund zu legen, auf dem der Staat weiter bauen kann. Hätte nur die Kirche immer und überall ihre Schuldigkeit getan, dann hätte auch die soziale Frage nicht so brennend werden können. Die Sozialdemokratie wächst und gedeiht nur auf dem Boden der Entkirchlichung. In den Städten ist dies besonders der Fall. Das Hauptmittel, welches der Kirche für die Lösung der sozialen Frage zu Gebote steht, ist das Wort Gottes. Menschliche Gesetze kommen und gehen, aber Gottes Wort und Gesetz ist ewig und unveränderlich, wie Gottes Wille und Gott selbst ist. Die

Kirche Christi ist die wahrhaft konservative, das ist die erhaltende Macht und auch auf das soziale Uebel findet das Wort Anwendung (Weisheit 16, 12): „Es heilet sie weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, Herr, welches alles heilet.“ Auch die soziale Krankheit, die nur eine besondere Erscheinung der allgemeinen Sündenkrankheit ist, kann nur mit der Salbe und von dem Arzte geheilt werden, von dem im 8. Kapitel des Propheten Jeremias die Rede ist. Das dürfen wir nimmer vergessen als Diener des Herrn und seiner Kirche. Dabei müssen wir uns Ruhe und Besonnenheit zu bewahren suchen, die bei dieser Arbeit vor allem und mehr wie irgendwo nötig ist. Unsere Arbeit wäre vergeblich, wollten wir mit solcher Hast und Unruhe arbeiten, wie die Welt rings um uns her. Allerdings in einer Zeit, die immer Neues bringt und verlangt, scheint auch für eine ruhige Entwickelung kein Verständnis und kein Raum vorhanden zu sein. Wie schon erwähnt, steht im Mittelpunkt der Hebung der geistlichen Not die Predigt des göttlichen Wortes. Freilich erfordert die besondere Zeit mit ihrer besonderen Not auch eine besondere Art der Verkündigung. Darin zeigt sich eben der göttliche Charakter des Wortes Gottes, daß dasselbe ein Heilmittel für alle Wunden der Menschen ist. Die Heilige Schrift, diese Urkunde göttlicher Wahrheit ist voll sozialer Wahrheiten. Sie weist nicht bloß den Weg zum Himmel, sondern sie führt auch durch dieses Erdenleben sicher hindurch. Die christliche Religion ist nicht bloß etwas „fürs Jenseits,“ wie ihre Verächter höhnend sagen, sondern sie ist auch für das diesseitige Leben. Denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Zwar enthält das Evangelium keine sozialpolitischenLehrsätze, aber es gibt die rechte Anschauung über Arbeit und Besitz. Gerade die Schrift weist mit Entschiedenheit auf das rechte Verhältnis zwischen reich und arm, zwischen Herr und Knecht, Mann und Weib, Eltern und Kindern hin. Es prägt und fordert einen sozialen Sinn, der die Selbstsucht, diesen Hauptfeind aller Gemeinschaft und aller sozialen Gerechtigkeit besiegt. Und darauf muß vor allem mit überzeugender Klarheit hingewiesen werden. Wo ist ferner ein Buch, welches die Arbeit, den Fleiß, die Sparsamkeit so empfiehlt, dagegen Trägheit, Genußsucht und Verschwendung so straft, als die Bibel? Diese sozialen Wahrheiten müssen wir in der Predigt auf den Leuchter stellen, wenn es gilt die soziale Not zu beleuchten und den Weg zur Heilung zu zeigen. Freilich erfordert die Verkündigung Vorsicht und Weisheit. Da gilt es vornehmlich das Wort Gottes recht zu teilen und ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit die Wahrheit zu verkündigen, ohne in den Ton des Polterns und sogenannten Schimpfens zu verfallen. Auch Einseitigkeit und Parteilichkeit sollte uns nicht nachgesagt werden können, entweder, daß wir es nur mit den Reichen, oder nur mit den Armen hielten. Vergessen wir nicht, daß der Unglaube im Volke von oben nach unten durchgedrungen ist. Doch gibt es auch Ausnahmen. Es ist auch nicht so, daß die Armen allgemein die Religiösen und Frommen, die Reichen ebenso

allgemein die Religionsfeinde, Gottlosen und Unkirchlichen sind. Wenn die Sozialdemokratie der Kirche vorwirft, daß sie eine Klassenkirche, Kapitalistenkirche sei unnd dergleichen mehr, so mag dies zu manchen Zeiten und an manchen Orten der Fall gewesen sein und da und dort auch heute noch vorkommen. Man darf es mit Recht als ein Zeichen moralischer Kraft ansehen, wenn man sich fähig und bereit zeigt, die Fehler im eignen Lager nicht zu verschweigen. Wo der Reiche die Liebe gegen seine Brüder, der Arme den Glauben an ein Jenseits verloren hat, da mag äußerlich jede Bedingung zum Glück vorhanden sein und doch wird es zu keinem Gefühl des Glückes, noch weniger zu einem Genusse desselben kommen. Die Not kommt aus dem Herzen und hier muß auch die Heilung eintreten, die Einpflanzung des Geistes brüderlicher Liebe und sozialer Gerechtigkeit. Das ist der Weg, der zum Volkswohl führet. Freilich nicht alle wollen dies annehmen, noch sind alle empfänglich dafür. Eine Erbitterung beherrscht viele Gemüter, bei welchen jeder geistliche Einspruch vergeblich zu sein scheint. Die Leute wollen es nicht fühlen, daß die Kirche ein Herz für sie und ihre Not hat. Sie verkennen, daß das Geldprotzentum und die systematische Ausbeutung des Arbeiters durch das Kapital keine Deckung durch die Kirche und ihre Lehre findet. Es soll ihnen aber auch zum Bewußtsein kommen, daß die Kirche zwar wohl Partei nimmt gegen die Religionsfeindschaft der Partei und deren Auslassungen, nimmer aber gegen die Partei selbst als solche. Sie ist fest davon überzeugt, daß die Bestrebungen die sozialistischen Ideale praktisch zu verwirklichen nur dann wirklichen Erfolg haben können, wenn sie von ausgesprochen religiösen Menschen getragen werden. Große Gedanken werden nur in reinen Herzen geboren und entfalten sich nur in den Köpfen von Menschen, die ihr Leben nicht für sich, sondern für eine ganz außerhalb ihrer persönlichen Interessensphäre liegende Sache, leben. Mit dem Klassen- und Masseninteresse allein lassen sich soziale Institutionen, Werke der Solidarität nicht schaffen. In einem Artikel überschrieben „Das religiöse Moment in der sozialistischen Bewegung" in „Sozialistischen Monatsheften," schreibt ein Dr. H. M. wie folgt in dieser Beziehung:

„Die Religion ist unbestreitbar einer der Motoren der fortschrittlichen sozialen Entwicklung. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß religiöse Kräfte beim Aufbau sozialistischer Wirtschaftsorganisationen sich dauernd überhaupt nicht entbehren lassen, und daß ohne sie jede sozialistische Bewegung verflachen muß. Deshalb sehe ich auch eine der wichtigsten Aufgaben des modernen Sozialismus darin, seine Anschauungen über Religion, ihr Wesen und ihre Rolle in der Menschheitsentwickelung zu revidieren und dafür einzutreten, daß von einer der reichsten Kraftquellen, die ihn zu speisen vermögen, der Schutt veralteter Vorurteile abgetragen wird, durch den heute Millionen seiner Anhänger verhindert werden aus dieser Quelle zu schöpfen." Gewiß ist dieser Artikel als ein Zeichen der Zeit zu nehmen. Zwar redet hier nur ein Einzelner. Und er hat den Mut auszusprechen, was schon manche halb

oder ganz einsahen. Gewiß wird im sozialistischen Lager der Widerspruch zunächst die Zustimmung weit überwiegen, und natürlich wird man dem Verfasser klar zu machen versuchen, daß er die Grundlage des modernen Sozialismus noch nicht verstanden habe. Aber wenn dieser eine erledigt ist, werden übers Jahr zwei andere aufstehen und dieselbe Wahrheit vortragen. Und den wenigen, die zuerst einsahen, daß die sozialistische Bewegung mit ihrer geschichtlich erklärlichen Religionsfeindschaft in einen Irrtum hineingeriet, werden viele folgen. Denn schlüßlich ist die Wahrheit doch immer stärker als der Irrtum. Und das ist die Zuversicht, die die Kirche hat in ihrer kämpfenden Stellung der Sozialdemokratie gegenüber. Bemerkenswert sind die Deduktionen eines Sozialethikers in seiner Eigenschaft als Theologe. Er sagt unter anderem: „Man bekämpft die Sozialdemokratie nicht dadurch, daß man ihr fort und fort ihren Bund mit atheistischen Gedankengängen als Programmsatz vor die Augen rückt, und sie dadurch zwingen will, um ihrer Korrektheit willen atheistisch zu sein. Es ist vollständig richtig, daß der konsequente Sozialismus (Marxismus) den Atheismus als wesentlichen Bestandteil seines Systems in sich schließt. Ferner bleibt es ebenso wahr, daß die ökonomische Geschichtsauffassung von den Führern der Sozialdemokratie dazu gebraucht worden ist, das Verschwinden jeder Religion als letzte geschichtliche Notwendigkeit nachzuweisen." Unter anderem behauptet er sogar, daß sich die Angriffe der Sozialdemokratie heute weit mehr in der Linie der Kirchenfeindschaft, als in der Religion bewegen. Dies wollen wir in einzelnen Fällen gerne zugestehen, jedoch nicht dem sozialistischen Prinzip nach in seiner Konsequenz. Die vermehrten Austritte aus der Kirche reden doch eine zu deutliche Sprache, daß hier der Abfall eine tiefere Ursache hat als nur den Haß gegen die Kirche. Erfreulich ist es aber doch, daß trotz aller ätzenden Kritik der weitaus größte Teil der Sozialdemokratie innerhalb der Kirche geblieben. Nicht minder erfreulich ist es, was wir in einer der letzten Nummern der „Chronik der christlichen Welt" lasen. Es heißt da von England, daß sich die Kirchen der Probleme wohl bewußt seien, die die Gegenwart beschäftigen, und ernstlich daran arbeiten, um eine bessere wirtschaftliche Grundlage schaffen zu helfen. Aber als Hauptmittel hierfür erachten sie eine Besserung der religiösen Lage und ein tieferes Eingehen auf die seelischen Bedürfnisse des Volkes. Es ist dasselbe, was auch andrerorts empfunden und als das wahre Heilmittel erkannt wird. Die Gemeinde Christi kann nur kämpfen mit religiösen Mitteln. Alle direkt kirchlichen, d. h. verwaltungsrechtlichen Maßnahmen, sagt der erwähnte Sozialethiker, die auch ohne religiösen Hintergrund getroffen werden können, gehören nicht zu ihrem Wesen. Wollen deshalb Sozialdemokraten in der kirchlichen Gemeinschaft mit arbeiten, so haben wir kein Recht sie auszuschließen. Gerade der altlutherische ideale Kirchenbegriff, der nicht modernem Vereinsrecht entnommen ist, gibt hier die Direktive. Von der Kirche als der sichtbaren

Darstellung ewiger Gottesgüter kann niemand ausgeschlossen werden, der sich nicht selbst ausschließt. So wenig die Kirche sich dem Verständnis für die Motive des Abfalls verschließen und sich den Mut nehmen lassen darf, für ihre religiösen Güter einzutreten, so sehr hat sie gerade als Organisation zu bedenken, daß die Sozialdemokraten noch immer Mitglieder ihrer Gemeinschaft sind, nämlich solange sie den Austritt nicht offiziell gemacht haben." Und dann darf sie dieselbe in der Fürbitte nicht außer acht lassen.

Die Schwierigkeiten hinsichtlich der Stellung der Kirche der sozialen Frage gegenüber ist wegen der sozialen Spaltung im Volksleben sehr groß, ja so groß, daß ein Verzagen nahe läge, wenn sie sich fort und fort nicht eines Mannes erinnerte, der in ganz ähnlicher Lage befindlich, ihr zuruft: „Lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld" etc. 2. Kor. 6. Die Stellung der Kirche muß unparteiisch gegen beide Teile der Gesellschaft in Liebe und Wahrheit gerichtet sein, gegen den Sozialismus und gegen den Kapitalismus. Denn beide sind aus einer Wurzel, dem Materialismus entsprossen, d. h. derjenigen Stellung, die allein im Diesseits ihre volle Befriedigung findet. Deshalb muß die Kirche ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf den Erfolg, der in Gottes Hand steht, vor allen Dingen die falsche Wurzel, aus der unsere gegenwärtige Wirtschaftsordnung hervorgegangen, den Materialismus in seiner ganzen Hohlheit aufdecken, und nachweisen, daß die ganze Produktion auf sittlichem Grunde aufgebaut werden muß. Will die Kirche in ernster Würdigung ihrer gegenwärtigen Aufgabe zu der sozialen Zerrüttung der Gegenwart, zu der Krankheit im Volkskörper Stellung nehmen, den Materialismus in jeder Gestalt ans Tageslicht ziehend und strafend, dann sind die Tage des Friedens gezählt. Die Welt kann der Kirche viel leichter manche leichte und grobe Verstöße ihrer Diener verzeihen, aber was sie nicht verzeihen kann, das ist ein nachhaltiger Angriff auf den Materialismus, das ist ein Antasten ihres Abgottes, des Götzen Mammon. Hat gleich die Kirche in ihrer gegenwärtigen Lage und Schwachheit wenig Aussicht mit Erfolg den sozialpolitischen Gefahren der Gegenwart entgegen zu arbeiten, so hat sie doch, statt in pessimistischer Hoffnungslosigkeit die Hände sinken zu lassen, die Verheißung des Herrn für den Sieg seines Reiches fest im Glauben zu ergreifen. Von ihm kommt die Kraft und Stärke, um inmitten der wilden Jagd des Abfalls und des Pseudo-Evangeliums des modernen Zeitgeistes, alles zu tun, damit sie aus den Zeiten kommender Gerichte mit gutem Gewissen, zwar gezüchtigt, aber doch nicht ertötet, hervorgehe!

The Fundamentals.

A Testimony. Compliments of two christian Laymen.

Unter diesem Titel erscheinen seit einiger Zeit kleine Hefte, zirka 126 bis 130 Seiten stark. Herausgegeben von der Testimony Publ. Co., 808 LaSalle Ave., Chicago, Ill. Diese Hefte werden kostenfrei

abgegeben an jeden Pastor, Missionar, theologischen Professor, Studenten der Theologie, Sonntagsschul-Superintendenten, Sekretär der Vereine für christliche junge Männer und Frauen, der seine Adresse einsendet und darum bittet. Zwei intelligente, gottergebene christliche Laien tragen die Kosten, weil sie glauben, daß die Zeit gekommen ist, da eine neue Bezeugung der grundlegenden Wahrheiten des Evangeliums geschehen sollte. Ihr ernstes Begehren ist, daß jeder Empfänger die Bücher sorgfältig lese und dann die Wahrheit auch andern weiter gebe.

Da auch andere Personen diese Bücher zu haben wünschten, so werden solche abgegeben für 15 Cents per Band, acht Bände für einen Dollar, 100 für zehn Dollars. Editorielle Korrespondenz sollte adressiert werden: 123 Huntington Place, Mount Auburn, Cincinnati, O. Der Versandt umfaßt gegen 300,000 Exemplare.

Es ist das also ein recht umfangreiches und kostspieliges Geschäft, das diese Männer unternommen haben in der Absicht, den destruktiven Tendenzen der heutigen Wissenschaft gegenüber zu treten mit positiven Zeugnissen für die Wahrheit des christlichen Glaubens und der biblischen Schriften des Alten und Neuen Testaments.

Auch die „Reformation" hat in No. 20 dieses Jahres, Seite 312, auf dieses Unternehmen hingewiesen und sagt da unter anderm: „Es handelt sich bei diesem Unternehmen um mehr oder weniger wissenschaftlich gehaltene, apologetische Abhandlungen von positiv christlichem, bibelgläubigem Standpunkte aus, und die durch ein „persönliches Zeugnis" irgend eines hervorragenden Christen, der von seinem Leben und von seiner inneren Entwicklung erzählt, abgeschlossen werden."

Zur Zeit, da wir dies schreiben, liegen uns acht solche Bändchen vor, deren Inhaltsangabe eine reiche Fülle von sehr verschiedenen Abhandlungen zeigt. Für solche unserer Leser, die gerne sich die Mühe nehmen, diese englischen Aufsätze zu lesen, wollen wir hier eine Anzahl der betreffenden englischen Titel und ihrer Verfasser angeben. 1. Band:

I. The Virgin Birth of Christ. Rev. Prof. James Orr, D.D., Glasgow.
II. The Deity of Christ. Prof. Ben B. Warfield, D. D., LL. D., Princeton.
III. The Purposes of the Incarnation. Rev. G. Campbell Morgan, DD., London.
IV. The Personality and Deity of the Holy Spirit. Rev. R. A. Torrey, D.D.
V. The Proof of the Living God. Rev. A. T. Pierson, DD.
VI. History of the Higher Criticism. Canon Dyson Hague, M. A., London, Ontario.
VII. A Personal Testimony. Hon.A. Kelly, M. D.

Das ist der Inhalt des ersten Bändchens. Eine reiche Auswahl höchst aktueller Themata, behandelt, nicht etwa nur von Laien, die nicht befugt sind, in solchen Sachen mitzusprechen, sondern, wie die Namen zeigen, von Männern in amtlicher Lehrtätigkeit. Natürlich sind die Namen an sich noch keine Garantie dafür, daß die von den Verfassern ver-

tretene Darstellung unter allen Umständen als unfehlbar richtig anzunehmen ist. Wenn wir jedoch in die Flut deutscher Schriften hineinschauen, die von vornherein den Verfassern der heiligen Schriften die mala fides zutrauen und entgegenbringen, die von absichtlicher Dichtung und Unterschiebung reden überall da, wo sie mit ihrem oft recht beschränkten Wissen nicht die Wahrheit des Berichts einsehen können, so können wir vom bibelgläubigen Standpunkt aus uns nur freuen, hier eine Sammlung von Zeugnissen wissenschaftlich gebildeter Männer zusammen zu finden, die den entgegengesetzten Standpunkt, den des glaubensvollen Vertrauens gegen die biblischen Schriften einnehmen, und daran festhalten, daß die von den Verfassern der Bibel berichteten Tatsachen so lange als glaubwürdig zu gelten haben, bis der positive Beweis unwidersprechlich erbracht ist, daß die betreffende Tatsache so sich nicht zugetragen hat. Und selbst wenn einmal ein solcher Beweis etwa erbracht werden kann, so muß doch jede mala fides ausgeschlossen sein und bleiben. Von Betrug, von absichtlicher Fälschung oder Erdichtung geschichtlicher Tatsachen bloß etwa zur Verherrlichung irgend eines Nationalhelden kann nie die Rede sein bei den historischen Büchern der Bibel. Das schließt nicht aus, daß auch dichterische Werke sich unter den alttestamentlichen Schriften finden, bei denen es sich fragt, was ist in diesem Falle geschichtlich, was nicht. Wenn wir also auch die sogenannte Wortinspiration nicht festhalten können, so müssen wir doch den Verfassern der biblischen Schriften das gläubige Vertrauen entgegen bringen, daß sie — unter der Leitung des Heiligen Geistes stehend — nach bestem Wissen und Einsicht nichts anderes schreiben wollten, als was sie für historische Wahrheit hielten. Daß dabei jeder Irrtum und Verstoß gegen die wirklichen Tatsachen absolut ausgeschlossen war infolge der Inspiration, das ist eine dogmatische Voraussetzung, die wir gewiß keinem Gläubigen wehren oder verdenken wollen, die aber angesichts der Wirklichkeit der Bibel sich nicht halten läßt.

Schauen wir nun näher zu, wie die englischen Verfasser an vielbestrittene biblische Berichte herantreten, so finden wir da allerdings einen ganz bedeutenden Unterschied zwischen der Art ihrer Untersuchungen im Vergleich mit deutschen Autoren.

Nehmen wir als Beispiel das 14. Kapitel im ersten Buch Mosis. Das ist ein so viel bestrittenes Kapitel, an dem besonders deutsche Kritiker so viel — sollen wir sagen Arglist oder nur hyperkritische Schlauheit? — angewendet haben, um die Unmöglichkeit der da berichteten Tatsachen darzutun, daß wohl ganze Ströme von Tinte vergessen wurden, um dieses Kapitel um seine Glaubwürdigkeit zu bringen. Vor uns liegt eine Abhandlung von Dr. E. König in Bonn, veröffentlicht im sechsten Heft (Juni) 1912 der „N. kirchl. Zeitschrift“. Der Aufsatz füllt vierzig Seiten. Dr. König ist bekannt als ein Gelehrter, der das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der Bücher des Alten Testaments mit allen Waffen der Gelehrsamkeit zu verteidigen sucht gegen die Hyperkritik, die stets nur die mala fides den biblischen Schriften entgegen

bringt und nichts für wahr gelten lassen will, als was auch mit außerbiblischen archäologischen Zeugnissen unwidersprechlich bewiesen werden kann. Den Profanschriftstellern des Altertums bringen dieselben „Wissenschafter" tausend mal mehr Glauben entgegen als denen der Bibel. Eine einzige, oft sehr zweideutige Notiz jener genügt ihnen, um daraus Schlüsse zu ziehen, daß die biblischen Verfasser da oder da irrtümlich berichtet hätten.

Nun, Dr. König gibt sich in erwähnter Abhandlung die größte Mühe, alle möglichen Hypothesen und Einwendungen der Krtiker gegen 1. Mose 14 zu berücksichtigen und deren Unhaltbarkeit darzutun. Es ist in der Tat erstaunlich zu sehen, welchen Aufwand von Mißtrauen und Uebelwollen die Gelehrten dem genannten Schriftstück entgegenbringen, und mit welcher peinlichen Akribie Dr. König all diesen Verdächtigungen des betreffenden Textes nachgeht. Auch ein Mann wie Dr. Kittel, der sonst nicht unter die negativen Kritiker zu rechnen ist, glaubt dem Kapitel den Charakter eines Geschichtsberichtes absprechen zu müssen.

Die Ergebnisse, zu denen Dr. König kommt, sind sehr sorgfältig abgewogen. Er faßt das Gesamtergebnis in folgende Sätze zusammen:

„Das erste und bedeutsamste Resultat der hier vorgelegten Revision der Akten über Gen. 14 ist dies, daß in diesem Kapitel nach direkten und indirekten Anzeichen eine ältere Grundlage von der späteren Bearbeitung zu unterscheiden ist. Von ihren Materialien zeigen diejenigen, welche babylonische Persönlichkeiten und deren gegenseitige Regierungszeiten betreffen, sich als mangelhaft, soweit wir schon jetzt es aus den keilschriftlichen Nachrichten zu erkennen vermögen. Auch hat sich in der Zeit, während deren die Geschichte von jenem Kriegszuge mündlich überliefert wurde, der Name des einen von den kanaanitischen Königen verloren, wie dies nach Analogien (vergl. die „Töchter' Jakobs und Dina; Gen. 46, 7. 15) leicht vorkommen konnte. Dies konnte geschehen, obgleich, wie es tatsächlich der Fall ist, die Grundschrift — als ein Teil des Buches von den Kriegen Jahves — vor den ältesten Pentateuchschichten geschrieben wurde.

Das zweite Hauptergebnis liegt darin, daß die spätere Bearbeitung jener alten Grundlage und somit überhaupt die jetzt vorliegende Erzählung im sechsten Jahrhundert entstand, und daß sie zwar in der Zahl 318 vielleicht ein künstliches Element, aber sonst nicht zweifellos reine Unmöglichkeiten enthält.

Die Untersuchung hat aber nicht ergeben, daß Gen. 14 eine „junge Legende" enthalte, also eine ganz spät entstandene und darum ganz unglaubwürdige Erzählung darbiete. Das gewonnene Ergebnis muß es auch als unbegründet erscheinen lassen, wenn Gen. 14 immer und immer wieder[1] mit Erzählungen, wie eine in der Lehrerzählung des Buches Judith vorliegt, auf die gleiche Stufe gestellt wird. Am wenig-

[1] Bei Gunkel 290; Ed. Meyer, Der Papyrusfund (1912), 121 und anderen.

ſten aber iſt dies ein Reſultat der Unterſuchung geweſen, daß Gen. 14 den Charakter eines Tendenzromans an ſich trage. Denn alles, was dafür ſprechen ſoll, hat ſich als beweisunkräftig erwieſen, und als Momente, die dagegen ſprechen, ſind folgende hier zuſammenzuſtellen: erſtens daß wir im allgemeinen kein Recht beſitzen, einem älteren israelitiſchen Erzähler eine Erdichtung zur Verherrlichung Abrahams zuzuſchreiben; zweitens die Erwähnung der Bundesgenoſſen des in den Kampf ziehenden Patriarchen; drittens daß beim fünften Stadtgebiet kein Name des Königs genannt iſt (V. 2b), während ein ſpäter Tendenzſchriftſteller auch für dieſen noch einen Namen zuſtande gebracht hätte. Speziell auch die tendenziöſe Erfindung der Melchiſedek-Epiſode iſt zumal in der ſpäteren jüdiſchen Zeit nicht denkbar. Denn da hatte man zu Jeruſalem ein anderes Prieſtertum, das in Israels Religionsgeſchichte[2] und in Jahves Geſetzen ſeine Legitimitätsgrundlage beſaß und keine weitere Baſis brauchte, ſie vielmehr verſchmähen mußte.

Endlich gibt es für die ſpätere nachexiliſche Entſtehung dieſer Abrahamserzählung und für ihre Einſchaltung in den Pentateuch auch noch Schwierigkeiten, die in den neueren Arbeiten über Gen. 14 keine Erwähnung, geſchweige denn Beſeitigung gefunden haben. Man lieſt ja in den neueſten Arbeiten gewöhnlich kein beſtimmtes Datum des angeblichen ſpätjüdiſchen Midraſch. Nur Ed. Meyer, S. 122 ſagt deutlich: „Verfaßt ſein muß es (Gen. 14), da es eben noch in den Pentateuch gekommen iſt, ſpäteſtens im fünften Jahrhundert.“ Aber wenn damals das ganze Kapitel ohne Unterſcheidung einer Grundſchrift entſtanden ſein ſoll, ſo hätte man erſtens die Kunde von Zügen altbabyloniſcher Könige nach dem Weſtland direkt von Babyloniern bekommen, und es iſt ſchwer anzunehmen, daß man dann eine ſo mit chronologiſchen und anderen Unſtimmigkeiten behaftete Kunde erhalten hätte, wie die Gen. 14 vorliegende gemäß oben S. 444 f. iſt und ſie während einiger Zeit mündlicher Ueberlieferung natürlicherweiſe werden konnte. Zweitens iſt es ſchwer denkbar, daß damals auf einmal eine bis dahin ganz unbekannte Erzählung über den erſten Patriarchen in die alten Berichte hineingebracht werden konnte. Drittens aber vollends ſchwierig iſt die Vorſtellung, daß erſt in der Makkabäerzeit der Abſchnitt über Melchiſedek eingeſchaltet worden ſei (ſ. o. S. 448). Damals beſtand ja ſchon die helleniſtiſche Ueberſetzung vom Pentateuch! Und doch wird in der neueren Schrift, wo die Frage, ob „in der von der heiligen Sage umſtrahlten Geſtalt des alten Prieſterkönigs in Jeruſalem eine zarte Verherrlichung der makkabäiſchen Fürſten vorliegt (Meinhold 50), aufgeworfen wird, an die erwähnte Schwierigkeit nicht einmal erinnert.

Das Konto des Für und Wider inbezug auf den Geſchichtsquellenwert von Gen. 14 ſtellt ſich demnach ſo dar: Was dafür ſpricht (alle Materialien von Gen. 14, die ſonſt nicht gefunden werden), läßt ſich nicht entwerten. Denn dies könnte nur geſchehen, indem von

[2] Exod. 32, 26—29; Num. 25, 12 f.; Deut. 33, 8—11; Heſ. 44, 9 ff.

diesen sonst unbekannten Materialien (Orten, Personen, Institutionen, politischen Beziehungen und Vorgängen) die Unmöglichkeit oder volle Unwahrscheinlichkeit nachgewiesen würde. Dieser Nachweis konnte in der obigen Kritik aber nur inbezug auf das chronologische Nebeneinanderstehen der erwähnten babylonischen Könige, inbezug auf den äußerlichen Wortlaut einer geographischen Angabe betreffs des Siddimtales und vielleicht inbezug auf die bestimmte Zahl der waffengeübten Knechte Abrahams erbracht werden.

Das Gesamturteil über die jetzt gewöhnliche Auffassung von Gen. 14, wonach dieses Kapitel eine spät nachexilische Einschaltung in den Pentateuch darstellen soll, kann aber nur so lauten: Diese Ansicht rechnet nicht genug mit der faktischen Zusammengesetztheit jener Erzählung, mit der schweren Erfindbarkeit ihrer sonst unerwähnten Materialien, mit der Tatsächlichkeit alter Beziehungen der Euphrat=Tigris=Gegenden zum westlichen Vorderasien und mit den andern Schwierigkeiten, die soeben erwähnt worden sind. Diese neuere Ansicht verwirft auch das Ganze als unmöglich, weil Einzelheiten von ihm als mangelhaft oder als vielleicht künstlich entstanden zu gelten haben, wie dies im vorhergehenden Absatz zusammengestellt worden ist. Diese neuere Ansicht ist schließlich auch widerspruchsvoll in sich selbst, weil das Stück zur Verherrlichung Abrahams vom partikularisch stolzen Judentum erfunden worden sein soll, und doch darin neben Abraham ein heidnischer König und Priester des höchsten Gottes vorgeführt worden wäre. Diese Ansicht kann demnach nicht als die Auffassung von Gen. 14 gelten, die dieser Erzählung am meisten gerecht würde."

Während so Dr. König mit eminentem Aufwand von Gelehrsamkeit und Belesenheit in den babylonischen Publikationen und archäologischen Forschungen zu einem fast ängstlichen, wenigstens äußerst vorsichtigen Gesamtresultat gelangt, — hat er es doch mit kritischen Gegnern zu tun, die kein Bedenken tragen, den wissenschaftlichen Ruf eines Mannes zu untergraben, wenn er auch nur die geringste Blöße sich gibt, und den Glaubensstandpunkt des Christen der Schrift gegenüber betont — so zeigen dagegen die englischen Autoren eine unerschrockene Freimütigkeit des Eintretens für solche altehrwürdige Dokumente, die doch nur dezidiertes Uebelwollen in Mißkredit bringen kann.

So geht im zweiten Bändchen der „Fundamentals" Prof. Dr. G. Fr. Wright vom Oberlin Kollege forsch darauf los. Unter dem Titel: "The Testimony of the Monuments to the Truth of the Scriptures" behandelt er in aller Kürze eine ganze Anzahl verschiedener Punkte, die von deutschen Gelehrten zum Teil mit wohlfeilem Spott abgetan werden. Wir nennen hier:

The Identification of Belshazzar.
The Black Obelisk of Shalmaneser.
The Moabite Stone.
The Expedition of Shishak.
Israel in Egypt.
The Store Cities of Pithom and Rameses.

The Hittites.
The Tel El-Amarna Tablets.
Accuracy of Geographical Details.
Zuletzt kommt:
The Fourteenth of Genesis.

Alle diese Punkte werden hier auf zirka 26 Seiten behandelt. Es ist daher ganz natürlich nicht zu erwarten, daß der Verfasser mit gleicher wissenschaftlicher Präzision wie Dr. König lang und breit jedes Bedenken, jeden Zweifel, jede Verdächtigung des alten Textes abwägt und das Für und Wider erörtert. Der Leser braucht nicht durch viele 100 Seiten sich hindurchzuwinden, um zu hören, was gegen die Echtheit der Berichte geltend gemacht wird, welche Argumente aus den neueren Ausgrabungen sich ergeben, um vielleicht doch so und so viel von der Echtheit des Berichts zu retten.

Im Gegenteil: Der Verfasser hält an der Glaubwürdigkeit des Berichteten fest solange, bis der positive Beweis des Gegenteils erbracht ist. Mag er in manchen Sachen zu vertrauensselig sein, er gibt doch dem bibelgläubigen Leser Stützpunkte, die durchaus nicht zu verachten sind. Er bietet Data, auf kleinem Raum beisammen, die schon eine ganz bedeutende Bekanntschaft voraussetzen mit Forschungen, die nicht jedem Pastor, geschweige einfachen Bibellesern, zur Verfügung stehen.

Wir hoffen, mit diesen Ausführungen vielen unserer Leser Mut zu machen, sich diese hier besprochenen Schriftchen kommen zu lassen und, nicht etwa in sklavischem Geiste, einer sorgfältigen Prüfung und Erwägung zu würdigen. Mag manchem kompetenten deutschen Leser die Beurteilung, welche englische Autoren diesen Fragen zuteil werden lassen, als recht fragwürdig erscheinen. Die bona fides dieser Autoren sollte nicht in hochmütigem Wissensdünkel kurzweg beiseite geschoben werden.

Sind wir Evangelischen Juden oder sind wir Christen?

Von Pastor P. A. Weiß.

Im „Gemeindeblatt für Lutheraner" von Idaho, Oregon, Washington findet sich in No. 11 des Jahrganges 1912 ein Artikel über die zehn Gebote. Wer den Artikel kennt, weiß, warum er geschrieben ist.

H. B. (so ist der Artikel unterzeichnet) ereifert sich sehr darüber, daß wir beim Jugendunterricht, wenn wir unsern Schülern die zehn Gebote einprägen, echt lutherisch verfahren, nämlich: „Das Wort sie sollen lassen stahn." Er hält es für nötig, mit allem Nachdruck zu warnen vor der Torheit, die zehn Gebote wörtlich zu lernen, wie die Heilige Schrift sie uns offiziell als Dekalog darstellt. (2. Mose 20, 2—17.) Als Beweis für die Torheit unsers Handelns legt er einige Gebote aus, wie sie ein jüdischer Rabbi seinen Judenschülern wohl auszulegen pflegt. Durch solches Verfahren sucht H. B. darzustellen und zu sagen: „Seht, von solcher Torheit wird die evangelische Christenheit gefangen gehalten. Sie hat das ganze Neue Testament über Bord geworfen und ist

zurückgeschritten zu den Zeiten eines Moses oder Abraham oder in die Kreise der Rabbiner, Pharisäer und Schriftgelehrten vor 2000 Jahren."

Die Warnung H. B.'s hätte aber nur dann einen Sinn, wenn wir Evangelischen die zehn Gebote und die Bibel überhaupt im jüdischen Sinn auch wirklich auslegen würden. Es ist am Ende denkbar, daß sich H. B. vor jeder Kenntnis der so gefährlichen Lehre der „Unierten" (wie übrigens auch anderer Kirchengemeinschaften, die nicht in missourischem, sondern in evangelischem Sinne arbeiten) so gründlich gehütet hat, daß er gar nicht weiß, daß wir die zehn Gebote im Sinne des Christentums und nicht in dem des Judentums auslegen. In diesem Falle hätte er sich aber auch davor hüten sollen, Leute anzugreifen, deren Lehren er gar nicht kennt. Es ist aber auch möglich, daß er unsere Lehren kennt. Dann muß er auch wissen, daß er die Sache in einer Weise darstellt, die seine Leser auf Gedanken bringen soll, die das Gegenteil der Wahrheit sind. Freilich nur diejenigen Leser, welche die Evangelischen gar nicht kennen, werden auf solche Gedanken gebracht werden. Diejenigen dagegen, welche die Evangelischen kennen oder später kennen lernen, werden durch H. B.'s Worte auf ganz andere Gedanken gebracht, als er selbst beabsichtigt. Sie werden das Ungeheuerliche erkennen in H. B.'s Behauptung, in der missourischen Kirche werde die reine „Bibellehre" dargeboten im Gegensatz zu der evangelischen Weise, die sich in den Schranken des Judentums bewegt, oder die sich gar binden läßt (und das ist der Gipfel von H. B.'s Behauptung) von den „schwachen, dürftigen Satzungen", welche die heidnischen Galater vor ihrer Bekehrung gefangen hielt!

Immerhin aber könnten wir H. B. die Ueberzeugung zugute halten, daß, wo es sich um Bibelauslegung handelt, das Alte Testament nur eine solche in massiv jüdischem Sinne zuläßt und daß, um eine richtige Auslegung, d. h. eine solche im Sinne des Christentums, zu ermöglichen, eine Veränderung des Wortlautes der Bibel absolut notwendig ist. Es hätte dann schließlich jede Denomination nicht bloß eine andere Auslegung der Bibel, sondern auch eine andere Bibel. Dann müßten weiter die Recht haben, die den Wortlaut der Bibel am geschicktesten verändern könnten, so daß er genau zu ihrer Auslegung passen würde. Es ist aber auch möglich, daß H. B. die ungeheure Einfältigkeit, die zu einem solchen Glauben nötig ist, nicht besitzt, und also ganz gut weiß, daß das, was er seine Leute glauben machen will, nicht wahr ist. Das nennt man im gewöhnlichen Leben in Amerika Humbug.

Wir Evangelischen gedenken stehen zu bleiben auf dem Grunde des Gotteswortes. Wenn sich jemand berufen fühlt, uns zu warnen vor der großen Gefährlichkeit der biblischen zehn Gebote, dann antworten wir: „Wir wollen nicht auslöschen, was Gottes Finger geschrieben." Werden dann unsere Kinder im Unterricht bekannt gemacht mit dem Wort Gottes und mit dem evangelischen Glauben, so wird der Herr, seiner Verheißung getreu, den heiligen Geist senden, der die Kinder in alle Wahrheit leitet.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die Generalkonferenz der Bischöflichen Methodisten-Kirche.

(Schluß aus dem Septemberheft.)

Bittschriften und Resolutionen. Die erste Woche wurde benützt, um die stehenden Komiteen zu organisieren, Bittschriften entgegen zu nehmen und, unter Aufruf der Konferenzen, Gelegenheit zur Einreichung von Resolutionen zu geben, welche sofort erledigt werden sollten. Die Bittschriften werden privatim an den Sekretär abgegeben, welcher sie den betreffenden Komiteen übermittelt. Bis Ende der ersten Woche wurden etwa 450 solche „Memorials" eingereicht.

Eine bedeutende Rolle spielten die (40) Resolutionen inbetreff des § 260 über Vergnügungen. Dieser Paragraph verbietet den Methodisten die Teilnahme an Tanz, Theater, Race-Rennen, Zirkus und dergleichen. — Das Komitee der Bischöfe befürwortete, daß dieser Paragraph solle gestrichen werden, da er nur noch ein toter Buchstabe sei, und auch nicht auf J. Wesley, den Gründer der Kirche zurückzuführen sei.

Die bischöfliche Botschaft enthielt unter anderm folgenden Absatz über die Vergnügungsfrage. „Das Wesen der Religion ist nicht ein erzwungenes gutes Verhalten. Wo sollte Ueberzeugung und Ermahnung einem gesetzlichen Vorgehen Platz machen in der Behandlung spezieller Vergnügungen, das ist der Schwerpunkt in der gegenwärtigen Diskussion des Gegenstandes. Einhundert Jahre befolgte der Methodismus Wesleys Methode; dann versuchte man dieselbe zu verbessern.

Brüder, eure Bischöfe halten noch immer fest an jedem Wort, das der Generalkonferenz unterbreitet wurde durch Bischof Foß in 1904. Wir würden das Gesagte noch verstärken, wenn Worte das zu tun vermöchten. Wir würden uns herzlich des Tages freuen, wo jeder Christ den ganzen Gegenstand der Vergnügungen von diesem Standpunkt aus betrachten würde. Wir können aber unsere Ueberzeugung nicht unterdrücken, daß John Wesley weislich handelte dadurch, daß er nur solche Vergnügungen untersagte, die man nicht im Namen Jesu genießen kann. Wir glauben, daß die Majorität der Führer unserer Kirche derselben Meinung sind mit Bezug sowohl auf das Prinzip als auch der Zweckmäßigkeit."

Wir finden hier dasselbe Prinzip vertreten, das wir für Streichung unserer Paragraphen 5 und 7 geltend machten.

Allein die Generalkonferenz war nicht reif für den echt evangelischen Standpunkt der Bischöfe und stimmte den Antrag auf Streichung des § 260 nieder.

Die folgende Resolution wurde ferner mit einer Dreiviertel-Majorität angenommen: „Beschlossen, daß es die Ansicht dieser Generalkonferenz ist, daß keine Person zu irgend einem Amt, das die Generalkonferenz zu vergeben hat, erwählt werden soll, welche Tabak in irgend einer Form gebraucht." Das Hauptargument derer, welche die Annahme dieser Resolution befürworteten, war, daß das Gesetz der Bisch. Meth.-Kirche verlangt, daß alle Kandidaten für das Predigtamt das Versprechen abzulegen haben, sich des Gebrauchs von Tabak in jeder Form zu enthalten, und daß es deshalb nicht verträglich sei

mit diesem Gesetz, daß Männer, welche die höchsten Aemter in der Kirche bekleiden, einer Angewohnheit frönen, welche den andern Predigern nicht gestattet ist."

Der Grund läßt sich hören. Doch wie wollten die Stimmgeber bei ihren Abstimmungen sich vergewissern, daß kein Raucher ein Amt bekommt?

Das Komitee für „Bischofsamt" reichte durch seinen Vorsitzenden, Dr. Thomas Nicholson, den Bericht ein betreffs der aktiven Arbeitsfähigkeit der Bischöfe. Folgende fünfzehn Bischöfe waren auf der aktiven Liste: Cranston, Hamilton, Berry, McDowell, Bashford, Burt, Wilson, Anderson, Nuelsen, Quayle, Smith, Lewis, Hughes, McIntyre, Bristol. Nach einer längeren Debatte wurde der Bericht angenommen. Das Komitee war sich nicht einig bezüglich der Superannuierung von Bischof Neely, deshalb empfahl das Komitee, die Namen der Bischöfe Warren, Moore und Neely auf ein Ballot zu drucken und die Generalkonferenz entscheiden zu lassen. Man machte geltend, daß diese verdienstvollen Männer teilweise schon sehr alt und teilweise arbeitsunfähig seien, und daß deshalb die Generalkonferenz ein Recht habe, sie zu superannuieren. Diese Ansicht hegte Dr. Buckley, und ohne Zweifel hat seine Erklärung die Atmosphäre gelichtet.

Die drei genannten Bischöfe wurden dann durch Wahl der Generalkonferenz auf die Liste der Superannuität gesetzt. Die Methode dieser Absetzung beklagt der „Chr. Apol." mit folgenden Worten:

„Es ist ernstlich zu hoffen, daß an dieser Generalkonferenz eine andere Methode eingeführt werden möge, wodurch unsere verehrten Oberhirten von der effektiven Liste in die Klasse der Superannuierten versetzt werden mögen. Es ist unmöglich, die tragische Stimmung zu beschreiben, in welche die Generalkonferenz durch die bestehende Methode versetzt wird. Sie ist im höchsten Grade grausam, peinlich und ungerecht. Stimmen der tiefen Entrüstung und des Protestes ließen sich sofort hören. Besonders stark war das Gefühl der Entrüstung gegen die Versetzung des ehrwürdigen, aber körperlich und geistig noch so außerordentlich kräftigen und rüstigen Bischofs Warren in den Ruhestand. An keiner früheren Generalkonferenz hat er den Vorsitz mit mehr Würde und Auszeichnung geführt, als an dieser. Aber als es zur Abstimmung kam, wurden die drei genannten Bischöfe für nicht länger effektiv erklärt."

Bischof T. B. Neely zog sich von der Halle zurück und suchte um keine Erlaubnis nach, die Generalkonferenz anzureden. Bischof Moore jedoch richtete einige Worte an die Generalkonferenz, welche im besten Geist gehalten waren, jedoch deutlich hindurchblicken ließen, wie schmerzlich der bestehende Prozeß des Verfahrens das Herz berührt. Seine edlen Worte werden später im „Apologeten" erscheinen.

Bischof Moore hielt eine pathetische Ansprache, die wir z. T. in seinen Worten geben. Er wies hin auf die Zahl seiner Dienstjahre und befürwortete die Annahme einer Verordnung, nach welcher mit 70 Jahren ein Bischof zurücktreten sollte. Er sagte:

"It is more pleasant to have one's head cut off and roll in the basket than to lie, as I have, for ten days and watch the keen descending edge of the guillotine.

"I am going back to the home of my childhood; back to my children's graves, and show the people how far the gulf stream of youth can run into the Arctic ocean of old age."

Als er schloß gab's viel Weinen in der Halle und auch auf der Platform. — Bischof Warren schien die Entscheidung mit mehr Gemütsruhe hinzuneh-

men und hielt noch eine längere Ansprache mit einem Rückblick auf seine Amtstätigkeit. Für die Neuwahl der zu wählenden acht Bischöfe mußten 26 Abstimmungen gehalten werden. Eine Riesenarbeit in so großer Versammlung. Es wurden gewählt: Dr. H. C. Stuntz (bei der ersten Abstimmung), Dr. W. O. Shepard, R. J. Cooke, F. J. McConell, T. S. Henderson, W. P. Thirkield, F. D. Leetz. Wenn wir nicht irren, wurde das 73 Lebensjahr als Altersgrenze für die aktive Tätigkeit der Bischöfe festgesetzt, d. h. ein einmal gewählter Mann bleibt im Amt ohne Wiederwahl bis der Herr ihn abruft oder er die genannte Altersgrenze erreicht hat.

Die Neger machten ernste Anstrengungen, für ihre Kirchen einen Bischof ihrer Rasse zu bekommen, der natürlich nur in Negerkirchen seines Amtes zu walten hätte. Die spezielle Kommission, die mit dieser Frage sich beschäftigte, hätte der Generalkonferenz empfohlen, diesem Wunsch zu willfahren, wenn nicht konstitutionelle Hindernisse vorlägen, die erst beseitigt werden müßten. Es kam unter den Umständen nur zu der Annahme des Berichts der Kommission, der u. a. folgende Sätze enthielt:

„Unter der Konstitution können wir keinen farbigen Bischof ausschließlich für farbige Konferenzen erwählen, da irgend ein Bischof, der erwählt wird, ein G e n e r a l - Superintendent sein muß. Diese Tatsache wurde von der Generalkonferenz in 1904 in Los Angeles klar erkannt, indem von dieser Konferenz ein Amendement der Konstitution zur Ermöglichung der Wahl von „Bischöfen für besondere Rassen und Sprachen“ unterbreitet wurde.

Irgend welcher Versuch, diesen Zweck auf indirekte Weise zu erreichen, indem es stillschweigend verstanden wird, daß der Plan der bischöflichen Beaufsichtigung der Konferenzen so arrangiert werde, daß die Amtstätigkeit eines farbigen Bischofs auf farbige Konferenzen beschränkt werde, ist nicht ausführbar.

Anbetrachts aller Elemente, welche in diese delikate und schwierige Situation eingreifen, empfehlen wir der Generalkonferenz eine sorgfältige Erwägung der Zweckmäßigkeit, ein Amendement unserer Konstitution zu unterbreiten, wodurch Bischöfe für die Negerrasse in den Ver. Staaten erwählt werden mögen, deren bischöfliche Amtstätigkeit auf diese Rasse in den Staaten beschränkt werde.

Indessen empfehlen wir, daß in dem gegenwärtigen Quadriennium diesem Werke eine vermehrte bischöfliche Beaufsichtigung zuteil werden möge.“

Die Generalkonferenz beschloß ferner, den Gehalt ihrer Bischöfe, nebst Reisekosten, auf $6500 festzusetzen. Sie hat ihren Bischöfen in den Städten, wo keine bischöfliche Wohnung ihnen zur Verfügung steht, $1000 für Miete und nebstdem jedem Bischof $500 für die Dienste eines Sekretärs erlaubt; ferner verboten, daß ein Bischof mehr als den Betrag seiner wirklichen Ausgaben für etwaige Dienste bei der Einweihung von Kirchen oder zur Beförderung anderer kirchlicher Interessen empfangen soll. Sie hat gleichsam für unratsam erklärt, daß die Bischöfe Kontrakte für solche auswärtige Dienste abschließen, welche sie verhindern möchten, allen billigen Gesuchen um ihre Hilfe bei kirchlichen Angelegenheiten entgegenzukommen. Sie hat eine Altersgrenze für effektive Bischöfe eingesetzt, wodurch ein Bischof am Anfang derjenigen Generalkonferenz superannuiert wird, welche seinem 73. Geburtstag am nächsten ist.

Uns scheint das ein reichlich bemessenes Einkommen zu sein, und es ist um so mehr befremdlich, daß ein Beschluß nötig war, den Bischöfen zu verbieten, mehr als ihre Auslagen zu fordern für besondere Dienstleistungen.

Man verzeihe, daß wir hier eine Zwischenbemerkung einschieben, die nicht ganz unpassend zu sein scheint an dieser Stelle. Wir fanden folgendes Item in einer englischen politischen Zeitung:

"FAT TO BISHOPS, LEAN TO CLERGY."

Too Many High-Paid Heads in Church, Is Complaint of Barry.

PORTLAND, OREGON, May 22d.—In speaking on the general topic, "Church Unity," the Rev. J. N. Barry of Baker, Oregon, threw a bombshell to-day into the annual convention of the united clericus of the Episcopal Church, which is holding a three days' session here.

In substance, Mr. Barry said that too many high-paid bishops consumed the fat of the land in the Pacific north-west and British Columbia, leaving the lean, and little of that, for the clergy.

The Rev. E. V. Shaylor of Seattle, in opening his speech on the subject of the day, took up the cudgels in behalf of the fathers of the Church, paying high tribute to the work they have accomplished and to their self-denial, and questioning the policy of making what he considered an unwarranted attack on a branch of the clergy so fundamentally important as the bishops.

Bishop A. V. De Pencier of New Westminster, B. C., was the only bishop who alluded to the attack. Bishop De Pencier declared the Church has grown to such an extent that the present number of bishops was hardly adequate to do the business they were compelled to transact.

Dr. Henry Russell Talbot of Portland, president of the clericus, said after the session that Dr. Barry's address was not intended to be taken seriously, and that his statements were not so considered generally.

Ein Versuch, die große Zahl der Konferenzglieder in Zukunft zu vermindern und 700 als Maximalzahl anzusetzen, wurde mit einem technischen Kunststück niedergeschlagen.

„Die Tatsache, daß ein solcher Gewaltstreich möglich war, ist ein schlagender Beweis von der Notwendigkeit, die Delegatenzahl zu reduzieren. Denn in einem kleineren Körper hätte man einen so wichtigen Gegenstand schwerlich so schnell erledigt. Alle nüchternen Erwägungen wurden durch einen leidenschaftlichen Appell an den „demokratischen Zeitgeist", der heute maßgebend sein soll, und demzufolge es eine größere anstatt eine kleinere Vertretung geben sollte, in den Wind geschlagen, und der mit solcher Mühe und solcher Sorgfalt ausgearbeitete Plan ohne weiteres über Bord geworfen."

Gegen die Romanisierung unserer Indianerschulen wurde ein energischer Protest eingelegt. Der bischöfliche Bericht über die römische Hierarchie in diesem Lande, ferner die Beschlußfassung über den päpstlichen Erlaß bezüglich die Mischehen ("ne temere":, in welchem die Altkatholiken beschimpft werden, u. s. w., brachte den Erzbischof Ireland in Harnisch. Der „Christl. Apologete" berichtet darüber:

„Erzbischof Ireland von St. Pauls, welcher sich gedrungen fühlte, die Beziehungen der bischöflichen Adresse auf die römische Hierarchie in diesem Lande zum Text eines Artikels in der Tagespresse zu machen, machte eine sehr schwache Erwiderung, worin er dem Hauptpunkt in seiner bekannten jesuitischen Weise in geschickter Weise aus dem Wege ging. Er widmete Bischof Burt seine Aufmerksamkeit in einem anderen Artikel, aber der Schwerpunkt in diesem war eine Zitierung aus einem Pamphlet, das vor etwa einem

Vierteljahrhundert von einem versauerten Methodistenprediger in Italien verfaßt wurde. Es ist ein wahres Glück für die römischen Hochwürden, daß sie seinerzeit ein Exemplar dieses vermoderten Schriftstücks in die Hände bekamen, denn es ist längst außer Druck, aber es muß immer wieder herhalten, wenn es gilt, die Methodisten in Rom anzugreifen, denn in den letzten 25 Jahren hat sich gar manches zugetragen, und gegen den Methodismus von heute besitzen sie keine anderen Waffen."

Der „Christl. Botschafter" schrieb darüber: „Den Erzbischof Ireland in St. Paul, Minn., haben die Delegaten der Generalkonferenz der Methodisten-Kirche, die in Minneapolis, Minn., tagt, in große Aufregung versetzt, weil sie sich gegen den päpstlichen "ne temere"-Erlaß mit Bezug auf gemischte Ehen verurteilend ausgesprochen. Seiner Meinung nach geht das die Methodisten und niemanden sonst etwas an. Natürlich nicht, der Papst mag die Protestanten beschimpfen so viel er will, das sollen sich diese schön geduldig gefallen lassen und kein Wörtchen dagegen sagen, damit das gefühlvolle Herz des „heiligen Vaters" in Rom nicht betrübt und die Arroganz eines römischen Würdeträgers nicht beleidigt wird.

Die Frage, ein endgiltiges Appellationsgericht betreffend, stieß auf viel Widerstand und kam zu keiner Entscheidung. Man fürchtete, die betreffenden Amtsinhaber möchten mit zu großer Vollmacht ausgestattet werden. Der Name „Distrikts-Superintendent" wurde wieder in „Vorstehender Aeltester" umgeändert.

Auffallend ist uns, daß diese große Kirchenversammlung nicht den Mut fand, den berüchtigten Evangelisten „Billy Sunday" von sich abzuschütteln, sondern ihm Gelegenheit gab, seine Rednerkünste da vorzuführen, die er im ganzen Lande dazu benützt, sich ein riesiges Vermögen zu erschnorren, während Werke des Reiches Gottes mit Geldmangel zu kämpfen haben.

Nachschrift: Der betagte Bischof Warren ist seitdem im Frieden zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen.

Die Generalversammlung der Presbyterianer.

Wir haben hiermit sehr ausführlich über die Generalkonferenz der Bischöflichen Methodistenkirche berichtet. — Wir können nicht mit gleicher Ausführlichkeit über die der Presbyterianer berichten, schon aus dem Grunde, weil uns nicht ebensolche Quellen zur Verfügung stehen. Ueber die Eröffnung dieser Generalversammlung berichtet der „Deutsche Evangelist", das Blatt, das im Auftrage der Konvention der deutschen presbyterischen Prediger und Aeltesten des Ostens herausgegeben wird, wie folgt:

„Die General Assembly. Am 16. Mai trat in Louisville, Ky., die 124. Generalversammlung der presbyterischen Kirche in den Vereinigten Staaten zusammen. Moderator wurde dieses Mal Rev. Dr. Mark A. Mathews von Seattle, Wash. Dieser Mann ist nach unsern deutschen Begriffen von einem evangelischen Prediger, eine etwas eigenartige Größe. Wir sahen und hörten den übermäßig langen und hageren Mann schon vor sieben Jahren auf der Assembly zu Winona Lake, Ind., wo er wegen seiner äußeren Erscheinung, wie durch sein tatkräftiges Eingreifen in den Gang der Verhandlungen allgemein die Aufmerksamkeit auf sich zog. Seitdem hat er, soviel wir wissen, auf keiner General-Assembly mehr gefehlt. Dieses Jahr hat man ihm nun das höchste Ehrenamt verliehen, das die presbyterianische Kirche zu vergeben hat. Er soll die größte presbyterianische Gemeinde der Welt haben.

Außer Pastor seiner Gemeinde ist er in Seattle auch noch ein großer Politiker, mit dem gerechnet werden muß; auch als Sportsmann hat er einen Namen und gehört, wie die Blätter wissen wollen, nicht weniger als fünfzehn Geheimgesellschaften gliedlich an."

Das scheint sehr vielversprechend für einen Moderator einer großen Kirche; der hat „pull" nach allen Seiten hin und kann seine „Drähte" legen, wie er will.

Die Versammlung wird jährlich gehalten und hat daher auch nicht so viele Geschäfte abzuwickeln, wie die vierjährliche Generalkonferenz der Bischöflichen Methodistenkirche.

Immerhin dauerte die Sitzung bis zum 24. Mai. Wir geben abermals dem „Deutschen Evangelist" das Wort:

„Die General-Assembly hat am Freitag, dem 24. Mai, dank der energischen Leitung und planmäßigen Abwickelung der Geschäfte, einen Tag früher als gewöhnlich, ihre Sitzungen beendet. Die Berichte der verschiedenen Behörden ergaben, daß die Kirche ein reich gesegnetes Jahr hinter sich hat und mit Dank und Freude auf die vollbrachte Arbeit zurückschauen kann. Bemerkenswert sind namentlich die ungewöhnlich großen Einnahmen des letzten Jahres für die verschiedenen „Boards" der Kirche. So konnte der „College Board" berichten, daß das vergangene Jahr das beste Finanzjahr dieser Behörde gewesen sei. Die kirchlichen Kollekten für diesen betrugen $190,000, während von Beamten der verschiedenen Hochschulen eine Gesamtsumme von $1,200,000 gesammelt wurde. In dieser Liste ist das deutsche theologische Seminar in Dubuque, Iowa, mit $100,000 verzeichnet.

Noch größer waren die Einnahmen der einheimischen Missionsbehörde. Die Mehreinnahmen des Jahres überstiegen die des Vorjahres um rund $300,000, so daß die Gesamteinnahme dieses letzten Jahres sich auf $1,500,000 belief. Die Behörde verausgabte für einheimische Missionszwecke nicht weniger als $2,300,000. In dieser Summe aber ist noch nicht eingeschlossen, was die einzelnen Gemeinden noch für eigene Missionszwecke ausgaben. Würden darüber Zahlen vorhanden sein, so dürfte das eine nochmals so große Summe geben, da namentlich in den großen Städten von den wohlhabenden Gemeinden viele eigene Missionsarbeit unter den eingewanderten Volksklassen getan wird.

Die größte Jahreseinnahme hatte jedoch die Heidenmissionsbehörde aufzuweisen, nämlich annähernd $2,500,000. Auf der vorletzten General-Assembly berichtete die Behörde eine Einnahme von $1,500,000, welches als ein großer Betrag angesehen wurde. Es wurde in den Berichten nachdrücklich betont, daß die Erfolge auf den verschiedenen Arbeitsfeldern durchaus den großen Geldopfern entsprächen. Eine Kirche, die solche Riesensummen für die Aufbauung und Ausbreitung des Reiches Gottes daheim und draußen aufbringt, hat ohne Zweifel Kraft und Leben in sich. Auch die übrigen Behörden: Kirchenbau, Befreite Sklaven, sowie Publikationen und Sonntagsschulwerk u. s. w. hatten ebenfalls durchweg gute Erfolge ihrer Tätigkeit aufzuweisen. Daß trotzdem auch hier und da Klagen laut wurden, ist nur zu natürlich.

Donnerstag, der 23. Mai, war für die deutschen Brüder des Westens ein großer Tag. Am Morgen dieses Tages kam ihr Gesuch um Bewilligung einer eigenen Synode zur Beratung und zur Abstimmung. Das zu diesem Zweck ernannte Komitee empfahl die Bewilligung des Gesuches, und so wurde

denn auch ohne viel Umstände aus den drei deutschen Presbyterien Wankon, George und Galena: „Die deutsche Synode des Westens“ gebildet. Wir gratulieren den westlichen Brüdern zu ihrem Erfolge und hoffen, daß ihre Gemeinden sich in eigener presbyterialer und synodaler Verwaltung stark und kräftig entwickeln werden. Außer dieser deutschen Synode wurden noch zwei andere, neue Synoden gebildet, nämlich Arizona-Synode, abgetrennt von der Synode von New Mexico und die New England Synode, die bisher der Synode von New York angehörte. Im Staate Texas wurde ein böhmisches Presbyterium gebildet.

In einer andern, ebenfalls heiklen Sache, hatte diesmal die General-Assembly zu entscheiden. Bei einem der Presbyterien hatte sich im Laufe des Jahres eine Frau angemeldet, und um Zulassung zum Predigtamt nachgesucht. Das betreffende Presbyterium kam darüber in nicht geringe Verlegenheit und beschloß, der Assembly den schwierigen Fall zu unterbreiten und von derselben entscheiden zu lassen. Dieselbe entschied, daß die Zulassung der Frauen zum Predigtamt unweise (inexpedient) sei und tat damit die Sache für diesmal ab. Die betreffende Dame wird sich nun nach einem andern Beruf umsehen müssen, was ihr gar nicht schwer werden dürfte. In den Haushaltungen des Landes, wie auch in der Diakoniesache und Liebeswerken sind Frauenkräfte sehr von nöten, während im Predigtamte hierfür, wenigstens bis jetzt, noch nicht das geringste Bedürfnis vorhanden ist.

Auch die Vorlage eines neuen Katechismus, den ein Komitee, mit Dr. Schaff aus Pittsburg an der Spitze, bearbeitet hat, wurde gutgeheißen und beschlossen, denselben drucken zu lassen. Derselbe soll den bisherigen „kleinen Katechismus“ zum Teil ersetzen und mehr der modernen Denk- und Ausdrucksweise angepaßt sein. Wenn diesem neuen Katechismus dann nur bloß nicht das Schicksal des alten zu teil wird, der übrigens auch gar nicht übel ist, nämlich, daß er nicht gelernt wird. Mit Katechismuslernen gibt die amerikanische Jugend, zumal die englische, sich nicht gerne ab, obwohl uns deucht, daß wohl nichts nötiger wäre in unsern Sonntagsschulen und Gemeinden, als gerade dies. Will die Kirche Gemeinden heranbilden, die in Schrift und Bekenntnis, Gesetz und Evangelium gegründet sind, so ist das Erlernen eines Katechismus, der beides in gemeinverständlicher Weise bietet, unerläßlich. Dieser feste Grund fehlt aber zur Zeit gar vielen, daher fallen sie Irrgeistern und Verführern oft genug als leichte Beute zum Opfer. Es ist auch in dieser Hinsicht fürwahr ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde.

Der gestellte Antrag, die General-Assembly nur alle zwei Jahre zusammentreten zu lassen, ist nicht durchgegangen. Dieser, wie uns scheint, sehr vernünftige Vorschlag wurde hauptsächlich aus dem Grunde gemacht, um die damit verbundenen ungeheuren Kosten zu reduzieren. Die Assembly wird deshalb nächstes Jahr, so Gott will, wieder zusammentreten und zwar in Atlanta, Ga., wo zu gleicher Zeit auch die südliche General-Assembly tagen wird.

GUARDIANS OF LIBERTY.

So nennt sich eine neue Organisation, welche, die Gefahr erkennend, es sich zur Aufgabe gemacht, zwischen der römischen Kirche und dem amerikanischen Volke auf der Wache zu stehen und das letztere vor den politischen Machenschaften der ersteren zu schützen. Die Vereinigung zählt bereits mehrere hunderttausend Mitglieder, darunter die Namen bedeutender Männer, und was bemerkenswert erscheint, viele Offiziere unserer regulären Armee

sind. Einer der Hauptleiter dieser Bewegung, die keine geheime Gesellschaft ist, ist der in den Ruhestand getretene General Nelson A. Miles. Dieser wurde darum kürzlich von dem Präsidenten der „Catholic Preß Association“ heftig angegriffen und die Zwecke und Ziele der Vereinigung als ein schändliches Unternehmen hingestellt, worauf er aber von dem alten General in einem offenen Brief gründlich heimgeschickt worden ist. Wir wollen, sagt er, unsere freien Institutionen gegen die Anmaßungen Ihrer Kirche verteidigen und nicht zugeben, daß dieselben durch deren politischen Machenschaften untergraben und zerstört werden, und wir wollen die Trennung von Staat und Kirche in diesem Lande streng aufrecht erhalten sehen.

Wie sehr eine solche „Wacht“ nötig ist gegenüber den Machenschaften Roms, zeigt folgende, der „Catholic World“ entnommene Notiz:

„Der Katholik darf seine Stimme nur so abgeben, daß dadurch der katholische Einfluß in diesem Lande gefördert wird. Alle Gesetzgebung muß von dem Willen Gottes geleitet werden, und dieser wird unfehlbar durch den Papst kund getan. Die Erziehung muß von den katholischen Autoritäten kontrolliert werden, und die Erziehung schließt die Meinungen der einzelnen Personen und die Aeußerung der Presse in sich. Viele Ansichten müssen von dem Arm der weltlichen Obrigkeit, auf das Geheiß der Kirche hin, unterdrückt werden, sollte es auch — zu Krieg und Blutvergießen führen.“

Das sind in der Tat nette Aussichten für unser freies Land, und es ist hohe Zeit, daß unserer protestantischen Bevölkerung endlich die Augen aufgehen. Tyrannei ist eine schlimme Sache, aber religiöse Tyrannei ist doppelt schlimm. Gott wolle uns in Gnaden davor bewahren! (D. Ev.)

Römische Priester als Wächter über unsere öffentlichen Schulen.

Mit welch hartnäckiger, und man kann sagen mutwilliger Blindheit manche Politiker unsers Landes geschlagen sind, zeigt der Fall von Gouverneur Stubbs in Kansas. Während jeder einigermaßen intelligente Mann weiß, welche erbitterte Feinde die römischen Priester für unser Staatsschulsystem sind, und wie sehr sie darauf aus sind, die öffentlichen Lehrmittel (Schulbücher) in einem Sinn zu kontrollieren, der dem römischen Kirchensystem nicht zu nahe tritt, hat dagegen Gouverneur Stubbs die Unverfrorenheit gehabt, den Priester Maher von Salina, Kans., als Mitglied der Kommission zu ernennen, die die Autorität besitzt, zu entscheiden, welche Textbücher in den öffentlichen Schulen des Staates gebraucht werden sollen. Es ist bekannt, daß in Deutschland, wo der Romanismus so große politische Macht entfaltet, die Schulbehörden ängstlich darüber wachen, daß kein Schulbuch eingeführt wird, in dem die Wahrheit über die Geschichte des Papsttums und der deutschen Reformation berichtet wird. Die Römlinge erheben sofort ein Geschrei über Beschimpfung der katholischen Kirche und finden willige Staatsanwälte, die ihre Klagen vor die Gerichte bringen. Wenn aber die römischen Priester die schwersten Beschimpfungen und Anklagen gegen Luther vorbringen, so versagen die Gerichte. Hier steuern wir unter dem machtvollen Einfluß römischer Priester ähnlichen Zuständen entgegen, wenn das Volk nicht energischen Protest einlegt gegen solche Akte der Gouverneure und anderer Politiker, die darauf ausgehen, die Macht der römischen Priesterschaft zu stärken.

Wie die römischen Priester über unser öffentliches Schulsystem urteilen, zeigt folgender Erguß römischen Hasses, der in der „New World" erschienen ist, dem offiziellen Organ der Erzdiözese von Chicago (Erzbischof Quigley):

„Was für ein Gemisch von Mädchen und Knaben findet man in den öffentlichen Schulen! Es sind die Kinder von Dieben, Mördern und Verbrechern, welche neben den Kindern ehrlicher und rechtschaffener Leute sitzen müssen. Der Jude und der Christ, der Ungläubige und der Fromme, der moralisch Verdorbene und der moralisch Reine müssen hier beisammen sein. Müssen daher nicht unsere öffentlichen Schulen als eine verkehrte, ungesetzmäßige und gefährliche Institution angesehen werden? O, welche verfluchte Nachlässigkeit seitens der Eltern, die sonst ganz vernünftig handeln, daß sie das zulassen! Es würde ihnen niemals einfallen, ein Dutzend guter Aepfel mit einem einzigen faulen Apfel in Berührung kommen zu lassen, aber sie wagen es, ihre unschuldigen Kinder mit dem Unflat der Menschheit verkehren zu lassen, nur weil der Staat sie von der Verantwortlichkeit befreien will, ihre Kinder selbst zu erziehen. Ehe noch eine Generation vergeht, werden die öffentlichen Schulen Sümpfe der Fäulnis sein, von welchen religionslose, lüsterne, gottlose und lästernde Knaben und Mädchen hervorgehen werden, welche die menschliche Gesellschaft verpesten. Mögen alle religiösgesinnten Personen im Lande sich gegen die schändlichen Schulgesetze dieses Landes erheben und mithelfen, um sie abzuschaffen."

Auch wir haben des öfteren darauf hingewiesen, daß das religionslose Schulsystem keine guten Früchte bringen kann, und daß es die Pflicht aller ernsten Christen ist, darauf hinzuarbeiten, daß die Religion Berücksichtigung finde in der öffentlichen Schule. Die Bibel bietet so viele treffliche Lesestücke, die auch ohne irgendwelche Auslegung herrliche Wirkung tun könnten, wenn sie als Lesestoff in die Schule eingeführt würden. Aber gerade dagegen erheben die katholischen Priester den meisten Protest. Sie sind es, die am meisten daraufhin arbeiten, die Schule religionslos zu machen, um dann mit maßlosen Schimpfereien über das ganze Schulsystem losziehen zu können. Darum: Caveant consules, ne detrimenti quid capiat patria! Hütet euch vor den Römlingen, sie seien Priester oder Nonnen, die unter dem Einfluß der Politiker in die öffentliche Schule eingeschwärzt werden!

Ausland.

Auf der Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt hat sich am 6. Juni 1912 Generalsuperintendent Dr. Lahusen über das Apostolikum geäußert, wie folgt:

„Es liegt mir am Herzen, hier ganz offen auszusprechen: es kann sich bei der Ordination niemals handeln um irgend eine Bindung auf den Wortlaut des Apostolikums. Ich muß ganz bestimmt sagen: wenn bei der Ordination verlangt würde, daß der Ordinierte sich zu jedem einzelnen Punkte des Apostolikums, wie z. B. Jungfrauengeburt, Auferstehung des Fleisches, bekennen müßte, würde ich nicht mehr imstande sein, evangelische Theologen zu ordinieren. Von uns Generalsuperintendenten werden diese Dinge stets mit größter Entschiedenheit mit den Ordinanden besprochen. Das ist stets geschehen sowohl von D. Braun und D. Dryander. Wir haben immer den jungen Geistlichen klar zu machen gesucht: das Apostolikum kommt im Ordinationsformulare vor als der bestimmte Ausdruck unsers evangelisch-christlichen Glaubens. Es ist also nicht gleichgültig, daß es vorkommt, sondern wie wir im Gottesdienste in der Einheit mit der Christenheit der früheren Zeit

und der Christenheit von heute unsern Glauben im Apostolikum bekennen, so tun wir das auch bei der Ordination. Es ist uns also ein sehr ernstes Anliegen, daß wir wirklich bei der Ordination verpflichten auf den evangelischen Glauben, wie er seinen unvollkommenen Ausdruck im Apostolikum gefunden hat. Ich sage das mit vollem Bewußtsein, ohne mir dabei aber zu verbergen, daß es eine große und herrliche Sache ist, die mir immer wieder das Herz ergreift, daß wir unsern Glauben in diesem altehrwürdigen Bekenntnis bekennen dürfen. Ich würde alles, was zum Preise dieses Bekenntnisses gesagt werden kann, unterschreiben. Dabei bleibt aber doch bestehen — und darüber ist ja eigentlich auch gar keine Frage —, daß dieses ehrwürdige Bekenntnis doch ein menschliches Bekenntnis ist; bleibt bestehen, daß wir wünschen könnten, daß dieser oder jener Ausdruck darin nicht stände oder daß andere Dinge darin ständen. Aber wir sagen unsern Ordinanden: es handelt sich doch trotzdem um unsern evangelischen Glauben darin. Und wer sich überhaupt nicht zu diesem evangelischen Glauben, der auf Gottes Wort gegründet ist, bekennen könnte, der könnte nicht übernehmen, das heilige Predigtamt zu verwalten. Das ist aber keine Bindung an den einzelnen Ausdruck. Wo die Grenze ist, das bleibt eine Frage des Gewissens und der inneren Stellung des einzelnen. Da können wir kein Gesetz aufrichten. Wenn das Apostolikum besprochen wird, erregt sich leicht das Innerste im Menschen — und das ist gut; denn es handelt sich um etwas so außerordentlich Großes und Heiliges, um eine entscheidende Frage für die evangelische Kirche. Aber solche Aufregung flutet ja wieder ab. Im Grunde sind wir einig: wir möchten das, was das Apostolikum in sich trägt, als evangelischen Glauben immer tiefer ergreifen, aber auch die Freiheit von menschlichen Formen uns allezeit bewahren."

Das Apostolikum ist ja freilich ein von der Kirche erst nach der Apostelzeit aufgestelltes Bekenntnis und man kann sagen, die Frage ist berechtigt, ob die Apostel wohl sich zu jedem einzelnen Satz in dem Bekenntnis ohne Besinnen sofort freudig bekannt hätten? Auch haben Männer von gläubiger Richtung in unserer Zeit sich offen gegen den Satz von der Jungfrauengeburt ausgesprochen. Ferner sollte wohl statt „Hölle" gesagt werden: Unterwelt oder Totenreich; statt „Fleisch" haben wir gesetzt „Leib". Indessen in unserer Zeit des Kampfes um das Bekenntnis und des Sturmlaufs gegen den positiven Inhalt des christlichen Glaubens hat ein solches Wort, aus dem Munde eines Generalsuperintendenten gesprochen, an solcher Stätte notwendig eine solche Aufregung nach rechts und links hervorgerufen, daß es wirklich recht fraglich ist, ob es weise und nötig war, daß der Generalsuperintendent solches Wort gesprochen hat.

Der allgemeine positive Verband.

Bekanntlich bestehen in Deutschland eine ganze Anzahl von Vereinigungen, die alljährlich irgendwo eine Jahresversammlung halten. Es ist dem Rundschauer unmöglich, über alle diese jährlichen Versammlungen Bericht zu erstatten, da dafür der Raum im Blatt nicht ausreichend wäre. Doch halten wir es für nötig, über das Auftreten einer neuen Vereinigung etwas ausführlicher zu berichten.

Die „Positive Union" zeigte in Aprilheft d. J. an, daß der „Allgemeine Positive Verband" sich in Berlin am 23. bis 25. April zu seinem ersten Kongreß versammeln werde. Dieser Kongreß hielt an

den genannten Tagen seine Tagung. Was er nun für die gläubige Christenheit in Deutschland bedeutet, können doch wohl Männer, die draußen mitten in den kirchlichen Kämpfen stehen, uns am besten sagen. Wir müssen darum solche zum Wort kommen lassen, die aus eigener Anschauung berichten können. Wir geben zuerst dem neuen Redakteur der „Reformation", Ph. Dr. W. Philipps, das Wort. Er schreibt:

„Der Kongreß des Allgemeinen positiven Verbandes bedeutet für mich ein kirchengeschichtliches Ereignis von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Man hat mich wiederholt gefragt: Was wird bei der Tagung herauskommen? Welche Arbeit wird der Kongreß aufnehmen? Was wird er leisten? Was bedeutet er für unser deutsches Volk und die Kirche der Reformation? Darauf habe ich stets zunächst geantwortet: Es ist ein Zeichen der Zeit, daß er möglich war, und, daß der Zusammenschluß da ist, bedeutet allein schon für uns etwas Großes.

Wie kritisch standen doch noch vor einigen Jahrzehnten die verschiedenen deutschen Landeskirchen einander gegenüber. Voller Mißtrauen schaute man über Grenzpfähle, Mauern, Wälle und Gräben auf andere Kirchengebiete. Lutheraner, Reformierte, Unierte u. s. w. hatten es, dank der Inneren Mission, in einem halben Jahrhundert zwar schon gelernt, auf dem Gebiet der praktischen Liebestätigkeit einander die Hände zu reichen und zu stärken, aber in Bekenntnisfragen mied man ängstlich jede Berührung und Aussprache. Diese Zeit scheint dahin zu sein, — Gott sei Dank. „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen." Der vordringende Unglaube, der Gotteshaß und die Christusfeindschaft unserer Tage, die Sorge um den gemeinsamen Besitz an christlichen Heilsgütern hat die Gläubigen in allen Lagern der evangelisch-deutschen Christenheit dahin gebracht, daß man freudig die Streitaxt, die seit Jahrhunderten in der Kirche der Reformation unter den verschiedenen Richtungen geführt war, begraben hat, und zwar, wie es heute scheint, nicht nur aus Not, sondern aus Liebe, einander zu stärken im Kampf, und in dem Vertrauen, von den anderen verstanden zu werden. So etwas wird nicht gemacht, wenn auch Menschen die Hand dazu geboten haben. Das ist Gottes Werk und Fügung. So haben sich seit Luthers und Calvins Tagen die Gläubigen der evangelischen Christenheit noch nie verstanden, wie auf dieser ersten Tagung des Allgemeinen positiven Verbandes, an dem auch Gemeinschaftsleute sich mit innerstem Interesse beteiligt haben.

Vor einigen Jahren wurde ein Zusammenschluß deutsch-evangelischer Christen versucht, von der einen Seite in Worms, von der andern in Leipzig. Beide Versuche sind gescheitert. Woran? An der Unklarheit in der Bekenntnisfrage. Man stand nicht auf demselben Glaubensgrunde. Und — so sagen wir nachträglich — Gott sei Dank, daß nichts daraus geworden ist. Solch ein Zusammenschluß hätte bei den so verschiedenen, ja völlig entgegengesetzten Glaubensstandpunkten den Todeskeim gleich von Anfang an in sich getragen und wäre nun ein vielleicht unüberwindliches Hindernis für den Zusammenschluß der Gläubigen geworden. So ist die Bahn frei geblieben, und ohne jeden Rückhalt, ohne jegliches Mißtrauen konnten sich jetzt die Lutheraner aus Mecklenburg, Hannover, Bayern, Sachsen u. s. w. mit den Konfessionellen und Positiv-Unierten der preußischen Landeskirche zusammenschließen. Norddeutsche und Süddeutsche haben sich auf diesem Kongreß in Glaubens- und Bekenntnisfragen verstanden, wie wohl noch niemals. Das ist vom Herrn

geschehen und ein Wunder vor unsern Augen. Was die Sehnsucht einzelner Gläubigen mit ihrem Verlangen nach Zusammenschluß und Gemeinschaft nicht vermochte, das hat nach Gottes Willen der Feind Christi tun müssen mit seinem Vornehmen, die Kirche Christi von ihrem Felsen, auf dem der Herr sie erbaut hat, hinabzustürzen. Da sieht man nicht Menschenwerk, sondern die Hand des Erhöhten, der die Geschicke seiner Gemeinde selbst leitet.

Dieses Bewußtsein erfüllt uns mit freudigster Zuversicht beim Blick in die Zukunft. „Was wird werden in Baden, in Hamburg, in Bremen und weiter in den größeren Landeskirchen?“ so haben zunächst die in erster Linie Beteiligten gefragt. „Wird man uns Gläubige verstehen, wenn wir genötigt werden zu Schritten und Taten, die möglicherweise zur Auflösung der Landeskirchen führen können?“ „Ja, wir werden verstanden, wenn wir tun müssen, wozu das Gewissen uns zwingt, wenn wir den Parochialzwang brechen und den Gläubigen in liberalen Gemeinden um der Liebe und des Gewissens willen dienen,“ mit diesem Bewußtsein sind sie alle heimgekehrt vom Kongreß. „Man versteht uns, man betet für uns, man wird uns helfen, mit uns kämpfen, mit uns leiden.“ Da ist eine Allianz geschlossen, nicht mit Worten, aber in den Herzen. Der Glaube hat seine einigende Macht bewiesen. Der große Hohepriester, Jesus Christus, stand hinter seiner gläubigen bekennenden Gemeinde mit seiner Fürbitte und der Kraft seines Geistes: „Auf daß sie alle eins seien!“

So sind wir freudig und dankbar vom Kongreß wieder heimgekehrt, damit nun ein jeder mit neuer Kraft, mit neuem Glauben, mit neuer Hoffnung an seine Arbeit gehe.

Was hat der Kongreß geleistet? Was wird er leisten? Er ist kein Arbeitskongreß, wie manche anderen, und soll es auch nicht sein. Er stellt einen Zusammenschluß großer Arbeitsorganisationen dar, von denen jede ihre besondere Aufgabe hat, die ihr nicht verkürzt werden soll. Es handelt sich nicht um die Zusammenziehung großer Truppenmassen, verschiedener Armeen zu einer großen Schlacht. Nein, es handelt sich um eine Zusammenkunft von Führern der verschiedenen Organisationen, um eine Zusammenkunft von Feldherren und Offizieren der Armee Christi, die ihre Truppen mit verschiedenen Mitteln schulen, zu verschiedenen Aufgaben leiten, auf verschiedenen Wegen führen, gegen verschiedene Feinde ins Feld stellen wollen unter der Losung: „Getrennt marschieren, aber vereint schlagen unter dem einen Könige Jesus Christus, für die eine Sache, die Sache seines Reiches. Die eigentliche Arbeit muß in den Einzel-Organisationen geleistet werden. Wenn aber das der Erfolg des Kongresses gewesen ist, daß die Gläubigen in Baden, und wo es sonst sei, wissen, wir werden verstanden von den Gläubigen im ganzen Deutschen Reiche, man steht uns zur Seite mit Rat und Tat, man steht hinter uns mit Gebet und Flehen, und wenn das alle Gläubigen nun wissen in der ganzen deutschen Christenheit, wo auch immer sie kämpfen und leiden mögen, dann hat der Kongreß nicht vergeblich getagt.

Wer weiß, ob unsere Landeskirchen noch lange dem Ansturm der Feinde im eigenen Lager standhalten werden? Sollte aber hier und da demnächst ein Zusammenbruch in einer der Landeskirchen erfolgen, — was wird es dann bedeuten, wenn die Gläubigen, die die zuerst Leidenden sind, sich der Gemeinschaft der Gläubigen in den anderen Landeskirchen erinnern dürfen!

Wir gehen ernsten großen entscheidungsreichen Zeiten in unsern deutsch-evangelischen Landeskirchen entgegen. Dem Herrn sei Dank, daß er sein Volk vorher in Einmütigkeit und Einhelligkeit des Geistes zusammenführt.“

So weit Dr. Philipps.

Dieser „Allgemeine Positive Verband" paßte sehr wenig den Vertretern des entleerenden radikalen Liberalismus. Die Liberalen geben sich ja den Anschein, daß sie, und sie allein, die wahre Wissenschaft vertreten. Mit den ernsten, fortschrittlichen Studien und Publikationen aus dem positiven Lager sich bekannt zu machen, halten sie meist für unnötig. Nun kamen bei diesem „A. P. V." in Berlin Dinge zur Aussprache, die ohne Widerspruch hingenommen wurden vonseiten der Anwesenden. Diese betreffenden Aussprüche klangen liberal genug und wurden daher von den Liberalen in ihrem Sinn ausgeschlachtet. Zwar die liberale Tagespresse hat den „Boykott" verhängt über den „A. P. V." und ging mit eisigem Schweigen über seine Tagung hinweg. Ein allgemeiner Religionskongreß wäre mit vollen liberalen Posaunentönen aller Welt verkündigt worden. Aber das Totschweigen gegenüber einer solchen Lebenstatsache konnte in diesem Fall nichts nützen. — Was nun da verhandelt wurde, können wir zur Zeit, da wir dies schreiben, nicht im Einzelnen berichten. Wir fanden aber in der „Allgem. Ev.-Luth. K.-Z." eine Einsendung, die an und für sich schon so interessant, und auch für unsere Verhältnisse bedeutungsvoll ist, daß wir nicht anstehen, sie hiermit ungeschmälert zum Abdruck zu bringen.

Es folgt der Bericht:

Nachklänge zum Kongreß des Allgemeinen positiven Verbandes.

Wie wenig einsam der Berliner Kongreß der Positiven geblieben ist, zeigt sein Nachhall fast in der gesamten kirchlich-evangelischen Presse. Die gleiche Freude und der gleiche innere Jubel, der die Besucher Berlins erfüllt, zieht sich durch all diese Berichte, von so verschiedenen Federn sie stammen, und von so verschiedenen Gesichtspunkten aus die Tagung betrachtet wird. Es liegt etwas Pfingstliches in dieser Erscheinung: die mannigfaltigen Zungen und doch ein Geist.

Aber auch das gehört zum Pfingstlichen, daß seitab Stehende wunderliche Urteile hören lassen. Wir haben von dem verlegenen Schweigen der politisch liberalen Presse schon berichtet, ausgenommen den mißlungenen Ausfall des Heidelberger Blattes. Heute liegen uns die Berichte kirchlich liberaler Blätter vor, und man liest sie nicht ohne Staunen. Wir, die wir dabei gewesen sind, wir Freunde und Glieder des Allgemeinen positiven Verbandes, müssen doch am besten wissen, was uns der Kongreß gebracht hat; und wir alle bis auf den letzten Mann hatten nur einen Eindruck: Diese Einigkeit des Glaubens vom Land der Schwaben und Badenser bis zu den Friesen und Hanseaten! Aber jetzt sagt man uns: Ihr seid ja gar nicht einig gewesen. So wie wenn etwa eine Hochzeitsgesellschaft fröhliche Tage hatte und dann jemand ihnen später sagt: Ihr seid ja gar nicht fröhlich gewesen. So erzählt die „Preußische Kirchenzeitung", daß auf dem Kongreß wiederholt liberale Tendenzen zum Durchbruch gekommen seien, und als Endresultat: „Die Unstimmigkeiten im positiven Lager sind längst kein Geheimnis mehr." Die „Christliche Welt" findet zwar die Stimmung des Kongresses „ernst und entschlossen" und den Verlauf „im ganzen würdig". Aber auch sie hebt hervor, daß es nicht an „peinlichen Momenten" fehlte. Diese „peinlichen Momente" reduzieren sich auf einen einzigen, die die „Christl. Welt" „eigenartig fesselnd" nennt, nämlich auf die Interpellation des Pastors Lorenz aus Schlesien, der offenbar einen „peinlichen Moment" hervorrufen wollte. So war wenigstens der allgemeine Eindruck bei den Anwesenden. D. Schäder hatte soeben sei-

nen trefflichen Vortrag über „Wirkliches Christentum" gehalten, und die Versammlung war davon tief ergriffen. Das war ihre Theologie, für die sie alle eintraten, die Theologie der Offenbarung Gottes. Wenn Prof. Dunkmann nachher erklärte, wie merkwürdig doch die Positiven ohne jede vorherige Verabredung übereinstimmten, sowohl unter sich als mit den Vätern, hatte er alle auf seiner Seite. Da erhob sich der den Freunden unbekannte Pastor Lorenz und richtete an D. Schäder folgende Fragen: 1. Ob er die jungfräuliche Geburt zu den unaufgebbaren Daten wirklichen Christentums rechne; 2. ob er die Persönlichkeit des Heiligen Geistes dazu rechne; 3. ob ihm der alte Inspirationsgedanke noch feststehe. Der Moment war in der Tat „peinlich". An einen Mann von der Stellung und dem Ansehen Schäders wurden hier inquisitorische Fragen gestellt, so wie es bei einem Gerichtshof zu geschehen pflegt. Was wollte der Frager damit? Wollte er Schäder als einen verkappten Liberalen entlarven? Wollte er eine Dissonanz in den Kongreß bringen? D. Schäder empfand die Ungehörigkeit und gab dem auch Ausdruck. Er verwies den Frager kurz auf seine Schriften, in denen er über alle diese Fragen schon Auskunft gegeben habe. Speziell zu der Frage der Menschwerdung Christi bemerkte er, daß unser Christenglaube es primär mit der Auferstehung des Herrn zu tun habe, sekundär mit seinem Eintritt in die Welt. Das war so selbstverständlich, wie wenn etwa ein Mediziner das Herz des Menschen das primäre Lebensorgan nennt, den Magen das sekundäre. Kein Vernünftiger wird daraus den Schluß ziehen, daß der Mediziner den Magen für ein nebensächliches, entbehrliches Organ erklärt habe. Nicht so ging es bei D. Schäder. Zwar die Versammlung verstand ihn ganz gut; sie kannte ihn schon aus seinen Schriften als einen entschlossenen Vertreter der Gottheit Jesu. Sie wußte auch, was er mit seinem Vortrag gewollt hatte, nämlich schlicht und klar die wirkliche christliche Glaubenssituation schildern, die eben darin besteht, daß die Christenheit im Glauben an dem fertigen Mann der Geschichte Jesus Christus hängt, an seinem Wirken, Leiden und Auferstehen. Das stimmte ganz mit Paulus, wenn er 1. Kor. 15 im Lapidarstil das Primäre seines Evangeliums dahin zusammenfaßt: „Christus gestorben für unsere Sünden nach der Schrift und begraben und auferstanden am dritten Tage nach der Schrift." In diesem Sinn wollte auch Schäder feststellen, daß christlicher Glaube nicht mit der Entscheidung in der ganz speziellen Frage der Jungfrauengeburt beginnt. Diese Entscheidung kommt für den Gläubigen von selbst, und sie kommt im Sinne der Schrift, so wie es der Begleiter des Paulus, Lukas, in den ersten Kapiteln seines Evangeliums erzählt. Genau ebenso ist es mit der Person des Heiligen Geistes. Das Primäre bleibt immer, was Paulus 1. Kor. 15 sagt. Aber nun daraus den Schluß ziehen, daß Paulus die Jungfrauengeburt oder den Heiligen Geist als „aufgebbare" Nebensache betrachtet habe, das wäre eine geradezu monströse Schriftauslegung. Aber diese Monstrosität hat man sich bei Schäder geleistet. Die „Christl. Welt" berichtet mit Behagen von dem „eigenartig fesselnden" Vorgang, und das „Protestantenblatt" schlachtet mit noch größerem Behagen das „Primär" und „Sekundär" aus: Da habe man ja den Liberalismus mitten im Lager der Positiven!

In ähnlicher Weise wird der Vortrag von D. Haußleiter über die Bibelkritik ausgenützt. Weil er ein Recht der Bibelkritik anerkannte, weil er den alten Inspirationsglauben als abgetan erklärte, muß sein Vortrag als Zeichen der Uneinigkeit unter den Positiven gelten. Unsere Leser werden, wenn

sie Haußleiters Referat zu lesen bekommen, in gerechtes Staunen geraten. Denn gerade sein Referat war so, daß er bis in die Kreise der Gemeinschaften Beifall finden wird. Und die wissen doch, was sie an ihrer Bibel haben.

Was soll man zu dieser eigenartigen Taktik der Gegner sagen? Glauben sie wirklich, daß unter den vielen straff positiven Theologen und Laien in Berlin niemand so feinhörig war, um eine Irrlehre herauszumerken, wenn sie vorgetragen wurde? Oder waren diese entschlossenen Männer auf einmal „stumme Hunde" geworden, die nicht den Mund gegen die Bestreiter der göttlichen Wahrheit aufzutun wagten? Aber keiner hat protestiert, im Gegenteil erfreuten sich alle an dem Gebotenen. Will man sie nicht alle als Unmündige abtun, so müßte schon diese Einhelligkeit einem neutralen Beobachter den Beweis liefern, daß hier in der Tat Einigkeit des Glaubens vorhanden war. Aber darum noch einmal: was soll diese Taktik? Man könnte daran denken, daß man damit den Schein erwecken will, daß die Positiven im Grunde bereits liberal seien und also — die Zukunft dem Liberalismus gehöre. Das wäre dann ein Wink nach oben. Aber vielleicht ist es gar keine Taktik, sondern ein Offenbarwerden der mit aller Mühe nicht mehr zu verschleiernden Tatsache: Man hat das Organ für das biblische Christentum völlig verloren. Man ist nur noch imstande, nach wissenschaftlichen, erkenntnismäßigen, gefühlsmäßigen Maßstäben zu unterscheiden, und wo man ein Fortschreiten der gläubigen Gemeinde auch in der Wissenschaft sieht, notiert man sich sofort: Auch liberal! Das Zentrale, das Wesen sieht man nicht und kann man auch nicht sehen. Das Zentrale aber für die gläubige Gemeinde ist die Offenbarung Gottes, wie sie in der Schrift niedergelegt und in ihrer Verkündigung bezeugt wird. Der sich offenbarende Gott ist die Sonne, um die ihr Glaube kreist. In diesem ihren Offenbarungsglauben kann sie äußerliche Wandlungen peripherischer Art mitnehmen, und sie bleibt doch in ihrem Glauben eins. Dahin gehört auch die Verbalinspiration. Luther hatte sie noch nicht, erst ein späteres Zeitalter hat sie aufgebracht. Der Glaube der Gemeinde ist durch ihre Einführung nicht geändert worden, er wird auch durch ihre Aufgabe nicht geändert. Aber das verstehen nun eben die Gegner nicht, daß jemand diese erst spät eingeführte Verbalinspiration aufgeben kann und dennoch mit beiden Füßen in der Schrift stehen; daß ihm die Bibel das Buch bleibt, auf das er lebt und stirbt; denn sie enthüllt ihm die Offenbarung des lebendigen Gottes und er hört aus ihr den lebendigen Gott reden, so gewaltig, wie ihn die Propheten hörten und die Apostel, wenn sie zu den Füßen Jesu saßen. Darüber mit denen zu disputieren, die das nicht verstehen, ist aussichtslos; es handelt sich um Begegnungen der sichtbaren und unsichtbaren Welt, von Zeitlichem und Ewigem, von Menschlichem und Göttlichem.

So lassen wir jene bei dem, was sie so gern glauben; lassen sie auch sagen, die Positiven seien selber uneins und schon halb dem Liberalismus verfallen. Wir wiederholen ein früher gesagtes Wort: Je mehr unsere Gegner sich über uns täuschen, desto ungestörter können wir wachsen und erstarken. Vielleicht darf Schreiber dieses mit einem Worte schließen, das ihm dieser Tage einer der alten Führer sagte: „Vor Jahren besuchte mich ein teurer Freund und sagte mit fast gesunkenem Mute: Geht es so weiter, so werden wir beide bald allein stehen. Er ist unterdessen gestorben. Aber ich habe am Leben bleiben dürfen und sehe jetzt um mich her das neue Erwachen des Glaubens; überall neue junge Kräfte. Wie dankbar bin ich dafür meinem Gott, daß ich das noch mit Augen schauen darf."

Literatur.

Die Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf., Inh. Werner Scholl, übersandte uns:

1. Theologie und Kirche. Beiträge zum gegenwärtigen Kirchenproblem von Dr. A. W. Hunzinger, Prof. in Erlangen. 100 Seiten. Preis: broschiert 2 Mark.

Das Buch enthält vier verschiedene Aufsätze, die schon anderweitig zerstreut publiziert wurden, und die ihrem Inhalt nach zusammengehören. Es enthält:

1. Blick auf die kirchlich theologische Lage.
2. Die theologische Notlage der Gegenwart.
3. Theologie und Kirche.
4. Ein Programm für kirchlich-theologische Arbeitsgemeinschaft.

No. 3 ist schon im Augustheft 1911 des „Geisteskampf„ u. s. w. erschienen.

In diesem Buch spricht ein Mann, der die Notlage der kirchlich-theologischen Gegenwart aufs tiefste empfindet, der wohl weiß, daß mit dem starren Festhalten an einer veralteten Theologie weder der Theologie noch der Kirche gedient ist. Er weiß aber auch aus eigener Erfahrung, wie schwer es hält, den alten Wahrheitsgehalt der christlichen Religion in neue Schläuche zu fassen, die der Geistesverfassung der Gegenwart entsprechen. Wir wünschten, daß alle unsere Leser dieses Buch lesen und studieren könnten; besonders aber die, welche meinen die alte Wahrheit stützen zu müssen mit der unhaltbaren, durchaus morsch gewordenen Verbalinspiration.

2. Predigten über ausgewählte Evangelientexte. Von Prof. Dr. C. Stange in Greifswald. 26 Predigten. 211 Seiten. Preis: broschiert 4 Mark; gebunden 4.80 Mark.

Es sind akademische Predigten, die auf den heutigen Stand des Zweifels an den christlichen Wahrheiten Rücksicht nehmen, und ein deutliches persönliches Glaubenszeugnis an die Macht der weltüberwindenden Gottesliebe, die in Jesu Person erschienen ist, ablegen.

3. Die Bergpredigt des Herrn. IV. Letzte Mahnungen und Warnungen. Von Dr. P. Kaiser, Pfr. in Leipzig. Broschiert 1.60 Mark; gebunden 2.30 Mark. — Das Buch erscheint in dritter nur wenig veränderter Auflage. Das dürfte ein Zeugnis dafür sein, daß die Predigten doch viel begehrt und geschätzt werden. Wir haben in früheren Jahrgängen schon das Buch besprochen.

Brederek, Pastor E., Wankendorf, bisher in Breklum, Predigten über Texte des alten Bundes. 9 Bogen. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. A. Deichertsche Verlagsbuchh. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: Ps. 103, 8—13 (Weihnachten). Ps. 125 (Neujahr). 2. Kön. 5, 1—11 (3. nach Epiph.). 2. Mose 3, 1—6 (6. nach Epiph.). Ps. 19 (Septuages.) Jerem. 8, 4—9 (Quinquages.). Jerem. 26, 1—15 (Okuli). Jes. 53 (Karfreitag). Ps. 118, 14—24 (Ostermontag). Ps. 66, 1—12 (Misericordias Domini). Ps. 51, 12—19 (Pfingstsonntag). Jes. 65, 17—19, 24, 25 (4. nach Trinit.). Jerem. 23, 16—29 (8. nach Trint.). Ps. 37, 4—6, 16, 25, 37 (15. nach Trinit.). Ps. 32, 1—7 (19. nach Trinit.). Jes. 35, 7—10 (Letzter Sonntag im Kirchenjahr).

Die Predigten machen nicht den Anspruch, neue Bahnen zu weisen, sie

möchten nur den Amtsbrüdern, die aus diesem oder jenem Grunde nicht recht an die Verwendung alttest. Texte herangehen mögen, Mut dazu machen, und möchten den Gemeindegliedern, die auf ihren Kanzeln nie das A. T. ausgelegt hören, wenigstens etwas in seine Schatzkammern einführen.

Ewald, weil. Prof. Dr. P., Erlangen: Aus dem Worte des Lebens. 16 Predigten. 11 Bogen. Mit dem Bildnis des Verfassers. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.80. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: 1. Sonntag im Advent Offb. 1, 4—8. — 1. Weihnachtsfeiertag Hebr. 1, 1—6. — 2. Sonntag nach Epiphanien Luk. 4, 14—24. — 3. Sonntag nach Epiphanien Röm. 12, 17—21. — Sonntag Sexagesimä 2 Petr. 1, 3—11. — Estomihi Mark. 8, 27—37. — Oculi Hebr. 5, 7—10. — Karfreitag Luk. 23, 44—48. — 1. Ostertag 1. Petr. 1, 3—9. Jubilate Offb. Joh. 3, 1—6. — Rogate Offb. Joh. 3, 14—22. — Himmelfahrtsfest Hebr. 4, 14—16. — Exaudi 1. Petr. 4, 8—11. — 2. Pfingstfeiertag Apg. 2, 22—39. — 24. Sonntag nach Trinitatis 1. Thess. 5, 1—11. — Missionsfestpredigt Joh. 17, 20.

Im Buch selbst fehlt leider die obige Inhaltsübersicht, was sicher als Mangel empfunden werden wird. — In seinen Predigten trifft er den zum Herzen und Gewissen sprechenden Ton. Besonders eindrücklich weiß er in seiner Pfingstpredigt den Segen zu beschreiben, den der Geist Christi seit Pfingsten der Menschheit gebracht hat.

Aus gleichem Verlag kam:

Die epistolischen Perikopen des Kirchenjahrs, exegetisch und homiletisch behandelt von Lic. theol. J. L. Sommer †. Sechste Auflage. Mit Berücksichtigung der durch die Eisenacher Konferenz veranlaßten Aenderungen und Beiträgen von Pfr. K. Kröber. Neu herausgegeben von Pfr. Max Sommer, Obristfeld, Bayern. 2., 3., 4., 5. und 6. Lieferung, jede 7 Bogen stark. Preis: geh. 1.20 Mk.

Wir haben im Märzheft d. J., Seite 149, auf das erste Heft dieses Werkes und auf den Wert des Ganzen verwiesen und bitten unsere Leser, nachzulesen, was dort gesagt wurde.

Aus gleichem Verlag kam:

Wissen wir etwas Sicheres über Jesus? Von Joh. Jeremias, Pfr. in Limbach i. S. 48 Seiten. Geheftet 80 Pf.

Der Titel ist vom Verfasser nicht im Sinne des Zweifels gestellt. Die Broschüre gibt eine kurz zusammenfassende Uebersicht der Verhandlungen über die Frage, die durch den kecken Angriff des Monisten A. Drews in Gang gebracht wurden. Verfasser hält fest an der geschichtlichen Glaubwürdigkeit der historischen Berichte über Jesum, aber der Eindruck, den der Glaube an die Person Jesu zu erzeugen vermag, ist ein Wissen höherer Art. „Der Eindruck, den ich durch das glaubwürdig überlieferte und unerfindbare Lebensbild Jesu gewinne, verschafft mir einen viel höheren Grad ruhiger und stetiger Gewißheit, als sie die schwankende historisch-kritische Wissenschaft mir zu geben vermag." Mit zweifelnder Kritik stehen wir den Ausführungen unter V. „Die Form der evangelischen Ueberlieferung" gegenüber. Da wird das astralmythologische Problem abgehandelt und der Satz von Alf. Jeremias angeführt: daß der astrale Einschlag in der Geschichtsdarstellung „für jeden, der sehen will, nicht eine Hypothese, sondern eine Tatsache ist." Wer die babylonische Astralbrille trägt, wird wohl auch in der Bibel astrale Formen finden. Wir bemerken ferner, daß Verfasser unwidersprochen die Menschheits-

geschichte „nach Jahrhunderttausenden“ zu bemessen geneigt ist. — Riem in „Natur und Bibel“ zeigt, daß die Zahlen in betreff des Alters der Erde und der Menschheitsgeschichte, die die Naturforscher aufstellen, nicht den geringsten Wert haben. S. 141.) Er selbst gibt zu, daß die Sintflut wenigstens 10,000 Jahre von der Gegenwart zurückdatiert werden muß; daß Spuren einer Kultur vorhanden sind, die 8000 Jahre vor der Gegenwart schon bestand. (S. 146.) Aber die Menschheitsjahre vor der Sintflut auch nur annähernd abzuschätzen oder zu berechnen, dafür fehlt uns jeder sichere Maßstab. Warum sollen christliche Theologen solche schwindelhafte Hypothesen bezüglich des Menschheitsalters einfach unbesehen annehmen? Im Juliheft 1911 haben wir das Buch von Dr. Joh. Riem angezeigt, das wir nochmals in empfehlende Erinnerung bringen für alle die, welche mit der Anfangsgeschichte der Menschheit sich auseinandersetzen möchten.

Aus gleichem Verlag kam:

Die Theologie der Gegenwart. 6. Jahrg., 2. Heft. Altes Testament. Von Prof. Dr. E. Sellin, Rostock. Das Heft führt ein in die verschiedenen neueren Publikationen, die sich mit der Geschichte Israels und den Büchern des A. T. befassen. Die diesbezüglichen Fragen lassen die Gelehrten nicht zur Ruhe kommen und werden je nach dem Standpunkt sehr verschieden beantwortet.

Aus gleichem Verlage kam:

Dr. Deißmanns „Paulus“ für Theologen und Laien, beleuchtet von Dr. R. F. Nösgen, Konsist.Rat und Prof. in Rostock. 42 S. Broschiert 80 Pf. Die Schrift soll eine Warnung sein vor Dr. Deißmanns Schrift „Paulus,“ die in bestehenden Redensarten das Christentum des Apostels Paulus, sowie seine apostolische Verkündigung und Berufstätigkeit in mystische Nebel verflüchtigt und von den objektiven Erfahrungen des Christenlebens wenig Stichhaltiges übrig lassen.

Johannes bleibt! Von Dr. R. H. Grützmacher, Professor in Erlangen. 7 Bogen. Mk. 2.40, eleg. kart. Mk. 2.80.— A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: Johannes Zeugnis ist wahrhaftig — Gott — Christi göttlicher Anfang — Gott ward Mensch — Jesu Ausgang — Der heilige Geist — Die Herrschaft der Sünde — Der Christen neues Leben in der Zeitlichkeit — Der Christen ewiges Leben.

Die Schrift behandelt die Grundwahrheiten der christlichen Religion auf Grund des johanneischen Zeugnisses. Aus gründlichen neutestamentlichen und systematischen Studien wie aus einer genauen Bekanntschaft mit der modernen Geisteswelt erwachsen, bietet die Schrift eine lebensvolle und allgemeinverständliche Einführung und Verteidigung der christlichen Wahrheit in gewählter Sprache. Eigenartig in ihrer ganzen Form und Anlage dürfte sie wohl dazu bestimmt sein, der Sache des alten Evangeliums in den weitesten Kreisen einen Dienst zu tun. Freunde des positiven Christentums werden durch sie gestärkt, Zweifler gewonnen werden und auch die Gegner einen Eindruck von der unvergänglichen Größe der christlichen Wahrheit, wie Johannes sie verstanden hat, erhalten.

Vornehm ausgestattet eignet sich die Schrift vorzüglich zu Geschenkzwecken für alle Gelegenheiten, bei denen eine religiös packende und zugleich geistig anregende Gabe dargeboten werden soll.

Diese Schrift ist eine Abschiedsschrift des geehrten Verfassers von seinem

alten Arbeitsfeld, Rostock, zu dem neuen als Professor in Erlangen. Sie ist geeignet, ihm da gewiß neue Freunde zu erobern, da Erlangen bis jetzt nicht von der zerstörenden Tendenz des radikalen Liberalismus durchseucht ist. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, viel Glaubensfrucht zu schaffen durch sein positives Festhalten an den bewährten Grundwahrheiten des Apostels und Lieblingsjüngers Johannes.

Aus dem Verlage von Quelle und Meyer in Leipzig kam uns zu:

Das Wunder. Eine dogmatisch-apologetische Studie von Professor Dr. A. W. Hunzinger. 173 Seiten. Broschiert Mk. 3.00. In Originalleinenband Mk. 3.40.

Eine durchaus moderne theologische Behandlung der brennenden Wunderfrage in einer Form, die mit strengster Wissenschaft möglichste Allgemeinverständlichkeit und Lebendigkeit der Darstellung verbindet. Verfasser gewinnt seine Ergebnisse in durchdenkender Auseinandersetzung mit den hervorragendsten neueren und älteren Bearbeitern des Wunderproblems. Durch eine eingehende Darstellung der bisherigen Behandlung der Lehre vom Wunder in der Geschichte der abendländischen Theologie bahnt er den Weg zu seinen Problemstellungen. Die folgenden Kapitel behandeln das Wesen und die Bedeutung des Wunders im allgemeinen, die heilsgeschichtlichen Wunder im besonderen, das Verhältnis des Wunders zur Naturwissenschaft und der Geschichtswissenschaft. Die beiden letzten apologetischen Kapitel sind von besonderem Interesse.

Die Wunder werden bekanntlich von der sog. modernen Wissenschaft (auch der Theologie) rundweg geleugnet. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß auch die Theologie, selbst im positiven Lager, bisher zu keinem klaren Begriff des echten religiösen Wunders hindurchgedrungen ist. Verfasser dringt tief ein in die Frage, und zeigt besonders in dem Kapitel: „Die heilsgeschichtlichen Wunder", daß die äußeren Erlebnisse im Leben Jesu, besonders sein Kreuz und seine Auferstehung notwendig mit dazu gehören, wenn der Sünder zu einer Erfahrung der Erlösung durch Christum aus der eigenen Ohnmacht und Naturgebundenheit gelangen soll.

Die Offenbarung Gottes in seinem Sohn zu beschränken auf das innere Leben Jesu, abgetrennt von seinen äußeren Erlebnissen, ist ein toter Ungedanke, den nur Stubengelehrte aushecken können, nicht aber Leute, die das wirkliche, naturgebundene Leben des Sünders kennen.

Aus gleichem Verlag kam:

Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten. Von Professor Dr. H. Achelis. Bd. 1, 320 S. Brosch. Mk. 10. In Originalb. Mk. 12. Bd. 2. 550 S. Brosch. Mk. 16. In Originalb. Mk. 18.

Verfasser will seinen Lesern klarlegen, wie das Christentum im Strome der Zeit in die weite Welt des römichen Reiches hinausgetrieben wurde, dort Wurzel faßte, sich umbildete, neue Elemente aufnahm und so schließlich als Siegerin im Kampfe mit dem heidnischen Staate hervorging. Das Leben der Gemeinde steht im Mittelpunkt der Darstellung. Das Christentum in der Welt, sein Verhältnis zum Heidentum und den heidnischen Religionen seine Stellung zur antiken Kultur und die Anfänge einer christlichen Kultur werden eingehend geschildert, die christliche Kunst und das christliche Dogma der Verlauf der Mission und die Ausbreitung des Christentums, die Stellungnahme des Staates, die Geschichte der Verfolgungen und ihrer Wirkun-

gen auf die Gemeinden — alles aber als die Geschichte einer religiösen Gemeinschaft, die in eine feindliche Welt eintritt und sie sich Schritt für Schritt erobert. Auf die Charakteristik der führenden Persönlichkeiten wird besonderer Wert gelegt. Das Ganze zeigt das Christentum in der ersten Phase seiner Entwicklung bis zu seiner staatsrechtlichen Anerkennung, die Werdezeit unserer Religion, von Christus bis Konstantin.

Die wunderbare Siegesmacht des Geistes der Wahrheit, der in den ersten Zeiten die Bekenner Christi beseelte, die alles überragende Geistesmacht des Apostels Paulus, treten uns hier besonders entgegen. Durch diese Geistesmacht allein ist es dem Christentum möglich geworden, nicht nur die judaistischen Fesseln zu sprengen, in welche die Gemeindevertreter zu Jerusalem das Christentum festlegen wollten, sondern auch die unlauteren gnostischen Elemente auszuscheiden, welche dasselbe in eine falschgeistige Strömung trieben und es zu einem Konglomerat, oder mixtum compositum aus allen Religionen der Welt machen wollten. — Eine auffällige Unstimmigkeit ist Seite 1 zu finden. Verfasser setzt hier stillschweigend voraus, daß jene Legende der Kritiker wahr sei, daß die Apostel Jesu nach seiner Gefangennahme sofort nach Galiläa entflohen seien. Dort sei Jesus nach der Auferstehung zuerst dem Petrus erschienen. Zitiert wird dafür Luk. 24, 34. Diese Stelle kann doch nur dann etwas beweisen, wenn der ganze Bericht von Kap. 24 wahr ist und die Szene sich in Jerusalem zutrug!

Nur wenn die neueste These von Dr. A. Resch in „Galiläa bei Jerusalem"*) wahr ist, dann stimmt alles, was Verfasser in den ersten Seiten seines Werkes von den Erscheinungen des Auferstandenen sagt.

Aus gleichem Verlag kam:

Einführung in das Alte Testament. Von Professor Dr. M. Löhr. 124 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mk. 1.25. — Das Alte Testament ist eine Sammlung, dessen einzelne Teile von ihrem ältesten bis zu ihrem jüngsten rund ein Jahrtausend umspannen. Durch dieses einzigartige literarische Denkmal will Verfasser dem Laien ein Führer sein. Er will die Eigenart der biblischen Ueberlieferungen erklären, ihren Werdeprozeß, ihr Verhältnis zu den Literaturen des Orients u. s. w. Dabei ergeben sich naturgemäß auch eine Fülle von Betrachtungen über den ethischen und kulturellen Charakter der Bibel.

1. Literaturgeschichtlicher Teil.
2. Wichtige literarische Probleme.
3. Die Literatur des A. T. im Lichte der Literaturen Vorderasiens und Aegyptens.
4. Geschichte des Kanons.
5. Geschichte des Schriftwesens und Textes.
6. Anhang.

Diese Schrift legt ein reiches Material zur Prüfung der Probleme des alttestamentlichen Schrifttums vor; zerstört freilich die Traditionen über die mosaische Urheberschaft des Pentateuch und viele andere. — Die Schrift sollte zusammen gelesen werden mit der unter Bertelsmanns Schriften genannten Broschüre von W. Möller: „Wider den Bann der Quellenscheidung." Es ist immer besser zwei Seiten zu hören als nur eine.

Aus gleichem Verlage kam: Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 160 Seiten. Preis in

*) Siehe Anzeigen im Maiheft, unter Bertelsmanns Schriften: „Der Auferstandene in Galiläa bei Jerusalem."

Originalleinenband 1.25 Mk. Ein kleines, aber sehr inhaltreiches Büchlein, das zum rechten Verständnis der heutigen deutschen Kultur sehr wesentliche Dienste leistet.

Gott lebt noch. Ein einfacher Traktat, der sich zur Weiterverbreitung im Volk empfiehlt.

Verfasser ist A. Brauel, früher Pastor der Wisconsin-Synode, der durch Krankheit genötigt war, das Amt aufzugeben und sich durch Verkauf von Erbauungsbüchern seinen Unterhalt zu schaffen suchte. Als auch das ihm zu schwer wurde, schrieb er dieses populäre Schriftchen und suchte es zu verbreiten. 25 Cents wäre der Preis, um den es sollte verkauft werden.

Wer ihm diesen Liebesdienst tun kann, wende sich an: Rev. A. Brauel, Green Bay, Wic.

Lutherhefte, Serie II. Vorboten zum Reformations-Jubiläum. 1917. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen), Hermannstraße 3—5. Preis jeder Nummer 3 Cts.; 12 Exemplare 30 Cts. 100 Exemplare $2.75. Nach Wunsch gemischt. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Man bestelle sich vom Verlag das vollständige Verzeichnis der bisher erschienenen Hefte. Alljährlich erscheint eine Serie neuer Hefte.

No. 31/32: Vorreden zum Alten und Neuen Testament. No. 33: Weihnachtsstimmen aus dem Alten Testament. No. 34: Noahs Weissagung von Christo. No. 35: Vom Anfang des lutherischen Lärmens. No. 36: Die Reformation eine Separation. No. 37: Die lutherische Kirche — die wahre, sichtbare Kirche. No. 38: Jede christliche Gemeinde hat Recht und Macht, Prediger zu berufen und abzusetzen. No. 39: Lutherworte über Schule und Religionsunterricht. No. 40: Von der heiligen Taufe. No. 41: Vom heiligen Abendmahl (wider die Römischen). No. 42: Vom heilsamen Gebrauch des heiligen Abendmahls. No. 43: Von den Engeln. No. 44: Vom Geben. No. 45: Luther über den Krieg.

„Die neuen Lutherhefte bieten zur Vorbereitung aufs Reformations-Jubiläum 1917 Stücke aus Luthers Schriften, teils so, daß ein Heft eine einheitliche Schrift Luthers ganz oder gekürzt wiedergibt, oder daß zu einem bestimmten Gegenstande Lutheraussprüche unter Angabe der Fundstellen zusammengestellt werden. Der Gedanke ist jedenfalls glücklich."

Luthers Schriften in kleinen und billigen Traktaten unter das Volk zu bringen, ist sicher der beste Weg, das Volk mit Luther und seinen inhaltsreichen Werken bekannt zu machen.

Erstlinge. Aus dem Missionsleben. Von einem Missionar. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen), Hermannstraße 3—5. 16 Seiten. Preis: 3 Cts.; 100 Exemplare $2.75.

Dies frisch und anschaulich geschriebene und gefällig ausgestattete Heftchen, das uns auf das ostindische Missionsfeld führt, sei allen Missionsfreunden und solchen, die der Mission neue Freunde werben wollen, aufs wärmste empfohlen. Trefflich geeignet zur Verteilung bei Missionsfesten und Missionsstunden."

Vom Verlag der Buchhandlung des deutschen Philadelphia-Vereins, Stuttgart, kam uns zu:

Was Christ in dieser Weltzeit erlebte. Von Ernst Schreiner. 147 Seiten, mit 5 Bildern. Kart. 1.80 Mk.; geb. 2.50 Mk.

Schreiner, der so frisch, packend und humorvoll zu erzählen, aber auch ernst und die Gewissen weckend zu schreiben weiß, bietet uns hier ein Gegenstück zu „Bunyans Pilgerreise nach dem Berge Zion".

Jeder, der es liest, wird es nicht ohne Segen und Gewinn aus der Hand legen. (Phil.) Wir schließen diesem Urteil uns an.

Vom Verlag von Edwin Runge, Gr. Lichterfelde, Berlin, kam uns zu:

„Die Heilsgewißheit" von Dr. W. Kähler. 7. Serie, 9—10 Heft der Bibl. Zeit- und Streitfragen. 58 S. 80 Pf.

Inhalt: Die geschichtl. bedingte Losung. Ihr Grund; Entstehung; Bestand; kirchl. Bedingtheit; Theol. Tragweite.

Heilsgewißheit ist die geschichtliche Losung der evangelischen Reformation. Ihr Verständnis setzt das biblische Verständnis des Heils und des Glaubens voraus. Gegenüber der römischen Forderung kirchlicher Verbürgung und des Verdienens kennzeichnet sie den evangelischen Subjektivismus durch seine im Kindesgebet wurzelnde Individualität. Diese aber ist im Unterschiede von allem Enthusiasmus weder singulär noch isoliert, vielmehr auf Grund der Berufung in christlicher Freiheit und Hoffnung exemplarisch und durch Wechselwirkung, Geschichte und Kirche sozial bedingt. Was der allgemein verehrte Nestor unserer positiven Theologie über das zentrale Thema ausführt, darf des Interesses weitester kirchlicher Kreise sicher sein. Kein anderes Heft hat bisher so sehr in das Zentrum der christlichen Versöhnungs- und Heilslehre geführt, von der die liberale Theologie ein tiefer Graben trennt.

Kegel, Theodor, Die Patriarchenerzählungen und unsere Zeit in wechselseitiger Beleuchtung. 25 Predigten des † Sup. Theodor Kegel als Bibelstunden herausgegeben von Oberl. Dr. M. Kegel und Pastor Lic. theol. W. Möller. 4 Mk., geb. 4.50 Mk. (C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Die stark ausgeprägte Eigenart dieser Predigten hat auf alle Hörer, auf die einfachsten Leute ebenso wie auf die Gebildeten, einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck gemacht. Dieser Eindruck erscheint begründet in der geschickten Beleuchtung der gegenwärtigen Zustände. So ist zu erwarten, daß diese Sammlung die Beachtung weiter Kreise wachrufen wird.

Unbeirrt durch die moderne Kritik, die die Patriarchengeschichten in Mythen auflöst, behandelt der Verfasser diese Geschichten vom Standpunkt unerschütterten Bibelglaubens und macht dazu echt evangelische Applikationen, die auch bei uns ihren vollen Wert behalten.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Augustheft bietet aus der Feder des Herausgebers eine längere wertvolle Arbeit über „Die Aufgabe unserer Kirche gegenübeer der öffentlichen agitatorischen Bekämpfung des Christentums", auf die wir besonders hinweisen möchten. Aus dem weiteren Inhalt seien hervorgehoben die Abhandlungen: Die Phantasie. — Wie stellt sich der Christ zur Entwicklungslehre, sowie ein Cyklus von Gedichten von Karl Ernst Knodt.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausg. von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 1 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Güteersloh.)

Es ist nicht leicht, sich in der Flut der Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Romanliteratur, der Kunstgeschichte, der Jugendschriften, Lebensbeschreibungen u. s. w. zurecht zu finden: im „Vierteljahrsbericht", von dem uns das 2. und 3. Heft vorliegen, bietet sich ein zuverlässiger Führer an, dem man sich wohl anvertrauen kann. Sein billiger Preis, nur 1 Mk. jährlich, ermöglicht die Anschaffung für jedermann.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Dr. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Von reichgesegneterTätigkeit eines eigenartigen Mannes berichtet das Augustheft der Evangelischen Missionen unter der Ueberschrift „Vater Ziemann, ein Pionier der Goßnerschen Gangesmission." Nicht ohne Rührung lesen wir von dem Wirken dieses begabten und unermüdlichen Mannes, der noch im hohen Alter von 72 Jahren bis zu seinem Heimgang freudig und rastlos gewirkt hat. Auch der weitere Inhalt: Gottes Wort in vielen Zungen (mit 15 interessanten Schriftproben aus Bibelübersetzungen) — Die „Quivive"-Feier — Aus chinesischen Schullesebüchern — Neue Nachrichten vom Missionsfelde ist anziehend wie immer.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Augustheftes: Landsorgen. Von Artur Dix. — Zigeunerblut. Von Viktor von Reisner. (Fortsetzung.) — Die moderne theosophische Bewegung. Von Hans Freimark. — Wenn die Tage sich erfüllen. Von Anna Behnisch-Kappstein. — Heimat und Vaterhaus. Von P. Berendt. — Unser Kronprinz als Waidmann. Von St. — Völkerkritik und Italiener. Von Wirth. — Aus den Tagen der badischen Revolution. Von Wilhelm Blos. — Welche Bäume bevorzugt der Blitz? — Aristokratisch. Von Kurd von Strantz. — Türmers Tagebuch: Preußen heraus! Um Erwins Ehrenmal. So weit die deutsche Zunge klingt! Ein Germanenbund. — Von deutscher Ästhetik. Von Dr. Otto Braun. — Gabriel Schillings und Gerhart Hauptmanns Flucht. Von St. — Wilhelm Bodes Goethe-Bücher. Von Hermann Kienzl. — Die Hellerauer Schulfeste. Von Dr. Karl Storck. — Albert Welti und Alma Tadema †. Von St. — Ludwig von Senger. Von K. St. — Das Tonkünstlerfest in Danzig. Von Dr. Karl Storck. — Kapellmeisternot. Von K. St. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Ludwig Senger). — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Das religiöse Erwachen des fernen Ostens. Von Dr. Frhr. v. Mackay. — Steiners Theosophie. Von Friedrich Lienhard. — Gewerkschaft und Dogma. Von Dr. Max Adler. — Die russische Gefahr. Von Otto Corbach. — Der weiße Rosenbusch. Novelle von Paul Ernst. — Türmers Tagebuch. Daheim anfangen! Semel Germanus, semper Germanus! Erinnerungen. Die internationale Phrase. Das dumme Huhn und die klugen Entlein. Um Pannekoek. — Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Evangelisches Missionsmagazin. Neue Folge. 56. Jahrgang. Erscheint monatlich im Verlag der Basler Missionshandlung. Preis: jährlich 4 Mk. (ohne Porto).

Das Juliheft 1912 enthält: Die Christenheit und ihre Aufgabe an der Welt des Islam. Von Miss.-Insp. Arenfeld, Berlin. Unter indischen Fürsten und Bauern. Pon Pfr. Bader. Die chinesische Mission nach der Revolution. Von Pfr. Schlatter. Rundschau. Literatur.

Schreiner, der so frisch, packend und humorvoll zu erzählen, aber auch ernst und die Gewissen weckend zu schreiben weiß, bietet uns hier ein Gegenstück zu „Bunyans Pilgerreise nach dem Berge Zion“.

Jeder, der es liest, wird es nicht ohne Segen und Gewinn aus der Hand legen. (Phil.) Wir schließen diesem Urteil uns an.

Vom Verlag von Edwin Runge, Gr. Lichterfelde, Berlin, kam uns zu:

„Die Heilsgewißheit“ von Dr. W. Kähler. 7. Serie, 9—10 Heft der Bibl. Zeit- und Streitfragen. 58 S. 80 Pf.

Inhalt: Die geschichtl. bedingte Losung. Ihr Grund; Entstehung; Bestand; kirchl. Bedingtheit; Theol. Tragweite.

Heilsgewißheit ist die geschichtliche Losung der evangelischen Reformation. Ihr Verständnis setzt das biblische Verständnis des Heils und des Glaubens voraus. Gegenüber der römischen Forderung kirchlicher Verbürgung und des Verdienens kennzeichnet sie den evangelischen Subjektivismus durch seine im Kindesgebet wurzelnde Individualität. Diese aber ist im Unterschiede von allem Enthusiasmus weder singulär noch isoliert, vielmehr auf Grund der Berufung in christlicher Freiheit und Hoffnung exemplarisch und durch Wechselwirkung, Geschichte und Kirche sozial bedingt. Was der allgemein verehrte Nestor unserer positiven Theologie über das zentrale Thema ausführt, darf des Interesses weitester kirchlicher Kreise sicher sein. Kein anderes Heft hat bisher so sehr in das Zentrum der christlichen Versöhnungs- und Heilslehre geführt, von der die liberale Theologie ein tiefer Graben trennt.

Kegel, Theodor, Die Patriarchenerzählungen und unsere Zeit in wechselseitiger Beleuchtung. 25 Predigten des † Sup. Theodor Kegel als Bibelstunden herausgegeben von Oberl. Dr. M. Kegel und Pastor Lic. theol. W. Möller. 4 Mk., geb. 4.50 Mk. (C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Die stark ausgeprägte Eigenart dieser Predigten hat auf alle Hörer, auf die einfachsten Leute ebenso wie auf die Gebildeten, einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck gemacht. Dieser Eindruck erscheint begründet in der geschickten Beleuchtung der gegenwärtigen Zustände. So ist zu erwarten, daß diese Sammlung die Beachtung weiter Kreise wachrufen wird.

Unbeirrt durch die moderne Kritik, die die Patriarchengeschichten in Mythen auflöst, behandelt der Verfasser diese Geschichten vom Standpunkt unerschütterten Bibelglaubens und macht dazu echt evangelische Applikationen, die auch bei uns ihren vollen Wert behalten.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Augustheft bietet aus der Feder des Herausgebers eine längere wertvolle Arbeit über „Die Aufgabe unserer Kirche gegenübeer der öffentlichen agitatorischen Bekämpfung des Christentums“, auf die wir besonders hinweisen möchten. Aus dem weiteren Inhalt seien hervorgehoben die Abhandlungen: Die Phantasie. — Wie stellt sich der Christ zur Entwicklungslehre, sowie ein Cyklus von Gedichten von Karl Ernst Knodt.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausg. von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 1 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Güteersloh.)

Es ist nicht leicht, sich in der Flut der Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Romanliteratur, der Kunstgeschichte, der Jugendschriften, Lebensbeschreibungen u. s. w. zurecht zu finden: im „Vierteljahrsbericht", von dem uns das 2. und 3. Heft vorliegen, bietet sich ein zuverlässiger Führer an, dem man sich wohl anvertrauen kann. Sein billiger Preis, nur 1 Mk. jährlich, ermöglicht die Anschaffung für jedermann.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Dr. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Von reichgesegneter Tätigkeit eines eigenartigen Mannes berichtet das Augustheft der Evangelischen Missionen unter der Ueberschrift „Vater Ziemann, ein Pionier der Goßnerschen Gangesmission." Nicht ohne Rührung lesen wir von dem Wirken dieses begabten und unermüdlichen Mannes, der noch im hohen Alter von 72 Jahren bis zu seinem Heimgang freudig und rastlos gewirkt hat. Auch der weitere Inhalt: Gottes Wort in vielen Zungen (mit 15 interessanten Schriftproben aus Bibelübersetzungen) — Die „Quivive"-Feier — Aus chinesischen Schullesebüchern — Neue Nachrichten vom Missionsfelde ist anziehend wie immer.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Augustheftes: Landsorgen. Von Artur Dix. — Zigeunerblut. Von Viktor von Reisner. (Fortsetzung.) — Die moderne theosophische Bewegung. Von Hans Freimark. — Wenn die Tage sich erfüllen. Von Anna Behnisch-Kappstein. — Heimat und Vaterhaus. Von P. Berendt. — Unser Kronprinz als Waidmann. Von St. — Völkerkritik und Italiener. Von Wirth. — Aus den Tagen der badischen Revolution. Von Wilhelm Blos. — Welche Bäume bevorzugt der Blitz? — Aristokratisch. Von Kurd von Strantz. — Türmers Tagebuch: Preußen heraus! Um Erwins Ehrenmal. So weit die deutsche Zunge klingt! Ein Germanenbund. — Von deutscher Ästhetik. Von Dr. Otto Braun. — Gabriel Schillings und Gerhart Hauptmanns Flucht. Von St. — Wilhelm Bodes Goethe-Bücher. Von Hermann Kienzl. — Die Hellerauer Schulfeste. Von Dr. Karl Storck. — Albert Welti und Alma Tadema †. Von St. — Ludwig von Senger. Von K. St. — Das Tonkünstlerfest in Danzig. Von Dr. Karl Storck. — Kapellmeisternot. Von K. St. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Ludwig Senger). — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Das religiöse Erwachen des fernen Ostens. Von Dr. Frhr. v. Mackay. — Steiners Theosophie. Von Friedrich Lienhard. — Gewerkschaft und Dogma. Von Dr. Max Adler. — Die russische Gefahr. Von Otto Corbach. — Der weiße Rosenbusch. Novelle von Paul Ernst. — Türmers Tagebuch. Daheim anfangen! Semel Germanus, semper Germanus! Erinnerungen. Die internationale Phrase. Das dumme Huhn und die klugen Entlein. Um Pannekoek. — Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Evangelisches Missionsmagazin. Neue Folge. 56. Jahrgang. Erscheint monatlich im Verlag der Basler Missionshandlung. Preis: jährlich 4 Mk. (ohne Porto).

Das Juliheft 1912 enthält: Die Christenheit und ihre Aufgabe an der Welt des Islam. Von Miss.-Insp. Axenfeld, Berlin. Unter indischen Fürsten und Bauern. Von Pfr. Bader. Die chinesische Mission nach der Revolution. Von Pfr. Schlatter. Rundschau. Literatur.